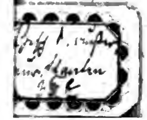


Afrika

Evangelischer Afrika-Verein


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Nr. 1. Januar. 1899.



Afrika.

Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

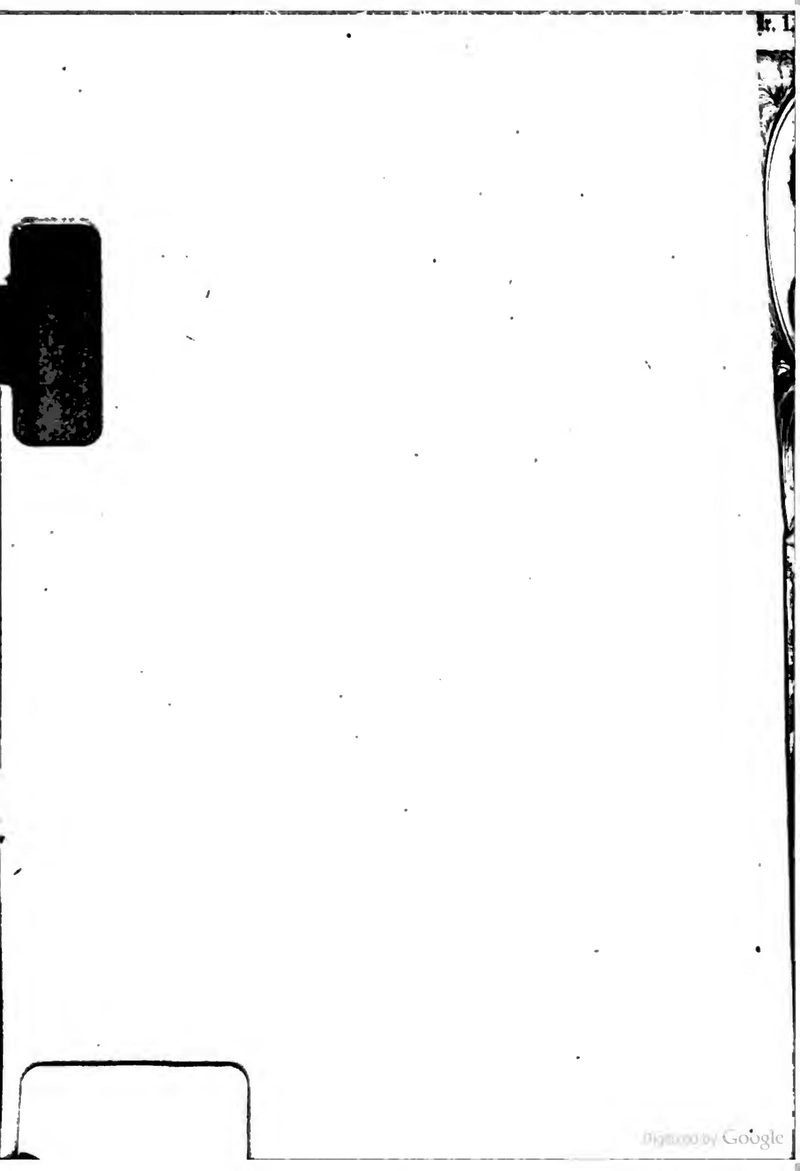
Im Auftrage des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller
in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.
Verantwortlicher Redakteur.

Sechster Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.



Afrika.

Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung
der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage
des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller
in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.
Verantwortlicher Redakteur.

Sechster Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

Prospekt der Zeitschrift „Afrika".

Seit dem Jahre 1894 giebt der Evangelische Afrika-Verein eine Monatsschrift „Afrika" heraus. Mit dem 1. Januar cr. ist die Zeitschrift aus dem Selbstverlage des Vereins in den Verlag der mitunterzeichneten Verlagsbuchhandlung übergegangen. Der Charakter der Zeitschrift wird dadurch jedoch in keiner Weise geändert, sie bleibt nach wie vor das Organ des Evangelischen Afrika-Vereins und wird über die Entwickelung, die Bestrebungen und die Thätigkeit des Vereins in der Heimat sowohl, als auch über den Fortgang seiner Unternehmungen in den Schutzgebieten Mitteilungen bringen.

Die besondere Aufgabe der „Afrika" ist es, nach allen Seiten hin für das Wohl und Recht der Eingeborenen unserer Kolonien einzutreten, weil es die von allen bewährten praktischen Kolonialpolitikern anerkannte Pflicht unsers Vaterlandes ist, um mit Herrn Major von Wißmann zu reden: „Unsere geistige Überlegenheit zu benutzen, um den Neger auf die Kulturstufe zu stellen, die seiner ethischen Eigenschaft entspricht."

Dem entsprechend legt die „Afrika" an die gesamte deutsche Kolonialbewegung mit allen ihren verschiedenen Erscheinungen und Bethätigungen den sittlichen Maßstab. Sie bringt Nachrichten über alles, was irgend seitens des Staates, der Missionen oder sonst für das Wohl der Eingeborenen und zur Bekämpfung ihrer leiblichen und geistigen Notstände geschieht und macht auf die in diesen Beziehungen vorliegenden Aufgaben aufmerksam.

In einer besonderen ständigen Rubrik „Afrikanische Nachrichten" giebt die Zeitschrift einen fortlaufenden Bericht über die Tagesvorgänge in Afrika, so weit sie von Bedeutung sind. Die „Afrika" ist damit eine zuverlässige Sammelstelle aller belangreichen afrikanischen Ereignisse. Zugleich sucht sie durch ihre Darstellung das Verständnis für die eigenartigen Verhältnisse des „schwarzen Erdteils", der dazu berufen erscheint, eine wichtige Rolle in der Weltgeschichte zu spielen, zu fördern.

Durch charakteristische Schilderungen von Land und Leuten erstrebt die „Afrika" daneben die Verbreitung einer allgemeinen Kenntnis unserer Schutzgebiete, um dadurch das Interesse für diese zu wecken und zu vertiefen.

Schließlich werden in der „Afrika" die Erscheinungen der Afrika-Litteratur, namentlich sofern sie nach den oben angegebenen Gesichtspunkten hin von Bedeutung sind, einer Besprechung unterzogen.

Die Zeitschrift erscheint am 15. jedes Monats in der Stärke von 1½ bis 2 Bogen. Der jährliche Bezugspreis beträgt 3 Mark. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung oder die Post (Postzeitungsliste Nr. 39) entgegen. Die Mitglieder des Evangelischen Afrika-Vereins erhalten sie bei einem Jahresbeitrage von 3 Mark unter Streifband zugestellt.

Berlin und **Bielefeld**, im Januar 1899.

Der Vorstand des Evangelischen Afrika-Vereins.
J. A.: Pastor **Gustav Müller**,
verantw. Redakteur.

Die Verlagsbuchhandlung:
Velhagen & Klasing.

Afrika.

Monatsschrift für die sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage

des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor **Gustav Müller**

in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

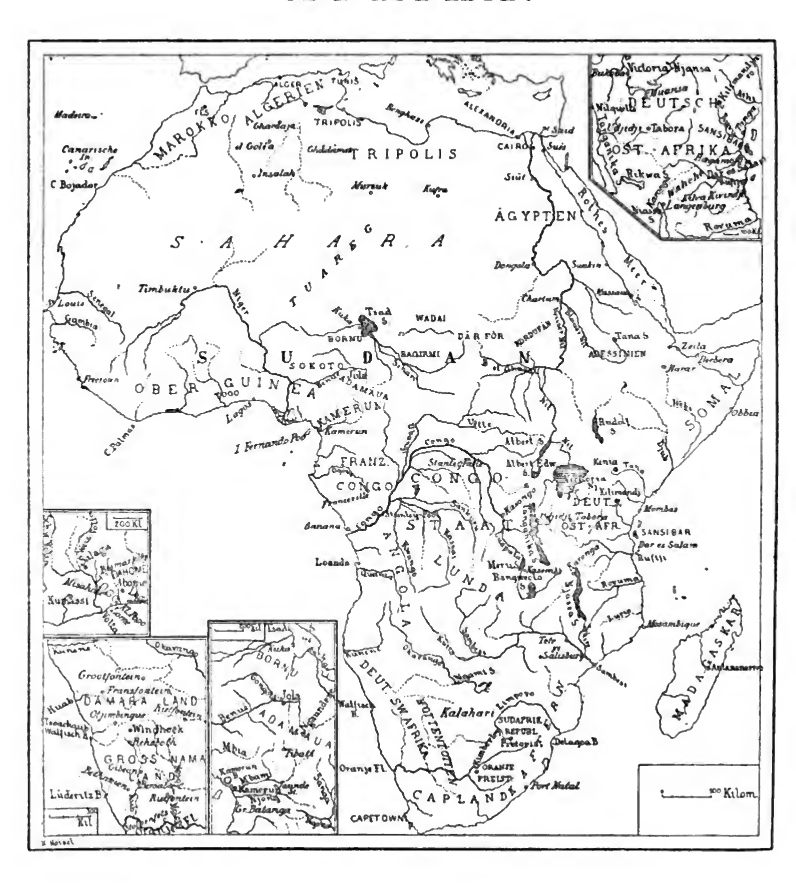
Sechster Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1899.

AFRIKA.



MAROKKO
ALGERIEN
TUNIS
TRIPOLIS
Madeira
Canarische In.
C Bojador
Ghardaja
el Golea
Insalah
Ghadames
Mursuk
Kufra
Benghasi
ALEXANDRIA
CAIRO
Pt Said
Suis
Siut
ÄGYPTEN
Rothes Meer
S A H A R A
TUAREG
Dongola
Suakin
Chartum
Massaua
Timbuktu
St Louis
Senegal
Gambia
Niger
Kuka
Tsad S.
WADAI
BORNU
DAR FOR
KORDOFAN
BAGIRMI
S U D A N
SOKOTO
Jola
ADAMAUA
ABESSINIEN
Tana S
Zeila
Berbera
Harar
Freetown
OBER GUINEA
TOGO
Lagos
KAMERUN
Kamerun
C Palmas
I Fernando Po
SOMAL
Obbia
Rudolf S
Uelle
CONGO
Albert S
Albert Edw. S.
Stanley Falls
FRANZ. CONGO
CONGO STAAT
Franceville
Banana
Loanda
Kenia
Tana
Victoria N.
Kilimandscharo
DEUTS. OST AFR.
Tabora
Mombas
SANSIBAR
Dar es Salam
Rufiji
Rovuma
ANGOLA
LUNDA
Kassai
Bangweolo S
Karonga
Njassa S.
Mosambique
MADAGASKAR
Antananarivo
Kunene
Okavango
Ngami S
Tete
Salisbury
Sambesi
Walfisch B.
DEUT. SW AFRIKA
HOTTENTOTTEN
Kalahari
Limpopo
SUDAFRIK. REPUBL.
Pretoria
Delagoa B
ORANJE FREIST.
Oranje Fl.
Port Natal
CAPLAND
CAFFRARIA
CAPETOWN
Kilom.
Victoria Njansa
DEUTSCH OST-AFRIKA
Tabora
SANSIBAR
Tanganika
Rikwa S
Langenburg
Rovuma
Njassa S
200 Kil
DAHOME
Kumassi
Volta
Lome
Kunene
Okavango
Grootfontein
DAMARA LAND
Otjimbingue
Windhoek
Rehoboth
GROSS NAMA LAND
Bethanien
Lüderitz B.
Kil
BORNU
Kuka
Jola
Benue
ADAMAUA
Tibati
Kamerun
Gr. Batanga



Die Stellung der Signatarmächte zur afrikanischen Branntweinfrage.

Vom Herausgeber.

Nach einer Mitteilung des Herrn Kolonialdirektors an die „Kommission zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels" wird „die zur Revision des Artikels XCII der Brüsseler Akte einzuberufende Konferenz voraussichtlich in wenigen Wochen zusammentreten". Deren Aufgabe ist es, einen einheitlichen Minimal-Einfuhrzoll für die in Afrika importierten Spirituosen festzusetzen. Deshalb sehen alle Freunde der Eingeborenen Afrikas dem Ergebnis dieser Konferenz mit Spannung entgegen. Denn an der Frage, ob sie den Minimal-Einfuhrzoll für Spirituosen in einer solchen Höhe bestimmt, daß durch ihn die Branntwein-Einfuhr in Afrika künftig ganz wesentlich eingeschränkt wird und weiter an der Frage, ob sie Beschlüsse faßt, durch die auch der Spirituosenhandel vermindert wird, hängt augenblicklich zweifellos zu einem großen Teile die Zukunft von Millionen von Eingeborenen Afrikas.

Angesichts des nahen Termins der Revisionskonferenz der Brüsseler Akte ist es gewiß zeitgemäß, die Stellung der einzelnen Signatarmächte zur afrikanischen Branntweinfrage zu untersuchen. Wir werden dadurch einigermaßen Klarheit darüber gewinnen, welche Erwartungen wir im Interesse der eingeborenen Völkerschaften sowohl der gesamten afrikanischen Spirituosenzone als auch besonders unserer deutschen Schutzgebiete hegen dürfen. Das Material zu dieser Untersuchung liegt uns auf der einen Seite vor in der Brüsseler Akte selbst. Die Konferenz hatte zur Beratung der zur Beschränkung der Spirituosen-Einfuhr in Afrika zu treffenden Maßnahmen eine Kommission eingesetzt. Der ausführliche Bericht derselben bildet die Anlage I der Akte. Aus ihm ist deutlich zu ersehen, welche Stellung die einzelnen Regierungen damals in der vorliegenden Frage eingenommen haben. Auf der andern Seite ist es nicht schwer, aus den Maßnahmen, welche die verschiedenen Mächte seit der Einführung der Brüsseler Akte in ihren afrikanischen Kolonien und Schutzgebieten getroffen haben, auf ihre seitdem befolgte prinzipielle Stellung zu schließen.

Die Brüsseler Konferenz war bekanntlich die Fortsetzung der Berliner Konferenz von 1884. Diese hatte in ihrer Sitzung vom

22. Dezember folgende Resolution angenommen: „Die auf der Konferenz vertretenen Mächte haben in der Absicht, die eingeborenen Völkerschaften gegen die durch den Mißbrauch berauschender Getränke bedingten Gefahren zu schützen, den Wunsch, daß unter ihnen eine Vereinigung zur Regelung der Schwierigkeiten, welche auf diesem Gebiete entstehen können, zu stande komme dergestalt, daß die Forderungen und Rechte der Humanität mit den Interessen des legitimen Handels ausgeglichen werden". Da diese Resolution der Berliner Konferenz vorlag, konnte es nicht zweifelhaft sein, daß die Brüsseler die Branntweinfrage in den Bereich ihrer Verhandlungen ziehen mußte, obwohl sie ja nur mittelbar mit der Hauptaufgabe der Konferenz, Bestimmungen für die Unterdrückung des Sklavenhandels zu vereinbaren, zu thun hatte. Die Vertreter weitaus der meisten Regierungen waren daher auch von vornherein völlig damit einverstanden, daß die Frage nach der Beschränkung der Spirituoseneinfuhr in Afrika zur Beratung gestellt werde. Und auch die Vertreter des Deutschen Reiches und Portugals, welche prinzipiell entschieden die Auffassung aussprachen, daß die Brüsseler Konferenz mit der Branntweinfrage sich nicht zu befassen habe, stellten sich der Beratung nicht in den Weg.

Die Grundlage der ausgedehnten Verhandlungen der erwähnten Kommission, welche im ganzen fünf Sitzungen abgehalten hat, bildete ein Antrag der britischen Regierung. Aus ihm, sowie aus seiner ausführlichen Begründung ist der Standpunkt Englands deutlich zu erkennen. Der Schutz der Eingeborenen gegen die verheerenden Folgen der Spirituosen-Einfuhr steht offenbar in erster Linie, während doch zugleich auf die berechtigten Interessen des legitimen Handels insofern billige Rücksicht genommen wird, als ihm der Absatz von Branntwein nicht mit einem Male unmöglich gemacht werden soll. Antrag und Begründung lauten in wörtlicher Übersetzung:

1. Der Antrag.

„Im Blick auf die moralischen und materiellen Folgen, welche der Mißbrauch geistiger Getränke für die eingeborenen Völker im Gefolge hat und in der Absicht, so weit als möglich den in dieser Beziehung von der Berliner Konferenz ausgesprochenen Wunsch zur Ausführung zu bringen, haben die Signatarmächte sich dahin geeinigt, die folgenden Bestimmungen anzunehmen und sie in einer Zone zur Anwendung zu bringen, welche durch den 20. Grad nördlicher und den 22. Grad südlicher Breite begrenzt wird und sich westlich bis zum Atlantischen, östlich bis zum Indischen Ozean mit ihren Inseln erstreckt.

Die genannten Mächte verpflichten sich zur Verhinderung der Spirituosen-Einfuhr in diejenigen von dieser Zone umschlossenen Länder, über welche die Signatarmächte die Herrschaft oder das Protektorat ausüben und in denen aus religiösen oder anderen Gründen der Gebrauch destillierter Getränke noch unbekannt oder wenigstens noch nicht ausgebreitet ist. Gleicherweise wird daselbst

die Herstellung destillierter Getränke für den Gebrauch im Innern verboten.

Nur beschränkte Mengen, welche für den Konsum der nicht eingeborenen Bevölkerung bestimmt sind, können unter den von den Regierungen festzusetzenden Bedingungen von dem Einfuhrverbot ausgeschlossen werden.

In den im vorhin gesetzten Falle nicht enthaltenen Gebieten der Zone wird ein Zoll von 50 Frcs. pro hl für Spirituosen mit 50 % Alkoholgehalt festgesetzt, und die Regierungen verpflichten sich, die nötigen Anordnungen zu treffen, welche verhindern, daß diese Getränke in neue Konsumgebiete eindringen.

Die in den letzteren Gebieten selbst hergestellten destillierten Getränke dürfen dem Konsum im Innern nur unter denselben Bedingungen und Vorbehalten übergeben werden wie die eingeführten Spirituosen und sollen mit einem Steuersatz, der dem Einfuhrzoll gleich ist, belegt werden.

Selbstverständlich bilden die obigen Bestimmungen kein Hindernis dafür, daß da, wo in eben diesen Gegenden bereits das Verbot der Spirituosen-Einfuhr oder ein höherer Einfuhrzoll zu Recht besteht, diese Bestimmungen der betreffenden Regierungen in Kraft bleiben."

2. Die Begründung.

„Auf der Konferenz in Berlin von 1884/85 haben sich die Mächte gegenseitig verpflichtet, über die Erhaltung der eingeborenen Völker Afrikas und über die Hebung ihrer moralischen und materiellen Existenzbedingungen zu wachen.

Indem sie diese Erklärung unterschrieben und zugleich in einem beträchtlichen Teile des afrikanischen Kontinents vollständige Handelsfreiheit festsetzten, beabsichtigten die Mächte, den Eingeborenen alle Wohlthaten des Handels und der Civilisation mitzuteilen. Dies Ziel ist aber durch die in großem Maßstabe betriebene Einfuhr von Spirituosen nach Afrika leider in Frage gestellt; denn sie betrifft oft solche Völkerschaften, welche bisher damit noch nicht bekannt waren. Durch Berichte von Missionaren, Reisenden u. s. w. ist der demoralisierende und verderbliche Einfluß des Mißbrauchs der Spirituosen auf die afrikanischen Völker festgestellt. Durch ihn wird die Sklaverei unter den Stämmen befördert und gewinnen die Sklavenhändler gar leicht ihre Beute. Diese schädlichen Folgen sind glücklicherweise in den Verhandlungen, welche in den englischen und deutschen Parlamenten über diesen Gegenstand stattgefunden haben, zur Sprache gekommen.

Die Verbesserung der moralischen und materiellen Lage der afrikanischen Völker ist aufs engste mit der Unterdrückung dieses Übels verknüpft, welches, in Verbindung mit den Versuchungen, die der fortwährend wachsende Spirituosenhandel den unwissenden Eingeborenen darbietet, immer weiter um sich greift. Die Frage fällt

also in den Rahmen der Beratungen dieser Konferenz, die die Fortsetzung der Berliner Konferenz ist.

In bezug auf den Spirituosenkonsum lassen sich die afrikanischen Völker in 3 Gruppen einteilen:

a) Die auf ungefähr 40 Millionen geschätzte Bevölkerung im Becken des mittlern Niger und im westlichen Sudan, welche, wie man bestimmt annehmen darf, keine Spirituosen verbrauchen. Es ist von ganz besonderer Wichtigkeit, die Demoralisation dieser Bevölkerung zu verhindern; denn man kann in der That die furchtbaren Folgen der Einführung berauschender Getränke unter den kriegerischen und fanatischen Stämmen, welche die Majorität der dortigen mohammedanischen Bevölkerung ausmachen, sich nicht entfernt vorstellen.

Großbritannien, das durch sein Protektorat über den untern Niger den einen Schlüssel zu diesen Gegenden besitzt, würde sich verpflichten, jeglichen Handel mit Spirituosen in den Gegenden jenseits des Zusammenflusses des Niger und des Benue, also jenseits des Eingangsthores zu dem mohammedanischen Gebiete, zu verhindern, unter der Bedingung, daß die Signatarmächte der Generalakte von Berlin bereit sind, es durch Festsetzung des Spirituosenhandels-Verbotes auf dem Niger zu unterstützen, und unter der zweiten Voraussetzung, daß Frankreich, welches in seiner Senegal-Kolonie den andern Schlüssel zu diesen Gegenden besitzt, für den oberen Niger, wo die französische Regierung maßgebend ist, dieselbe Verpflichtung mit denselben Bedingungen übernimmt.

b) Die zweite Gruppe von Eingeborenen, welche keine Spirituosen verbrauchen, umfaßt die heidnischen Stämme des Herzens von Afrika, welche bisher noch keinen Geschmack an berauschenden Getränken gefunden haben. Hier schlagen wir gleichfalls das strikte Verbot des Spirituosenhandels vor. Dies kann zum Teil dadurch erreicht werden, daß auf dem obern Kongo der Transport von Schnaps verboten wird.

Wäre die Konferenz gewillt, diese Vorschläge anzunehmen, so dürfte sie sich dazu Glück wünschen, daß sie in hervorragendem Maße dazu beigetragen hätte, einen großen Teil Afrikas vor einer furchtbaren Heimsuchung bewahrt zu haben. Ihr Verdienst wäre um so größer, als die Plage des Spirituosenhandels einzig und allein durch das Vordringen des europäischen Handels ins Innere hinein sich ausbreitet. Und zugleich wäre die Konferenz gegen Vorwürfe von seiten der Kaufleute durchaus gesichert, da die Spirituosenhändler auch nicht einen triftigen Grund würden anführen können, um sich über das Verbot von Märkten zu beschweren, welche noch nicht vorhanden sind.

c) In betreff der dritten Gruppe, welche die Eingeborenen an der Küste umfaßt, die mehr oder weniger mit der Civilisation in Berührung stehen und infolgedessen an den Genuß berauschender Getränke gewöhnt sind, muß die Konferenz, unbeschadet ihres

Wunsches, den Mißbrauch zu verhüten, notwendigerweise diesem vorliegenden Bedürfnis und dem Rechte Rechnung tragen, welches der Handel beanspruchen kann, ihn in vernünftigen Grenzen schadlos zu halten.

Wir schlagen demnach vor, den Spirituosenhandel in allen Ländern, wo er nicht verboten ist, zu überwachen und dadurch einzuschränken, daß man auf alle Spirituosen mit einem eine gewisse Grenze überschreitenden Alkoholgehalt einen Minimal-Einfuhrzoll und in gleicher Weise auf alle im Lande selbst hergestellten Spirituosen einen Steuerzoll legt. Im Blick auf die Schwierigkeiten und Entgegnungen, welche die unvermittelte Einführung eines erhöhten Zolles hervorrufen dürfte, zugleich aber in der Überzeugung, daß dieser Zoll nur durch die loyale Mitwirkung aller beteiligten Mächte in Anwendung gebracht werden kann, schlägt die Regierung der Königin den Mächten vor, einen gegen den zunächst beabsichtigten nur wenig erhöhten Einfuhrzoll festzusetzen und damit eine provisorische Bestimmung zu treffen, welche später einer Revision unterworfen wird.

Es wird nötig sein, wirksame Maßregeln zu ergreifen, damit dieser Zoll nicht blos nominell festgesetzt, sondern überall gleichmäßig erhoben wird; denn das sichere Resultat eines ungleichmäßigen Verfahrens würde das Erwachsen eines Schmuggelhandels sein. Der aber wäre für die Regierungen, welche den Zoll gewissenhaft erheben, schädlich und nur für diejenigen profitabel, welche den Zoll lediglich auf dem Papiere zu stehen haben. Und natürlich würde die ganze Maßnahme durchaus keinen Vorteil für die Eingeborenen Afrikas bedeuten. Selbstverständlich müßte die Republik Liberia mit ihrer langen Küste dringend eingeladen werden, der von den Mächten übernommenen Verpflichtung beizutreten."

Während die Konferenz dem ersten Teile dieses Antrages ohne weiteres zustimmte und sowohl die darin angegebene Begrenzung der Zone, für welche die festzusetzenden Bestimmungen über die Branntweineinfuhr gelten sollten, die übrigens mit der für den Waffenhandel bestimmten Zone sich deckt, als auch die völlige Prohibition der Spirituoseneinfuhr in die genannten Ländergebiete Afrikas guthieß, rief der zweite Teil mit seinem Antrage auf einen Minimal-Einfuhrzoll von 50 Frcs. pro hl. eine lange Debatte hervor.

Die zur Beratung des englischen Antrags eingesetzte Kommission hat in ihren fünf Sitzungen sich ausschließlich mit diesem zweiten Teile desselben beschäftigt, zumal im Laufe der Beratungen eine Reihe von Fragen mehr untergeordneter Art zur Sprache kamen, die aber immerhin so wichtig waren, daß Klarheit über sie geschafft werden mußte, wenn nicht das Resultat der Beratungen überhaupt in Frage gestellt werden sollte. Indes können wir hier darauf nicht näher eingehen.

Bei den Verhandlungen stellte es sich alsbald heraus, daß die Majorität auf seiten Englands stand. Ja einige Regierungen

waren sogar geneigt, noch über den englischen Antrag hinauszugehen und die absolute Prohibition für ganz Afrika festzusetzen. Hierher gehören vor allem die Türkei, deren Sultan, als das Oberhaupt auch der afrikanischen Mohammedaner, aus religiösen Gründen für das absolute Verbot der Spirituosen-Einfuhr eintritt, und Frankreich. Der Vertreter der französischen Regierung sprach im voraus die Zustimmung derselben zu den strengsten und mithin auch wirksamsten Vorschlägen aus und fügte hinzu, daß seine Regierung am liebsten sähe, wenn die Prohibition absolut wäre und sich auf den ganzen afrikanischen Kontinent erstreckte.

Auf seiten der Minorität standen allein die Niederlande und das Deutsche Reich, deren Standpunkt aus folgenden Ausführungen ersichtlich ist.

Der Vertreter der Niederlande stellte nämlich gegenüber dem englischen Antrag den Gegenantrag, den Minimal-Einfuhrzoll anstatt auf 50 Frcs. pro hl. auf 25% des Wertes der eingeführten Spirituosen festzusetzen. Im Gegensatz zu dem Vertreter Groß-Britanniens stellte er sich in seiner Begründung ganz auf die Seite des Handels, ohne auf die Wohlfahrt der Eingeborenen irgend welche Rücksicht zu nehmen.

Er begründete seinen Vorschlag der Hauptsache nach folgendermaßen:

„Unbestritten hat der Spirituosenhandel in Afrika so große Ausdehnung gewonnen, daß er durchaus eingeschränkt werden muß. So sehr demnach eine völlige Prohibition zu wünschen wäre, so darf man dieselbe doch nicht mit einem Male einführen, weil dadurch nicht nur das erstrebte gute Ziel nicht erreicht wird, sondern auch vielerlei Interessen ungerechter Weise geschädigt werden.

Die europäischen Spirituosen sind den Völkern im Innern Afrikas zumeist unbekannt, weil der Trägertransport zu teuer ist, und die Flüsse nur bis wenig oberhalb ihrer Mündung schiffbar sind. Auch haben sie ihre eigenen geistigen Getränke, so daß kein Bedürfnis nach europäischen vorliegt. Außerdem aber verbietet jede Macht die Spirituoseneinfuhr über eine gewisse Grenze hinaus nach dem Innern zu.

An der Küste aber ist der Spirituosenhandel so eingewurzelt, daß sein plötzliches Verbot sogar einen Aufstand nach sich ziehen könnte. Jedenfalls würde der Handel auf das tiefste geschädigt werden, denn die Eingeborenen verkaufen, wie der internationale Pariser Kongreß von 1889 in seiner Adresse darlegt, ihre Produkte gar nicht mehr, wenn sie neben ihren anderen Bedürfnissen nicht auch Spirituosen bekommen sollen. Die Eingeborenen würden das plötzliche Verbot nicht auf die Regierung, sondern auf die Handelshäuser zurückführen, und diese am Ende auf den Schutz der bewaffneten Macht gegen den Volksunwillen angewiesen sein.

Der Handel würde vielleicht schließlich doch wieder aufleben, aber nicht in dem früheren Maße. Das Verbot würde nicht die

Folge haben, daß nützliche Gegenstände in größerer Menge gekauft werden. So würde der bedürfnislose Neger sich dem Müßiggange ergeben, da nach Abschaffung der Sklaverei keiner mehr die Macht hat, ihn zur Arbeit zu zwingen.

In Südwestafrika und am Kongo ist der 10. oder 8. Teil der eingeführten europäischen Waren Schnaps; in West- und Nordwest-Afrika werden für 6000000 Mark Spirituosen eingeführt, und doch ist der Schnaps der kleinste Teil der Waren. An ihm wird am wenigsten verdient, aber er muß eingeführt werden, weil die Eingeborenen ihn zur Bezahlung ihrer Produkte verlangen. Darum ist er unentbehrlich.

An der Küste wird der Handel nicht mit Geld sondern mit Tauschwaren betrieben. Unter letzteren dürfen Zuckerbranntwein und Genever nicht fehlen. Deshalb darf man, obgleich es Häuser giebt, die es nicht thun, den Firmen aus dem Schnapshandel keinen Vorwurf machen. Sie würden eben sonst nichts verkaufen können."

Nachdem darauf hingewiesen ist, daß die eingeführten Spirituosen keinerlei schädliche Stoffe enthalten, daß sie auch nur in sehr verdünntem Grade an die Konsumenten gelangen und daß der Schnapskonsum die Neger nicht demoralisiere und faul mache, fährt der Vertreter der Niederlande fort:

„Auch die europäische Industrie mit ihren vielen Arbeitern, sowie die Rhedereien würden durch das plötzliche Verbot der Spirituoseneinfuhr auf das empfindlichste geschädigt werden. Und wenn man auch im Interesse der Rettung der Völker Afrikas den Handel, die Industrie und die Schiffahrt so schwer schädigen wollte, so würden die Afrikaner ihren Schnaps doch trinken. Sie haben längst ihre eignen Destillationen gehabt, ehe sie überhaupt von den Weißen etwas gehört haben. Sie berauschen sich besonders in der Erntezeit an ihrem Palmwein, Zuckerrohrschnaps u. s. w. viel mehr, als sie an der Küste es an europäischem Schnaps thun. Hält man diesen durch die Prohibition fern, so werfen sie sich um so mehr auf ihre einheimischen Getränke. An der Küste haben die Eingeborenen sogar die europäische Art zu destillieren gelernt — wie soll da die Prohibition überhaupt durchgeführt werden?

Durch einen mäßigen Zoll würde der Schnapskonsum Schritt für Schritt verringert werden, da die Spirituosen allmählich im Preise steigen würden. Dagegen würde die Prohibition auf der einen Seite die einheimische Schnaps-Fabrikation zu großer Blüte bringen, auf der andern Seite die beiden hauptsächlichsten Faktoren der Civilisation, Handel und Arbeit, schwer schädigen. Das gewünschte Resultat aber würde doch ausbleiben.

Daher schlage ich im Interesse der Eingeborenen sowohl als auch des Handels, der europäischen Industrie und Schiffahrt vollständige Prohibition für das bisher unberührte Innere Afrikas vor. Jede Macht muß in ihrem Gebiete die Grenze dieser Zone bestimmen. Für die Küste aber lasse man vorläufig den Gedanken

der Prohibition fallen und setze einen Zoll fest, der nicht unter 25% des Wertes der Spirituosen betragen darf. Auch die in Afrika schon bestehenden Destillationen müssen demselben Zoll unterworfen werden.

So werden Sie für den Augenblick allen Interessen gerecht werden, denen der Schwarzen und der Weißen. Sicher wird der Handel eine gewisse Einbuße erleiden; aber doch nur für eine kurze Zeit. Der Verkauf der Spirituosen wird ohne Zweifel geringer werden, dagegen wird der der Stoffe und der andern Artikel zunehmen und mit der thätigen Hilfe der Missionare aller Konfessionen, welche die Dörfer der Eingeborenen häufig besuchen und mit Wort und Wandel die Mäßigkeit predigen, werden Sie, glaube ich, nach einer verhältnismäßig kurzen Zeit die gefaßte Maßnahme nicht zu beklagen haben."

Eine kräftige Unterstützung fand der Vertreter der Niederlande von seiten der Vertreter unserer Reichsregierung. Die prinzipielle Stellung des Deutschen Reiches in der vorliegenden Frage ist in folgenden Ausführungen ausgesprochen:

„Das Deutsche Reich steht dem Spirituosenhandel weder blindlings feindlich noch blindlings freundlich gegenüber; es stellt sich auf einen opportunistischen Standpunkt. Wenn es möglich und nützlich ist, verbietet es diesen Handel. Das war der Fall für den Archipel von Neu-Guinea. An der Ostküste Afrikas, wo das Verlangen nach Spirituosen nur in geringem Maße vorhanden ist, hat die Kaiserliche Regierung keine außergewöhnlichen Maßnahmen getroffen. In Südwest-Afrika ist sie noch unschlüssig, weil, wenn eine hemmende Verordnung erlassen würde, der legitime Handel darunter leiden müßte, so lange die fiskalische Verwaltung noch mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Auf der Westküste haben die deutschen Staatsbeamten, denen niemand das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Wohlfahrt der eingeborenen Bevölkerung streitig machen wird, bis jetzt es nicht für notwendig gefunden, einschränkende Maßregeln in Vorschlag zu bringen. Sie hoffen, daß mit dem Fortschritt der Civilisation auch der Gebrauch der Spirituosen Schritt für Schritt sich verringern wird. Die bestehenden Zölle erscheinen ausreichend und bei ihrer Erhöhung würde man mit großer Klugheit vorgehen müssen. Nach der Ansicht des deutschen Handels würde ein Zoll von 50 Frcs. pro hl. eine völlige Verwirrung im Gefolge haben. Danach nähern sich die Anschauungen der deutschen Bevollmächtigten zum größten Teile den Ausführungen des Delegierten der Niederlande."

So standen sich denn die beiden Anträge gegenüber. Der englische Antrag lautete auf 50 Frs. pro hl. Den erklärten aber die Niederlande und das Deutsche Reich für unannehmbar. Der Antrag des Vertreters der Niederlande schlug dagegen 25% des Wertes der eingeführten Spirituosen vor. Dagegen wurde von verschiedenen Seiten geltend gemacht, daß das nur 6,25 Frs. pro hl. bedeute und

in den meisten Gebieten der Einfuhrzoll bereits höher sei. Deshalb änderte der zweite Antragsteller die Zahl in 7,50 Frs. pro hl. Doch auch dieser Vorschlag begegnete denselben Einwänden.

So wurde schließlich von dem Vertreter der Vereinigten Staaten ein dritter Vermittelungsvorschlag eingebracht, der einen Minimaleinfuhrzoll von 15 Frs. pro hl. vorschlug, welcher zur Annahme gelangte, und zwar mit der nähern Bestimmung, daß dieser Zoll nach Ablauf von drei Jahren auf 25 Frs. pro hl. sollte erhöht werden dürfen.

Hierbei sei darauf hingewiesen, daß, wie ja auch aus diesem schließlichen Beschluß der Konferenz hervorgeht, dieselbe das Prinzip der allmählichen Steigerung des Spirituosen-Einfuhrzolles angenommen hat. Das ist insofern von Interesse, als der Kolonialrat bei seinen Beratungen über diesen Gegenstand sich gegen eine fortlaufende Steigerung des Einfuhrzolles ausgesprochen hat und der Kaiserlichen Regierung im Interesse des Handels lieber einen gleich von vornherein erhöhten Einfuhrzoll als eine in bestimmten Zeiträumen eintretende Steigerung desselben zur Einführung empfahl.

Auch die Stellung der übrigen Mächte, welche in Afrika Besitzungen haben, ist in dem Protokoll klar ausgesprochen. Was zunächst Portugal angeht, so hat der Vertreter desselben wiederholt darauf hingewiesen, wie seine Regierung unbedenklich dem englischen Antrage zustimme, zumal in den portugiesischen Kolonien meist ein höherer Einfuhrzoll als 50 Frs. pro hl. erhoben werde. Dagegen hat er ebenfalls wiederholt betont, wie schwierig es sein würde, die Besteuerung der einheimischen Spirituosen durchzuführen, da die Herstellung derselben sich auf schier unendliche Gebiete verteile. Außerdem müsse man doch auch bedenken, daß gerade die schlechten europäischen Spirituosen in um so größeren Mengen zur Einführung kommen würden, je geringer die einheimische Produktion werde.

Wie sich ferner der Kongo-Freistaat zur Spirituoseneinfuhr stellt, geht aus einem Erlaß des Königs Leopold vom 17. Dezember 1887 hervor, durch welchen der Spirituosenhandel in den Ländern des obern Kongo, d. h. also in dem ganzen jenseits des Inkissi-Flusses gelegenen Gebiete des Staates, thatsächlich verboten ist. Das ist dadurch erreicht, daß die Schnapshändler einen Erlaubnisschein lösen müssen, für den sie neben andern Bedingungen, die zu erfüllen sind, eine jährliche Summe von 1000 Frs. für jede einzelne Schankstätte, oder von 5000 Frs. für jedes Boot oder Fahrzeug, das dem Spirituosenhandel zu dienen bestimmt ist, zu zahlen haben.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Stellung der Vereinigten Staaten sich darin kund gibt, daß ihr Vertreter für seine Regierung die Verpflichtung übernahm, die Rebublik Liberia zur Annahme der Beschlüsse der Konferenz zu bestimmen.

Schauen wir nun jetzt auf die seit der Brüsseler Konferenz verflossenen Jahre zurück, und vergegenwärtigen wir uns die Maß-

nahmen, welche die verschiedenen Regierungen in bezug auf die Spirituoseneinfuhr in Afrika ergriffen haben, so finden wir im großen und ganzen, daß ihre Stellung sich wenig geändert hat und daß, wo das geschehen ist, es in dem Sinne der Fall ist, daß sie einer höhern Besteuerung der zur Einfuhr gelangenden Spirituosen jetzt mehr geneigt sind als vor acht Jahren.

Die Niederlande haben keine Kolonien in Afrika. Ich weiß nicht, wie sie sich zur Branntweineinfuhr in ihren Kolonien verhalten. Doch möchte ich es bezweifeln, daß ihr Vertreter auf der bevorstehenden Konferenz wieder mit derartigen Gründen operieren wird, wie er es auf der Brüsseler Konferenz gethan hat; denn sie sind in der That gar zu wenig stichhaltig. Auch nicht ein einziger Punkt in seinen gesamten Ausführungen hält eine einigermaßen sachkundige Prüfung aus. Es würde jedoch an dieser Stelle zu weit führen, im einzelnen darauf einzugehen, zumal in der „Afrika“ seit Jahren derartige Ausführungen in ihrer Haltlosigkeit nachgewiesen sind.

Von England ist es notorisch, daß es seinen Standpunkt in der afrikanischen Branntweinfrage nicht geändert hat, und auch von Frankreich kann im allgemeinen dasselbe gesagt werden. Freilich hat der augenblickliche Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Delcassé, auf eine Anregung, mit dem Deutschen Reiche und England für die Goldküste, Togo, Dahome und Kamerun einen gleichmäßigen Einfuhrzoll auf Spirituosen festzusetzen, vor kurzem geantwortet, daß er von einer Erhöhung des Spirituosenzolles in den französischen westafrikanischen Kolonien um der sich erhebenden zahlreichen Schwierigkeiten und der in ökonomischer Beziehung sich daraus ergebenden Unzuträglichkeiten willen Abstand nehmen müsse. Indes hat er zu gleicher Zeit sein lebhaftes Bedauern ausgesprochen, daß eine solche Maßnahme im Augenblick unmöglich sei. Zudem liegt die Thatsache vor, daß man mit dem 1. Oktober des verflossenen Jahres in Dohome den Rumzoll auf 45 Cts. per Prozent und 100 Liter erhöht hat. Daneben mag zur Erklärung jener Antwort auch darauf hingewiesen sein, daß in Dahome Differentialzölle zur Einführung gekommen sind, da die Spirituosen nicht französischen Ursprungs außer dem festgesetzten Einfuhrzoll einen Zuschlag von 12 % des Wertes zu tragen haben.

Auch von einer Veränderung der Stellung des Kongo-Freistaates und Portugals ist mir nichts bekannt geworden.

Von besonderem Interesse ist für uns, daß unsere deutsche Regierung offenbar gewillt ist, aus den Erfahrungen, welche sie im Laufe der Jahre in den westafrikanischen Kolonien gemacht hat, die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Das zeigt das Abkommen, das sie mit England getroffen hat, um durch einen gemeinsam festgesetzten Einfuhrzoll, der für Togo und den links vom Volta liegenden Teil der englischen Goldküsten-Kolonie gilt, sowohl den Spirituosenschmuggel zu verhindern, als auch die Spirituoseneinfuhr in gewissen

Grenzen zu halten. Bisher ist sie freilich vergeblich gebeten worden, dies Abkommen mit England dahin zu ändern, daß der in dem genannten Gebiete zu erhebende Einfuhrzoll auf dieselbe Höhe gebracht wird, in der er für den übrigen Teil der englischen Goldküsten-Kolonie besteht. Aber nachdem mit dem 1. Mai cr. der neue Einfuhrzoll in Kamerun in kraft treten soll, ist kaum anzunehmen, daß die Kaiserliche Reichsregierung es in Togo bei dem bisherigen Einfuhrzoll bewenden lassen wird, der an der gesamten Westküste Afrikas jetzt überhaupt der niedrigste ist. Wir dürfen sicher der Hoffnung uns hingeben, daß unsere Regierung auf der bevorstehenden Konferenz sich nicht wieder der Festsetzung eines wesentlich höheren Einfuhrzolles auf Spirituosen, als der zur Zeit giltige, entgegen stellen wird.

Nun aber gewinnt man aus dem Protokoll der Brüsseler Konferenz, ohne daß es natürlich darin irgendwie ausgesprochen oder auch nur angedeutet ist, den bestimmten Eindruck, daß die Stellung des Deutschen Reiches in der afrikanischen Branntweinfrage ausschlaggebend gewesen ist. So können wir nur wünschen, daß das auch diesmal der Fall ist, und unsre Reichsregierung durch ein energisches Eintreten für den höchstmöglichen Minimal-Einfuhrzoll auf Spirituosen sich ein unschätzbares Verdienst um die Eingeborenen nicht nur unsrer afrikanischen Schutzgebiete, sondern ganz Afrikas erwirbt.

Wenn wir hiernach die Erwartungen angeben sollen, die wir auf die bevorstehende Konferenz setzen, so sind wir der Meinung, daß uns die Hoffnung nicht täuschen wird, daß ein weit höherer Minimal-Einfuhrzoll bestimmt werden wird, als es auf der Brüsseler Konferenz geschehen ist, ohne daß wir so weit gehen, zu erwarten, daß unsere Wünsche in vollem Umfang werden erfüllt werden. Daß aber eine Besserung eintreten wird, ist uns gewiß.

Vereinsnachrichten.

I. Vorstands-Sitzung.

Am 19. Dezember 1898 hat in Berlin eine Sitzung unsers Vorstands stattgefunden, an der teilnahmen die Herren General der Infanterie z. D. von Strubberg, Vorsitzender, Oberstleutnant a. D. Frobenius, Missions-Inspektor Merensky, Pastor Müller, Staudinger, Geh. Kommerzienrat Veit, Schatzmeister und Geh. Ober-Regierungsrat Steinhausen, Schriftführer.

1. Der vom Herrn Schatzmeister, Geh. Kommerzierrat Veit erstattete Kassenbericht ergab Folgendes:

A. Einnahmen:

1. Bestand	820 M.		
2. Beiträge	4960 „		
3. Verlosung	10150 „		
4. Verkauft 9000 M. $3^1/_2$% Consols	9250 „		
	25180 M.		

B. Ausgaben:

1. Angekaufte 10000 Mk $3^1/_2$% Consols	10550 M.	
2. Station Lutindi	7650 „	
3. Beiträge zu Drucksachen	400 „	
4. Stipendien	1450 „	
5. Zeitschrift „Afrika"	1670 „	
6. Diverse Ausgaben	1630 „	23350 M.
Bestand		1830 „
Es sind (schätzungsweise) noch zu zahlen		2000 „
Es fehlen also		170 M.

Die erhöhten Ausgaben, welche bei der andauernden Trockenheit die Versorgung der Station Lutindi mit Nahrungsmitteln erfordert, lassen leider befürchten, daß sich der voraussichtliche Fehlbetrag noch erheblich erhöhen wird.

Die finanzielle Lage läßt daher die Beschaffung weiterer Mittel durchaus erwünscht erscheinen. Es wurde daher der schriftliche Vorschlag des Herrn Pastor Dr. theol. von Bodelschwingh, betr. Veranstaltung einer Verlosung von Kunstgegenständen, gern angenommen. Auch soll der Versuch gemacht werden, wieder ein Promenadenkonzert oder einen Unterhaltungsabend zu veranstalten und auf diese Weise unserer Kasse reichere Mittel zuzuführen.

2. Ferner wurde beschlossen, den Verlag der Vereinsschrift „Afrika" der Verlagsbuchhandlung Velhagen & Klasing in Bielefeld zum 1. Januar 1899 zu übertragen.

Der Preis der „Afrika" wird für die Mitglieder des Vereins auf 2, für Nichtmitglieder auf 3 M. jährlich festgesetzt. Die Zweigvereine sollen gebeten werden, künftig 2 M. für das Exemplar zu zahlen.

Die bei der Redaktion der Zeitschrift eingehenden Rezensionsexemplare sollen künftig den betreffenden Rezensenten überwiesen und besondere Rezensionsgebühren nicht mehr gezahlt werden.

Das für Aufsätze in der „Afrika" künftig zu zahlende Honorar wird auf 32 M. für den Druckbogen festgesetzt.

Inwieweit Aufsätze politischen Charakters in der „Afrika" aufzunehmen sind, bleibt dem Takt und Ermessen des Redakteurs überlassen, welcher dabei stets die Aufgaben und Zwecke des Vereins im Auge behalten wird.

3. Nachrichten aus Afrika melden die Fortdauer der Trockenheit, welche die Beschaffung von Lebensmitteln erheblich verteuert.

Sonst lauten dieselben, was die Gesundheit der Europäer und der Eingeborenen angeht, günstig.

4. Es ist der Gedanke angeregt worden, zu gunsten des Baues der evangelischen Kirche in Dar-es-Salaam von Vereins wegen Sammlungen zu veranstalten. Da nach einer Auskunft von maßgebender Stelle aber die Veranstaltung solcher Sammlungen kirchlicherseits von Amtswegen in die Hand genommen ist, so erscheint die Veranstaltung besonderer Sammlungen durch den Evangelischen Afrika-Verein entbehrlich, und es wird daher davon abgesehen, jener Anregung weitere Folge zu geben. Der Vorstand des Vereins ist aber gern bereit, Gaben für jenen Zweck entgegenzunehmen und bittet, dieselben an den Schatzmeister, Herrn Geheimrat Veit, unter Bezeichnung des Zweckes einzusenden.

5. Auf Vorschlag des jetzigen Schriftführers wird in Aussicht genommen, einen Schriftführer im Hauptamte anzustellen. Die Anwesenden wollen es sich angelegen sein lassen, einen geeigneten Mann ausfindig zu machen, welcher insbesondere die Ausübung persönlicher Agitation zu gunsten des Vereins übernehmen könnte.

II. Dem letzten Briefe aus **Lutindi** entnehmen wir folgendes:

„Es geht uns mit den Kindern allen gut. Nur liegt die noch immer anhaltende Dürre schwer auf allen Gemütern. Die kleine Regenzeit, die schon Ende Oktober einsetzen mußte, läßt noch immer auf sich warten. Fast scheint es, als wollte auch sie ausbleiben, was wird dann werden? Die Not ist jetzt schon sehr groß. Wir müssen fast ausschließlich von der Küste holen lassen, was wir zum täglichen Brot gebrauchen. Nur ein- oder zweimal in der Woche bekommen wir von den Waschambaa noch eine Mahlzeit Bananen. Die Eingeborenen kommen bereits zur Station und wollen von uns Speise kaufen. Wir müssen jede Woche 6—8 Träger nach Tanga schicken, um uns mit Nahrungsmitteln zu versehen. Die Aussichten für die Zukunft werden immer trüber; und dabei müssen wir sehen, daß unsere Schulden immer mehr anwachsen.

„Vom Gouvernement ist ein Herr Lammert nach Usambara geschickt worden mit dem Auftrage, das Land der Plantage Illich und Ambangulu und unsre 500 ha zu vermessen. Wir hoffen, daß er nächste Woche zu uns kommt."

Afrikanische Nachrichten.

Von **H. Frobenius.**

(Abgeschlossen den 29. Dezember 1898.)

Deutschlands vorsichtige Kolonialpolitik hat es davor bewahrt, in die großen Streitfragen verwickelt zu werden, welche zwei andere

europäische Großmächte auf afrikanischem Boden in schwere Konflikte brachten und nicht wenig zu der neuesten Seemachtentfaltung Großbritanniens und zu der mit ihr Hand in Hand gehenden hochgradigen politischen Spannung beitrugen, welche am Schluß des Jahres 1898 Europa beherrscht.

England hat auf den drei zur Sprache kommenden Interessengebieten — in übertragenem Sinne kann man von Kriegstheatern sprechen — mit sehr verschiedenem Glück und — Geschick seine Pläne verfolgt. Im westlichen, wie im östlichen Sudan kreuzten sich diese mit denen der Franzosen. Während aber der Niger die Briten aus den beanspruchten Gebieten zurückweichen, an seinen beiden Ufern bis Ilo die Franzosen ihre Macht erweitern sah, scheiterte deren kühnes Unternehmen, vom französischen Kongo aus Bahr-el-Ghazal zu erobern und das Nil-Thal bis Faschoda als Brücke nach Abessinien und dem Roten Meer in die Hand zu bekommen, an der Unmöglichkeit, Marchands Stellung der starken anglo-ägyptischen Armee gegenüber militärisch zu behaupten. Nach Vernichtung der Macht des Mahdi in der Schlacht bei Omdurman stand diese, durch eine zuverlässige Verbindungsbahn mit der Basis — Ägypten — verbunden, in ihrer ganzen Stärke bereit, um Englands Ansprüche auf den Oberlauf des Nil zur Geltung zu bringen, während die französischen Hoffnungen sich nicht erfüllt hatten; die starke abessinische Hilfe, welche gleichzeitig eine Verbindung der Stellung am Nil mit dem Roten Meer hergestellt hätte, war ausgeblieben, und Marchands kleine Besatzung von Faschoda befand sich, durch weite Räume von jeder Unterstützung getrennt, in der ungünstigsten militärischen Situation.

Im **östlichen Sudan** konnten die Engländer mithin ganz rücksichtslos ihre Forderungen stellen und durchsetzen. Marchand, der mit Baratier am 29. November Omdurman verlassen hat, wird sich in Faschoda nur noch kurze Zeit aufhalten und dann auf dem „Faidherbe" den Sobat und Baro hinauffahren, um den beschwerlichen Weg über das abessinische Bergland nach der Küste einzuschlagen. Drei englisch-ägyptische Kanonenboote brachten ihn den Nil hinauf, und Major Maxse gab ihm mit der Hälfte des 13. sudanischen Bataillons das Geleite. Er wird mit diesem bis Station Sobat weiterfahren, woselbst bereits die andre Hälfte seines Bataillons garnisoniert. In Faschoda liegt das 11. sudanische Bataillon unter Oberst Jackson.

Aber auch die im Bahr-el-Ghazal-Gebiet von Franzosen besetzten Stationen möchten kaum noch lange in deren Händen verbleiben; die Engländer sind in der glücklichen Lage, überall überwältigende Kräfte entwickeln zu können und werden nicht die kleinste Konzession machen. Sie werden den ganzen östlichen Sudan soweit in Besitz nehmen, als irgend ausführbar, d. h. bis sie mit den französischen Besitzungen am Tsad-See in Berührung kommen. Die Vorbereitungen hierzu werden bereits getroffen. Mit welcher Energie

sie jeden französischen Einfluß aus dem Nilgebiet fernzuhalten gewillt sind, zeigt sich bei der Frage der Schul-Gründung. In Khartum soll eine Lehranstalt unter dem Namen „Gordon Memorial College“ gegründet werden, in welcher zunächst die Kinder der besseren Familien, später aber auch weitere Kreise der jüngeren Generationen eine abendländische Erziehung genießen können. Sämtliche Lehrkräfte werden Engländer sein und der Unterricht im Englischen wird die Hauptrolle spielen. Die erforderlichen Mittel — 100000 Pfund — werden bei der Begeisterung, mit welcher Kitchener und dieser Plan in England aufgenommen wurden, ohne Schwierigkeit durch Privatspenden gedeckt werden. Nun ward sofort in Paris der Plan gefaßt, in Khartum auch eine französische Lehranstalt, eine „Ecole de France“ und später in Faschoda eine „Ecole Marchand“ aus Privatmitteln zu gründen. Man wollte England übertrumpfen. Dies hat aber auf das energischste dagegen Stellung genommen, wie die Rede des englischen Botschafters Sir Edmond Monson am 6. Dez. zeigt. Er bezeichnet solche Manöver als eine für eine stolze Nation unduldbare Politik der Nadelstiche und droht mit Maßnahmen „die, wenn sie auch von einem sehr großen Teil Englands günstig aufgenommen würden, nicht eben den Empfindungen Frankreichs entsprechen würden“. Man darf wohl kaum bezweifeln, daß Frankreich gezwungen sein wird, auch hierin nachzugeben und auf jeden Einfluß im Nil-Gebiet zu verzichten.

Des Mahdi sich zu bemächtigen, ist freilich noch immer nicht gelungen und selbst die Lage des Oberst Parsons in Gedaref war zeitweise gefährdet. Der Emir 'Ahmed Fadil bedrängte ihn mit 6000 Derwischen und machte in der Nacht vom 24. Oktober einen vergeblichen Angriff. Der am 21. Oktober zu seinem Entsatz abgesandte Oberst Rundle hat sich indessen mit Parsons vereinigt und Ahmed ist abgezogen.

Während England — im Namen Ägyptens — sich in dieser Weise zum unbedingten Herren des östlichen Sudan macht, hat es davon Abstand genommen, sich — wie man eine Zeit lang annehmen konnte — der Herrschaft Ägyptens endgiltig und offiziell zu bemächtigen. Hiervon scheinen doch politische Erwägungen vor der Zeit noch abgehalten zu haben. Natürlich nimmt es aber die ägyptischen Kassen in jeder Weise in Anspruch, wie es bisher die militärischen Kräfte ausgenutzt hat, um die Angliederung des Sudan zu erleichtern. Für die Anlage der Telegraphenlinien im Sudan wurden durch den Mund des Kriegsministers 40000 Pfund gefordert und den Eisenbahnen ein jährlicher Vorschuß von 890000 Pfund für rollendes Material auf die nächsten 5 Jahre bewilligt.

Mit großem und wohl nicht ungerechtfertigtem Mißtrauen beobachteten die Engländer den Negus von Abessinien, dessen Politik für keinen europäischen Staat zuverlässig, sondern lediglich auf Ausnutzung aller Verhältnisse zu Gunsten seiner Machterweiterung gerichtet ist. Man hielt die Empörung des Ras Mangascha für einen

Vorwand, um eine große Armee zusammenziehen und nach Erfordernis vielleicht auch am Nil gegen die englisch ägyptischen Truppen oder in den Galla-Ländern gegen Macdonald oder Cavendishe verwenden zu können. Nähere Erkundigungen ergaben aber, daß sich gegen Menelik nicht nur Mangascha unbotmäßig zeige, sondern eine umfangreiche Erhebung vorbereite. Eine Auflehnung der einzelnen Ras gegen ihren jetzigen Oberkönig liegt durchaus nicht so fern, da sie alle sich dessen erinnern, daß sie früher eine größere Selbstständigkeit besaßen, und jeder soviel Anspruch auf die Oberherrschaft hat als der jetzige Negus Negesti. Welche Stellung die europäischen Mächte hierzu eingenommen haben, ist noch wenig aufgeklärt. Der Zerfall des Reiches würde ihnen meist kaum unangenehm sein, da es für keine Macht eine feste zuverlässige Stütze abgiebt und bei den einzelnen Gliedern sich leichter ein Einfluß gewinnen läßt. Eine Aufteilung Abessiniens würde die Folge sein.

Vor der Hand scheint Menelik seines Gegners aber Herr geworden zu sein. Am 16. Dezember soll Mangascha Boten entsandt haben, um seine Verzeihung zu erwirken, nachdem er seine Truppen als zu schwach erkannt hat. Der Negus weilt in Tigre und soll die Absicht haben, Ras Makonnen an Stelle des Mangascha mit dieser Provinz zu belehnen. Da diese Frage die der Thronfolge in sich schließt, ist es interessant, daß die Kaiserin Taita nicht Makonnen sondern den Ras Olie auf diesem Platz sehen möchte.

Die bereits früher aufgetauchten Gerüchte von einer zunehmenden Meinungsverschiedenheit zwischen den russischen und französischen Geschäftsträgern in Abessinien nehmen immer bestimmtere Gestalt an. Während Lagarde und Wlassow sich befehden und entgegenarbeiten, soll der russische Vertreter mit dem englischen und dem italienischen Agenten im besten Einvernehmen sein.

Während die Engländer mit viel Geschick sich den nördlichen Zugang zum oberen Nil-Lauf erkämpften, traf sie ein harter Schlag in demjenigen Gebiet, welches mit den Nilquellen den Schlüssel zum Zugang von Süden bietet und als Knotenpunkt auserseheu war zur Verbindung der großen Nil-Wasserstraße mit dem Kongo und Atlantischen Ozean im Westen, mit dem Indischen Ozean im Osten und mit den südafrikanischen, nach Norden immer weiter ausgreifenden britischen Besitzungen. In **Uganda** ereilte die Expedition Macdonald, welche von hier vorgehend, alle französischer- oder abessinischerseits in den Weg gelegten Hindernisse beseitigen und sich in Khartum mit Kitchener die Hand reichen sollte, das Mißgeschick der Revolte der sudanischen Soldaten und hielt ihn hier gefesselt. Es ist, wie es scheint, dem Ungeschick zuzuschreiben, mit welchem man gerade diesen Mann mit der Mission betraute, welcher durch seine unmenschlich-brutale Grausamkeit sich bei den Sudan-Soldaten so verhaßt gemacht hatte. Die Empörung seiner Truppe gab den Anstoß zum Ausbruch eines Aufstandes in ganz Uganda und Unjoro, an welchem sich nicht nur die sudanischen Garnisonen, sondern auch der vertriebene König

Muanga und der Kabarega von Unjoro beteiligten, und die Erfolge dieser Erhebung sind weniger in der Vereitelung von Macdonalds Expedition zu suchen, als in dem Zusammenbruch des ganzen Gebäudes, welches die Engländer in Uganda aufgerichtet hatten. Die Gelehrigkeit und der Wissenstrieb der Waganda hatte das Kulturwerk so außerordentlich leicht erscheinen lassen; aber daß es so plötzlich und gründlich zusammenbrechen konnte, läßt darauf schließen, daß doch manches morsch und schlecht fundiert gewesen ist. Welche Ströme von Blut in dem von der Natur so reich ausgestatteten Lande fließen mußten, um die Herrschaft der Briten mit Hilfe indischer Truppen wieder zu festigen, das wird man niemals erfahren; denn die englische Presse ist in dieser Hinsicht nicht nur vorzüglich geschult, sondern auch von einem anerkennenswerten Patriotismus getrieben. Alle Übelthaten der zu bekämpfenden Völkerschaften werden mit größter Breite erzählt und jede einem Engländer angethane Unbill scharf gerügt; aber in welcher Weise und mit welchen Mitteln die Strafe erfolgte, die Ruhe wiederhergestellt wurde, das wird wohlweislich verschwiegen. In den Fällen, wo man es dennoch in Erfahrung brachte, hat sich ganz Europa schaudernd abgewendet von den blutigen Bildern. Ein wenig von der durchgreifenden Energie und ein ganz Teil von der politischen Haltung der englischen Presse könnte man sich in Deutschland wohl aneignen; aber nicht hart genug kann man die Brutalität verurteilen, welche mit Worten der Humanität und der christlichen Liebe im Munde mit dem Maximgeschütz stets den Weg frei macht, um über Leichen hinweg dem Handel Eingang zu verschaffen und andern mit friedlicheren Mitteln und weniger Energie vorgehenden Mächten zuvorzukommen.

Die letzte Nachricht aus Uganda meldet wieder zwei siegreiche Kämpfe zwischen Major Martyr und den Sudanrebellen. Aus der hierbei herangezogenen Truppenstärke von 2 Komp. Indiern und 2 Komp. Sudanern (?) kann man schließen, daß die Rebellen doch noch ziemlich stark sein müssen. Am 2. Dezember sollten 6 Kompanien nach Khartum abmarschieren; es wurden aber 2 zurückgehalten, da man ihrer Hilfe als Polizeitruppe in Unjoro nicht entbehren konnte. Die Abrückenden werden einen auf dem Albertsee befindlichen Dampfer mitnehmen und sollen in Lado bezw. dort, wo die zerstörte Station einst lag, von 2 Dampfern Kitcheners erwartet werden.

Von den Unruhen in Mombassa verlautet kein Wort. Dagegen wurde die Uganda-Eisenbahn am 1. November bis Makindu, das sind 383 km, dem Verkehr übergeben. Die Engländer fördern diese Linie mit derselben Energie und Schnelligkeit, wie sie alle Bahnlinien Afrikas in der letzten Zeit vorgetrieben haben. Am 15. Dezember 1897 wurden 161 km eröffnet und nach 10½ Monat weitere 222 km, das macht im Monat 21 km. Nachdem die anfänglichen großen Schwierigkeiten überwunden waren, sind ja solche

allerdings auf den neuerdings erbauten Strecken nur in geringer Zahl vorhanden; trotzdem überrascht diese Leistung, zumal nach Aussage deutscher Reisender die Bahn gut und sicher funktioniert. Die Frage aber, warum so eilig? können wir Deutschen uns recht leicht beantworten. Erst durch die Verbindung mit dem Indischen Ozean wird die Nilwasserstraße — in nicht schiffbaren Strecken durch die Eisenbahnen ergänzt — eine Weltbedeutung erlangen. Nach Fertigstellung der Uganda-Eisenbahn ist ein neuer Weg nach Indien geschaffen, eine Parallelstraße zum Suez-Kanal-Weg; und Sansibar einerseits, Kairo andererseits sind die großen Stapel- und Handelsplätze an den Mündungen dieser Straße ins Weltmeer. Zufällige Störungen des Verkehrs auf dem Suez-Kanal sind dann ohne Nachteil, und feindliche Einwirkungen weniger zu fürchten.

Um aber in südlicher Richtung die große, ganz Afrika durchschneidende Verbindung von Kairo bis zum Kap in Uganda anzuschließen, macht man die größten Anstrengungen. Der von Buluwayo zum Tanganika im Bau begriffenen Telegraphenlinie wird die Eisenbahn folgen; bereits im Anfang des neuen Jahres will man mit dem Materialtransport beginnen und rechnet darauf, daß die Kapkolonie sie kostenfrei auf ihren Bahnlinien befördern wird. Zunächst hat allerdings der Premierminister nur die Beförderung zum Selbstkostenpreise zugesagt. Man glaubt, binnen 10 Jahren die ganze — in der Luftlinie — etwa 1200 km messende Linie auszuführen und erhält in den Sambesi- und Beira-Linien willkommene Zweiglinien zur Ost-Küste. Wie man mit dieser großen Linie an der Westgrenze von Deutsch-Ost-Afrika vorbei kommen wird, darüber scheint man sich nur wenig Sorgen zu machen. Dieses Gebiet wird man aber dann auf allen Seiten mit großartigen Kommunikationslinien umgeben und isoliert haben, gewiß nicht zum Vorteil für seine Entwickelung und seinen kommerziellen Aufschwung.

Es kommt hinzu, daß auch eine Verbindung des Kongo und der Kongo-Bahn durch eine neue Bahnlinie in Angriff genommen wurde, und daß eine andere Eisenbahn, von der Bucht von Löbito ausgehend, über Kakonda und Fort Princeza-Amelia zum Kubango führend, dort wo er schiffbar wird, projektiert ist, welche die Küste des portugiesischen West-Afrika mit der großen nord-südlichen Eisenbahnlinie in Verbindung bringen wird. Diese gewinnt damit die Bedeutung der großen Lebensader für ganz Afrika, welche, durchweg in englischem Besitz, den ganzen Erdteil von England in wirtschaftlicher Beziehung abhängig macht und alle anderen europäischen Mächte in den Hintergrund drängen wird. Wenn Deutschland jemals das Projekt einer Zentralbahn in seinem ostafrikanischen Schutzgebiet zur Durchführung bringt, wird es auch nur eine Zweigbahn für die britische Hauptbahn erbauen, und die Durchführung der deutschen Süd-West-Afrikabahn durchs Hinterland wird man sogar auf jede Weise zu verhindern suchen.

So sehen wir England seinen großartigen Plan, ermöglicht durch den Besitz von Uganda und durch die Vernichtung des Mahdi-Reiches, mit allen Kräften verfolgen und seiner Vollendung immer näher bringen; es wird Afrika in wirtschaftlicher Beziehung vollständig beherrschen. Nur der nordwestliche Teil vom Tsad-See bis zur West- und Nordküste wird ihm Dank der Thatkraft und dem plangemäßen Vorgehen der Franzosen vorenthalten bleiben.

In **Süd-Afrika** ist der günstige Augenblick im verflossenen Jahre nicht eingetreten, um dem britischen Element die unbedingte Oberherrschaft zu verschaffen. Das Schiedsgericht hat über die Delagoa-Bahn seinen entscheidenden Spruch noch nicht gefällt, Portugal hat sich noch immer mit den letzten Kraftanstrengungen eines Ertrinkenden gegen die Verlockungen und Drohungen zu wahren verstanden. Aber es kann nur eine kurze Frist sein, für welche ihm der ungeschmälerte Besitz seiner afrikanischen Kolonien erhalten bleibt. Es wird sich, ebenso wie an Spanien, die Schuld der langjährigen Versäumnisse bei der Entwickelung der Kolonien und bei der Stärkung seiner Machtmittel in ihnen rächen. Nur zwei Mächte können bei der Teilung der Erbschaft in Betracht kommen, England und Deutschland, und der mit dichtem Schleier umgebene englisch-deutsche Vertrag mag wohl die Lösung dieses Problems enthalten. Es ist wohl mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß der portugiesische Besitz in Ost-Afrika an England fallen wird. Es wird sich aus seinen Ansprüchen, ob durchaus berechtigt oder nicht, nicht verdrängen lassen, um keiner anderen Macht diesen für die Beherrschung des Weges nach Indien so wichtigen Machtzuwachs zufallen zu lassen. In dem westlichen Besitz suchen allerdings neuerdings die Franzosen Einfluß zu gewinnen, indem sie das Kapital zu einer Bahnlinie von Port Alexandro oder von der Tiger-Bai nach Humbe hergeben wollen. Sie würde in unmittelbarer Nähe der deutschen Grenze liegen und das gesunde Hochland der Provinz Mossamedes mit der Küste verbinden, ein Unternehmen, dem Deutschland kaum teilnahmlos zusehen dürfte.

Die Besitzergreifung der Dealgoa-Bai und -Bahn durch die Engländer würde die südafrikanische Republik auf das ernsteste gefährden, wenn nicht besondere Abmachungen zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit getroffen sein sollten. Von allen Seiten mit englischem Gebiet umgeben und von der Küste ganz abgeschnitten, werden die Buren-Staaten der Willkür der Engländer preisgegeben sein.

So wenig man einerseits dies bestreiten kann, und so unbedingt andererseits anerkannt werden muß, daß die Buren in ehrlichem Kampfe gegen britische Vergewaltigung sich ihre Selbständigkeit erkämpft haben, so muß man allerdings doch fragen, ob sie der Sympathie sich würdig erwiesen haben und ob sie, was in ihren Kräften stand, gethan haben, um ihr Staatswesen zu konsolidieren und den zum Teil berechtigten Klagen der „Uitlander“ abzuhelfen.

Es ist gerade von deutscher Seite darüber Beschwerde erhoben worden, daß sie den bei ihnen weilenden Deutschen, also Stammesverwandten, mit Rücksichtslosigkeit begegnet seien, und deshalb ist es von Wichtigkeit, daß gerade jetzt Zeugnisse deutscher Angesessener vorliegen, welche sich zu gunsten der Buren-Regierung aussprechen. Der eine in folgenden Worten: „Wir begreifen hier nicht, warum man in der heimischen deutschen Presse mit einem Male so erbarmungslos über die Regierung unserer Republik herfällt. Noch vor einem Jahre galt es als „unpatriotisch“, nicht für die Buren zu schwärmen; und heute legt man sich für die „Uitlander“ in Transvaal gegen die Regierung ins Zeug. Wir finden, daß ein solches Vorgehen den Kredit unseres Landes und damit unseren eigenen Erwerb schädigt. Insbesondere wir Deutsche fühlen uns unter der Regierung durchaus wohl, vereinzelte Mißstände, die aus der alten „Treckburenzeit“ auf unsere Tage überkommen sind, werden von selbst verschwinden. Wirklich geklagt hat hier bis jetzt immer nur die Industrie, weil sie politisch ganz und gar unter englischem Einflusse steht, und weil ihre Führer auf wirtschaftlichem Gebiete mit aller Macht danach streben, alle Werte zu drücken, um billig kaufen zu können.“

Von viel größerer Bedeutung als diese Äußerung eines Privatmannes ist aber die Rede, welche Herr Georg Albu, ein in Johannesburg seit dessen Bestehen ansässiger deutscher Minendirektor, welcher eine hervorragende Stellung einnimmt und sich während der vorjährigen Reformkomitee-Debatte besonders ausgezeichnet hat, kürzlich gehalten hat. Er betont darin ausdrücklich, daß trotz der beständigen Anfeindungen seitens der systematischen Opposition die Regierung in den letzten Monaten sehr viel für die Mineenindustrie gethan habe. Das jetzige Goldgesetz der Südafrikanischen Republik sei bei weitem das liberalste Goldgesetz der ganzen Welt. Die statistischen Belege, die Herr Albu zur Bekräftigung vorlegte, zwangen sogar die Presse des Herrn C. Rhodes zum Stillschweigen.

Solchen Zeugnissen gegenüber wird man von einem — wenigstens selbstverschuldeten — Niedergang der Transvaal-Republik nicht sprechen dürfen und, falls er durch die englischen Anfeindungen herbeigeführt werden sollte, den um ihre Freiheit Kämpfenden die vollste Sympathie nicht versagen dürfen. Zunächst denken die Buren aber durchaus nicht daran, zu verzagen. Sie haben den Aufstand der Magato mit überraschendem Geschick und großer Schnelligkeit niedergeworfen, und am 13. Dezember kehrte Joubert als Sieger zurück. Sie haben die seit Jamesons Einfall vergangenen zwei Jahre wohl zu nützen verstanden, um Pretoria und andere wichtige Punkte durch beachtenswerte Befestigungen zu schützen, um ihre militärische Macht zu reorganisieren, zu verstärken und besser auszustatten. Daß sie militärisch nicht zu bezwingen sein werden, wird ja auch von den Gegnern anerkannt. Ein Staat, welcher auf dem Schlachtfelde so stark ist, steht nicht im Zeichen des Niederganges. Die Buren haben

aber nicht nur durch Organisation und Bündnisse sich nach außen zu kräftigen gesucht, sondern auch den inneren Widersachern dadurch die Waffen zu entwinden verstanden, daß sie mit Mäßigung den berechtigten Klagen Abhilfe zu schaffen sich bemühten. Den schwindelhaften Unternehmern werden sie freilich hierin niemals genug thun können; sie würden ja an dem eignen Niedergang arbeiten, wenn sie es thäten. Zu der bereits erreichten Herabsetzung der Dynamitpreise wird aber voraussichtlich noch eine weitere Ermäßigung von 5 Schilling pro Kasten kommen (die Beratung ist bis Februar verschoben), das Branntweingesetz ist veröffentlicht worden, andererseits ist den Farmern zum Schutz gegen auswärtige Spekulanten eine Übernahme fällig werdender Hypotheken zugestanden worden. Endlich ist auch die wichtige Frage der Geldbeschaffung einer glücklichen Lösung nahe. Trotz der Gegenminen der Londoner Börse war es gelungen, mit einer niederländischen Finanzgruppe, vertreten durch die Firma Baerveldt und Heybloom einen Vertrag über eine vierprozentige Anleihe von 2½ Millionen Pfund am 5. Dezember abzuschließen. Das Abkommen wurde aber von der Republik rückgängig gemacht, da sich in den sogenannten „Bewahrplätzen" ein viel einfacherer Weg zur Geldbeschaffung darbot. Man versteht unter diesen die Ländereien, welche den Grubenbesitzern außerhalb ihrer Grubenmaße zur Anlage von Gebäuden, Schutthalden u. s. w. zu billigem Preise überlassen wurden. Da man annahm, die Flöze verliefen senkrecht, legte man geringen Wert darauf, daß die Regierung alle Rechte auf Mineralien, welche unter diesen Bewahrplätzen liegen, sich vorbehielt. Nachdem man nun erkannte, daß die Flöze in schräger Lage unter diesen sich fortsetzten, bekamen sie einen hohen Wert. Man schätzt sie zur Zeit auf 10 Millionen Pfund. Schon vor drei Jahren strebten die Minengesellschaften mit allen Mitteln, sich in Besitz dieser Grundstücke zu setzen, und die Verschwörer von Johannesburg glaubten durch Bestechung sie gewinnen zu können. Aber weder dies noch der mit dem lockenden Besitz eng verquickte Überfall Jamesons führten zum Ziele, so daß jetzt die Regierung die Möglichkeit hat, durch Veräußerung der Bewahrplätze sich in reichstem Maße die nötigen Mittel zu verschaffen.

Während die Republik nichts versäumt, um allen äußern oder innern Feinden mit Erfolg entgegentreten zu können, ist man auch englischerseits nicht müßig, sondern verstärkt im Stillen die militärische Stellung an der Grenze der Burenstaaten, und vereinzelte Notizen der englischen Zeitungen lassen die Absichten erkennen. Nachdem man beschlossen, Kimberley, das dem Transvaal nahe dicht an der Westgrenze des Oranje-Freistaates liegt, zu einem Waffenplatz zu machen, muß es auffallen, daß neuerdings auch an der Ostgrenze, möglichst nahe an die Grenze der Republik herangeschoben, Ladysmith — nach dem Ausdruck einer englischen Zeitung — zu einem „Aldershot" ausgestaltet wird. Defensive Zwecke sind bei Lage der Verhältnisse gänzlich ausgeschlossen, also kann in ihnen nur eine

Bedrohung der Burenstaaten erblickt werden. Man sucht auch allerhand Material zusammen, aus dem man ihnen einen Fallstrick drehen kann. So die Inderfrage. Auch in Natal hat man besondere Maßregeln gegen die indischen Arbeiter für nötig erachtet; aber dem Burenstaat verübelt man, daß er sie wie eingewanderte Farbige mit einer Steuer belegt hat, und will sie als „Schutzbefohlene der Königin“ nicht mit andern Farbigen gleichgestellt wissen. Neuerdings haben aber englische Blätter eine vollkommene Hetze gegen die Republik begonnen, weil ein Polizist einen Engländer Namens Edgar erschossen hat. Ohne die Veranlassung hierzu zu erwähnen oder zu untersuchen, wird über die unerträgliche Tyrannei der Burenpolizei in Johannesburg geschrien und von dort aus eine Reklamation der Hilfe Englands erwartet, um dem Burendruck ein Ende zu machen. Damit wäre ja wieder eine Handhabe zum militärischen Vorgehen geboten, — wenn man sich dazu für stark genug hielte.

Von einer großen Harmlosigkeit zeugt unter solchen Umständen die von der Afrikander-Partei des Kap-Parlaments ausgesprochene Hoffnung, daß die Burenstaaten sich an einer Beisteuer zur Flotte des Britischen Reiches beteiligen würden, nachdem das Parlament einstimmig den Antrag Schreiners angenommen hatte, der britischen Admiralität jährlich 30000 Pfund zur Verfügung zu stellen. Die Kapkolonie kann diesen Beschluß mit dem Hinweis auf den durch die britische Flotte ihrem Handel gewährten Schutz wohl begründen, für die Burenstaaten würde ein Motiv sich kaum auffinden lassen.

Ein königliches Dekret über die künftigen Grenzen von Süd-Rhodesia bestimmt, daß der von der Gesellschaft ernannte Administrator durch den Staatssekretär der Kolonien bestätigt werden muß und daß letzterer die Befugnis hat, ihm nach Gutdünken einen kommissarischen Residenten zur Seite zu stellen. Zur Vertretung der örtlichen Interessen soll ein „gesetzgebender Rat“ aus diesen beiden und neun andern Mitgliedern gebildet werden. Die Leitung der Militärpolizei wird in die Hände des Oberkommissars für Süd-Afrika gelegt.

Die **deutschen Kolonien** haben zwar im verflossenen Jahre mit zum Teil recht ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen gehabt; sie haben aber die ihnen drohenden Gefahren glücklich überwunden und zeigen durchweg einen Fortschritt, obgleich die auf ihre Entwickelung verwendeten Staatsmittel im Vergleich zu den von andern Staaten für ihre Kolonien gebrachten Opfern verschwindend klein sind. Zu danken ist der günstige Zustand vor allem der Verwaltung, welche zur Zeit in Händen von Persönlichkeiten liegt, welche eben so viel Energie in der Überwindung von Hindernissen und feindseligen Störungen als Verständnis für die ihnen den Eingeborenen gegenüber gestellte Aufgabe gezeigt haben. In den meisten unserer Kolonien kann auf eine gedeihliche Entwicklung überhaupt nur dann gerechnet werden, wenn die Eingeborenen in ihren Dienst gestellt

werden. Denn in Ost-Afrika, Kamerun und Togo ist der Aufenthalt für Europäer im allgemeinen nur für kurze Zeit durchführbar, es sind die Arbeitskräfte der Eingeborenen, welche hier unbedingt gewonnen werden müssen, und es handelt sich demnach nicht um eine blutige Unterwerfung, sondern um eine zielbewußte Erziehung und Hineinziehung in unsere Interessen. Welche Erfolge in dieser Beziehung erreicht worden sind, beweist das regierungstreue Verhalten Hendrik Witboois und andrer Häuptlinge in Südwest-Afrika; es hat sich dies in Ost-Afrika gelegentlich der Einführung der Hüttensteuer gezeigt, welche nicht, wie an der Sierra Leone eine allgemeine Empörung hervorrief, sondern mit vollster Bereitwilligkeit gezahlt wurde, und höhere Beträge lieferte, als man erwartet hatte; es hat sich auch gelegentlich des Aufstandes in Uganda gezeigt, mit dessen Niederwerfung die Engländer immer noch nicht fertig sind, und den sie nur dank der thatkräftigen Unterstützung durch die deutschen Stationen mit Munition überwinden werden. Die der Grenze benachbarten Stämme waren naturgemäß stark erregt, denn sie mußten eines Übertrittes der Kampfführenden auf ihr Gebiet gewärtig sein, hatten wohl auch zum Teil starke Sympathien mit ihnen; aber willig stellten sie zu Hunderten ihre Männer zur Grenzbewachung, und nirgends fiel der Zündstoff auf günstigen Boden. So finden wir nicht nur in Ost-Afrika, sondern auch in Kamerun und Togo, daß die Eingeborenen mehr und mehr ihre Streitsachen dem europäischen Richter vortragen, weil sie die Erfahrung machen, daß dieser sie nicht ausbeutet, sondern nach bestem Gewissen die Streitigkeiten schlichtet; so lassen sich viele Stämme sogar für die regelmäßige Arbeit gewinnen, was für die Entwicklung der Plantagen ja eine Lebensfrage ist; und im allgemeinen werden sie sich des Segens bewußt, welcher mit der deutschen Verwaltung in Gestalt des Friedens und Eigentumsschutzes, der Verkehrserleichterung und Unterstützung in schweren Zeiten zu teil wird. Das ist das beste Zeichen, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Die spärliche Bevölkerung wird nach Beseitigung der menschenfressenden Kriege und Sklavenjagden sich schnell mehren, damit die Bedürfnisse des Landes und seine Leistungsfähigkeit. Egoistisch werden die Eingeborenen immer bleiben; wenn sie aber erkennen, daß ihre Interessen sich mit den unsern decken, so werden sie auch der Förderung der letztern willig dienen.

In zweiter Linie ist an der Entwickelung der Kolonien das Großkapital beteiligt, welches nach jahrelangem Zögern und Mißtrauen in letzter Zeit thatkräftig eingegriffen hat und nunmehr binnen einiger Jahre die Verhältnisse gänzlich verändern wird. Zunächst hat es sich dem Plantagenbau in erhöhtem Maße zugewendet; in Ost-Afrika muß das Gouvernement nach neuen, hierfür geeigneten Gebieten suchen, da die zunächst sich bietenden im Nordosten sämtlich verkauft sind; in Kamerun ist das Küstengebiet vollständig vergeben und neue Plantagen müssen weiter ins Innere vorgeschoben werden; selbst in Togo schreitet der Plantagenbau trotz

des trockenen Jahres 1897 vorwärts, neue Kaffeeanpflanzungen werden in Angriff genommen und man erwartet ein gutes Jahr. Neben den Plantagen entstehen aber auch schon industrielle Etablissements, wie die Zuckerfabrik in Ost-Afrika, und die Handelshäuser beginnen ihre Stationen immer weiter ins Innere vorzuschieben; die große neugegründete deutsch-belgische Sanga-Gesellschaft „Süd-Kamerun" wird die deutsche Flagge den Kongo und Ubangi hinauftragen, um in der Südostecke Kameruns ihre Thätigkeit zu beginnen. Überall aber sind es nicht Abenteurer, nicht kleine Spekulanten, welche ihre Kraft und kleine Mittel an kleine Unternehmungen setzen, sondern die ersten deutschen Finanzkräfte haben sich endlich den Kolonien zugewandt. Nicht mit einem Schlage werden sie Gewinn einheimsen, wenngleich einzelne Unternehmungen, wie die Kakao-Plantagen Kameruns sich bald rentieren werden; aber alle Vorbedingungen sind erfüllt, um einen reichen Gewinn nach einigen Jahren erhoffen zu dürfen. So lange man nicht säete, konnte man auch nicht ernten.

Es erscheint daher die Erwartung durchaus gerechtfertigt, daß auch der Staat unter solchen Verhältnissen sich nicht länger zurückhalten wird, um seinerseits den in den Kolonien angesetzten Kräften günstige Lebensbedingungen zu schaffen. Nächst einer geordneten Verwaltung ist hierzu vor allem zweierlei nötig: Sicherung der Person und des Besitzes, und Erleichterung des Verkehrs. Dem ersten Zweck dienen die Schutz- bezw. Polizeitruppen und die Stationen. Sie sollen vermehrt werden, und zwar sollen in Togo und Kamerun je 100 Mann mehr aufgestellt, sowie fast überall neue Stationen angelegt werden. Letzteres namentlich in Kamerun, wo eine neue Zollstation an der Nordwestgrenze, eine Militärstation in der Südostecke am Sanga-Ngoko zur Ausführung kommen soll. An Verkehrsmitteln ist in Südwestafrika die Weiterführung der Eisenbahn und Telegraphenlinie nach Windhoek (2300000 M.) und die Inangriffnahme der Hafenbauten in Swakopmund (500000 M.) in Aussicht genommen; in Ost-Afrika übernimmt der Staat die Usambara-Eisenbahn zum Preise von 1300000 Mark (die Aktionäre werden 25% ihres Kapitals erhalten) und wird deren Bau fortsetzen (hierfür ist eine Rate von 250000 Mk. in den Etat eingestellt); es wird hier ferner ein Schwimmdock gebaut werden (Kosten 600000 Mk., wovon die erste Rate 300000), welches sich jedenfalls gut rentieren wird, da unsere Schiffe zur Zeit genötigt sind, die englischen Häfen behufs Reparaturen aufzusuchen, während das Dock auch fremden Schiffen zugänglich und willkommen sein wird. Von der Centralbahn enthält der Etat nichts. Daß ihr Bau zu einer dringenden Notwendigkeit geworden ist, wird angesichts der englischen Bahnbauten und der im Seengebiet gefundenen Mineralschätze, welche ohne Eisenbahn überhaupt nicht zu heben sind, mehr und mehr anerkannt, aber es mögen wohl die Vorarbeiten noch nicht so weit vorgeschritten sein, um den Bau in Angriff nehmen

zu können. Für Togo ist endlich auch die seit Jahren erstrebte und als für die Entwickelung des Handels unbedingt erforderlich erkannte Landungsbrücke mit 30000 Mk. (erste Rate) in den Etat eingesetzt und die Erbauung einer Eisenbahn zwischen Lome und Klein-Popo in Aussicht genommen worden.

Der telegraphische Anschluß Süd-West-Afrikas soll in der Weise ausgeführt werden, daß die Eastern and South African Company Limited in das bestehende Kabel Mossamedes-Kapstadt eine Schleife einfügt und das Seitenkabel an einem der Grenze des Schutzgebietes nächstgelegenen Punkte der Walfisch-Bai landet. Der Vertrag läuft auf 20 Jahre mit einer jährlichen Zahlung von 90000 Mark.

Als besiedelungsfähig hat sich von unsern Kolonien außer einigen Hochflächen Ost-Afrikas nur Süd-West-Afrika erwiesen, und neuerdings hat der Ingenieur Rehbock auf grund seiner eingehenden Untersuchungen den Beweis geführt, daß die früher so vielfach auch von Reisenden behauptete Unfruchtbarkeit nur auf dem Mangel an Bewässerung beruht, daß der oberflächliche Beobachter sich leicht täuschen läßt, daß aber die Wasserzufuhr überall möglich ist und dann eine Bebauung reichlich sich lohnen wird. Für den Ackerbau werden vielfach Stauanlagen notwendig, und es ist mit Freude zu begrüßen, daß der Staat für derartige Bauten einen Betrag in den Etat eingestellt und auch die Zuführung von Trinkwasser nach Swakopmund ins Auge gefaßt hat.

Von großer Bedeutung für unsere Kolonien sind endlich die Grenzfestsetzungen. Solche sind zur Zeit im Gange an der Ostgrenze von Süd-West-Afrika, wo anschließend an das bis Rietfontein geführte kapländische Triangulationsnetz am 20. Längengrad bis zum 22. südlichen Breitengrad hinaufgearbeitet werden soll; und in Ost-Afrika, wo die deutsch-englische Grenze zwischen Tanganika und Njaßa-See, auf eine astronomische Ortsbestimmung basiert, festgelegt wird. Es ist zu wünschen, daß hieran anschließend auch die belgisch-deutsche Grenze geregelt wird. Die Festlegung der Westgrenze von Togo im sogenannten neutralen Gebiet scheint trotz aller, aus dem jetzigen Zustande sich ergebenden Mißstände noch lange ein frommer Wunsch zu bleiben.

Aus den einzelnen Kolonien ist Folgendes zu berichten:

Für Ost-Afrika ist ein Truppentransportdampfer am 7. Dezember vom Stapel gelassen und „Kaiser Wilhelm II“ getauft worden. Für den Transport des Dampfers „Hedwig v. Wißmann“ ist eine Summe aus der Einnahme der Wohlfahrts-Lotterie durch die Kolonialgesellschaft überwiesen worden. Der für den Rufidschi bestimmte Dampfer „Ulanga“ hat sich als für den diesjährigen sehr niedrigen Wasserstand zu tiefgehend erwiesen.

Generalmajor Liebert konnte in seiner am 12. Dez. in Hannover gehaltenen Rede mit Befriedigung darauf hinweisen, daß nach Überwindung der Sulu-Stämme (Wahehe und Wangoni) in dem

ganzen großen Gebiet Friede herrsche. Mit den unruhigen Stämmen am Meru-Berge ist ja Hauptmann Johannes in letzter Zeit durch energisches Handeln noch immer ohne Blutvergießen fertig geworden. Im übrigen betont aber auch der Gouverneur von Ost-Afrika die Notwendigkeit der Centralbahn und motiviert dies damit, daß die Kolonie durch die sie umschließenden Bahnbauten wirtschaftlich tot gemacht werden würde, wenn sie diese fertig werden ließe, ohne rechtzeitig die eigene Eisenbahn herstellt zu haben.

In Deutsch-Süd-West-Afrika sind die Unruhen unter den Bondelzwarts überraschend schnell durch den Gouverneur behoben worden. Am 21. September brach er mit einer Kompanie der Schutztruppe und 3 Geschützen von Windhoek auf, um den schwachen Posten in Keetmannshop (etwa 100 km von Bethanien) zu unterstützen. Er soll am 19. und 22. Oktober den Aufständischen Gefechte geliefert haben. Nach neuesten Nachrichten hat er dem Führer, dem Kapitän von Warmbad, William Christian, und seinen Mithelfern andere, voneinander getrennte Wohnsitze angewiesen, nachdem er ihnen Waffen und Munition, sowie 200 Stück Vieh abgenommen hat. In Warmbad verbleibt bis auf weiteres eine Besatzung von 50 Mann und einem Geschütz.

Große Bestürzung verbreitete das Gerücht, daß die Rinderpest abermals im Schutzgebiet ausgebrochen sei. Ein Bericht des Oberstabsarztes Dr. Lübbert, der sich nach dem infizierten Bezirk begeben hatte, ist aber wohl geeignet, zu beruhigen. Unter den Rindern der Eingeborenen, welche sich der Impfung widersetzt hatten, ist allerdings die Krankheit wieder aufgetreten, aber durch schleunige Impfung des Jungviehs unterdrückt. Das früher geimpfte Vieh zeigte sich immun. Der Gefahr ist mithin durch die Kochsche Methode wirkungsvoll begegnet worden. Die Folgen der Epidemie machen sich selbstverständlich in der Kolonie noch fühlbar, da der Handel bedeutend herabgegangen ist. Andererseits ist das Vieh der europäischen Ansiedler im Wert bedeutend gestiegen und — in Wechselwirkung mit dem Bahnbau — mancher Frachtfahrer veranlaßt worden, sich dem Farmbau zuzuwenden. Bei der außerordentlichen Sorgfalt und Schonung der Hottentotten für ihre Kühe wird sich voraussichtlich der Viehbestand bald wieder mehren und dann den Handel heben, andererseits werden den Europäern durch Erbauung von Brunnen und Wasserwerken verbesserte Ansiedelungsverhältnisse, dem Handel durch Eisenbahn- und Hafenbau bedeutende Erleichterung geschaffen werden.

Eine erfreuliche Nachricht meldet den Fund von Diamanten in dem blauen Thon, dessen Vorkommen in Großnamland bereits öfter beobachtet worden war. Über die Häufigkeit des Edelsteins läßt sich natürlich noch nicht urteilen. Auch die erste Wein- und Rosinen-Ernte ist eingetroffen und durch das Preisgericht des kolonialwirtschaftlichen Komitees prämiiert worden. Sie berechtigt zu den schönsten Hoffnungen.

Die South African Territories Ltd. hat sich aufgelöst, nachdem die South West African Company den Hauptbestandteil ihrer Anteile erworben hatte. Da letztere aber nicht nur Hauptteilhaberin der Kaokoland-Minengesellschaft, sondern auch der Hanseatischen Land-, Minen- und Handelsgesellschaft ist, so hat sie faktisch fast das ganze Schutzgebiet wirtschaftlich in Händen. Gleichzeitig hat sie auch das Gebiet der South African Company im portugiesischen Angola in ihren Besitz gebracht, vielleicht in der Voraussicht, daß dieses bei Auflösung der portugiesischen Kolonien an Deutschland übergehen könnte. Die Gesellschaft hat außer diesen 36000 Quadratmeilen in deutschem Gebiet Rechte und Anteile bei 136000 (engl.) Quadratmeilen Landes, größtenteils im Norden des Swakop-Flusses. Ihr Nominalkapital beträgt 1 Mill. Pfund, das in Händen befindliche Betriebskapital über 135000 Pfund. Es liegen in diesen Verhältnissen große Gefahren.

In Kamerun hat Lieutnant von Carnap an Bord eines Dampfers in Begleitung von 80 Mann eingeborenen Truppen seine Expedition nach dem Sanga angetreten, nachdem das Einverständnis der französischen Regierung zur Grenzregelung eingegangen ist. Die im gleichen Bezirk zur Wirksamkeit kommende Sanga-Gesellschaft „Süd-Kamerun“ hat sich in Berlin konstituiert und den Rechtsanwalt Dr. Scharlach zum Vorsitzenden und den Oberstleutnant Thys zu seinem Stellvertreter gewählt. Das Direktorium bilden außer ihnen die Herren Alex. Delcommune, Hipp. Lippens und Fr. Philippson. Die belgische Gesellschaft tritt der Süd-Kamerun-Gesellschaft ihre beiden, auf deutschem Gebiet liegenden Stationen Zimu und Goko ab und ein Dampfer soll für ihre Zwecke beschafft werden.

Die Ausführung einer Expedition bis zum Tsad-See erscheint zur Zeit nicht angezeigt; man wird sie vorläufig nur bis Garua entsenden, um dort einen Militärposten und eine Zollstation zu errichten und mit Rabah nach und nach einen friedlichen Verkehr anzubahnen. Zu diesem Zweck soll eine Regierungsexpedition in Verbindung mit einer durch die Firma C. Wörmann ausgerüsteten Handelsexpedition auf dem Niger und Benue entsandt werden. Die Entsendung einer Privatexpedition dorthin wird infolgedessen unterbleiben, und die von der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für eine solche bewilligte Summe von 25000 Mark der Kolonialabteilung zur Verfügung gestellt. Einem von ersterer gewählten Komitee wird bei der Ausführung beratende Stimme eingeräumt.

Der Handel in Togo, welcher im Vorjahr stark daniederlag, hat einen erfreulichen Aufschwung genommen. Im dritten Quartal 1898 hat die Einfuhr den Wert von 730674 M., die Ausfuhr 283993 Mark gegen 346560 bezw. 199772 Mark 1897 erreicht.

Die Besetzung von Bor durch die Truppen des **Kongostaates** wird bestätigt; jedoch ist sie mit Einverständnis Englands erfolgt. Es soll dort ein Handelscentrum und der Nil als bequeme und

billigere Verbindungslinie für den Osten des Kongostaates ausgenutzt werden. Sobald Macdonald, aus Uganda kommend, dort eintrifft, soll eine vollständige Teilung des Nilgebiets zwischen beiden Nationen stattfinden. Wahrscheinlich wird die englische Station in der Nähe von Lado auf dem rechten Ufer errichtet werden, während ein Streifen des linken Ufers an den König der Belgier verpachtet wird. Es stehen dort bereits gegen 1400 Mann der kongostaatlichen Truppen, welche den Engländern sehr willkommen sind, da sie ihnen zur Sicherung des oberen Nils, wo vielleicht auch Menelik seine Rechte wieder geltend machen wird, sehr zur Hand sind.

Es ist verständlich, daß unter diesen Umständen auch der Plan, den Kongo mit dem Nil durch eine Eisenbahn zu verbinden, mehr in den Vordergrund tritt. Der König sucht der Besitzung am Nil Dauerhaftigkeit zu verleihen und will sobald als möglich den Bau der Eisenbahn vom obern Uelle nach Redschaf beginnen lassen.

Am obern Ubangi sind vier belgische Handelsagenten von den Budga getötet und aufgefressen worden. Lothaire ist mit 300 Mann zur Züchtigung des Stammes aufgebrochen. Es wird hierbei in Erinnerung gebracht, daß derselbe Volksstamm im Jahre 1891 eine ganze Abteilung der Expedition Van Kerkhoven mit ihrem Führer Bucquoy niedergemetzelt und verspeist hat.

Geographische Nachrichten.

Dem Engländer Weld Blundell, der im vorigen Jahre ihn in Addis Abeba besuchte, hat der Negus die Erlaubnis erteilt, ganz Abessinien zu bereisen. Der Zweck ist rein wissenschaftlich, es begleiten ihn Dr. Kortlitz und Mr. Harwood.

Der englische Missionar Campbell hat eine wichtige Forschungsreise beendet, welche den Zweck hatte, den kürzesten und leichtesten Weg aus dem südlichen Kongo-Gebiet nach dem indischen Ozean zu finden. Er brach von Lufira im Februar 1898 auf, folgte im allgemeinen dem Luapula, wandte sich am Südende des Bangweolo-Sees nach Süden, und gelangte nach Überschreitung des Loangwa bei Lunda in das Thal des Sambesi.

Von Lemaire berichtet ein Brief aus Moliro an der Südgrenze des Kongostaates, daß er in Begleitung von Michel eine Lagune namens Suzi erkundet hat.

Die Expedition Foureau-Lamy (s. 1898, Heft 10) hat sich nach Ain-Salah (Tidikelt) gewandt. Die Einwohner der Oase sind in Krieg mit den Tuaregg und wünschen den Beistand der Franzosen. Es liegt der Gedanke nahe, daß diese sich bei dieser Gelegenheit in Besitz der Oase Tuat und Tidikelt setzen werden, welchen sie lange schon anstreben. Eine leichte Kolonne folgt der Expedition, um eine Station in Art der Station Mac Mahon in Temassin zu gründen, also einen starken Militärposten.

Trentinian hat sich am 28. November in St. Louis nach Kayes eingeschifft.

Eine Expedition unter Kommandant Crave (von dem Volta-Bezirk) ist von Waghadugu abgegangen, um den Niger in Gorokoré (nördlich Sinder) zu erreichen. Unterwegs hat er den Tuaregg zahlreiche geraubte Heerden weggenommen und ihren schwarzen Besitzern wieder zugestellt. Er soll sich mit Oberstl. Klobb (Chef des Timbuktu-Bezirkes) vereinigen, der den Niger hinabgeht, um den Fluß bis Sai der Schiffahrt zu öffnen.

Der Bezirksamtmann von Station Langenburg, von Elpons, hat gelegentlich einer Bereisung des Konde-Landes den Rungwe, den höchsten Berg im Nordwesten des Nyassa-Sees, bestiegen und seine Höhe auf etwa 3100 m bestimmt.

Viktor Giraud ist am 22. August im 40. Lebensjahre in Plombières gestorben.

Bücherbesprechungen.

1) **Prof. Dr. R. Sadebeck,** Direktor des Botanischen Museums und des Botanischen Laboratoriums für Warenkunde zu Hamburg. **Die Kulturgewächse der deutschen Kolonien und ihre Erzeugnisse.** Für Studierende und Lehrer der Naturwissenschaften, Plantagenbesitzer, Kaufleute und alle Freunde kolonialer Bestrebungen nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse bearbeitet. — Verlag von Gustav Fischer, Jena 1899. — 366 S. Preis: broch. 10 Mk., geb. 11 Mk.

Mit der Veröffentlichung dieser Arbeit, an der in einzelnen Kapiteln bekannte Autoritäten vom Fach ihn unterstützt haben, hat der Verfasser sich ein Verdienst um unsere Kolonien erworben. Er erbringt den positiven Beweis dafür, daß unsere überseeischen Besitzungen durchaus nicht absolut wertlos sind, so daß es am besten wäre, noch heute sie wieder aufzugeben, wie von gewisser Seite noch immer behauptet wird. Im Gegenteil werden sie mehr und mehr das Anlagekapital verzinsen und jede aufgewandte Kulturarbeit reichlich lohnen.

Doch ist das Werk keine Tendenzschrift. Es wird nur thatsächlich zu einer Apologie unserer Kolonialpolitik durch die sachkundige eingehende Beschreibung der „Kulturgewächse der deutschen Kolonien und ihrer Erzeugnisse“, wie der Titel angiebt. Dabei beschränkt sich der Verfasser nicht auf die Beschreibung derjenigen Kulturpflanzen, welche „in unseren Kolonien bereits mit Erfolg gebaut werden“, sondern zieht auch die „wichtigsten Kulturgewächse der Eingeborenen“ sowie „eine Anzahl von Nutzpflanzen, welche zwar nicht in Plantagenbetrieb genommen werden, aber doch außerordentlich wichtige Rohstoffe liefern“, in den Bereich seiner Arbeit und weist schließlich auf einige tropische Kulturgewächse hin, deren Anbau in den deutschen Kolonien „voraussichtlich sehr lohnend sein würde“.

Die Beschreibung der einzelnen Gewächse ist sehr eingehend und wird bei vielen durch ganz vorzügliche Abbildungen veranschaulicht. Daneben werden wir über ihre Kultur und ihre Verwertung belehrt und erhalten wir eine Reihe von geschichtlichen Notizen, so daß das Werk eine wahre Fundgrube für jeden ist, der über einschlägige Fragen irgend welche Auskunft sucht.

Die 14 Kapitel haben folgende Überschriften: Palmen; Getreide und Zuckerrohr; Knollen- und Zwiebelgewächse; eßbare Früchte und Gemüse; eigentliche

Genußmittel (Kaffe-Thee-Gruppe); Gewürze; Tabak; Fette und fette Öle liefernde Pflanzen; Farb- und Gerbstoff liefernde Pflanzen; Gummi, Harze und Kopale; Kautschuck und Guttapercha liefernde Pflanzen; Faserstoffe; Nutzhölzer; Medizinalpflanzen.

---

2) **H. Seidel**, Rektor. **Vorträge zu den Lichtbildern** der Deutschen Kolonialgesellschaft **über Togo.** Nr. 1. Im Auftrage der Deutschen Kolonialgesellschaft verfaßt. Als Manuskript gedruckt. Berlin. Gedruckt bei Julius Sittenfeld.

Mit der Herausgabe dieser Vorträge kommt die Deutsche Kolonialgesellschaft einem Verlangen vieler nach, welche der Vorführung der Lichtbilder beigewohnt haben. Auch ohne die Bilder liest sich die vorliegende Nr. 1 gut. Sie giebt eine anziehende Darstellung von Land und Leuten, von Handel und Wandel, von Verwaltung und Mission und erweckt eine gute Hoffnung auf die Zukunft dieser kleinsten unserer afrikanischen Schutzgebiete.

Aus dem Verlage der **Basler Missions-Buchhandlung** liegen 3 neue Traktate vor:

3) **Fr. Autenrieth**, Missionar. **Ein gefangener und ein freier Negerknabe.** Schilderungen eigener Erlebnisse. Mit Aquarellbild „Weihnachten in Kamerun", 5 Illustrationen, 14 Originalbildern, einer Karte vom Kamerunflußbecken und einem Brief in Faksimile. — 40 S. Preis?

4) **Fr. Autenrieth**, Missionar. **Erinnerungen aus Kamerun.** — 16 S. Preis?

5) **W. Schmolk**, Missionar. **Von Heiligtum zu Heiligtum.** Aus dem Pilgerleben des wahrheitsuchenden Hindu Karunagaran. — 71 S. Preis 25 Pf.

Die beiden ersten Heftchen führen uns nach Kamerun und geben uns interessante Bilder aus den persönlichen Erlebnissen des Verfassers. Sie gewähren uns einen Einblick in einzelne Äußerungen des Volkslebens sowohl als auch in etliche Stücke des Missionsbetriebes.

Das dritte Heft führt uns nach Indien und schildert uns, wie ein Hindu, nachdem er in jahrelangen Wanderungen von einer heiligen Stätte seiner väterlichen Religion zur anderen vergebens die innere Ruhe gesucht hat, endlich im Christenglauben seiner Seele Verlangen gefunden hat.

6) **G. Warneck**, Prof. Dr. theol. **Allgemeine Missionszeitschrift.** Monatshefte für geschichtliche und theoretische Missionskunde. In Verbindung mit Dr. th. F. M. Zahn, Missions-Inspektor in Bremen und Dr. th. R. Grundemann, Pastor in Mörz bei Belzig. 26. Jahrgang. Verlag von Martin Warneck, Berlin. — Jährlich 12 Hefte. Preis 7,50 M.

Mit dem laufenden Jahre beginnen Warneck's blaue Hefte ihren 26. Jahrgang. Wer mit Missionsfragen sich beschäftigt und auf dem weiten Gebiete der evangelischen Mission sich orientieren will, kann diese Zeitschrift nicht entbehren. Wir dürfen mit Fug und Recht stolz darauf sein, daß kein Land eine wissenschaftliche Missionszeitschrift besitzt, die der Warneck'schen an die Seite gestellt werden könnte. —er.

Quittungen.

Für den Evangelischen Afrika-Verein gingen ein im Monat Dezember 1898:

O. Neumann, Cottbus, 2 Mk. — Pastor Leppien, Walbeck, 2 Mk. — Postass. Köther, Altona, 2 Mk. — G. Krebs, Gotha, 4 Mk. — Pastor Jürgens, Borne, 2 Mk. — Kant. Günther, Mylau, 2 Mk. — Frau Forstmeister Balthasar, Schnenhagen, 2 Mk. — Oberstl. v. Hassel, Berlin, 3 Mk. — Dr. Zahn, Calw, 3,50 Mk. — Pfarrer Beesenmeyer, Winnenden, 3 Mk. — Graf v. Wedel, Sandfort, 3 Mk. — Oberpfr. Schüler, Potsdam, 28,10 Mk. — Pastor Baltzer, Lunow, 3 Mk. — Graf v. Schlieffen, Berlin, 10 Mk. — C. Zahn, Hof, 20 Mk. — Pfarrer Hitzer, Brodowin, 100 Mk. — Frl. v. Studnitz, Breslau, 3 Mk. — Major Schwartzkopff, Charlottenburg, 3 Mk. — Pastor Rühle, Christinendorf, 3 Mk. — W. Roth, Konstanz, 3 Mk. — Puritz und Bode, Neuhaldensleben, 3 Mk. — Reg.-Rath Mühlmann, Merseburg, 5 Mk. — Pfarrer Meyer, Blessenbach, 11,60 Mk. — Pfarrer Maurer, Karlsruhe, 5 Mk. — Pfarrer Lauber, Adenau, 6 Mk. — Prof. Dr. Cremer, Greifswald, 3 Mk. — Dr. Freiherr v. Blomberg, Dziekanka, 4 Mk. — Ev. Afrika-Verein Minden, 120 Mk. — Präs. Lucanus, Berlin, 3 Mk.

Der Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins.

Adressen des Evangelischen Afrika-Vereins:

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Schriftleitung der „Afrika“: Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt.

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung
der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage
des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller
in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Sechster Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

Prospekt der Zeitschrift „Afrika“.

Seit dem Jahre 1894 giebt der Evangelische Afrika-Verein eine Monatsschrift „Afrika“ heraus. Mit dem 1. Januar cr. ist die Zeitschrift aus dem Selbstverlage des Vereins in den Verlag der mitunterzeichneten Verlagsbuchhandlung übergegangen. Der Charakter der Zeitschrift wird dadurch jedoch in keiner Weise geändert, sie bleibt nach wie vor das Organ des Evangelischen Afrika-Vereins und wird über die Entwickelung, die Bestrebungen und die Thätigkeit des Vereins in der Heimat sowohl, als auch über den Fortgang seiner Unternehmungen in den Schutzgebieten Mitteilungen bringen.

Die besondere Aufgabe der „Afrika“ ist es, nach allen Seiten hin für das Wohl und Recht der Eingeborenen unserer Kolonien einzutreten, weil es die von allen bewährten praktischen Kolonialpolitikern anerkannte Pflicht unsers Vaterlandes ist, um mit Herrn Major von Wißmann zu reden: „Unsere geistige Überlegenheit zu benutzen, um den Neger auf die Kulturstufe zu stellen, die seiner ethischen Eigenschaft entspricht.“

Dem entsprechend legt die „Afrika“ an die gesamte deutsche Kolonialbewegung mit allen ihren verschiedenen Erscheinungen und Bethätigungen den sittlichen Maßstab. Sie bringt Nachrichten über alles, was irgend seitens des Staates, der Missionen oder sonst für das Wohl der Eingeborenen und zur Bekämpfung ihrer leiblichen und geistigen Notstände geschieht und macht auf die in diesen Beziehungen vorliegenden Aufgaben aufmerksam.

In einer besonderen ständigen Rubrik „Afrikanische Nachrichten“ giebt die Zeitschrift einen fortlaufenden Bericht über die Tagesvorgänge in Afrika, so weit sie von Bedeutung sind. Die „Afrika“ ist damit eine zuverlässige Sammelstelle aller belangreichen afrikanischen Ereignisse. Zugleich sucht sie durch ihre Darstellung das Verständnis für die eigenartigen Verhältnisse des „schwarzen Erdteils“, der dazu berufen erscheint, eine wichtige Rolle in der Weltgeschichte zu spielen, zu fördern.

Durch charakteristische Schilderungen von Land und Leuten erstrebt die „Afrika“ daneben die Verbreitung einer allgemeinen Kenntnis unserer Schutzgebiete, um dadurch das Interesse für diese zu wecken und zu vertiefen.

Schließlich werden in der „Afrika“ die Erscheinungen der Afrika-Litteratur, namentlich sofern sie nach den oben angegebenen Gesichtspunkten hin von Bedeutung sind, einer Besprechung unterzogen.

Die Zeitschrift erscheint am 15. jedes Monats in der Stärke von 1½ bis 2 Bogen. Der jährliche Bezugspreis beträgt 3 Mark. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung oder die Post (Postzeitungsliste Nr. 39) entgegen. Mitglieder sowie Zweigvereine des Evangelischen Afrika-Vereins bestellen die „Afrika“ beim Vorstande des letzteren in Berlin W. 57, Potsdamerstr. 73. Die Mitglieder erhalten sie bei einem Jahresbeitrage von 3 Mark unter Streifband zugestellt.

Berlin und **Bielefeld**, im Januar 1899.

Der Vorstand des Evangelischen Afrika-Vereins.
J. A.: Pastor **Gustav Müller**,
verantw. Redakteur.

Die Verlagsbuchhandlung:
Velhagen & Klasing.

Eine Handwerkerschule für Deutsch-Ost-Afrika.

Vom Herausgeber.

Der Kolonialrat hat in seiner Sitzung vom 18. November 1897 nach dem Bericht des „Deutschen Kolonialblatt" (1897, S. 692) unter anderem auch „die Heranbildung von Handwerkern" für das ostafrikanische Schutzgebiet „zum Gegenstand eingehender Debatten gemacht". Zu einem praktischen Resultat haben die Verhandlungen, deren Ergebnis leider nicht mitgeteilt ist, bisher noch nicht geführt. Indes verlautet in kolonialen Kreisen, daß man neuerdings dem Gedanken, aus den Eingeborenen Handwerker heranzubilden, näher treten will. Besonders hat man, wie es heißt, dabei im Auge, sich Arbeiter heranzuziehen, welche an Ort und Stelle Schiffsreparaturen ausführen können, damit unsere Dampfer in dieser Beziehung in Zukunft nicht auf fremde Hilfe angewiesen sind. Die Erfahrungen mit der in Kamerun eingerichteten Maschinenwerkstätte sind so ermutigend, daß man eine ähnliche auch in Ost-Afrika ins Leben rufen möchte.

Nur steht der Ausführung dieses Wunsches eine Schwierigkeit im Wege, die in Kamerun nicht in Frage kam. Hier konnte man von vornherein Neger in die Arbeit stellen. Es sind das Schlosser und Schmiede von der Goldküste, die zum größten Teil direkt aus der Industriewerkstätte der Basler Mission, welche bereits seit dem Ende der fünfziger Jahre besteht, hervorgegangen sind, und jedenfalls alle, wenn zu einem Teile auch nur indirekt, ihr Handwerk dieser Handwerkerschule verdanken. Da an der Ostküste solche Leute nicht zu haben sind, kann eine Maschinenwerkstätte in dem Umfange wie in Kamerun einstweilen noch nicht geschaffen werden. Hier muß man in kleinem Maßstabe anfangen und sich die schwarzen Arbeiter erst heranziehen.

Da wird nun zur Zeit die Frage erwogen, ob es nicht geraten ist, eingeborene junge Leute, die dazu willig sind, nach Deutschland hinüberkommen und hier zu Maschinenarbeitern ꝛc. ausbilden zu lassen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich eine ganze Anzahl dazu bereit finden wird. Und doch muß ganz entschieden gewarnt werden, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Man hat vor einigen Jahren das Experiment mit vier Jünglingen aus Kamerun gemacht. Und aus keinem ist etwas geworden. Die Völker in unseren Schutzgebieten sind noch nicht reif dafür, daß ihre Glieder auf Jahre nach Deutschland verpflanzt werden können. Auf der anderen Seite ist es schwerlich möglich, diese jungen Burschen, was doch unbedingt geschehen müßte, vor allen den schädlichen und verderblichen Einflüssen zu behüten, denen sie hier ausgesetzt sein würden. Es kann sich, soll eine Maschinenwerkstätte in Deutsch-Ost-Afrika errichtet werden, wenn man das Wohl der in

derselben zu beschäftigenden schwarzen Arbeiter nicht außer acht lassen will, nur darum handeln, daß man ihnen an Ort und Stelle Gelegenheit bietet, das Schlosserhandwerk zu erlernen. Damit ist freilich gegeben, daß man die Hoffnung, in eigener Werkstätte die deutschen Schiffe reparieren zu können, noch einige Jahre hinausschiebt. Indes wird man das erwünschte Ziel um so früher erreichen, je eher man ans Werk geht.

So ist die notwendige Voraussetzung einer Maschinenwerkstätte die Gründung einer Handwerkerschule. Hier liegt es nun auf der Hand, daß es vorteilhaft sein würde, diese Schule nicht auf die Schlosserei zu beschränken. Die Kosten für die Einrichtung einer Anstalt, in der zugleich auch Tischler und Zimmerleute ausgebildet werden, würden nicht viel größer sein als die für eine, in der nur die Schlosserei erlernt wird.

Die Bedeutung einer richtig geleiteten Handwerkerschule für das Schutzgebiet kann nicht leicht überschätzt werden. Sie läßt sich einigermaßen an folgendem Urteil, das aus sachkundiger Feder stammt, ermessen: „Es ist kaum zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß an dem Fortschritt der Kultur auf der Goldküste die dortigen Missionswerkstätten das meiste Verdienst haben, denn ohne Handwerk ist sie nicht denkbar.“*) Es ist ein großer Kulturerfolg, „daß,“ wie mir Missionar Bohner schreibt, „nicht allein viele europäisch gebaute Häuser in allen Städten an der Küste sich befinden, sondern daß verschließbare Thüren und Läden, Tische, Stühle und Koffer fast in jeder Wohnung zu treffen sind, und zwar alles an Ort und Stelle von den Eingeborenen gemacht.“ Dazu kommt, daß sowohl an der Küste als auch auf den Binnenstationen der Regierung der Bedarf an Handwerkern immer größer wird und auch die Privatunternehmungen unter dem Mangel an derartigen tüchtigen Kräften oft empfindlich zu leiden haben.

Bei solcher Bedeutung einer Handwerkerschule für die Kulturentwickelung der Kolonie kann es nur die Frage sein, ob es möglich ist, in Ostafrika aus der eingeborenen Bevölkerung Handwerker heranzubilden. Diese Frage aber darf unbedingt bejaht werden. Ja es darf sogar gesagt werden, daß die Bewohner Ost-Afrikas, insbesondere die Wasuaheli, ein ganz außerordentliches Talent zur Erlernung von Handwerken haben. Die Fundi, d. h. Handwerker der Küste, sind sehr gesucht und erhalten einen unverhältnismäßig hohen Lohn. Auf unserer Sklavenfreistätte in Lutindi werden Knaben mit dem besten Erfolge in der Schreinerei unterwiesen. Auf der Missionsstation Hohenfriedeberg aber hat der Herr Gouverneur Liebert seine Freude darüber ausgesprochen, daß die Missionare „ohne die Hilfe der Küsten-Handwerker allein mit den Christen die Kirche bauen.“**)

---

*) Evangel. Heidenbote, 1899, S. 4.

**) Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission, 1898, S. 103.

Wollte die Handwerkerschule aber nur geschickte Tischler, Zimmerleute, Schmiede und Schlosser ausbilden, so würde sie die Bedeutung, welche sie für die Verbreitung der Kultur in dem Schutzgebiete gewinnen soll, nicht erlangen können. Es ist unerläßlich, daß sie ihre Zöglinge auch erzieht, und zwar in christlichem Geiste erzieht. Es müssen innerlich lautere und gefestigte Handwerker aus ihr hervorgehen. Die Ordnung der Schule muß eine durchaus christliche, eine evangelische sein; denn anders werden keine selbständigen Handwerker, die der Kolonie förderlich sind, erzogen werden können. Das führt uns auf den letzten Punkt, der beachtet werden will.

Wer soll diese Handwerkerschule ins Leben rufen? In Mosambik besteht eine staatlich geleitete Handwerkerschule, die „escola d'artes e offizios". Sie wird zum Teil vom portugiesischen Staate, zum Teil von der Munizipalität in Mosambik und zum Teil durch eigene Einnahmen unterhalten. Das legt den Gedanken nahe, daß die Reichsregierung selbst in unserem Schutzgebiete eine Handwerkerschule errichtet. Mit Rücksicht auf die eben betonte christliche, ja evangelische Erziehung aber, welche in ihr geübt werden müßte, können wir nicht wünschen, daß die Regierung die Errichtung übernimmt. Denn sie kann nur eine Schule rein simultanen Charakters, in dem weitesten Sinne des Wortes, der sogar den Islam in sich begreift, ins Leben rufen, wie ja auch die Regierungsschulen des Schutzgebietes in Bezug auf die Religion absolut indifferent sind. Daß jedoch unsere Meinung nicht ist, der Regierung überhaupt jeden Einfluß auf die Handwerkerschule zu verwehren, wird sogleich einleuchten. Nur wünschen wir nicht, daß sie eine Regierungsanstalt wird.

Zur Gründung einer solchen Schule berufen ist in erster Linie der Evangelische Afrika-Verein. Das ergiebt sich klar aus dem Wortlaut des § 1 seiner Satzungen: „Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutschen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre sociale Lage zu verbessern." Danach ist die Aufgabe des Vereins, da das dringende Bedürfnis nach einer Handwerkerschule in unserer ostafrikanischen Kolonie vorliegt, so offenbar, daß er sich ihr unmöglich wird entziehen können. Freilich gehören dazu Mittel, die seine finanziellen Kräfte, welche augenblicklich — wir verweisen auf die Vereinsnachrichten — aufs äußerste in Anspruch genommen sind, bei weitem überschreiten. Von sachkundiger Seite ist die Errichtung einer Handwerkerschule auf 40000 Mk. veranschlagt worden. In den ersten Jahren würde natürlich auch ein vorher nicht zu schätzender, aber ohne Frage nur verhältnismäßig geringer Zuschuß nötig sein. Da aber sicher angenommen werden darf, daß die Regierung, sobald die Gründung einer Handwerkerschule gesichert ist, unter der Voraussetzung, daß ihr ein gewisses Aufsichtsrecht eingeräumt wird, einen Beitrag zur ersten Einrichtung und zur Unterhaltung derselben gewähren wird, so dürfte es kaum

schwer halten, wenn die Freunde der Verbreitung christlicher Kultur und die beteiligten und besonders interessierten Kolonisationsgesellschaften ihre Hand nur einigermaßen aufthun, das Werk zu stande zu bringen. Wir haben den Wunsch, daß unsere Anregung bald zur Eröffnung der Handwerkerschule in Deutsch-Ost-Afrika führen möchte.

Vereinsnachrichten.

1) Aufruf zur Linderung der Hungersnot in Ost-Afrika.

Seit Monaten sprechen die von unserer Sklavenfreistätte **Lutindi** einlaufenden Berichte mit immer tieferem Ernst von der zunehmenden Hungersnot. Solange Ost-Afrika unter deutscher Herrschaft steht, ist es von einer so anhaltenden Dürre wie in den letzten beiden Jahren noch nicht heimgesucht worden. Von einer Regenzeit zur anderen hat man dort auf die unentbehrlichen Niederschläge gewartet, — immer vergeblich.

Unter dem 12. Dezember 1898 schreibt der Vorsteher unserer Station, Diakon Bokermann:

„Vor einigen Wochen hatten wir an einigen Tagen kleine Regenschauer; alles jubelte vor Freude, weil es schien, als wollte die kleine Regenzeit beginnen. Aber leider blieb auch diese wieder aus. Wir haben sogar seit acht Tagen einen derartigen Sonnenbrand, wie ich ihn hier in der Shambalai noch nicht erlebt habe, und unter dem wir alle sehr zu leiden haben. Wir hatten in unseren Saatbeeten, die beschattet sind, sehr schöne Pflänzlinge, die wir sogleich während des Regens auspflanzten; auch hatten wir schnell alle hergerichteten Felder mit Mais u. s. w. bestellt, und alles ging gut auf. Doch in diesen Tagen ist wieder alles dahin, und alle Mühe ist umsonst gewesen!“

Die Folgen dieses Zustandes sind unabsehbar. Wir haben auf unserer Station annähernd 40 befreite Sklaven. Ihr Unterhalt kann zur Zeit noch nicht von dem Ertrage der angelegten Felder und Gärten bestritten werden. Wir sind daher vorerst noch darauf angewiesen, einen guten Teil der nötigen Lebensmittel zu kaufen. So lange das auf dem in der Nähe von Lutindi regelmäßig abgehaltenen Markte der Eingeborenen möglich war, waren die Ausgaben nicht allzu groß. Aber diese Quelle versiegt allmählich. Im September lieferten die umwohnenden Waschambaa noch wenigstens zwei Mahlzeiten in der Woche für unsere Station, vom Ende Oktober und vom November wird bereits berichtet, daß nur noch eine Mahlzeit Bananen wöchentlich gekauft werden kann. Und im nächsten Briefe wird es heißen, daß überhaupt nichts mehr zu haben ist.

Während von Alexandria 250 Mann englische Truppen nach Khartum gesandt wurden, ist Kitchener selbst von dort aufgebrochen, um den Mahdi aufzusuchen, da er auf jeden Fall unschädlich gemacht werden muß. Unmittelbar nach der Schlacht bei Omdurman ist er, wie man jetzt feststellen kann, mit seinen und seines gefallenen Bruders Weibern, sowie 40 Soldaten, von dort abgezogen, wird seine Truppen aber wahrscheinlich indessen durch neuen Zuzug bedeutend verstärkt haben. Kitcheners Kolonne hat einen von einem Trupp des Mahdi besetzten Ort, Abnukba, genommen, der Khalifa soll sich mit dem Gros in Sherkiela (Schirkeleh am Chor Abu Hable?) befinden.

Eine feste Position, welche der Emir Ahmed Fadil eingenommen hatte, wurde am 26. Dezember von Oberst Lewis erstürmt. Die Engländer verloren Major Ferguson schwer, außerdem 6 ägyptische Offiziere verwundet, 27 Mann tot, 118 verwundet; sie machten 1500 Gefangene und sollen 500 Derwische getötet haben. Nach einer neueren Nachricht ergab sich die ganze Streitmacht des Emirs dem Kanonenboot „Metämmeh“, er selbst aber entkam in südlicher Richtung.

Nachdem Kitchener zum Generalgouverneur des Sudan ernannt worden ist, wurde dieser in vier Verwaltungsbezirke erster und in drei solche zweiter Klasse eingeteilt; die ersteren sind Omdurman (bis Abu Haras am blauen und Abu Hasa am weißen Nil reichend) Sennar, Kassala und Faschoda, die zweiter Klasse Assuan, Wadi Halfa und Suakin. Die Telegraphenlinie von letzterem Orte nach Berber ist am 24. November fertig gestellt, die Verlängerung der Sudanbahn bis Khartum (180 engl. Meilen) beschlossen worden. Es sind hierbei Brücken in großer Zahl zu erbauen, worunter die über den Atbara ca. 400 m mißt. Die Materiallieferungen sind bereits vergeben worden.

Marchand hat am 11. Dezember, 8½ Uhr morgens, auf dem „Faidherbe“ Faschoda verlassen und die Sobatfahrt angetreten.

Mit leicht erklärlicher Spannung wurden die Vorgänge in **Abessinien** namentlich in Italien verfolgt; noch hat eine Grenzfestsetzung nicht stattgefunden, und das starke Truppenaufgebot Meneliks konnte sich schließlich ebenso gut gegen Massaua wenden, wie man britischerseits seine Verwendung in der Richtung nach dem Gebiet zwischen Rudolf-See und oberen Nil befürchtete. An und für sich sind die Vorgänge interessant durch die Persönlichkeit des Ras Mangascha und sein Verhältnis zum Negus.

Als der vorige Kaiser, Johannes II., am 8. März 1889 in der unglücklichen Schlacht gegen die Mahdisten bei Matama zum Tode verwundet wurde, sah er sich veranlaßt, Mangascha, seinen Sohn von der Frau seines Bruders, öffentlich anzuerkennen. Der Tod des bisherigen anerkannten Thronerben veranlaßte ihn, das streng bewahrte Geheimnis zu brechen. Diese Abstammung schließt zwar auch in Abessinien von der Thronfolge aus, aber Johannes Man-

4

gascha war sehr beliebt und wurde deshalb als Ras von Tigre anerkannt. Die Erfolge der Italiener ermutigten ihn, als Thronprätendent aufzutreten, bis ihn Menelik veranlaßte, nach Addis Abeba zu kommen und „mit dem Stein um den Hals" um Verzeihung zu bitten. Damals verließ ihn Ras Alula, sein mächtigster Partisan, wegen dieser Erniedrigung; sie verschaffte ihm aber die Wiedereinsetzung in seine Stellung. Mit einer Art Fanatismus hängen die Einwohner von Tigre an ihm als dem Abkömmling ihres alten Herrscherhauses, und hierauf gestützt, begann er seine Intriguen von neuem. Der Negus schickte Ras Makonnen mit 42000 Mann, um ihn zu vernichten und an seiner Stelle die Verwaltung von Tigre zu übernehmen. Da die Provinz, der Schauplatz der Kriege mit Italien, entvölkert ist, konnte Mangascha nicht mehr als 18 bis 20000 Mann gegen ihn aufstellen. Er scheint es aber mit seiner kleinen Streitmacht seinem Gegner doch schwer gemacht zu haben; er zog seine Vorhut von Amba Aladschi (wo am 7. Dez. 1895 das Detachement Toselli vernichtet wurde) und sein Gros von Makale bei Makonnens Nahen zurück, um sich im nordöstlichsten Winkel seines Landes — bei Adaga Hamus, 12 bis 15 km südöstlich Adigrat — festzusetzen. Ebendort erwartete 1896 Baratieri den Angriff Meneliks, und Mangascha konnte wahrscheinlich die alten italienischen Befestigungen benutzen.

Am 5. Januar wurde Makonnens Eintreffen zwei Stunden von Adaga Hamus gemeldet, und in den nächsten Tagen kam es zu einem Zusammenstoß — wahrscheinlich nur der Vortruppen; eine schnelle Entscheidung war aber geboten, da Makonnen in dem heruntergekommenen Lande keine Lebensmittel für seine Truppen fand. In der Nacht vom 11. Januar griff er, nachdem die am 9. Januar angebahnten Friedensverhandlungen sich zerschlagen hatten die Stellung an, ward aber mit erheblichen Verlusten zurückgeschlagen. Trotz dieses Mißerfolges sah wohl Mangascha die Unmöglichkeit eines siegreichen Widerstandes ein und bot die Hand zum Frieden, der am 19. Januar in der Kirche von Enda Mariam von beiden Führern vorbehaltlich der Genehmigung des Negus beschworen wurde. Die beiderseitigen Truppen wurden bereits aus dem ausgesogenen Lande zurückgezogen. Es wird sich nun zeigen, ob Menelik seine auf 80000 Mann angegebene Armee entlassen, oder, wie die Engländer argwöhnen, sich nach Süden wenden wird.

Die Eisenbahn Djibuti-Harrar ist auf 36 km beendet, das Material für die halbe Länge der ganzen Bahn bereits hingeschafft.

Über die **Uganda**-Bahn lauten die Nachrichten sehr günstig. Die Bauart ist gut und für die Bequemlichkeit der Reisenden über Erwarten gesorgt. In jedem Zug läuft ein Wagen dritter, zweiter und erster Klasse, alle nach indischem Stile und der letztere mit Korridor und Toilette versehen. In Ugowe-Bai, an der Ostküste des Victoria-Sees, wird die Bahn münden, jedoch wird man nicht vor 3 Jahren diesen Punkt erreichen; Kikuyu, die Halbwegsstation,

denkt man im Mai dieses Jahres zu gewinnen. Durch eine Veränderung der Trace wird man die Bahn um ungefähr 100 (engl.) Meilen verkürzen, indem man sie nicht, wie früher geplant, quer über die Eldoma-Schlucht, sondern südlich von ihr durch Mau und das Njando-Thal führen will.

Die Expedition Martyr, welche die militärische Aufgabe von Macdonald übernommen zu haben scheint, ist am 3. September von Fajao am Albertsee abgefahren und hat am 6. September Wadelaï erreicht, während eine Abteilung, quer durch das Schuli-Land marschierend, am 8. dort eintraf. Am 14. gelangte er nach Dufilé nach Gründung von Stationen in Fatiko und am rechten Ufer gegenüber Wadelaï. Macdonalds Zug wird in den „geographischen Nachrichten“ Erwähnung finden.

Für die Orientierung über die Verhältnisse in **Deutsch-Ost-Afrika** waren die Vorträge des Gouverneurs Generalmajor Liebert gelegentlich seines kürzlich abgeschlossenen Aufenthaltes in Deutschland ebenso lehrreich, als seine Bemühungen im Interesse der von ihm verwalteten Kolonie allem Anscheine nach von manchem wertvollen Erfolge begleitet gewesen sind. Entgegen der von Wißmann seinerzeit ausgesprochenen Ansicht, daß Deutsch-Ost-Afrika zu neun Zehnteln aus unfruchtbaren Steppen bestehe und nur zu einem Zehntel nutzbar zu machen sei, berichtete er, daß auf grund der seitdem mit Eifer betriebenen Erforschungen wohl mit zwei Fünfteln nutzbaren Landes gerechnet werden könne. Es sei sogar wahrscheinlich, daß das Verhältnis sich noch wesentlich günstiger gestalte, nachdem man soeben festgestellt habe, daß an der Westgrenze der Kolonie wohlhabende, noch Millionen zählende Volksstämme in fruchtbaren Gebieten ansässig seien. Er glaubt auch auf grund dieser Nachrichten die von Professor Wohltmann auf 3 Millionen angenommene Bevölkerungsziffer auf 6 Millionen schätzen zu dürfen. Es wurde bereits im vorigen Bericht darauf hingewiesen, wie wichtig für unsere Kolonien die Zunahme der Bevölkerung sei. Diese durch General Liebert mitgeteilte Nachricht ist deshalb mit besonderer Freude zu begrüßen.

Von ihm wurde in völliger Übereinstimmung mit Professor Wohltmann die Wichtigkeit der Kommunikationslinien für die Entwickelung Deutsch-Ostafrikas betont und mit aller Energie für den Bau einer Central-Eisenbahn eingetreten. Von besonderer Wichtigkeit ist es, daß der Gouverneur die Inangriffnahme einer Linie von der Küste zum Njaßa in bestimmte Aussicht stellte, für welche er nicht einmal die Zinsgarantie des Staates glaubte heranziehen zu müssen. Gänzlich abweichend ist seine Verwendung der Schutztruppe von dem früheren System. Anstatt sie in wenigen Garnisonen nahe der Küste zusammenzuhalten, hat er die Kompagnien bis auf eine kleine Reserve über das ganze große Gebiet, möglichst weit nach den Grenzen vorgeschoben, verteilt, um überall Frieden und staatliche Autorität aufrecht zu erhalten und an jedem Orte, wo der Prospektor, Pflanzer

oder Forscher auch seine Arbeit beginnen mag, ihm persönliche Sicherheit zu gewährleisten. Nur unter solchen Verhältnissen — darin hat er gewiß recht — wird die zu leistende schwere Arbeit, das Land nutzbar zu machen, mit Vertrauen angegriffen und ungestört gefördert werden. Nur unter solchen Verhältnissen, darf man hinzufügen, werden auch die Eingeborenen immer mehr Vertrauen fassen und sich willig der Arbeit, willig dem Christentum, willig der ihnen übermittelten Kultur darbieten.

Aus allen Äußerungen des General Liebert muß man aber mit Genugthuung erkennen, wie wichtig es ist, daß die Gouverneure nicht mit dem ersten Heimatsurlaub von ihrer Stellung zurücktreten, sondern mit solcher Freudigkeit und Hingebung zu ihrer Aufgabe zurückkehren, wie er es thut. Nach den Lehrjahren, welche jeder durchzumachen hat, kann dann auch auf Jahre verständnisvollen und segensreichen Wirkens gehofft werden, wie es zum Gedeihen der Kolonien unbedingt notwendig ist.

Eine Kommission der Deutschen Kolonial-Gesellschaft beschäftigt sich mit dem Entwurf zur Gründung einer Deutschen Njaßa-Gesellschaft, welche den Transportverkehr auf dem Wege Sambesi-Schire-Njaßa und die Besiedelung des Konde-Landes sich zur Aufgabe nimmt.

Gegen die Einschleppung der Pest aus Madagaskar ist für die Häfen der Kolonie eine Quarantaine angeordnet; und um die Gefahr nach Möglichkeit zu vermindern, sind die in hygienischer Beziehung außerordentlich wichtigen Entwässerungs- und Straßenkanalisationsarbeiten, welche unausgesetzt eifrig gefördert wurden, ergänzt und beendet worden.

Von großer Bedeutung kann für die Kolonie das bisher geheim gehaltene deutsch-englische Abkommen sein, wenn es sich bewahrheitet, was aus den Äußerungen des portugiesischen Ministerpräsidenten geschlossen wird, daß nämlich Portugiesisch-Ostafrika unter der zu erhaltenden Oberhoheit des Staates zum Teil — bis Quelimane — an Deutschland, zum Teil — südlich hiervon — an England zu freiem Handel und Ausbeutung überlassen werden soll. Es ist vorauszusetzen, daß über die beiden wichtigen Verbindungslinien Delagoa-Bahn und Sambesi-Schire besondere Abmachungen getroffen sein werden, welche auch Transvaal vor einer Schädigung durch England hinreichend schützen.

Wie bereits erwähnt wurde, glaubten englische Zeitungen, einen noch nicht aufgeklärten Zwischenfall in Johannesburg dazu ausnutzen zu sollen, um die Johannesburger „Uitländer" zu einer Petition an die Königin zu veranlassen, damit diese durch militärische Intervention „dem unerträglichen Burendruck ein Ende mache". Eine solche Beschwerdeschrift gegen die **Süd-Afrikanische Republik** ist nun auch am 24. Dezember von einer Anzahl Johannesburger aufgesetzt worden; der englische Agent hat sich aber geweigert, sie an ihre Adresse zu befördern.

Des weiteren war der Feldkornet von Johannesburg auf Verlangen des britischen Vertreters in Pretoria vom Amte suspendiert worden, weil ihm Grausamkeiten zur Last gelegt wurden. Auch diese Angelegenheit war das Resultat einer Intrigue. Die in Gegenwart des diplomatischen Vertreters Englands geführte Untersuchung ergab, daß die als Zeugen figurierenden Farbigen durch Agenten der südafrikanischen Liga zur Vorbringung erfundener Beschwerden veranlaßt worden seien. Der Feldkornet wurde deshalb, nachdem seine Unschuld erwiesen war, in sein Amt wieder eingesetzt. Hiernach schien die künstlich hervorgerufene Erregung der Johannesburger sich gelegt zu haben, und es ist erklärlich, daß der britische Agent die Petition nicht zu befördern sich veranlaßt sehen konnte, nachdem er soeben mit seiner Anklage Schiffbruch erlitten hatte.

Die Agitatoren hatten aber keine Ruhe. Am 14. Januar ward abermals eine Versammlung von Engländern abgehalten, um Protest zu erheben gegen die Verhaftung des Vorsitzenden Web und des Sekretärs Dodd der „Uitländerliga“, und um den Fall Edgar wieder aufzuwärmen. Es war aber auch eine große Anzahl Burghers und Afrikander zur Stelle, und die Versammlung artete am Schluß in eine Schlägerei aus. Die meisten transvaaler Zeitungen heben hervor, daß zu einer politischen Agitation keinerlei Ursache vorliege, und daß die Johannesburger bei dieser Gelegenheit bewiesen hätten, daß sie sich durch eine kleine Anzahl unruhiger Hetzer nicht länger terrorisieren und den Frieden nehmen lassen wollen. Es sei an der Zeit, daß gewisse britische Unterthanen lernen möchten, so lange sie als Gäste in Transvaal weilen, sich in einer anständigen Weise zu benehmen.

Es würde allerdings für alle Teile nur vorteilhaft sein, wenn die Johannesburger Störenfriede endlich von ihren Mitbürgern zur Ruhe gebracht würden, um nicht immer wieder Handhaben für eine englische Einmischung künstlich erzeugen zu können. Daß für eine solche alle Mittel bereit gestellt werden, ist aus den fortwährenden Verstärkungen zu schließen, die den militärischen Streitkräften in der Kapkolonie in aller Stille zugeführt werden. Es sind kürzlich wieder 1300 Mann dorthin abgegangen, worunter nicht weniger als 300 Offiziere und Unteroffiziere. Diese sollen die Truppen der Kapkolonie drillen.

Daß dagegen der Vorwurf der „Uitländer“, die Republik erteile ihnen keine bürgerlichen Gerechtsame, ungerechtfertigt ist und lediglich von Leuten gemacht wird, welche gar nicht willens sind, ihre Nationalität aufzugeben, aber dennoch alle Rechte der eingeborenen Staatsbürger der Republik genießen möchten, ergiebt sich aus der veröffentlichten amtlichen Denkschrift über die Naturalisierungen im Jahre 1898. Danach sind nicht weniger als 1083 erwachsene Männer in den Staatsverband als Bürger aufgenommen worden.

Mit welchem Nutzen die soliden Goldminen-Gesellschaften arbeiten, ergiebt sich daraus, daß die 43 bisher mit Gewinn be-

triebenen Gesellschaften im verflossenen Jahre 5 Millionen Pfund Sterling als Dividende verteilt haben, während 8 andere Gesellschaften $2^1/_2$ Millionen an Dividenden erzielten. Dagegen wird der Gewinn des Staates aus dem Minenbetrieb in der Regel übertrieben hoch geschätzt; nach der amtlichen Statistik ist die Goldgewinnung in Transvaal seit 1888 auf annähernd 71 Millionen Pfund Sterling gestiegen, während an den Staatsschatz und die Eigentümer der Goldfarmen weniger als $3^1/_2$ Millionen Pfund gezahlt wurden. Die Republik hat nicht mehr als 3 % aus der gesamten Goldförderung dieser 11 Jahre gezogen. Daß das Goldgesetz der Republik das liberalste und beste der Welt ist, wird jetzt — ein eigenartiger Erfolg — auch in Rhodesia anerkannt. Die „Matabele-Times" geben der Hoffnung Ausdruck, daß die umgestaltete Regierung die Reform des Bergwerksgesetzes von Rhodesia nach dem Muster des bezüglichen Transvaalgesetzes in Erwägung ziehen werde, welches sehr gerecht und gut anwendbar sei.

Der flüchtige Magatohäuptling, Mpefu, ist in Rhodesia aufgegriffen und nach Buluwayo gebracht worden.

Das Bündnis zwischen den beiden Burenstaaten wird immer fester geknüpft; demnächst werden Ausschüsse für beide zusammentreten, um über die Vereinheitlichung der Verfassungen zu beraten.

Die Chartered-Company hat am 1. Januar ihre Agenturen in der Kapkolonie geschlossen, um sich nun ganz **Rhodesia** zu widmen. Sie geht mit einer bedeutenden Erhöhung ihres begebenen Kapitals um und soll die sofortige Ausgabe von 625000 neuen Aktien, also der Hälfte des genehmigten und noch nicht emittierten Kapitals, beschlossen haben.

Auf die lakonische Frage, welche Lord Kitchener von Khartum an Cecil Rhodes depeschierte: „Ich bin hier! Wann kommen Sie herauf?" antwortet letzterer mit seiner Reise nach England. Er will den Kredit des Staates für sein großes Unternehmen der Eisenbahn von Buluwayo nach dem Tanganika gewinnen, auf der Rückreise einen Abstecher nach Khartum machen und im April — wenn es glückt — sich wieder zum Premier-Minister der Kapstadt wählen lassen.

Der Gouverneur von **Deutsch-Südwest-Afrika** ist am 30. November von seinem Zuge nach Keetmanshoop in Windhoek wieder eingetroffen, bald nach ihm auch die Truppe. Die beiden schuldigen Kapitäne — Willem Christian von den Bondelzwarts und Paul Frederiks von Bethanien — hatten sich freiwillig gestellt, als sie von dem Herannahen des Major Leutwein mit der Truppe hörten. Von einem Gericht der am Aufstande nicht beteiligten Kapitäne des Nama-Landes für schuldig befunden, wurden sie zur Tragung der Kosten und Paul Frederiks außerdem zur Abtretung eines Stückes Land verurteilt. Das Gebiet von Keetmanshoop, welches hierdurch gewonnen wurde, ist ein sehr erwünschter Besitzzuwachs. Den Marsch nach Warmbad gab der Gouverneur mit

Rücksicht auf die Schonung von Zug- und Reittieren auf, ging direkt nach Bethanien und nach Gründung einer Station hierselbst über Grootfontein und Romtsas nach Windhoek zurück.

Am 22. Oktober vorigen Jahres traf „Melita Bohlen“ in Swakopmund ein mit ungefähr 200 Fahrgästen, darunter 120 Bahnarbeitern, und 4 Zwillingslokomotiven, welche nun einen vollständig durchgeführten Lokomotiven-Betrieb der Eisenbahn ermöglichen. Bis 80 km fertiggestellt, war diese zu dieser Zeit bis Khanrivier in Betrieb. Die Arbeiter wurden direkt dorthin befördert, hier aber von den alten Bahnarbeitern sogleich in einen Streik verwickelt, welcher allerdings, in Afrika weniger aussichtsreich als in der Heimat, bereits nach 2 Tagen seine Niederlage erlebte. Nun wurde die Arbeit begonnen und am 27. November erreichte die Bahn 90 km. Waren befördert zunächst nur die Regierung auf der Bahn; denn die Kaufleute, Handwerker und Frachtfahrer stehen zum größten Teil grollend beiseite und wollen sogar eine Petition an den Reichstag richten, um die Weiterführung zu verhindern, denn sie glauben, die hohen Frachtfuhren nicht entbehren zu können und bedenken nicht, daß die in Massen ihnen zuströmenden Waren auch ferner der Frachtfuhren bedürfen, um von der Hauptzufuhrsader ins Land weiter verteilt zu werden.

Über die Posteinrichtungen in der Kolonie bringt die „Deutsche Verkehrs-Zeitung“ (1898 Nr. 46 und 47) einen ausführlichen Bericht, aus dem sich ergiebt, daß außer dem Postamt in Windhoek ein System von 15 Postagenturen sich über das Land erstreckt, welches im Norden bis Outjo, im Osten bis Gobabis und im Süden bis Warmbad sich ausdehnt. Die Postbeförderung geschieht zum Teil durch Ochsenkarren, meist aber durch Boten.

Die Einrichtung einer unmittelbaren regelmäßigen Dampfschiffahrt von Deutschland nach Deutsch-Südwest-Afrika, die sich nunmehr zu einer monatlichen entwickelt hat, ist von dem erwarteten Erfolge gewesen. Die Handelsbeziehungen sind auf kosten der mit Kapstadt gepflogenen in stetem Steigen begriffen, und auch in Großnamaland zeigt sich der Umschwung zu gunsten des deutschen Marktes, namentlich in der Wechselbeziehung der Bezirkskasse von Keetmanshoop zur Legationskasse in Berlin: es wurden auf Berlin fast 300000, auf Kapstadt nur 23572 Mk. gezogen. Es ist auch fast nur noch deutsches Geld im Schutzgebiet in Umlauf.

Basiert auf die Vorschläge und Berechnungen des Reg. Baumeisters Rehbock hat das Syndikat für Bewässerungsanlagen in Deutsch-Südwest-Afrika am 7. Dezember v. J. an das auswärtige Amt eine Eingabe gerichtet, welche eine Zinsgarantie von 3% für das vorgesehene Kapital von 3 Millionen auf 25 Jahre beantragt. Es handelt sich hierbei, wie früher erwähnt wurde, um Herstellung einer großartigen Stauanlage bei Hatsamas, welche die Ansiedelung von 150 Familien — jede mit 10 ha bewässerbaren Ackerlandes, 5 ha Brachländer für Wohn- und Wirtschaftszwecke und 400 ha

Weidelandes — ermöglicht. Die zu gründende Gesellschaft will zunächst 80 völlig mittellose deutsche Familien dorthin befördern und derartig ansiedeln, daß sie zu einer leistungsfähigen landwirtschaftlichen Kolonie sich auswachsen. Die Zinsgarantie wird voraussichtlich kaum in Anspruch genommen zu werden brauchen.

Auch der Straußenzucht beginnt man erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Firma Wecke & Voigts, die große Ländereien bei Okahandja, Windhoek und die Farm Voigtland besitzt, kauft junge Strauße zu diesem Zweck auf. Dagegen scheint die Hoffnung, Diamanten in dem Schutzgebiet zu finden, sich nicht zu erfüllen.

Über das neue Eisenbahnprojekt in **Portugiesisch-West-Afrika** wird folgendes Nähere bekannt: Ein Syndikat will mit englischem und deutschem Kapital eine Eisenbahn von Lobito (nördlich Benguela) nach Kakonda und von hier in nordöstlicher Richtung zum Kubango (450 km lang) durch ein an Mineralien, Kautschuk und Tieren reiches Land erbauen, den Hafen von Lobito verbessern und eine kleine Flotte für den Küstenverkehr beschaffen, verlangt dagegen von der Regierung das Ausbeutungsrecht aller an der Strecke liegenden Minen, 5 Millionen ha Land für die Handelsausbeutung und einen Teil der Hafenzölle von Benguela.

Im **Kongostaat** nehmen die mit dem Aufstand der Batetela begonnenen Unruhen neuerdings einen bedenklichen Charakter an; trotz aller Niederlagen, welche nach amtlichen Berichten die Kongotruppen den Rebellen beigebracht haben sollen, ziehen diese zwischen Tanganika und Manjema hin und her, bestrebt ihre Heimat zu erreichen und dort alles in Aufruhr zu versetzen. Sie haben sich der Station Uvira am Tanganika-See bemächtigt. Als hierauf Leutnant Stevens von Kabambare mit 200 Soldaten gegen sie entsendet wurde, ward er am 4. November bei Sungula gänzlich geschlagen. Die Meuterer marschierten hierauf gegen Kabambare, das von 800 Mann besetzt war. Aber diese verrieten ihre Offiziere, und die Batetela bemächtigten sich am 14. November der Station; 5 Weiße wurden getötet, 14 fielen mit 2 Kanonen, Munition und allen Vorräten in die Hände der Rebellen. Nach einer anderen Meldung sollen die Europäer entkommen und am 20. November in Kassongo eingetroffen sein. Gegen diesen wichtigen Punkt marschierten die Rebellen und an Dhanis ist es wiederum, alles zusammenzuraffen, um ihrem Siegeslauf entgegenzutreten. Denn Van Gèle hat krankheitshalber am 22. Oktober Kassongo verlassen müssen, um nach Europa zurückzukehren; Dhanis ist nach Kassongo zurückgeeilt.

Der in Redjaf kommandierende Offizier Hanolet muß gleichfalls, an dem von den Derwischen erhaltenen Lanzenstich leidend, nach Europa zurückkehren. Henry ist seit dem 16. Juli in Lado mit 328 Mann, 4 Geschützen und 7 Europäern; in Redjaf stehen 13 Europäer mit 5 Geschützen und 981 Mann.

In schroffem Gegensatz zu den im Hinterlande drohenden Gefahren steht der Eifer, mit dem sich nach Vollendung der Eisenbahn alles ans Werk macht, das erschlossene Land auszubeuten. Die Kongo-Eisenbahngesellschaft bringt neue Obligationen von 10 Mill. Fr. zur Ausgabe; die Einnahmen der Bahn erreichten durchschnittlich im Monat 846000 Fr.; im Etat für 1899 sind die Einnahmen auf ziemlich 20 Mill., also 2½ Mill. höher als im Vorjahr, angesetzt und übersteigen zum erstenmale die Ausgaben (um 300000 Fr.), welche neben 7,6 Mill. für die Armee fast 3 Mill. für außerordentliche öffentliche Arbeiten, darunter über 600000 Fr. für Eisenbahnen und Telegraphen umfassen.

Aus **Kamerun** berichtet Oberleutnant Dominik von einer erfolgreichen Züchtigung des aufständischen Batschenga-Häuptlings Abanda, welcher sich auf die im Sannaga gelegenen Inseln zurückgezogen hatte und am 1. September mittelst Booten angegriffen werden mußte. Trotz der außerordentlichen Schwierigkeiten, welche dieser Umstand mit sich brachte, gelang es dem von beiden Ufern angreifenden Offizier, mit Verlust von 2 Ertrunkenen und 2 Verwundeten die Batschenga zu überwältigen.

Der Gouverneur v. Puttkamer hat sich am 13. Dezember in Begleitung der Herren v. Carnap und Plehn mit der Bahn von Matadi nach Dohlo begeben. Letzterer führt 3 Offiziere und 94 schwarze Soldaten. Bis nach Zimu wird sie ein Dampfer der Kongo-Regierung befördern.

Unter dem Namen „Molivepflanzungs-Gesellschaft“ ist eine neue Gesellschaft in Hamburg im Entstehen begriffen. Mit einem Aktienkapital von 1 Mill. Mk. wird sie die Anlegung von Kakaopflanzungen auf einem Gelände von 16 bis 18000 ha betreiben, das sie in Kamerun erworben hat. An der Spitze stehen die Herren Sholto Douglas, Ad. Woermann, Prof. Wohltmann, Prof. Warburg-Berlin, Graf v. Tiele-Winkler, Generalkonsul Dollmann und andere. Die Arbeiterfrage scheint sich nach Heranziehung der Jaunde-Leute nach Wunsch zu erledigen; 700 sind bis jetzt zur Küste gekommen, und wenn sie auch nur einjährigen Kontrakt haben, haben sie doch zugesagt, nach einiger Zeit zur Arbeit zurückzukehren.

In Amedschovhe in **Togo** ist von der Norddeutschen Missionsgesellschaft der Bau einer massiven Kirche nahezu vollendet.

Aus dem **westlichen Sudan** ist Folgendes zu berichten: Die aus Massenja geflüchteten Baghirmi-Leute wollen, wenn sie sich organisiert haben und der Wasserstand des Schari sie vorläufig gegen Rabah schützt, dorthin zurückkehren. Prins, der Resident bei ihrem König Gaurang, ist in Gribingui angekommen. Dort wird ihn Bretonnet treffen, welcher am 25. September mit der durch Gentil nach Frankreich geführten Baghirmi-Gesandtschaft von Marseille abreiste, bis Brazaville mit der Kongo-Bahn und auf dem Ubangi mit einem Missionsdampfer gereist ist.

Am 25. November ist eine Anzahl französischer Genie-Offiziere nach Groß-Bassam abgereist, um die Vorarbeiten für eine Eisenbahn zu machen, welche von der Elfenbein-Küste ins Hinterland geführt werden soll; aber selbst der Anfangspunkt ist noch nicht festgestellt.

Zwei Bataillone Marine-Infanterie wurden am 30. Dezember und 13. Januar in Bordeaux für Senegambien eingeschifft. Samory ist mit seinem Sohne, 4 Frauen und 7 Gefangenen am 2. Januar in St. Louis eingetroffen; er wird nach einigem Aufenthalt daselbst nach Französisch-Kongo gebracht werden.

Geographische Nachrichten.

Macdonald ist im Juni mit 7 Europäern und 80—90 freiwilligen Sudanern von Mumia — mittwegs Lubwa-Ravine — nach Norden abmarschiert und in Save am Nordabhang des Elgon angekommen. Von hier ist er nach Norden weiter marschiert in der Absicht, das Land der Wakedi zu erkunden und einen Teil der Expedition nach dem Rudolf-See zu senden. Man wird voraussichtlich einige Monate nichts von ihm hören.

Die Versuche, den Cavally zu erforschen, sind von Hostains und d'Ollone wieder aufgenommen worden; sie wollen den Fluß hinaufgehen und versuchen, nach dem französischen Sudan zu gelangen.

Lemaire giebt am 15. November die Nachricht, daß er in Pueto am Luapula, unterhalb des Moero-Sees angekommen ist; Leutnant Maffei ist unterwegs, um gesundheitshalber nach Europa zurückzukehren.

Die Expedition Foureau umfaßt, wie jetzt mitgeteilt wird, noch 3 Zivilisten, Dorian, Villatte (von der meteorologischen Station in Algier) und Leroy, an Militär 4 Offiziere, 285 Soldaten, mit 1200 Kamelen, 2 Gebirgskanonen und pro Mann 1 Karabiner mit 120 Patronen.

Aus den Jahresberichten über die deutschen Kolonien sind folgende Zahlen für die dort im Jahre 1898 befindlichen Europäer zu entnehmen:

Deutsch-Ost-Afrika 880, darunter 665 Deutsche (360 Beamte und Offiziere, 167 Missionare, 63 Kaufleute, 57 Pflanzer ꝛc.).

Deutsch-Südwest-Afrika 2544 (bei 1532 Männern, davon 1242 Deutsche). Die Beamten und die Schutztruppe zählen 801, Ansiedler 278, Handwerker und Arbeiter 261 Männer.

Kamerun 324 (gegen 253 im Vorjahr), davon 256 Deutsche.

Togo 112 (gegen 107 im Vorjahr), davon 101 Deutsche.

Die Schutztruppe von Deutsch-Ost-Afrika zählte 2078 Farbige.

Dr. Baumann's „Afrikanische Galgenskizzen".

Dr. Oskar Baumann, der bekannte Erforscher Usambaras und Entdecker der Nilquellen, welcher durch seine Afrikareisen sich einen Ruf erworben hat, hat durch seine jüngsten Veröffentlichungen die Hochachtung, die er bisher genossen hat, leider sehr bedenklich ins Wanken gebracht. Und Herr Fr. Kallenberg, Verfasser von „Auf dem Kriegspfade gegen die Massai", hat dafür gesorgt, daß er sie bei allen billig Denkenden verloren hat. Wir geben in Folgendem die diesem Urteil zu Grunde liegenden Thatsachen nach der „Kreuz-Zeitung" Nr. 37 und 45 vom 22. bezw. 27. Januar cr.:

1. Nr. 37. — 22./1. 1899: „Wie wir aus der „Kölnischen Volks-Ztg." ersehen, hat der österreichische Konsul in Sansibar, Dr. Oskar Baumann, in der Wiener „Zeit" sog. „Afrikanische Galgenskizzen" veröffentlicht. Aus einer Flut der empörendsten Sätze citiert das rheinische Zentrumsblatt die folgenden:

> „Das Hängen ist keine einheimische afrikanische Sitte, sondern gehört zu jenen Segnungen, die den Afrikanern durch die europäische Zivilisation gebracht wurden. Systematisch wurde das Hängen aber erst durch die moderne Kolonialpolitik entwickelt. Ein ungemein günstiges Studienfeld bot Deutsch-Ost-Afrika zur Zeit des Araber-Aufstandes; nicht nur, da passende Delinquenten stets in großer Zahl vorhanden waren, sondern auch, weil diese meist eine so hervorragende Qualifikation für den Galgen hatten, daß man mit großer Lust und Liebe an die Aufgabe herantrat. Die Strafe des Hängens genoß das eingehende Studium der leitenden Kreise. Diesen war es zu verdanken, daß sich bald eine auffallende Thatsache zeigte: man verstand das Hängen in Afrika besser als in Europa. Anfangs war die Ausführung freilich nur primitiv. Der Vorgang in der Aufstandszeit war etwa der folgende. Sobald eine geeignete Persönlichkeit in einem Sklavenjäger, Insurgenten oder ähnlichem gefunden und die üblichen Formalitäten, wie Kriegsgericht und Todesurteil, erledigt waren, benützten die leitenden Kreise den schönen Nachmittag zu einem Spaziergang ins benachbarte Wäldchen. Dort wurde ein passender Baum mit hervorstehendem Ast ausgewählt, eine Schlinge an diesem befestigt und unten eine Anzahl leerer Bierkisten aufgebaut, woran im bierfrohen Deutsch-Ost-Afrika nie ein Mangel war. Sodann wurde der Delinquent herbeigebracht und mußte die Bierkisten besteigen. Dann wurden die Bierkisten umgestoßen, und alles, mit Ausnahme des Delinquenten, trat vergnügt den Heimweg an, um rasch neue Bierkisten für künftige Fälle leer zu machen. So geschah es in der guten alten Zeit oder etwa vor zehn Jahren; aber die Verfeinerung der Sitten nahm auch auf das Hängen ihren Einfluß. Vor allem wurde es, durch das plötzliche Auftauchen von

Juristen an den fernen Ufern des Indischen Ozeans, an und für sich viel schwieriger, gehenkt zu werden. Bald fanden die mit europäischer Überlieferung belasteten Juristen auch die bisherige Hängeweise nicht mehr zeitgemäß. Ich erinnere mich eines Regierungsbeamten in Kilwa, der durchaus keine Rubrik finden konnte, um die sechs Galgenstricke einzutragen, mit denen soeben ebenso viele arme Teufel aufgeknüpft worden waren. Endlich buchte er sie in der Rubrik „Bewirtung fremder Gäste“. Auch sonst bekamen die Hinrichtungen ein immer moderneres Gepräge, selbst Amateur- und Berufsphotographen fanden sich dabei ein, die dem am Galgen baumelnden Schächer ihr berufsmäßiges „Bitte, recht freundlich!“ zuriefen . . . Inzwischen waren die Neger sich über die peinlichen Folgen dieser Schlingenlegung nur zu klar geworden. Dieser Umstand sowohl, wie die langwierige Haft und Gerichtsverhandlung, das feierliche Todesurteil und der pompöse Richtpfahl riefen bei den Verurteilten eine derartige Nervosität hervor, daß sie beim besten Willen nicht im stande waren, sich selbst aufzuhängen. Die Sache wollte nicht recht klappen. „Das geht ja miserabel, muß bedeutend mehr geübt werden!“ sagte einmal ein die Expedition leitender Gardeleutnant. Aber je mehr es geübt wurde, desto schlechter ging es, schließlich blieb nicht anderes übrig, als zu den veralteten Institutionen Europas zurückzugreifen und die Leute durch einen Henker aufknüpfen zu lassen. In höchster Vollendung sah ich diese Methode 1896 in Kilwa ausüben, wo eine ganze Anzahl Hochverräter aufgeknüpft wurden.“

2) „Kreuz-Ztg.“ Nr. 45. — 27./1. 1899: (O. Baumanns „Afrikanische Galgenskizzen“.) „Mit bezug auf den mit Recht in der deutschen Presse und auch in Wien scharf verurteilten Artikel, den der Reisende Oskar Baumann in der Wochenschrift „Die Zeit“ über angebliche Grausamkeiten in Deutsch-Ost-Afrika veröffentlicht hat, wird von Wien aus betont, daß Baumann irrigerweise als effektiver österreichischer Konsul bezeichnet werde. Herr Baumann sei nur Honorar-Konsul in Sansibar. Fr. Kallenberg, der selber eine Expedition an den Kilimandscharo geführt hat, schreibt dazu an die „Augsb. Abendztg.“: Im Juni 1895 traf ich an Bord eines von Bombay nach Triest in Fahrt befindlichen Dampfers des Österreichisch-Ungarischen Lloyd, der „Imperatrix“, mit einem intimen Freunde Oskar Baumanns zusammen. Wir sprachen u. a. auch über Expeditionsführung in Afrika, und die Rede kam auf Baumann. Aus dessen Werke über seine Reise nach den Nilquellen gewinnt jedermann den Eindruck, daß der Verfasser — im wohlthuenden Gegensatze zu anderen afrikanischen Berühmtheiten — als Expeditionsführer äußerst human verfahren sei. Mein Gewährsmann, hinweisend auf seine nahen Beziehungen zu Baumann, belehrte mich indes eines anderen und citierte einen Ausspruch Baumanns, welcher dem Sinne nach lautete: „Aus meinem Buche

erfahren die Leute zu Hause nicht, wie es auf einer solchen Expedition zugeht. Ich habe stets kurzen Prozeß gemacht und die Leute zu Dutzenden gehängt und erschießen lassen. Dies verlangt die persönliche Sicherheit des Expeditionsführers. Andere haben es ebenso gemacht. Wenn wir in unseren Reiseberichten dergleichen Dinge schildern würden, so würden sich die Leser, welche von afrikanischen Dingen nichts verstehen, einen falschen Begriff machen und uns für die grausamsten Übelthäter halten!" Am Schlusse seiner Ausführungen verweist Herr Kallenberg auf Wißmann und Johannes, die beide ohne die Anwendung von Gewaltmitteln sehr wohl ausgekommen seien."

3. Zu dem ersten Citat hat die „Köln. Volkszeitung" nach unserer Quelle unter anderen folgende Bemerkung gemacht, die wir nur billigen können:

„Die Reichsregierung hat allen Anlaß, sich den Artikel des Herrn Baumann näher zu besehen. Wir sind gewiß nicht geneigt, einem Feuilletonisten von so exotischen Anschauungen blindlings alles zu glauben; immerhin aber enthält seine Humoreske positive Behauptungen über „leitende Kreise" u. s. w. in Deutsch-Ost-Afrika, die das Kolonial- und Auswärtige Amt nicht stillschweigend hingehen lassen kann. Baumann ist ein österreichischer Beamter und genießt als „Afrikaner" eine gewisse Autorität; unter diesen Umständen ist der Fall wichtig genug, um thunlichste Feststellung des Thatbestandes auf diplomatischem Wege zu rechtfertigen."

Daneben aber können wir nicht umhin, wie wir es bereits wiederholt gethan haben, unsere Regierung um Maßnahmen zu bitten, welche es Privatleuten, zu welchem Zwecke sie auch ihre Reisen unternehmen, unmöglich machen, willkürlich über Leben und Tod der Eingeborenen zu entscheiden und mit Mord und Totschlag unsere Schutzgebiete zu durchziehen. Daß solche Maßnahmen, die darin gipfeln, alle Privatexpeditionen unter die Kontrolle des betreffenden Gouverneurs zu stellen, möglich sind, ist uns nicht zweifelhaft. Wir halten unsere Vorschläge, die wir bereits früher (vgl. „Afrika" 1894 S. 117 ff.) gemacht haben, in der Hauptsache noch jetzt für zweckentsprechend. Daß sie aber hochnötig sind, beweist diese unerquickliche, nachträgliche Ergänzung zu Baumanns Reiseart leider nur zu sehr.

-er.

Ärztliche Mission.

Im ersten Jahrgang der „Afrika" (1894, S. 153 ff.) hat Herr Missionsinspektor Merensky in großen Zügen über die Geschichte, die Bedeutung und die Notwendigkeit der ärztlichen Mission berichtet. Er hat mit seinem Aufsatz öffentlich den Beschluß des Vorstandes des Evangelischen Afrika-Vereins begründet, einem jungen

Mediziner, der sich bereit erklärte, als Missionsarzt sich im Dienste des Vereins in eine unserer afrikanischen Kolonien senden zu lassen, durch ein ausreichendes Stipendium das medizinische Studium zu ermöglichen. Inzwischen hat derselbe seine Studien abgeschlossen und die medizinische Doktorwürde erworben. Er unterzieht sich augenblicklich dem Staatsexamen. Ihm folgt bereits ein zweiter zukünftiger Missionsarzt, der freilich erst in seinem zweiten Studiensemester steht. Auch hat der Verein begründete Aussicht, daß binnen kurzem ein dritter sich ihm für die afrikanischen Schutzgebiete zur Verfügung stellt. Es ist ein erfreuliches Zeichen für das heranwachsende Geschlecht, daß sich mehr und mehr Bereitwilligkeit für diesen Dienst findet. Und es ist dem Vorstand des evangelischen Afrika-Vereins eine Genugthuung, daß er nunmehr in absehbarer Zeit mit der Entsendung eines Arztes an der Hebung der leiblichen Wohlfahrt der Eingeborenen, an der Erschütterung des Geister- und des Fetischdienstes in unsern Schutzgebieten mit arbeiten und zugleich der evangelischen Mission eine erwünschte Hilfe darreichen kann.

Es ist nicht meine Absicht, in theoretischen Darlegungen über die Notwendigkeit und die Bedeutung der ärztlichen Mission mich zu ergehen. Ich möchte durch einzelne Bilder aus dem Leben der Eingeborenen und aus der Arbeit eines Arztes der Basler Mission an der Goldküste das Bedürfnis nach Missionsärzten und den Erfolg ihrer Thätigkeit illustrieren. Vielleicht daß es, was eine allgemein gehaltene Begründung bisher nicht vermocht hat, den Thatsachen gelingt, von der besonderen Wichtigkeit der ärztlichen Mission und ihrem Wert für die heidnische Bevölkerung der Schutzgebiete zu überzeugen.

1. Das Bedürfnis der Heiden nach ärztlicher Hilfe. Von der Station Wangemannshöh der Berliner Mission im Kondelande, im Nordwesten des Njaßa-Sees wird unter dem 16. Januar 1896 berichtet (vgl. Berliner Missionsberichte 1896, S. 389).

„Eine Menge Kinga kommen zur Station mit schrecklichen Wunden behaftet. Es sind schon über 60 provisorische Hütten gebaut, in denen an 200 wundenkranke Personen wohnen. Täglich kommen neue hinzu, 10, 20, einmal waren es 40 auf einen Tag. Verhältnismäßig ebenso viele verlassen auch wieder geheilt die Station."

Einen Einblick in das große Heer der Krankheiten, an denen die Eingeborenen leiden, gewährt die Schilderung, die der Basler Missionsarzt Dr. Eckhardt im „Evang. Heidenboten" (1891, S. 6) von seiner Sprechstunde giebt:

„Unendlich vielgestaltig sind die Leiden, die mir entgegentreten: Herzleiden, Lungenentzündung, Lungenschwindsucht, Magenleiden, Leberleiden, Ohren- und Nasenkrankheiten, Hautkrankheiten, Fisteln, Geschwülste, Verrenkungen, Beinbrüche, Hirnerschütterung, Nervenleiden, Skrophulose, Frauenkrankheiten, ansteckende Krankheiten aller Art. Auch an Wechselfieber (Klimafieber) leiden die Eingeborenen vielfach; es ist ein Irrtum zu meinen, das komme nur bei Weißen vor. (Auch Pocken sind unter den Eingeborenen zu Zeiten stark verbreitet, doch dürfen solche Kranke selbstverständlich nicht zu mir in die Sprechstunde gebracht werden, sondern kommen in das von der englischen Regierung angelegte Blatternhaus.)

Nicht alles, was ich in Europa von Krankheiten gesehen habe, sah ich auch hier in Afrika, wohl aber manches, was mir neu war. Da ist der ‚Guineawurm‘, der durch unreines Trinkwasser in den Körper kommt und ähnlich wie die Trichine durchs Fleisch wandert und schließlich unter der Haut sitzen bleibt, wo er heftige Schmerzen und Eiterbeulen hervorruft; da ist ein anderes Tier, eine Art Egel, der Blutungen in der Niere verursacht u. s. f.

Oft ist die Krankheit eine ganz offenbare Folge der Sünde. Wie manchem Schnapstrinker habe ich schon gesagt: ‚wärest du kein Trinker, so wärest du nicht krank‘; wie manchem habe ich gesagt, daß seine Sünde gegen das sechste Gebot ihn krank gemacht habe!“

Und wie behandeln die Eingeborenen ihre Wund- und anderen Kranken! Derselbe Arzt teilt an derselben Stelle mit:

„Vielleicht wundert sich mancher Leser, woher denn die vielen Wunden kommen. Das kommt großenteils von den schmalen Wegen und den nackten Füßen. Zwar sind die Fußsohlen der Neger hart, aber wie leicht kann doch einmal die Seite des Fußes durch einen spitzen Stein verletzt, wie leicht kann der Unterschenkel von einem über den Pfad hängenden Dornzweig geritzt werden; oft entstehen die Wunden durch Sandflöhe, Guineawürmer oder durch vernachlässigte Hautausschläge. Ist einmal eine Wunde da, so sorgen die Leute schon dafür, daß sie nicht wieder zuheilt. Sie nehmen das schlechteste und unzweckmäßigste Zeug, das man überhaupt zum Verbinden von Wunden nehmen kann: zerkaute Blätter, Lehm, Pfeffer u. s. w. Ich habe Wunden gesehen so groß wie eine Hand, und wenn ich nachfragte, so hieß es: sie sei durch einen Dorn entstanden, sei erst ganz klein gewesen, aber dann immer größer geworden, und bestehe jetzt so und so viele Jahre. Du armer Mann, denke ich, du hast gewiß den Fetischleuten eine Masse Geld zahlen müssen und viele Schmerzen ausgestanden, ohne gesund zu werden. Wie dankbar bin ich da, daß die europäischen Ärzte die sogenannte antiseptische Wundbehandlung kennen, durch welche Wunden so rasch heilen. Auch diese Wunde wird vielleicht in 4—6 Wochen geheilt sein; ‚und wärest du sogleich gekommen, so wärest du in 3 Tagen geheilt gewesen,‘ sage ich ihm.“

Auch ein Beispiel von Behandlung einer inneren Krankheit mag mitgeteilt sein. Im 77. Jahresbericht der Basler Missionsgesellschaft (1892, S. 43) findet sich im Bericht des Missionar Kopp aus Odumase auf der Goldküste die Beschreibung einer „barbarischen Kur“:

„Einst wurde ich zu einer Christenfrau gerufen, die von einer Ohnmacht befallen war. Ich traf sie in einem kleinen niedern Zimmer, in welchem aber ein so infernalischer Geruch war, daß ich's auch nicht eine Viertelstunde aushalten und überhaupt nicht drin atmen konnte. Dieser Geruch wurde künstlich gemacht, er sollte die Bewußtlose aufwecken! Ich ordnete sofort an, daß die Kranke in den Hof heraus an die frische Luft gebracht werde, indem ich den Leuten begreiflich machte, wenn sie nicht schon tot sei, so müsse der Tod in dieser Luft vollends rasch eintreten. Als ich die Kranke im Freien untersuchte, fand ich, daß das Herz bereits stille stand und der Tod eingetreten war. Ob der Tod vor der Behandlung eingetreten oder durch letztere beschleunigt worden war, konnte natürlich nicht festgestellt werden.“

In ein besonders grelles Licht treten die leiblichen Nöte dadurch, daß diese selbst vielfach eng mit dem heidnischen Glauben zusammenhangen, und ihre Heilung allgemein Sache der Medizin- oder der Fetischmänner ist. So erzählt z. B. Missionar Schaar von Okombahe im Hererolande (vgl. „Der kleine Missionsfreund“ 1899, S. 5) von den Bergdamrakindern:

„Ist das Kind noch ganz klein, so wird es in Lumpen gehüllt und in eine Ecke gelegt, damit es vor dem Winde geschützt ist. Wird es einmal krank und

möchten seine heidnischen Eltern es gerne am Leben erhalten, so schneiden sie ihm ein Glied vom kleinen Finger der einen Hand ab. Die Leute ... meinen, den Zorn des Bergdamra-Gottes Heiseb, der nach ihrem Glauben Himmel und Erde erschaffen hat und den Eltern die Kinder giebt, versöhnen zu können, wenn sie das Kind also verstümmeln."

Von dem Treiben der Fetischmänner giebt folgende Geschichte, welche Missionar Bohner in seinem Buche „Im Lande des Fetischs" erzählt (vgl. „Evang. Heidenbote" 1891, S. 13) einen deutlichen Begriff.

„**Wie die Fetischmänner Kopfschmerzen kurieren.** Als der Fetischmann eine Weile gegangen war, sah er eine alte Tigerkralle auf dem Boden liegen. Ohne recht zu wissen, was er that, hob er sie auf und steckte sie in sein Unterkleid. In einem Dorfe machten sie Halt. Ein Mann Namens Tei kam und bat Owu (den Fetischpriester), ihn zu begleiten und nach seinem Sohne zu sehen, der an heftigem Kopfweh leide. Owu betrachtete den Kranken, erkundigte sich nach dem Sitz und der Art des Schmerzes und fand bald, daß es dasselbe Kopfweh sei, für welches er von Odonko (seinem Lehrer in den Künsten der Fetischpriester) ein Mittel erhalten und bereits öfter mit Erfolg angewandt hatte. (Es ist kein Zweifel, daß die Fetischpriester einige wirklich wirksame Mittel gegen Krankheiten kennen; aber sie lassen geflissentlich nicht merken, daß sie ein natürliches Mittel zur Heilung der Kranken anwenden.) Zum Glück hatte er dasselbe gerade bei sich. Es galt jetzt nur noch, einen Weg zu finden, um die Krankheit mit dem Fetisch in Beziehung zu setzen. Da fiel ihm plötzlich die Tigerkralle ein. Er betrachtete deshalb den Kopf noch einmal und erklärte dann, er glaube, es sei keine natürliche Krankheit, sondern es sei etwas Besonderes dabei im Spiel. Man sollte ihm einen Topf Wasser bringen, er wolle den Fetisch darüber befragen. Es geschah. Owu starrte nun einige Augenblicke in das Wasser hinein, verdrehte die Augen, machte einige gliederverrenkende Bewegungen und erklärte endlich, es habe jemand dem Knaben eine Tigerkralle in den Kopf gezaubert. Auf die Frage, ob er im stande sei, dieselbe herauszuziehen, antwortete er: Ja, aber sein Fetisch verlange vorher ein Huhn, eine Flasche Rum und 6—7 Schnüre Muschelgeld. Nun folgt abermals allerlei Hokuspokus. Dann erst begann das Herausziehen der Kralle aus dem Kopf. Die Art und Weise, wie er dabei mit dem Kopf des armen Knaben umging, war dem Verfahren einer Katze, der man eine lebendige, aber in einen Sack gesteckte Maus hingeworfen hat, sehr ähnlich. Die hineingezauberte Kralle mußte doch zuerst aufgesucht und dann von einer Stelle zur anderen geschoben werden, bis sie endlich hinten, oberhalb des Genicks zischend heraus auf den Boden fuhr. Daß der arme Junge dabei heftige Schmerzen hatte und aus Leibeskräften schrie, war Nebensache oder am Ende gar ein gutes Zeichen. Owu hob die Tigerkralle auf und zeigte sie den Umstehenden, die in laute Verwunderung darüber ausbrachen. Wäre freilich nicht gerade die Abenddämmerung dem Fetischmann zu Hilfe gekommen, oder hätten die Umstehenden auch nur genauer acht gegeben, so wäre leicht zu entdecken gewesen, daß die Kralle nicht aus dem Kopf des Knaben, wohl aber aus Owus Munde gefahren war. Aber wer denkt bei so ernsten Sachen an Betrug?

Als Owu die Kralle vom Boden aufgehoben hatte, sagte er: ‚So, nun ist die Hauptsache geschehen! was noch übrig ist, hat nicht viel zu bedeuten,' und wandte nun das eigentliche Hauptmittel an, jedoch so, daß dasselbe hinter allerlei Humbug versteckt wurde."

Als Gegenstück dazu teile ich mit, was Missionar Becker über das Treiben der Zauberer in Tanga, also an der Küste Deutsch-Ost-Afrikas, erzählt („Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission" 1893, S. 2 ff.):

„Zu der Finsternis, welche über dem Leben der armen Wasuaheli liegt, gehört vor allem auch die Furcht vor den Pepo (bösen Geistern) ... Die Pepo bringen ihnen äußere und innere Krankheiten, Verluste an teuern Familiengliedern,

So ist unsere Freistätte darauf angewiesen, sämtliche Lebensmittel von der Küste, aus Tanga, zu beziehen. Wie sehr dadurch die Ausgaben sich mehren, und welche außerordentliche und unvorhergesehene Belastung unserer Kasse dadurch eintritt, liegt auf der Hand. Thatsächlich belaufen sich die Ausgaben für Lutindi bereits auf mehr als das Doppelte des Voranschlags — und sie wachsen noch immer.

Mehr noch als die Bewohner Lutindis mit den benachbarten Waschambaa leiden die Wasegua in der Ebene:

„Furchtbar ist," fährt jener Brief fort, „die Not bei den Wasegua. Sie haben jetzt nichts weiter, als was sie in den Wäldern an Wurzeln u. dgl. finden. Die Regierung hat zwar in der Ebene Plätze eingerichtet, wo Getreide zu herabgesetzten Preisen verkauft wird. Aber da fehlt den Leuten wieder das Geld. So kommen denn täglich Leute zu uns, die uns anflehen, ihnen ihre Schafe und Ziegen abzukaufen. Da wir aber unsere Herde bereits auf 40 Stück gebracht haben, so können wir keine Ankäufe mehr machen."

Sollen wir dieser Not mit unthätigem Bedauern zusehen? Nein, wir wollen helfen. Unser 500 ha umfassendes Grundstück muß urbar gemacht werden, damit es seiner Zweckbestimmung gemäß besiedelt werden kann und alsbald unsere Sklavenfreistätte zu unterhalten vermag. Darum möchten wir die Bitte der notleidenden Eingeborenen um Brot in der Weise erfüllen, daß wir ihnen Arbeit geben, welche die Kultur des uns anvertrauten Landes fördert, und ihnen selbst gleichzeitig die Möglichkeit gewährt, sich auf den erwähnten Getreideniederlagen Lebensmittel zu kaufen. Dazu bedarf es der thatkräftigen Mithilfe der Heimat. Deshalb ergeht an einen jeglichen, dem dieser Aufruf zu Händen kommt, die Bitte: **Hilf dem Elend steuern, erbarme dich der notleidenden Eingeborenen und reiche uns eine besondere Gabe dar!**

Unser Schatzmeister, Herr Geheimer Kommerzienrat Veit, Berlin W, Behrenstraße 48, wird über die zur Stillung der Hungersnot eingehenden Gaben in der „Afrika" Quittung legen, und wir werden seiner Zeit über ihre Verwendung an dieser Stelle berichten.

Der Vorstand des Evangelischen Afrika-Vereins.

General v. Strubberg
als Vorsitzender.

2) In der Vorstandssitzung am 23. Januar wurde über die weitere Organisation des Vereins verhandelt.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. Januar.)

Am 14. Januar ist in Paris der ehemalige ägyptische Ministerpräsident Nubar Pascha in seinem 74. Lebensjahre durch den Tod von seinen schweren körperlichen Leiden erlöst worden. Was der hochbegabte Mann einst erstrebte, die Selbständigkeit **Ägyptens,** die Einführung der abendländischen Kultur und die Herstellung geregelter Verhältnisse im Pharaonenlande, das ist ihm bis zu einem gewissen Grade gelungen, und seine Verdienste, besonders um die Einrichtung der gemischten Gerichtshöfe, sind voll anzuerkennen. Was er aber, im vergeblichen Ankämpfen gegen die britische Herrschaft, bereits vor 15 Jahren vorausgesehen haben soll, das hat er noch gerade durch die Ereignisse der letzten Wochen sich seiner Vollendung nahen sehen: die englische Herrschaft von Kap bis nach Alexandrien.

Thatsächlich kann die Besitzergreifung des ganzen **ägyptischen Sudan,** welchen England stets im Interesse Ägyptens von der Herrschaft des Madhi befreien zu wollen vorgab, indem es nun seine eigene Fahne — allerdings neben der ägyptischen — aufpflanzte, nur aufgefaßt werden als die offizielle Ankündigung: „Hier herrscht England und hier wird es sich nicht verdrängen lassen.“ Die Mitherrschaft Ägyptens hat für den Sudan keine weitere Bedeutung, als die Verpflichtung, Geldmittel, Eisenbahnen und Soldaten der britischen Verwaltung zur Verfügung zu stellen. Und so ist thatsächlich die Besitzergreifung des Sudan auch als eine solche Ägyptens anzusehen: jetzt kann Großbritannien aus diesem nicht mehr weichen, denn es hat nunmehr seine Interessen mit denen Ägyptens verbunden. Wenn deshalb Lord Cromer in seiner Ansprache an die sudanischen Scheikhs zu Omdurman am 5. Januar hervorhob, es werde kein Versuch gemacht werden, das Land von Kairo oder von London aus zu regieren, so ist damit nur ausgedrückt, daß das britische Interesse dem Sudan ganz vorzüglich zugewendet ist, daß Ägypten ganz in den Hintergrund zurücktritt, und eine Herrschaft am Nil aufgerichtet werden soll, für welche die ägyptischen Interessen nur noch nebensächliche Bedeutung haben. Es heißt fernerhin nicht mehr: „Der Sudan für Ägypten“, sondern „Ägypten für den Sudan!“

Am gleichen Tage — 5. Januar — ward in feierlicher Weise der Grundstein der Gordonschule zu Khartum gelegt, deren Fonds von 2 Millionen Mark um eine volle Million überzeichnet worden ist. Die Schule soll konfessionslos sein und der Unterricht möglichst in arabischer Sprache erteilt werden. Es bleibt abzuwarten, wie weit sich später diese Möglichkeit als zweckmäßig und erreichbar erweist.

an Vermögen ... In ihrer Not wenden sie sich an ... Menschen, die von derselben Furcht geplagt werden wie sie und zudem ihrer Mitgefangenen Furcht zu ihrem eigenen Vorteil ausbeuten ... Es sind dies die Zauberer, Waganga. Dieselben bilden wie die verschiedenen Handwerker einen Stand für sich ... Wie alle Handwerker haben sie auch ihre eigene Handwerksstätte, das ist ein geräumiges Zimmer im Hause des Zauberers selbst, von dessen Benutzung noch später die Rede sein wird. Die Stadt Tanga besitzt, so viel ich erfahren und selbst gesehen habe, vier solcher Zauberhäuser mit je einer Arbeitsstätte. Zum Personal der Zauberer gehören außerdem (d. h außer den Lehrlingen) noch ihre Askari, das sind Frauen, verheiratete und unverheiratete.

Die Art, wie die Pepo ausgetrieben oder verscheucht werden, ist folgende: Entweder schreibt der Mganga*) auf ein kleines Stück Papier einige arabische Schriftzeichen, über deren Inhalt mir bis dahin noch nichts Genaueres bekannt ist. Dieses Papier wird in ein Röllchen zusammen gefaltet und an einer Schnur um irgend einen Körperteil gebunden, meistens um den Hals, etwa wie ein Amulet. Sein Name ist hirizi. Dieses hält meistens böse Geister fern, wird aber auch zu direkten Heilungen benutzt. Der Preis eines hirizi beträgt je nach Umständen 4, 6 und 8 Rupien.**)

Meistens aber wird folgende, auch am meisten auffallende Art des Pepo-Austreibens angewandt, kupunga genannt. Der Kranke sendet zum Zauberer. Derselbe kommt, betastet seinen Kopf und stellt fest, der Kranke hat so und so viel Geister. Nun bleibt der Kranke zu Hause; der Mganga aber ruft seine Askari zu sich in sein Haus, deren Anzahl sich nach der jedesmaligen Anzahl der Geister des Kranken richtet. Sie versammeln sich in seiner Werkstätte. Dort sind Trommeln und Schlagbecken, welche von Männern geschlagen werden. Die Kleidung der Frauen ist die gewöhnliche der Suahelifrauen, zwei große, bunte Umschlagetücher... In einem Hause haben sie auch steife Hüte von der Form eines abgestumpften Kegels mit steifem Rande, die mit Goldstreifen und Streifen von rotem und schwarzem Zeug überzogen sind. In demselben Hause hielten sie in ihren Händen noch Büschel von schwarzem Pferdehaare oder keulenartig zugeschnitzte, schwarze Hölzer, in einem anderen den Spazierstock der Suaheli, bakora genannt, in einem dritten gar nichts.

Wenn nun Trommel und Schlagbecken in Bewegung gesetzt werden, sammeln sich die Askari zum Tanze, bei welchem gesungen oder auch nicht gesungen wird. Der Tanz ist der der Suaheli und besteht im Umdrehen und in Bewegungen des Körpers nach dem Schlag der Trommel, bei denen man sich nur wenig oder gar nicht von seinem Platze entfernt. Er muß aber sehr anstrengend sein; als wir sie das erste Mal sahen, troff ihnen der Schweiß von der Stirne. Mit den Gegenständen, welche sie in ihren Händen halten, werden Bewegungen nach demselben Takte, in welchem die Bewegungen des Körpers geschehen, gemacht.

Nach der Ansicht der Zauberer ziehen nun die Geister aus dem Kranken in die tanzenden Frauen über, in jede je einer und zwar in ihren Kopf. Haben sie den Kranken verlassen, so giebt der Zauberer seinen Askari eine Medizin ein, durch welche der Geist sie wieder verläßt.

Einmal beobachtete ich 8, ein anderes Mal 15 solcher tanzenden Frauen; der Kranke war von 8, bezw. 15 Geistern besessen. Es sollen aber bis zu 30 Frauen zu gleicher Zeit tanzen. Der Anblick einer solchen Zaubergesellschaft ist ein unheimlicher ... Der Preis, den ein Kranker für auf solche Weise erlangte Heilung zu zahlen hat, richtet sich nach seinen Vermögensverhältnissen. Die Ärmsten zahlen mindestens 5 Rupien, die Wohlhabenderen bis zu 30.

Es vergeht selten ein Tag oder eine Stunde, an welcher nicht der dumpfe Ton der Trommel aus der Stadt her zu unserem Missionshause herübertönt; auch in den Nächten dringt er an unser Ohr und legt Zeugnis ab von der Macht der Finsternis, die über diesem armen Volk und Lande liegt."

---

*) Einzahl von Waganga.

**) Der amtliche Kurs der Rupie, welcher mannigfachen Schwankungen unterliegt, betrug laut „Dtsch. Kolbl." 1899, S. 53 im Dezember vor. Jahr. 1,3875 M.

2. **Das Bedürfnis der Missionare nach ärztlicher Hilfe** ist natürlich nicht minder dringend. Auch dafür einen Beleg, und zwar aus dem Ovamboland, also aus dem Norden Südwest-Afrikas (vgl. „Berichte der Rheinischen Missions-Gesellschaft" 1899, S. 17):

„Zunächst ein kleines Bild von Krankheitsnöten, bei denen die Missionare doppelt die Einsamkeit, in der sie sich befinden, spüren. Wie in Deutsch-Südwest-Afrika, so hat auch im Ovamboland im letzten Jahre das Fieber geherrscht, glücklicherweise nicht gar zu schlimm. Da ist dann immer Chinin das Universalmittel. Aber wie schwer wird es dann den Eltern, wenn sie ihren kleinen Kindern das bittere Zeug eingeben müssen! Sie können es ihnen nicht in Gestalt von Pillen oder Oblaten darreichen, wie den Erwachsenen, sondern müssen es ihnen direkt geben. Und wenn's auch reichlich mit Zuckerwasser verdünnt ist, das kleine Gesichtchen sagt es zu deutlich, es bleibt eine Quälerei, den Zwang auszuüben, daß eine solche Medizin geschluckt werden muß. Missionar **Stahlhut** schreibt aus Onanjama-Ondjiva, daß er oftmals, wenn sein Kindlein an irgend etwas leide, ein medizinisches Buch zur Hand nehme, um nachzuschlagen, was bei den bestimmten Anzeichen, die sich gerade zeigten, zu machen sei; da stünde dann gewöhnlich: „Sofort den Arzt rufen!" Ja, wo ist da einer zu haben! „Neulich sprachen wir," schreibt er, „alle unsere Missionsgebiete*) durch; und da stellte es sich heraus, daß wir hier allein ohne ärztliche Hilfe sind. Wo kein Missionsarzt ist, da sind doch Militärärzte zu haben. Wann wird die Zeit kommen, daß wir auch einen Arzt bekommen? „Wir dürfen hinzufügen, daß hoffentlich die Zeit nicht allzu fern ist. Unlängst hat sich wieder ein junger Arzt (also der fünfte) bei uns gemeldet; es wird freilich noch 1—2 Jahre dauern, ehe er ausgesandt werden kann, dann aber soll er aller Wahrscheinlichkeit nach ins Ovamboland."

3. **Der von der ärztlichen Mission zu erwartende Erfolg** liegt natürlich zunächst in der leiblichen Hilfe, welche durch sie sowohl den Missionaren mit ihren Familien als auch den Heiden gewährt wird. Doch reicht er weit darüber hinaus, indem durch ihren Dienst in den Geister- und Fetischdienst des Heidentums Bresche gelegt wird. Im Jahresbericht der Basler Mission von 1895 (S. 17 f.) heißt es von der Thätigkeit des Missionsarztes in Aburi:

„Da Aburi Sitz des Missionarztes ist, darf gehofft werden, daß seine den Fetischdienst erschütternde Arbeit, die sich freilich weit über das Stationsgebiet hinaus erstreckt, doch diesem Gebiet besonders zu gut kommen werde. Darf doch Dr. **Fisch** bezeugen, daß die Fetische und ihre Diener, deren Hilfe man ja immer gegen Krankheit in Anspruch zu nehmen pflegte, durch die medizinische Mission viel unfreiwillige Muße bekommen haben."

Im Jahresbericht derselben Mission von 1891 aber (S. 47 f.) giebt der bereits oben erwähnte Missionar **Kopp** aus Odumase eine eingehende Antwort, die wir der Hauptsache nach mitteilen, auf die Frage:

„Welche Förderung bringt die ärztliche Mission dem Missionswerk im allgemeinen?"

. . . „Wenn aber auch zur Zeit nur wenige Bekehrungen direkt auf Krankenbehandlungen zurückgeführt werden können, so kann doch der allgemeine Nutzen der ärztlichen Mission nicht leicht zu hoch angeschlagen werden. Sie bedeutet vor

---

*) Die Rheinische Mission hat nach dem Jahresberichte vom Jahre 1896 folgende Arbeitsgebiete: 1. in Afrika, und zwar a) in der Kapkolonie 10, b) in Deutsch-Südwest-Afrika 21, c) in Ovamboland 2, zusammen 33 Stationen; 2. in Niederländisch-Indien, und zwar a) auf Borneo 10, b) auf Sumatra 22, c) auf Nias 8, zusammen 40 Stationen; 3. in China 3 Stationen; 4. in Neu-Guinea 3 Stationen.

allem eine Stärkung unserer Gemeinden und einzelner Christen, welche dadurch von den Heiden unabhängig werden. Und indem durch die ärztliche Mission im allgemeinen bessere sanitäre Verhältnisse angebahnt werden, werden unsere Christen auch auf eine höhere Kulturstufe gestellt. Jeder Kulturfortschritt aber, besonders wenn die Mission den Anstoß dazu giebt, bedeutet eine Stärkung derselben. Wir wollen ja die Heiden nicht bloß zu Christen, sondern auch zu Menschen erziehen.

Sodann wird durch die ärztliche Mission den Fetischpriestern, welche in geschickter und berechnender Weise Heilkunde und Fetischwesen vereinigen, so recht eigentlich der Boden unter den Füßen entzogen. Die Erfolge einer rationellen Krankenbehandlung sind so groß und in die Augen springend, daß auch einem Stockheiden der große Unterschied zwischen ihr und jener schädlichen Kurfuscherei klar werden muß.

. . . Man darf sich nicht wundern, wenn der Heide leibliche Wohlthaten einstweilen höher schätzt als das Wort Gottes; das ist ganz natürlich; denn für den Wert des letzteren hat er als Heide noch keinen Sinn . . Ehe der Heide sich einem Missionar anvertraut, muß er Vertrauen zu ihm haben, und die ärztliche Thätigkeit von Missionaren und Missionsärzten, wenn sie nur immer in teilnehmender, selbstloser Weise ausgeübt wird, ist ein wirksames Mittel, Vertrauen zu erlangen. Ich rede aus eigener Erfahrung. Ich habe mich nicht blos auf diesem Gebiete, sondern in allerlei Weise der Eingeborenen mit Rat und That angenommen und habe nach wenigen Jahren schon viel Liebe und Freundschaft von ihnen erfahren, aber in weit höherem Maße war das der Fall, nachdem ich einige Schwerkranke erfolgreich behandelt hatte. Nach einer gelungenen Operation wurde ich einst beim Austritt aus der Wohnung meines Patienten von einer ganzen Schar alter Männer umringt und umarmt aus Freude und Dankbarkeit über das gelungene Werk. Der König, welcher mir lange Zeit gar nicht wohlgesinnt war, aber durch die oben (d. h. in seinem Bericht) erwähnten Krankenbehandlungen (in der Verwandtschaft des Königs) umgestimmt wurde, sagte nachher zu seinen Leuten: „Der Missionar ist ein guter Mensch; er liebt uns, und es ist ihm nicht zu viel, ob man bei Tag oder bei Nacht seine Hilfe anspricht."

Es muß in unseren Schutzgebieten neben der eigentlichen Missionsarbeit, welche das meiste dabei zu leisten hat, mancherlei gethan werden, um die leibliche Wohlfahrt zu fördern und das Heidentum mit seinem Geister- und Fetischdienst zu überwinden, und um mit dem Christentum zugleich unsere Kultur einzuführen. Ein nicht geringer Teil dieser Hilfsarbeiten fällt der ärztlichen Mission zu. Deshalb muß der Evangelische Afrika-Verein der Aussendung von Ärzten in unsere Schutzgebiete zur Unterstützung der dortigen Missionsgesellschaften einen großen Teil seiner Kräfte widmen. Angesichts dieser großen Aufgabe bedeutet es für ihn eine wesentliche Erleichterung, daß am 13. Dezember 1898 in Stuttgart sich ein „deutscher Verein für ärztliche Mission" gegründet hat. § 1 der Statuten desselben lautet:

„Der Verein für ärztliche Mission erstrebt, die Bekanntschaft mit der ärztlichen Mission in weitere Kreise zu tragen, das Interesse dafür zu mehren und die ärztliche Mission durch Zuführung neuer Arbeitskräfte und Geldmittel zu fördern. — Zunächst will der Verein die evangelische Missionsgesellschaft in Basel in der Fortführung und Ausdehnung ihrer ärztlichen Mission unterstützen, gleichzeitig aber auch anderen Missionsgesellschaften dienen, soweit sie seinen Rat und seine für die Missionsärzte herauszugebenden medizinischen Berichte wünschen."

Wir begrüßen den jungen Verein auch an dieser Stelle herzlich und aufrichtig und wünschen ihm im allgemeinen sowohl eine gedeihliche Entwickelung als auch im besonderen, daß es ihm bald vergönnt sein möge, einen Missionsarzt nach Kamerun auszusenden. Der

Evangelische Afrika-Verein wird, da wie oben mitgeteilt auch Südwest-Afrika voraussichtlich bald einen Missionsarzt erhalten wird, die Entsendung von Aerzten nach Ost-Afrika — der erste ist für das Kondeland bestimmt — und Togo sich angelegen sein lassen.

-er.

Bücherbesprechungen.

Vom **Herausgeber.**

7) **A. Seidel. Transvaal, die südafrikanische Republik.** Historisch, geographisch, politisch, wirtschaftlich dargestellt. Mit 17 Vollbildern, 48 Textillustrationen und 6 Karten. — Berlin. Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur. 1898. — Preis brosch. 7,50 Mk.; geb. 9 Mk.

Die südafrikanische Republik ist seit Jahren der Gegenstand des lebhaftesten Interesses. Der „Jameson-Ritt", die nur zu deutlichen Absichten Englands, Transvaal zu einem britischen Vasallenstaate zu degradieren, die immer noch nicht zum Abschluß gekommene Delagoa-Bai-Frage und das damit in Zusammenhang stehende, geheimnisvolle deutsch-britische Abkommen sind nur zu geeignet, dies Interesse rege zu halten, ja fortdauernd zu erhöhen. Da ist es wichtig, über die geschichtliche Entwickelung der südafrikanischen Republik, dieses jungen Staatswesens, in politischer, wirtschaftlicher u. s. w. Beziehung ein klares Bild, von den thatsächlichen Verhältnissen in ihm eine deutliche Vorstellung und in die herrschenden Zustände einen ungetrübten Einblick zu gewinnen, um sich ein selbständiges Urteil zu bilden. Diese umfassende Aufgabe hat der Verfasser in der glücklichsten Weise gelöst, indem er die bis 1896 vorliegende einschlägige Litteratur sorgfältig verarbeitet hat.

Von besonderer Wichtigkeit ist der Nachweis, daß die südafrikanische Republik auf grund ihrer Geschichte von den ersten Anfängen an nicht anders kann, als mißtrauisch vor der britischen Politik auf der Hut sein, wiewohl das eingewanderte britische Element in erster Linie an der wirtschaftlichen Entwickelung Transvaals beteiligt ist und sich um sie verdient gemacht hat, sowie daß der englische Anspruch auf Suzeränität aus dem Vertrage von 1884 sich in keiner Weise herleiten läßt. Nicht minder wichtig erscheint die Darlegung der Stellung des deutschen Elements in der Republik, welche alle Berücksichtigung auch der beteiligten heimatlichen Kreise verdient. Auch darauf soll besonders hingewiesen werden, daß die wirtschaftliche Zukunft des Landes deutlich gekennzeichnet wird, daß der Verfasser dem Verdienst, welches in hervorragender Weise die deutsche evangelische Mission um die geistige Kultur des Landes sich erworben hat, durchaus gerecht wird, und daß er auch der Stellung der Eingeborenen in der Republik eine eingehende Darlegung gewidmet hat. Hier hätte er freilich bei der Erwähnung, daß seit dem 1. Jan. 1898 „den Eingeborenen eine staatsrechtlich giltige Ehe zugestanden" ist, auch bemerken sollen, daß das betreffende Ehegesetz mit seiner den Eingeborenen auferlegten, überaus hohen Heiratsgebühr eine drückende Last für diese bedeutet.

Wir können unser Urteil nur dahin zusammenfassen: wer in südafrikanischen Fragen im allgemeinen und natürlich über die südafrikanische Republik ganz besonders ein klares Urteil gewinnen will, für den ist die vorliegende Seidelsche Arbeit nicht zu entbehren.

Wertvoll sind die dem Werke beigefügten Anhänge: I. Litteratur-Verzeichnis; II. Verfassung der südafrikanischen Republik; III. Die Londoner Konvention vom 27. Febr. 1884; IV. Anmerkungen (nicht weniger als 332, zum größten Teile Belege enthaltend).

Die Ausstattung des Werkes, besonders die Illustrationen, verdient die größte Anerkennung.

---

8) Dr. **Karl Dove,** Lehrer der kolonialen Landeskunde am Seminar für orientalische Sprachen, Privatdozent der Geographie an der Universität zu Berlin. **Vom Kap zum Nil.** Reiseerinnerungen aus Süd-, Ost- und Nord-Afrika. Mit Illustrationen. — Berlin. Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur. 1898. — Preis brosch. 7,50 Mk.; geb. 9 Mk.

Unter all den vielen längeren und kürzeren afrikanischen Reiseerinnerungen, welche in den letzten Jahren auf dem Büchermarkte erschienen sind, nimmt das Dove'sche Werk sowohl nach Form und Inhalt als auch nach seiner Ausstattung eine hervorragende Stelle ein. Ein glühender Patriotismus, der sich mit einer lebhaften kolonialen Begeisterung verbindet, hat die Feder des Verfassers geführt, so daß seine Darstellung an einzelnen Stellen durch poetischen Schwung den Leser geradezu mit fortreißt. Daneben hat aber das Verlangen, die überall in Süd-, Ost- und Nord-Afrika gemachten Beobachtungen für die deutschen Schutzgebiete fruchtbar zu machen, ihm die Nüchternheit bewahrt, so daß ihm beides gelungen ist, in der anziehendsten Weise zu unterhalten und nach den verschiedensten Seiten hin zu belehren.

Was den Inhalt des Werkes angeht, so begegnen wir neben landwirtschaftlichen Schilderungen und geologischen Betrachtungen, mit denen der Verfasser praktische Vorschläge für die wirtschaftliche Erschließung Südwest-Afrikas verbindet, Mitteilungen über portugiesische Mißwirtschaft, über englische Politik, britisches kolonisatorisches Geschick und die notorische Dreistigkeit John Bulls, um nicht mehr zu sagen, daneben aber auch über erfreulicherweise deutlich wahrnehmbare Anzeichen des allmählichen Erstarkens des deutschen Handels in Süd-Afrika, sowie einer ganzen Reihe kulturhistorischer Notizen u. s. w. Es ist nicht möglich, in Kürze den ganzen Inhalt zu skizzieren. Schon dies Wenige kennzeichnet ja genügend die Reichhaltigkeit dieser „Reiseerinnerungen".

Nur eine Ausstellung möchte ich machen, die nämlich, daß der Herr Verfasser in seinen Ausführungen über die südafrikanische Eingeborenen-Politik nicht ganz gerecht gewesen ist. Auf der einen Seite hätte er, da er die Auswüchse der englischen Humanitätsbestrebungen so scharf geißelt, um der Billigkeit willen für ihre berechtigten Forderungen und ihre großen Verdienste auch ein anerkennendes Wort haben sollen. Auf der anderen Seite aber bleibt zu wünschen, daß die Eingeborenen-Politik der Buren nicht ausschließlich anerkannt, sondern auch, wie sie es in verschiedenen Punkten doch wahrlich sehr verdient, kritisiert wird. Hätte der Herr Verfasser die Kehrseite in beiden Fällen auch ans Licht gestellt, so würden seine Fingerzeige für die Behandlung der Eingeborenen in unseren Schutzgebieten schärfer und deutlicher geworden sein. So, scheint es mir, sind sie nicht durchaus unmißverständlich.

Auf S. 48 habe ich einen Druckfehler gefunden: Olbilder statt Ölbilder.

---

9) **J. C. Watermeyer,** Kapstadt. **Deutsch-Südwest-Afrika.** Seine landwirtschaftlichen Verhältnisse. Bericht über die Resultate meiner im Auftrage des Syndikates für Bewässerungsanlagen in Deutsch-Südwest-Afrika in Begleitung des Herrn Regierungsbaumeisters Rehbock ausgeführten Reisen durch Deutsch-Südwest-Afrika. — Berlin. Dietrich Reimer. (Ernst Vohsen.) 1898. — Preis 1 Mk.

Der Verfasser, Mitglied des landwirtschaftlichen Ministeriums der Kapkolonie, hat seine auf den im Titel angegebenen Reisen gemachten Beobachtungen in der vorliegenden Schrift in der Weise niedergelegt, daß er seine Leser von Ort zu Ort durch die von ihm besuchten Teile des Herero- und Namalandes führt und am Schlusse der beiden Abschnitte über die Aussichten sich ausspricht, welche die Landwirtschaft in dem betreffenden Lande ihm zu haben scheint. Es unterliegt dem Verfasser keinem Zweifel, daß durch Anlage von Brunnen, Windmotoren und namentlich durch Stauwerke Südwest-Afrika im Laufe der Zeit seinen Bedarf an Getreide selbst zu decken im stande ist und ein bedeutender Teil der Landeseinnahmen direkt oder indirekt aus dem Lande gezogen werden

kann, anstatt daß zur Zeit „die Einnahme nur aus Zöllen gewonnen wird, welche die Bedürfnisse der ins Land eingewanderten Bewohner zu tragen haben.“ Im einzelnen registriere ich nur das für die Rheinische Mission wertvolle Zeugnis, das an verschiedenen Stellen der Schrift uns begegnet und auf S. 22 lautet: „Der Missionsgarten war hier (in Bethanien) wie überall der Kern der Landwirtschaft“ und kann nur wünschen, daß die zur Hebung des Schutzgebietes gemachten mannigfachen Vorschläge, die auch dem Laien einleuchten, zur Ausführung gelangen. Es steht zu hoffen, das mit den Darlegungen des doch gewiß sachkundigen Verfassers endlich die Mär von der Sandwüste, welche wir in Südwest-Afrika besitzen sollen, für immer abgethan ist.

---

10) **G. Wagner,** Pfarrer. **Die heidnischen Kulturreligionen und der Fetischismus.** Ein Beitrag zur vergleichenden Religionsgeschichte. — Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1899. — Preis 2,40 Mk.

Nach seinem Vorwort hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, ein Handbuch zu schaffen, „welches jedem denkenden Christen und besonders jedem Theologen ein Gesamtbild der heutigen Religionen entwirft, um sich vor allem in dem bunten Gewirr orientieren zu können“. Deshalb sucht er Antwort zu geben auf die Fragen „nach der Ursache des Verfalles, nach der Blütezeit, Anfang und Entstehung des Heidentums“. Zu dem Zwecke behandelt er seinen Gegenstand unter zwei Gesichtspunkten: I. „Unterschied zwischen den heutigen heidnischen Kulturreligionen und dem Fetischismus“ und II. „Berührungspunkte des Fetischismus mit den heidnischen Kulturreligionen.“ Das Resultat, das er gewinnt, spricht er in folgendem Satze aus: „Die vorgeführten Religionssysteme gleichen alle einem Felde voller Totengebeine und Totenköpfe. Nicht mehr der Polytheismus noch der Götzendienst, wie die Religionsbücher solchen aufweisen, sondern der tolle Aberglaube, das alles umstrickende und beherrschende Zauberwesen, die Unsittlichkeit, die Furcht und das soziale Elend herrschen bei allen diesen Völkern im praktischen Leben vor und zwar in China und in Indien nicht weniger als in Afrika, eher vielleicht noch mehr.“ So gewinnt die Ausbreitung des Christentums, zumal es „in dieser Verfallsperiode aller dieser heidnischen Religionen eine auffallende, ja die auffallendste Erscheinung ist, daß sie in Berührung oder in einen Zusammenstoß mit der christlichen Heidenmission und mit der christlichen Kultur getreten sind, und eine Auseinandersetzung mit diesen Mächten begonnen hat,“ eine ganz besondere Bedeutung. Und darin liegt der Wert der vorliegenden Arbeit, daß sie den Nachweis liefert, wie das Ziel und Ende der Weltgeschichte nichts anderes sein kann, als die völlige Ausführung des Missionsbefehles: „Gehet hin in alle Welt!“

---

11) **Gustav Meinecke,** Redakteur der Deutschen Kolonialzeitung. **Koloniales Jahrbuch.** Beiträge und Mitteilungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft und Kolonialpraxis Elfter Jahrgang. Das Jahr 1898. Heft 2. — Berlin W. — Deutscher Kolonial-Verlag (Gustav Meinecke). Preis pro Jahrgang 6 Mk.

Dies zweite Heft des bekannten „Kolonialen Jahrbuchs“ wird durch eine größere Arbeit von H. Hesse über die Reichs- und Staatsangehörigkeit eingeleitet, welche den fortgeschrittenen Standpunkt vertritt, während die Artikel „zur Deportationsfrage“ und „Kiautschou“ über neuere Vorgänge und Fortschritte berichten. — Wir möchten es nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit auf den augenscheinlichen Mißstand hinzuweisen, daß erst jetzt das zweite Heft des Jahrgangs 1898 erscheint. Da das Jahrbuch in 4 Heften herauskommt, so dürfte, wenn der vollständige elfte Jahrgang vorliegt, das Jahr 1898, dem er sein Dasein verdankt, schon geraume Zeit im Meere der Ewigkeit ruhen.

Adressen des Evangelischen Afrika-Vereins:

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Schriftleitung der „Afrika“: Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt.

Geschäftsführer des Rheinischen Verbandes: cand. min. **Brüning**, Coblenz.

Schatzmeister des Rheinischen Verbandes: Kaufmann **C. Später** jun., Coblenz.

Quittungen.

(Soweit der Empfang der Zahlungen nicht durch besondere Mitteilung bestätigt ist.)

Für den Evangelischen Afrika-Verein gingen ein im Monat Januar 1899:

Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Althoff, Steglitz, 3 Mk. — Geh. Bergrat v. Ammon, Berlin, 4 Mk. — Frau v. Below, Jargelin, 2 Mk. — Frau Ober-Reg.-Rat v. Barnekow, Bromberg, 3 Mk. — Gymn.-Dir. Dr. Balzer, Marienwerder, 5 Mk. — Böhmer, Altona, 2,50 Mk. — Frl. v. Borcke, Gardelegen, 3 Mk. — Oberlehrer Breimeier, Clausthal, 3 Mk. — Gräfin Bassewitz, Tessenow, 5 Mk. — Kons.-Ass. Dr. Bacmeister, Berlin, 3 Mk. — Dr. de Cuvry, Wehrheim, 4 Mk. — Frau Pastor Dennert, Rüngsdorf, 3 Mk. — G. Eyraud, Neuhaldensleben, 9 Mk. — Postgeh. Fischer, Zeitz, 1 Mk. — Pastor Gründler, Warnitz, 3 Mk. — Frl. v. d. Groeben, Stettin, 3 Mk. — Prof. Dr. Hellwig, Pankow, 3 Mk. — Pastor Heß, Poppenbüll, 3 Mk. — Frau v. Haugwitz, Sürchen, 3 Mk. — Dr. Hegewald, Schermeisel, 4 Mk. — Miss. Heinbrock, Bethel, 6 Mk. — J. Joens, Seeth, 5 Mk. Frl. S. u. P. v. Cöcritz, Guhrau, 6 Mk. — Major v. Corff, Straßburg, 10 Mk. — Pfr. Klessen, Potsdam, 3 Mk. — P. emer. Callmeyer, Lüneburg, 4 Mk. — Pfr. Lipps, Ruhheim, 2,50 Mk. — Durch Dr. O. Lietzenmayer, Aalen: Dr. Gaupp, Aalen, 3 Mk.; Fr. M. Haas, Aalen, 3 Mk.; Fr. Chr. Haas, 1 Mk.; Fr. Kaufm. Kempf, Aalen, 1 Mk.; Dekan Knapp, 2 Mk.; Fabr. Palm, Aalen, 1 Mk.; Reallehr. Rupp, Aalen, 1 Mk.; Insp. Sachs, Aalen, 3 Mk.; Weinhdlr. Schneider, Aalen, 3 Mk.; Finanzamtmann Schöpfer, Aalen, 3 Mk.; Posthalter Schwenk, Aalen, 1 Mk.; Dr. Lietzenmayer, Aalen, 3 Mk.; Insp. Reihlen, Wasseralfingen, 1 Mk.; Pfr. Schall, Wasseralfingen, 1 Mk., zusammen 27 Mk. — Dr. Müller, Calw, 3 Mk. — Lehrer E. Müller, Haag, 5 Mk. — Ulrich Meyer, Berlin, 6 Mk. — Konsistorialrat Nöltingk, Blankenburg, 3 Mk. — Frl. B. Neander, Gruna, 3 Mk. — Landger.-Rat Roestell, Frankfurt a. O., 5 Mk. — Oberstleutn. Reiche, Görlitz, 3 Mk. — Pfr. Schmidt, Crawinkel, 3 Mk. — Rud. Schoeller, Zürich, 10 Mk. — Lehrer Schaeffer, Berlin, 3 Mk. — Gräfin Schweinitz, Berghof, 3 Mk. — Prof. Dr. Stötzer, Bützow, 3 Mk. — Major Steinhausen, Annaburg, 3 Mk. — E. Werner, Schwäb Gmünd, 3 Mk. — Pfr. Weber, Döttingen, 3 Mk. — Sup. Wilcke, Freienwalde a. O., 3 Mk. — Gymn.-Dir. Dr. Zange, Erfurt, 3 Mk. — Kand. Zitzlaff, Fehrbellin, 3 Mk. — Pfr. Zeller, Hoerheim, 3 Mk. — Dr. Hermann, Blumenau, 3 Mk. — Kons.-Rat Dalton, Charlottenburg, 5 Mk. — Sup. Frädrich, Berlin, 3 Mk. — Kant. Müller, Dodendorf, 3 Mk. — Rich. Leonhardt, Dresden, 5 Mk. — Miss. Säuberlich, Ikutha, 7 Mk. — Oberforstmstr. Schumann, Eibenstock, 6 Mk. — Fr. Oberstleutn. Wagner, Berlin, 3 Mk. — Missionsprediger Kopp, Heilbronn, 3 Mk. — Pfr. Sessing, Pérouse, 3 Mk. — Geh. Rech.-Rat Schröter, Berlin, 3 Mk. — General Bartels, Berlin, 26 Mk. — Kantor Bielang, Osterweddingen, 3 Mk.

Der Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins.

Inhalts-Verzeichnis.

Bitt

Nach

Nr. 3. März. 1899

Afrika.



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage

des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller

in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Sechster Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Abonnementspreis jährlich 3 M. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postä

Einladung.

Zu der am **Mittwoch, den 19. April**, abends 7 Uhr, im **Hospiz**, Behrenstraße 29, stattfindenden

Hauptversammlung

werden die Mitglieder unsers Vereins hierdurch eingeladen.

Tagesordnung:

1. Jahresbericht.
2. Rechnungslegung und Entlastung für die vorjährige Rechnung.
3. Voranschlag der Einnahmen und Ausgaben.
4. Wahl der Rechnungsführer.
5. Wahl von Vorstandsmitgliedern.
6. Eventuell: Vortrag über die nächsten Ziele des Vereins.

Der Vorstand des Evangelischen Afrika-Vereins.

v. Strubberg, Vorsitzender.

Adressen des Evangelischen Afrika-Vereins:

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Schriftleitung der „Afrika": Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt.

Geschäftsführer des Rheinischen Verbandes: cand. min. **Brüning**, Coblenz.

Schatzmeister des Rheinischen Verbandes: Kaufmann **C. Später** jun., Coblenz.

Sklaverei und Sklavenhandel in Togo.

Vom Herausgeber.

Der bekannte Afrikareisende Gottlob Adolf Krause hat eine Petition an den Reichstag gerichtet, welche den Sklavenhandel in Togo zum Gegenstande hat. Er weist darauf hin, daß die Regierung auf grund von Berichten, die ihr amtlich erstattet sind, die Meinung vertritt, daß es in unserem Schutzgebiet Togo keinen Sklavenhandel gäbe. Dem gegenüber spricht er die gegenteilige Überzeugung aus und führt dafür verschiedene Thatsachen an. Der Zweck seiner Petition ist, eine amtliche Untersuchung darüber herbeizuführen, ob die der Regierung erstatteten amtlichen Berichte oder seine gegenteilige Behauptung auf Wahrheit beruhen, und, weil ihm der Ausgang dieser Untersuchung nicht zweifelhaft ist, Maßnahmen der Regierung gegen den Sklavenhandel zu erwirken. Wenn Herr Krause jedoch seinen Zweck dadurch zu erreichen sucht, daß er den Reichstag bittet, die Regierung zu veranlassen, entweder ihre Beamten wegen wissentlich falscher amtlicher Berichterstattung zur Rechenschaft zu ziehen, oder aber ihn wegen wissentlicher Verleumdung von Beamten in Anklagezustand zu versetzen, so ist es uns zweifelhaft, ob diese Art vorzugehen richtig ist. Indes muß anerkannt werden, daß Herr Krause die Aufmerksamkeit auf den Sklavenhandel und die Sklaverei überhaupt in Togo gerichtet hat. Bisher ist seine Petition noch nicht zur Verhandlung gelangt.

Inzwischen hat er in der 3. Beilage zu Nr. 43 des „Reichsboten“ vom 19. Febr. cr. Berichte von 3 Missionaren und 2 Auszüge aus amtlichen Schriftstücken zusammengestellt. Auf grund derselben kann allerdings niemand am Vorhandensein von Sklavenhandel in Togo zweifeln; es erscheint ja überhaupt auffallend, daß amtlich die Existenz desselben in Abrede gestellt werden konnte.

Wir haben an diesen Berichten und Auszügen, da der evangelische Afrika-Verein „an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei mitzuwirken“, sich zu seiner Hauptaufgabe gemacht hat, ein besonderes Interesse, deshalb geben wir sie unverkürzt wieder. Außerdem fügen wir einige andere Berichte hinzu, die teils gedruckt, teils handschriftlich uns vorliegen.

I. Die von Herrn Krause im „Reichsboten“ zusammengestellten Berichte und Auszüge aus amtlichen Schriftstücken.

1. Herr Missionar M. Seeger hat in Nr. 4 der „Deutschen Kolonialzeitung“ von 1892 einen Aufsatz veröffentlicht, den er am 25. Januar 1892 geschrieben hat. Die folgenden Zeilen sind eine gekürzte Wiedergabe dieses Aufsatzes.

Am Schluß des vergangenen Jahres haben die Zeitungen allerlei unerquickliche Nachrichten über den Sklavenhandel im Togolande gebracht. Wir wollen nun einzig und allein zur Steuer der

Wahrheit, auf grund siebenjähriger Beobachtung im Lande selber versuchen, eine möglichst objektive Schilderung der dort augenblicklich zu Recht bestehenden Verhältnisse zu geben.

Ganz abgesehen von dem, was der Missionar gelegentlich vom Volk erfährt, ist er nach mehrjähriger Beobachtung in der Lage, einzelnen Menschen, die ihm begegnen, es anzusehen, daß sie nicht Einheimische sind, und seine Erkundigungen führen dann gewöhnlich zu dem Geständnis, daß solche Sklaven seien. Weitaus die meisten der Sklaven stammen nämlich aus dem Innern und tragen solche in Wangen und Stirn u. s. w. eingeschnittene Stammeszeichen, die von denen der Küstenstämme leicht zu unterscheiden sind. Daß diese Zeichen die Betreffenden auch für europäische Augen unwidersprechlich als Fremdlinge bez. Sklaven charakterisieren, haben nun auch die Sklavenhändler erkannt, und daher werden neuerdings Kinder vielfach überhaupt nicht mehr mit diesen Marken versehen.

Ein weiterer Beweis für das Vorhandensein der Sklaven liegt in dem Eindruck, den das Verbot der Engländer auf das Volk macht. Wo immer die Engländer ihrer Goldküsten-Kolonie oder ihrem Schutzland einen weiteren Stamm oder Gebiet einverleiben, proklamieren sie stets das Verbot gegen den Sklavenhandel bei Androhung schwerer Strafe. Man brauchte da, wo diese Gesetze galten und noch gelten, nur mit einem Wort an sie zu erinnern, um einen augenblicklichen heftigen Schrecken auf die Bevölkerung eines ganzen Dorfes hervorzubringen. Diese Gesetze sind also bekannt; und ein solcher Schrecken ist doch nur als Bewußtsein der Übertretung des Gesetzes erklärlich.

Es entsteht nun die Frage: Woher stammen diese Sklaven? Einheimische Leute werden nur in seltenen Ausnahmefällen verkauft. Die vorhandenen Sklaven müssen also wo anders herkommen. Wie schon oben bemerkt, sind die meisten vorhandenen Sklaven mit Marken versehen. Diese Stammeszeichen lassen die Abstammung der Träger derselben als innerafrikanischen Stämmen angehörig erscheinen. Es ist eine schwere Beschimpfung, wenn ein Evhe-Mann den anderen „Adongko“ schimpft. Der also Beschimpfte erwidert gewöhnlich: „Das will ich doch sehen, ob ich ein ‚Sklave‘ bin oder ein freier Mann.“ Es ist eine landläufige Anschauung, daß „Adongko“ heißen und „Sklave“ sein gleichbedeutend ist.

Während diese „Adongko“ die Evhe- oder Otschi-Sprache gewöhnlich verstehen, begegnet man aber auch Sklaven, die keine der im Evheland verstandenen Sprachen verstehen. Sie lernen natürlich sehr bald eine solche Sprache. Sie müssen jedenfalls hinter Salaga zu Hause sein.

Eine andere Frage ist die: Werden heute noch Sklaven eingeführt, wie ehemals? Wir beantworten dieselbe mit einem bestimmten Ja! Das ist der Fall im englischen Gebiet (Goldküsten-Kolonie), in dem der Sklavenhandel verboten ist, und ist der Fall im deutschen Gebiet um so mehr, da hier, wenn wir nicht irren,

noch nie ein Verbot erlassen worden ist. Es ist gar kein Beweis gegen diese Behauptung, wenn Reisende sagen, sie seien auf ihren Reisen noch nie Sklaven begegnet. Wir kennen einen Marktplatz, der vor uns nie von einem Europäer besucht worden war. Dieser Markt hat nach der Aussage jedes Eingeborenen ein starke Zufuhr von Sklaven. Wir waren daher gespannt auf das Bild, das sich uns dort auf dem Sklavenmarkt bieten würde. Allein, es bot sich da überhaupt kein Bild. Enttäuscht darüber, beschuldigten wir unsere Träger größter Unzuverlässigkeit ihrer Aussagen. Die aber lachten verschmitzt und sagten: „Wir haben nicht gesagt, daß Sklaven verkauft werden, wenn Europäer in der Nähe sind.“ Wird ein Europäer vermutet oder angesagt, so denken die Leute: Sicher ist sicher, darum geschwind beiseite, was Anstoß erregen könnte, den Europäern ist nie zu trauen, seien sie nun Beamte, Kaufleute oder Missionare. Schnell wird die Sklavengesellschaft in ein entlegenes Dorf, in eine Plantage oder in den Busch getrieben. Ist man nicht persönlich in der Gegend bekannt, so fragt man umsonst nach einem Dorf: man wird immer irre geführt. So sieht der Europäer gar nichts vom Sklavenhandel; er ist aber schwer betrogen, wenn er darum glaubt, der Sklavenhandel bestehe nicht. Man braucht jene wohl verbarrikadierten, in großem Viereck angelegten und in eine Unzahl kleiner Räumlichkeiten eingeteilten Hütten, deren gerade im Mohammedaner-Quartier in der Stadt Kpando (in Togo) eine Anzahl zu finden sind, nur mit einem Blick gesehen zu haben, um deren Zweck zu erkennen. Warum zerfallen sie nicht, wie andere unbewohnte Hütten des Landes? Weil sie zur Bergung der Sklaven fortwährend benutzt und deswegen im Stand gehalten werden.

Eine Reihe Gerichtsverhandlungen, die jährlich in den englischen Gerichtshöfen (der Goldküsten-Kolonie) stattfinden, beweisen ferner das Fortbestehen der Einfuhr von Sklaven. Die raffinierte Dreistigkeit, mit der zuweilen gerade die von den Engländern zu Häuptlingen bestellten Eingeborenen Sklaven halten und handeln, ist geradezu verblüffend. Solche denken nicht, sie müssen sich durch Vermeidung des Verbotenen des in sie gesetzten Vertrauens würdig erzeigen, sondern sie sind der Ansicht, der Engländer halte sie gar nicht für so schlecht, daß sie sich einer solchen Strafe schuldig machten, und schaffen Sklaven an. Wird einer darüber verdächtigt, so giebt er den Jüngling, das Mädchen, die Frau, oder wer es sein mag, als Sohn, Tochter oder sonst jemanden aus seiner Verwandtschaft aus, und der Sklave bejaht die Aussage gutmütig, oder aber ist durch furchtbare Drohungen dazu genötigt.

Weiter machen wir auf die Volkssitte aufmerksam, nach welcher Männer, die sich aus irgend welchem Grunde nicht mit Frauen verheiraten können, sich Frauen kaufen. Sie verfügen sich mit barem Geld nach Kpando oder auf irgend einen anderen Sklavenmarkt und wählen sich eine für sie passende Frau aus.

Wer unvorsätzlich jemand getötet hat, muß in vielen Fällen je

nach dem Erkenntnis des Gerichts 3, 4, 5 oder mehr Sklaven beschaffen an Stelle des Getöteten. Einheimische bekommt er dazu nicht, sie müssen also auch wo anders herkommen.

Wir könnten leicht noch viele Beweise aus dem Volksleben, aus Sitten und Gebräuchen dafür erbringen, daß die Sklaven-Einfuhr noch besteht. Wir beschränken uns aber auf das Nachstehende.

Das Verbot gegen die Sklaven-Einfuhr (in der englischen Goldküsten-Kolonie) ist jedenfalls ein die Einfuhr erschwerender Umstand. Erschwerend wirkt ferner der Umstand, daß nach dem Gesetz im englischen Gebiet jeder Sklave jederzeit sich von einem englischen Kommissar (Richter) einen Freibrief geben lassen kann, und von diesem Gesetz wird gar nicht selten Gebrauch gemacht. Der Sklavenkäufer muß das immer mit in Rechnung nehmen, daß ihm sein in Menschenware angelegtes Kapital ohne jegliche Entschädigung davon läuft.

Wir glauben in obigem nachgewiesen zu haben, daß trotz erschwerender Umstände auch heute noch Sklaven in die englische Kolonie eingeführt werden. Diese Thatsache genügt an sich schon vollständig als Beweis dafür, daß im deutschen Gebiet ebenso und noch **mehr** Sklaven eingeführt werden. Die Bevölkerung des deutschen Gebiets lebt genau unter denselben Verhältnissen wie die des englischen. Hier wie dort sind gleiche Bedürfnisse vorhanden. Ein Unterschied besteht etwa im Wohlstand, der an der Goldküste größer sein dürfte. Aber immerhin ist der Unterschied nicht so groß, daß es auf deutschem Boden überhaupt an Mitteln zur Beschaffung von Sklaven fehlte. Sind nun hier wie dort dieselben Bedürfnisse und das nötige Geld vorhanden, fehlen dagegen auf deutschem Gebiet alle jene erschwerenden Umstände, als welche sich die englischen Gesetze erweisen, so wäre es geradezu unbegreiflich, wenn im deutschen Gebiet keine oder eine geringere Sklaveneinfuhr stattfände als im englischen. Es wird das auch kein Verständiger zu behaupten wagen. Es war oben schon wiederholt von dem Sklavenmarkt in Kpando die Rede. Dies Kpando ist aber bekanntlich eine bedeutende Handelsstadt im deutschen Gebiet. Von dort führt eine Handelsstraße ins englische Gebiet und eine zweite, die jüngere, an die deutsche Togoküste. Dort haben ohne Vorwissen der Missionare leider sogar Glieder der Christengemeinde Sklaven gekauft, dem Beispiele mancher ihrer Landsleute folgend. Die Christen wissen längst, daß ihnen das Evangelium, das sie zur Richtschnur ihres Lebens nehmen, die Sklaverei verbietet; dennoch bittet zuweilen ein Christenjüngling den Missionar um Erlaubnis, sich auf dem Markt eine Frau kaufen zu dürfen, was ihm selbstverständlich nicht erlaubt wird. Es kommt sie schwer an, einen solchen Wunsch dem Missionar gegenüber zu äußern, und sie würden es gewiß nicht thun, hätten sie nicht das Beispiel ihrer Landsleute vor Augen, und wäre ihnen nicht die

Möglichkeit zu diesem Schritte jederzeit gegeben. Dies alles bezeugt die Fortdauer der Einfuhr von Sklaven unwidersprechlich. Wenn wir einmal so weit sind, daß die Sklaven-Einfuhr energisch bekämpft wird, dann erst wird es der Regierung voll und ganz zum Bewußtsein kommen, wie tief einerseits beim Volke das Bedürfnis nach Sklaven und andererseits bei den Händlern die Lust am Menschenhandel sitzt, und es wird erst dann mit voller Deutlichkeit erkannt werden, wie töricht die Behauptungen unserer Zeit sind, daß nämlich keine Sklaven-Einfuhr stattfinde.

Wir glauben überhaupt nicht, daß es der Ausführung auch der besten Gesetze allein gelingen werde, die Sklaven-Einfuhr gänzlich zu unterdrücken. Wir halten die Einfuhr von Sklaven erst dann für eine Unmöglichkeit, wenn dem ganzen Volke das Bewußtsein unumstößlich ins Herz gepflanzt sein wird, daß es eine Sünde, eine Schande, eine fluchwürdige Handlung sei, einen Menschen zu kaufen oder zu verkaufen.

Nichts desto weniger sind wir ganz entschieden der Meinung, daß gute Gesetze, wenn sie nur auch ausgeführt werden können, gegen die Sklaverei von großem Werte sind. Es ist gar nicht zu verachten, wenn es durch ein Gesetz dahin kommt, daß das Volk genau weiß, daß Sklavenhandel und Sklavenhalten von seiten der Regierung verpönt sei. Damit wird allerdings zunächst nichts weiter erreicht, als daß sich der Handel der Öffentlichkeit und der Beobachtung, soweit möglich, entzieht; aber im Denken des Volkes muß sich, wenn eine Sache nur heimlich betrieben werden kann, doch mit der Zeit ein ganz anderes Urteil bilden, als wenn der Sklavenhandel ebenso öffentlich betrieben werden kann, wie z. B. der Vieh- oder der Palmölhandel.

Oft wird auf die Goldküste hingewiesen und behauptet, es sei dort ebenso schlimm, wie im deutschen Gebiet, trotz der dort geltenden Gesetze. Selbst wenn das richtig wäre, wäre das noch kein Beweis für die Nutzlosigkeit jener Gesetze, sondern es würde nur zeigen, wie ungeheuer fest das Übel sitzt, und wieviel es noch kosten wird, bis dasselbe völlig gehoben ist.

Oft begegnet man der Meinung, ein Gesetz, das die Befreiung des jetzigen Sklavenstandes beabsichtige, würde eine schwere Schädigung der Bevölkerung und des Handels bedeuten. Dagegen sprechen aber die Erfahrungen, die man an der Goldküste gemacht **hat**, ganz entschieden.

Etwas auffällig ist es, daß, wenn von Sklaverei im Togogebiet die Rede ist, immer gleich von der Behandlung der Sklaven gesprochen wird. Die Sklaverei beginnt doch nicht damit, daß der Sklave bei einem menschlichen Herrn menschliche Behandlung erfährt. Sie beginnt im Gegenteil mit jenen grauenhaften, ganze stark bevölkerte Gebiete verödenden Sklavenjagden, bei denen weit mehr Menschen zu grunde gehen, als eingefangen und fortgeschleppt werden.

Dies Elend ist allein doch schon hinreichend zur Erregung unseres innersten Unwillens. Schon vom wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, sind jene Sklavenjagden als ein Schade, ein Unglück anzusehen. Wenn wir zur Hebung der Kultur an der Küste hundert Sklaven bedürfen, bei deren Gewinnung dreihundert zu grunde gehen, so haben wir für die Zukunft dreihundert Menschen mit aus der Welt geschafft, die uns für den späteren Handel und die Kulturarbeit im Innern verloren gegangen sind. Es erscheint darum der Sklavenraub als eine schwere Schädigung zukünftiger Kultur im Innern des Landes, die in gar keinem Verhältnis steht zu dem Nutzen jener Arbeit, die eine kleine Zahl Sklaven an der Küste verrichtet. Milde gesagt, ist es kurzsichtig, wenn man den Sklavenhandel einstweilen gewähren läßt, in der Meinung, es erwachse dem Küstengebiet dadurch ein Vorteil.

Es ist kaum noch nötig zu sagen, daß der Sklavenhandel auch im Togoland fast ausschließlich in Händen der Mohammedaner liegt. In Kpandu oder Salaga kaufen zuweilen auch Evhe-Leute, Akkra-Leute, oder auch Otschi-Leute von jenen Sklaven, die sie in den Küstengebieten absetzen. — — —

2) Ein Missionar, dessen Name nicht angegeben wird, schreibt in einem Briefe, der im „Kolonialen Jahrbuch“ von G. Meinecke, 3. Jahrg., 1890, S. 153 wiedergegeben wird, das Folgende:

Ich sah in Denu (Danoe) einige Fremdlinge, die ich sofort als Stämmen im Innern angehörend und darum als Sklaven erkannte. Als ich nachfragte, war es richtig so, und auf meine weitere Frage, wo sie dieselben gekauft, hieß es, in Lome, (Sitz der deutschen Behörde in Togo). Im deutschen Protektorat könne man gegenwärtig viele Sklaven kaufen, weil es die Beamten gewähren lassen.

3) Im Jahre 1895 unternahm Herr Missionar A. Mischlich eine Reise in Togo. Sein Reisebericht findet sich abgedruckt im „Evangelischen Missions-Magazin“ 1896. Am 29. Juli 1895 hatte er seine Station Worawora verlassen. Vom 30. Juli schreibt er, Seite 193:

Um 8¼ Uhr langten wir an dem hochgehenden Menu-Fluß an und hätten hier ohne Zweifel umkehren müssen, wäre nicht gerade um dieselbe Zeit eine Karawane von 10—12 Personen angekommen, die im Begriffe waren, für das mitgeführte Pulver in Bedere (Adele, wo seit 1888 die deutsche Station Bismarckburg besteht) Sklaven zu kaufen.

Bei der weiteren Beschreibung seiner Reise nach Bismarckburg sagt Herr Missionar Mischlich auf Seite 196, von Akebu sprechend:

In Kunyon erzählte uns der Sprecher des Königs, daß er vor fünf Monaten einen Sohn und eine Tochter nach Akra an die Küste gesandt habe, um verschiedene Einkäufe zu machen. In Bedu in Akposo habe sie aber der Häuptling gefangen genommen, in Eisen gelegt und zu Sklaven gemacht. Die deutsche Regierung ist bis jetzt zu schwach, um mit Nachdruck gegen diesen räuberischen Stamm

vorgehen zu können. Dazu kommt noch, daß sich die Akebu-Leute unter einander befehden, schwächen und selbst nicht einig sind. Schuldet z. B. einer einem anderen und kann nicht bezahlen, so raubt der Gläubiger einfach eine Frau oder einen Sklaven seines Schuldners auf dem Felde und macht sich so bezahlt. Auch wagt kaum ein Bewohner eines Akebu-Ortes in das benachbarte Dorf zu gehen, es sei denn, daß er dort gute Freunde oder Bekannte habe, aus Furcht, gefangen und als Sklave verkauft zu werden. Der Sklavenhandel steht hier leider noch in großer Blüte und es herrscht überall das reinste Faustrecht.

Soweit die drei Missionare, von denen jeder immer nur einen kleinen Teil innerhalb seines kleinen Wirkungskreises, keiner den vollen Umfang des Sklavenhandels in Togo übersehen kann. Als Anhang mögen Auszüge aus zwei amtlichen Schriftstücken folgen:

1) Amtlicher Passier- oder Geleitschein*) für eine Sklavenkarawane:

„(An) Amtsvorsteher Küas, Lome. 20 Salaga-Haussas, über Kunia kommend, mit 6 Sklaven. Misahöhe, 22. Sept. 90. Herold, Pr.-Lt. — Gemeldet den 1. Oktober 90 (Stempel:) Kaiserlich Deutsches Kommissariat f. Togo, Zollamt Lome. Küas. Die Bemerkung Sklaven ist unheilsvoll lieber nicht bemerken!!!“

2) Am 12. November 1891 versicherte Herr Jesko von Puttkamer als oberster Beamter von Togo in einem verantwortlichen, für die Regierung und den Reichstag bestimmten Berichte, der in der Reichstagssitzung vom 17. November 1891 verlesen wurde, u. a.: Ich bin in der Lage, aus eigener Erfahrung amtlich versichern zu können, daß Sklavenhandel im Togogebiet nicht stattfindet. — Daß Sklavenhändler mit Sklaven als Ware an die Küste kommen, ist einfach unwahr.

Die Behauptung, daß von Salaga Sklaven in die unter europäischer Schutzherrschaft stehenden Gebiete und an die Küste kommen, die gerichtlich als Wahrheit festgestellt war, nennt Herr Josko von Puttkamer im gleichen verantwortlichen Berichte „absichtliche und tendenziöse Entstellung der Wahrheit“ und „böswillige Erfindung“.

Vereinsnachrichten.

Die letzte Post aus Afrika hat uns von **Lutindi** zwei frohe Nachrichten gebracht. Am Neujahrstage ist der Leiter unserer Freistätte, Diakon Bokermann, nachdem einige Tage zuvor in Wuga die standesamtliche Eheschließung stattgefunden hatte, in der kleinen

*) Derselbe ist der Redaktion des „Reichsboten“ im Original mit dem Stempel des Kaiserl. deutschen Kommissariats (Zollamt Lome) vorgelegt worden.

Kapelle unserer Station mit Fräulein Marie Lohoff getraut worden. Herr Missionar Pastor Johannsen von Hohenfriedeberg hat ihren Ehebund eingesegnet. Die kleine Feier wurde durch den Posaunenchor und durch einen Chorgesang unserer Zöglinge: „Herr, deine Güte reicht so weit der Himmel ist“ — natürlich in Kisuaheli — verschönt. Es bedeutet etwas für unsere Freistätte, daß nun ein Ehepaar als Vater und Mutter an den ehemaligen Sklaven wirkt, um sie zu erziehen. Möchten alle Hoffnungen, die sie mit uns hegen und die Wünsche, die ihnen ausgesprochen sind, in Erfüllung gehen!

Am gleichen Tage fand die Taufe von 7 unserer Kinder statt, die gleichfalls Herr Missionar Johannsen vollzog, nachdem er durch eine Tags zuvor angestellte Prüfung sich überzeugt hatte, daß die Katechumenen ausreichend im christlichen Glauben unterrichtet waren.

Eine besondere Freude war es, daß der Leiter der Plantage Ambangulu und 2 Herren der Plantage Sakare diesen Feiern beiwohnten und die Feste unserer Station mit begingen. Daß den Herren die Feiern wohl gefallen haben, dürfen wir wohl aus der Äußerung des einen von ihnen schließen: „Hören Sie mal, ich hätte nicht geglaubt, daß die Schwarzen so viel Gefühl haben. Ich habe genau beobachtet und war erstaunt, daß alle beim Empfang der heiligen Taufe weinten.“

Freilich fehlt in den eingegangenen Berichten auch der bittere Ernst nicht. Wie der Vorstand in seinem in der vorigen Nummer (S. 36, 37) mitgeteilten Aufruf es schon im Voraus ausgesprochen hat, so ist es leider eingetroffen: die Not der Nachbarn von Lutindi ist noch größer geworden. Diakon Bokermann schreibt unter dem 21. Januar:

„Die Not wird hier immer größer, jetzt auch bei den Waschambaa. Die letzte kleine Regenzeit, auf die sich alles gefreut hatte, ist gänzlich ausgeblieben. Dies ist die dritte, die uns keinen Regen gebracht hat. Die Waschambaa haben wie auch wir an Flüssen und feuchten Stellen etwas Mais gepflanzt, von dem wir wohl etwas erwarten konnten. Aber seit heute morgen 10 Uhr zieht eine lange graue Heuschreckenwolke an den gegenüberliegenden Mashindei-Bergen vorüber, die eine Länge von über 1000 m besitzt und die jedenfalls in den nächsten Tagen nach Lutindi kommen wird, nachdem wir seit 4 Monaten von großen Schwärmen verschont geblieben sind.

Die armen Wasegua sind in noch größerer Not. Sie kommen täglich zu uns mit Ochsen, Schafen und Kühen und flehen uns an, ihr Vieh ihnen abzunehmen, damit sie sich dafür Speise kaufen können. Fette Böcke, die sie früher mit 5—6 Rup. verkauften, bieten sie uns jetzt für 2 Rup. an. Wir haben in dieser Woche einen Versuch gemacht und haben den Kindern halb Fleisch und halb Gemüse gegeben. Dabei haben wir gefunden, daß Fleisch ebenso billig ist als Gemüse. Ein Bock für 2 Rup. ge-

nügt für eine Mahlzeit, um alle zu sättigen und eine Mahlzeit Reis kostet 2 Rup. und einige Pesa. Wir wollen deshalb die neuerprobte Weise öfter anwenden. Denn dann sind wir in der Lage, den armen Wasegua mehr Vieh abzunehmen."

Wir können unter diesen Umständen unsere Bitte um besondere Gaben zur Linderung der großen Not nur noch einmal herzlich und dringend wiederholen. Aber schnelle Hilfe thut not! Hier gilt in ganz besonderer Weise: schnelle Hilfe ist doppelte Hilfe.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 26. Februar.)

Über die Stellung Englands zu **Ägypten** und zum **östlichen Sudan** hat sich der Parlaments-Untersekretär Brodrick am 24. Februar ganz in dem Sinne geäußert, wie sie im vorigen Bericht aufgefaßt wurde: Zunächst hat Ägypten an England die Kosten zurückzuerstatten, welche der Feldzug, speziell die Beteiligung britischer Truppen, diesem verursacht hat (250000 Pfund), obgleich die ägyptische Regierung schwerlich um ihre Einwilligung hierzu gefragt ist, und die englischen Regimenter unter dem Widerspruch der ägyptischen Armee herangezogen wurden, obgleich ferner die britische Flagge neben der ägyptischen in Khartum gehißt und neuerdings auch in El-Damer und Wadi-Halfa entrollt wurde. Ferner wird Ägypten in Zukunft das Defizit des jährlichen Budgets für den Sudan zu decken haben, und England nur für seinen Handel Gewinn daraus ziehen. Das wird in ebenso einfacher als praktischer Weise begründet: England hat seit 1883, wo es „zur Beschützung seiner Grenzen" Ägypten besetzte, für den ihm geleisteten Beistand etwa eine Million Pfund verausgabt. Es ist nicht mehr als billig, daß Ägypten hiervon mindestens die Zinsen zahlt. Da das Budget für den Sudan 1899 ein Defizit von 317355 Pfund (bei 39500 Pfund Einnahmen) aufweist, so sind die Zinsen hiermit gar nicht zu hoch veranschlagt. Ägypten hat also außer den Opfern, welche ihm selbst der Sudan-Feldzug an Geld und Menschenleben verursacht hat, den Beistand, welchen es England bei der Eroberung geleistet hat, auch noch zur Zeit mit einer Summe von etwa 11350000 Mark zu bezahlen.

Die Institution der gemischten Gerichtshöfe, welche bisher stets auf fünfjährige Perioden vereinbart wurde, war bei dem kürzlichen Ablauf dieser Frist dadurch gefährdet, daß England nur für ein weiteres Jahr seine Zustimmung erteilen wollte, Frankreich aber an der Bedingung einer fünfjährigen Dauer festhielt. Auch hierin gab dieses im letzten Augenblick nach; die ägyptische Regierung hat aber

nun ihrerseits Veranlassung genommen, die Vereinbarung auf fünf Jahre zu beantragen.

Der Kampf mit dem **Khalifa** scheint doch noch nicht endgiltig abgeschlossen zu sein. Der zu seiner Verfolgung ausgesandte Oberst Kitchener hat ihn mit einer Streitmacht von ungefähr 6000 Mann in starker Stellung bei Scherkela angetroffen, seine eigenen Streitkräfte aber für ungenügend gehalten, um ihn anzugreifen, und sich deshalb nach Omdurman zurückbegeben. Nun gingen die Derwische ihrerseits vor, und warfen zunächst am 15. Februar eine Abteilung den Engländern befreundeter Araber. Nach neueren Meldungen soll der Khalifa jetzt mit 15 bis 20000 Mann auf dem Vormarsch gegen Omdurman sein, und die Generalmajore Hunter und Macdonald, sowie britische Truppen wurden schleunigst dorthin beordert, um dem neu erstandenen Gegner entgegenzutreten.

Der Sirdar Kitchener hat seine Amtsthätigkeit als Gouverneur des Sudan damit begonnen, daß er die Leiche des Mahdi Mohammed Achmet aus dem Grabe nehmen, verbrennen und ihre Asche in den Nil werfen ließ. Selbst manche seiner Landsleute fanden dies Verfahren brutal und empörend, während andererseits darauf hingewiesen wurde, daß es eine Handlung der Notwehr gegen Aberglauben und Fanatismus sei. Es ist fraglich, ob nicht Haß und Fanatismus dadurch gerade neue Nahrung bekommen. Dies wird wichtig sein für die weitere Ausdehnung der britischen Herrschaft über die wegen ihrer Bevölkerungszahl und ihrer ungehobenen Schätze besonders wichtigen Gebiete am Bahr-el-Ghazal und im südlichen Dar-For. Zunächst stehen dort die Verhältnisse günstig; es herrscht namentlich in letzterem große Erbitterung gegen den Khalifa, und aus Schekka haben die versammelten Scheiks geschrieben, daß sie eine eigene Verwaltung eingerichtet hätten. Die erbetene Genehmigung wurde ihnen gewährt.

Die französisch-englischen Verhandlungen wegen Bahr-el-Ghazal scheinen, wie bei dem augenblicklichen Machtbewußtsein Großbritanniens zu erwarten war, völlig resultatlos für Frankreich zu verlaufen. Nicht einmal einen Hafen am Nil wird man ihnen einräumen, da man ja allen Nationen einen unbeschränkten kommerziellen Verkehr mit dem Sudan eröffnen will. Es wird hierfür in erster Linie Deutschland in Frage kommen, welches ja auch in Ägyptens Handel an erster Stelle steht. Es wird sich nur vorerst darum handeln, die nötigen politischen Garantien zu bieten, da die Institution der gemischten Gerichtshöfe auf den Sudan nicht übertragen worden ist, und es unzweckmäßig erscheint, die deutschen Agenten der Willkür ägyptischer und englischer Rechtspflege auszusetzen.

Ferner betreibt der Sirdar den Bau der Eisenbahn nach Khartum mit aller Macht. Es soll deshalb vorläufig die alte Brücke des Chor Zayat für den Atbara-Übergang benutzt und durch die

italienische Compagnie aufgeschlagen werden, welche sie dort durch eine neue ersetzt hat.

Auch im Süden von **Abessinien** tritt England den französischen Bestrebungen jetzt mit aller Energie entgegen. Eine Eisenbahn soll von der Nordküste des zum englischen Kronland erklärten Somali-Landes, wahrscheinlich von Zeila, nach Harrar in Angriff genommen werden, worauf letzteres vermutlich bald in englischen Besitz übergehen wird. Mit dem französischen Einfluß auf Abessinien ist es dann vorbei. Fürs erste sucht Frankreich allerdings seinen Besitz an der Küste des Roten Meeres noch zu erweitern. Es wird von einem mit Italien abgeschlossenen Vertrage betreffs Abtretung des Cap Dumeria (im Bezirk Raheita) berichtet, dessen Befestigung den strategischen Wert der englischen Insel Perim für die Enge von Bab-el-Mandeb wesentlich herabsetzen würde. Italien war durch die Konvention von 1883 an einer solchen verhindert, Frankreich nicht. Das englische Kanonenboot Salamander ist auf diese Nachricht hin sofort nach der Insel Perim abgesandt worden.

Um dem Major Marchand Unterstützung an Lebensmitteln und Kleidern zuzuführen, ist Dr. de Convalette von der Küste nach dem Sobat aufgebrochen. Er dachte jenen Mitte Februar zu treffen; von Marchand ist die Nachricht eingelaufen, daß er am 11. Januar Itiop auf dem Sobat erreicht, dort die „Faidherbe“ verlassen und den Landmarsch angetreten habe. Bis dahin ist alles nach Wunsch gegangen.

Aus **Wadai** wird der Tod des Sultan Useph gemeldet. Sein erster Ratgeber, Germa, der für die Erbansprüche Abu Saids, des Sohnes des früheren Sultans, Ali, eintreten wollte, tötete einen Sohn Usephs, Ibrahim, und stach einem anderen Sohne, Abdul Aziz, die Augen aus, ein Vorgang, der in seiner ganzen barbarischen Grausamkeit in der Geschichte der sudanischen Sultanate nicht zu den Seltenheiten gehört.

Über die Kämpfe, welche er im vorigen Jahre in **Uganda** zu bestehen hatte, berichtete Macdonald, wie jetzt bekannt wird, am 30. Mai; er giebt die bis dahin stattgefundenen Kämpfe auf 5 und die Verluste der Engländer in diesen auf 10 Prozent an; außerdem zählt er 5 Gefechte und 35 Scharmützel mit den Aufrührern. Die Regierungstruppen verloren 280 Tote und 555 Verwundete; die Gegner 1312 Mann, davon 193 Gefangene. Macdonalds anfangs auf 17 Soldaten und 340 Suaheli beschränkte Streitmacht wuchs zuletzt auf 2000 Mann an. Später hatte Martyr noch zwei Kämpfe bei Mruli und bei Foweira am 6. und 9. August zu bestehen und verlor hierbei 5 Tote und 12 Verwundete. Bei letzterer Gelegenheit glaubt er Mwanga, den Kabarega von Unjoro und Bilal-Amisi vereinigt nebst 110 Sudanern und 400 Waganda und Wanjoro sich gegenüber gehabt zu haben, denen er einen Verlust von 76 Mann allein an Toten beibrachte. Bei diesen

Kämpfen führte er auch zwei reorganisierte Compagnien der treu gebliebenen Sudaner ins Gefecht.

Mwanga muß wohl bei dieser Gelegenheit gefangen genommen sein, denn es wird später von seiner Gefangenschaft berichtet.

In welche Zeit ein Angriff fällt, welchen die Mission der „Weißen Väter" in Bukumi zu bestehen hatten, ist nicht ersichtlich. Die Aufständischen sollen hierbei über 930 Gewehre, darunter 330 Schnellader, verfügt und drei Tage lang vergeblich die befestigte Mission angegriffen haben. Es ist zu hoffen, daß diese Begebenheit einer früheren Zeit angehört und nicht als ein Zeichen der noch fortdauernden Unruhen zu betrachten ist, welche, so nahe der Grenze **Deutsch-Ost-Afrikas,** auch unsere Kolonie ernstlich gefährden und deren westliche Garnisonen und Bevölkerung nicht zur Ruhe kommen lassen.

Auch die aufständischen Batetela des Kongo-Staates, welche sich Uwiras bemächtigt hatten, kamen in bedenkliche Nähe der deutschen Grenze. Zwei belgische Unteroffiziere hatten sich, heftig verfolgt, über diese zu retten vermocht, der deutsche Offizierspoften zu Kasagga am Nordende des Tanganika schien nun ernstlich bedroht und wurde von Udschidschi aus um 50 Askari verstärkt.

Der Ausbau der Karawanenstraße von Tabora nach Udschidschi ist soweit beendet, daß sie für trockene Jahreszeit für den Verkehr mit Wagen brauchbar ist. Während in dieser Weise bis in den äußersten Westen für Verbesserung der Wegbarkeit gesorgt wird, ist es auffallend, daß Oberleutnant Werther in dem kürzlich erschienenen Werk „Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ost-Afrika" sich noch darüber beklagen muß, daß (im April 1897) die größte Karawanenstraße der Kolonie bei Bagamojo die versumpfte Steppe des Kingani immer noch ohne Brücke oder Damm passieren mußte. Diesem Übelstande wird hoffentlich in der Zwischenzeit abgeholfen sein.

Von der großen Expedition, welche, 400 Köpfe stark, im vorigen Sommer nach dem äußersten Nordwesten des Schutzgebietes abgesandt wurde, um gegen die Unruhen in Uganda und Kongo-Staat zu sichern, sind Privatnachrichten eingelaufen. Danach wurde Bukoba am 2. September erreicht und am 20. desselben Monats ein Zug zur Grenze von Uganda unternommen, wobei 60 Mann, quer durch Karagwe marschierend, Kawingo am Knie des Kagera erreichten, dort aber bereits volle Ruhe in dem benachbarten Gebiet antrafen. Später rückten 100 Mann mit zwei Geschützen nach Westen bis an die Grenze des Kongo-Staates, wo sich allerdings viel zu thun fand, denn infolge des Batetela-Aufstandes lagen hier alle Volksstämme in Fehde mit einander. Heftige Malariafälle sind unter den Expeditionsmitgliedern vorgekommen, und aus Muansa mußten neu angeworbene Mannschaften requiriert werden. Ein Zusammenstoß mit den Batetela-Aufständischen hatte aber bis Anfang November nicht stattgefunden.

In Ausführung des von Generalmajor Liebert aufgestellten Programms, die Schutztruppe zu benutzen, um bis in die entlegensten Gebiete die deutsche Herrschaft zur Geltung zu bringen und durch Anlage von Stationen für alle Unternehmungen Schutz und Sicherheit zu schaffen, hat Hauptmann Schlobach vom 10. Juni bis 29. August 1898 eine Bereisung des Muansa-Bezirkes von der Station Muansa aus um den südöstlichen Teil des Viktoria-Sees herum bis zur englischen Grenze ausgeführt und nach Erstürmung einer energisch vertheidigten, stark befestigten Boma der Wasueta einen Offizierposten an der Schirati-Bucht angelegt. Der Gouverneur selber wird gleich nach seiner Rückkehr nach Ost-Afrika einen Zug nach Mpuapua unternehmen, um die noch schwebenden Fragen bezüglich der geplanten Eisenbahnlinie nach dem Viktoria-See zu erledigen.

Auch von der durch Oberleutnant Schloifer geführten Dampfer-Expedition sind gute Nachrichten eingelaufen. Sie befand sich Anfang Januar bereits auf der Stevenson-Straße zwischen Njaßa und Tanganika. Es ist zu hoffen, daß dort neben den englischen und belgischen Dampfern auch ein deutscher bald seine Flagge entfalten wird, was gegenüber den Unruhen im Kongo-Staat und den Eisenbahn- und Telegraphen-Plänen der Engländer von schwer wiegender Bedeutung ist.

Der Häuptling Katuga Moto, über dessen Unbotmäßigkeit und Bekriegung im Dezemberheft 1898 berichtet wurde, ist von der Schutztruppe gefangen eingebracht worden.

Zu dem günstigen Ausfall der Hüttensteuer ist nach Abschluß der Kassenrechnungen nachzutragen, daß diese für die Zeit vom 1. April 1898 bis zum 10. Januar d. J. eine Gesamteinnahme von 221225 M. ergeben hat, wovon 214995 M. bar, 4197 M. in Naturalien und 2032 M. in Form von Arbeitsleistung entrichtet wurden. Es wurden 101692 M. den Kommunalkassen, 119533 M. der Staatskasse überwiesen.

Der Kaiser hat genehmigt, daß zur Erbauung einer evangelischen Kirche in Dar-es-Salam neben einer Kirchen- auch eine Haus-Kollekte bei den evangelischen Bewohnern des preußischen Staates abgehalten und aus den Erträgen ein Fonds gebildet werde zum Bau von Kirchen in den deutschen Schutzgebieten, wo nächst Dar-es-Salam zuerst Windhoek, später Tsingtau zur Sprache kommen soll.

Im Septemberheft 1898 wurde über die dem Deutschen Eiffe widerfahrene eigentümliche Behandlung in **Portugiesisch-Ost-Afrika** berichtet. Es wurde ihm die Konzession verweigert, auf seinem an der Delagoa-Bai gelegenen Landstrich Hafenbauten auszuführen. Es muß in Lissabon ein außerordentlich starkes Interesse an der Nichtausführung der notwendigen Hafenbauten wenigstens unter portugiesischer Herrschaft sich geltend machen, da jetzt auch einem Engländer, Namens Lingham, dasselbe widerfahren ist. Er hatte am Hafen 50 ha Land von der Regierung gepachtet mit der

Erlaubnis, einen Pier zu bauen, eine Zweiglinie nach der Hauptbahn, eine Mühle und anderes anzulegen. Da die den Behörden zur Genehmigung vorgelegten Pläne lange ausblieben, begann er mit dem Bau, ja vollendete diesen beinahe; da fingen die Behörden an, ihm Schwierigkeiten zu machen, und er hat diese weder durch Eingaben an den König noch durch Beschwerden bei der englischen Regierung überwinden können.

Für das seitens Englands gegen die **Südafrikanische Republik** geplante Vorgehen geben einige Äußerungen hervorragender englischer Zeitungen Fingerzeige. Die „Admiralty and Horse Guards Gazette" verkennt nicht die außerordentlichen, wahrscheinlich unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche sich einer gewaltsamen Unterwerfung mit Waffengewalt entgegenstellen würden. Nicht nur, daß die Buren, gut bewaffnet und leicht mobilisiert, an strategisch wichtigen und gut befestigten Punkten den Kampf aufzunehmen bereit sind, es können auch Verwickelungen mit anderen Mächten entstehen. „Ein Kampf mit den Buren würde das Werk und die Pläne von C. Rhodes um 50 Jahre zurückwerfen. Hier heißt es abwarten; wir glauben, daß das Zuströmen der Europäer eine unblutige Revolution hervorbingen wird, während ein fremdes Eingreifen nur den Bund der beiden Republiken befestigt. Wir würden es für einen argen Mißgriff halten, zum Prügel zu greifen wegen einer Handvoll von Halbsemiten, die sich in Transvaal Briten nennen. . . . Die große Mehrheit (der Emigranten, welche die größte Beute in der Burenrepublik davontragen) sind britische Juden oder Bastards von fremdem Blute, die sich den Titel von Briten aus eigener Macht beilegen."

Die „Pall Mall Gazette" dagegen erwartet alles von dem deutsch-englischen Vertrage. „Nach seiner Veröffentlichung wird alles Geschwätz über einen Krieg zwischen England und dem Transvaal verstummen, da wir dann kommerzielle Mittel haben, ein besseres Verhältnis zu den Buren zu erzwingen."

Es ergiebt sich hieraus, daß man in England sich unausgesetzt mit Plänen trägt, auf welche Weise man die Burenstaaten unterwerfen kann, daß man also diese Absicht zähe festhält; ferner, daß die militärischen Vorbereitungen nur den Zweck haben, von günstigen Umständen jederzeit, in welcher Weise es sei, Gebrauch machen zu können, nicht aber einen bestimmt in Aussicht genommenen Krieg vorzubereiten; drittens, daß man das Staatsgebäude nicht für fest genug gefügt erachtet, um der Unzufriedenheit der Ausländer auf die Dauer Widerstand zu leisten, daß aber die Republik der kommerziellen Isolierung im Verein mit den inneren Kämpfen unterliegen müsse. Besonders interessant ist aber die Verachtung, mit der man auf die Johannesburger herabblickt, während man offiziell ihre Rechte zu verteidigen nicht müde wird.

Daß die so notwendigen militärischen Rüstungen den Etat der Republik stark belasten würden, war wohl anzunehmen: Die Aus-

gaben des vergangenen Jahres haben die Einnahmen um eine halbe Million Pfund überschritten. Für das laufende Jahr sind diese mit 4589755, die Ausgaben mit 4370936 Pfund veranschlagt worden; man hofft aber, einen Überschuß von einer viertel Million zu erzielen. Die Absicht, eine Anleihe aufzunehmen, hat die Regierung endgiltig aufgegeben: Dr. Leyds hat keinen derartigen Entwurf mit nach Pretoria gebracht; durch den Verkauf der Bewahrplätze sollen alle Bedürfnisse reichlich gedeckt werden. Der Einfuhrhandel erreichte im verflossenen Jahre den Wert von 10½ Millionen Pfund, während die Goldausfuhr auf 17 Millionen Pfund Sterling geschätzt wird. Der Gesamtbetrag der entrichteten Zölle stellte sich auf 1 Million.

Die Konferenz von Delegierten der beiden Burenstaaten ist am 2. Februar in Pretoria zusammengetreten; die Wahlen zum Volksraad haben eine fortschrittliche Majorität ergeben. Der Polizist Jones, welcher den Engländer Edgar bei der Verhaftung erschoß, ist von dem Schwurgericht für nichtschuldig erklärt und freigesprochen worden.

Im Interesse der **transafrikanischen Eisenbahn** hat Cecil Rhodes, nachdem er in London doch nicht ganz das erwartete Entgegenkommen gefunden hat, den König der Belgier besucht, um diesen für sein Unternehmen zu gewinnen. Die Frage, wie die Strecke zwischen dem Tanganika und der Südgrenze von Uganda zu überwinden sei, scheint ihm nicht schwierig zu lösen. Er soll sich dahin ausgesprochen haben, daß die Eisenbahn lediglich ein industrielles Privatunternehmen sei und auf einen politischen Einwand wegen Überlassung des nötigen Terrains nicht stoßen werde. „Die Linie wird den Gesetzen der betreffenden Kolonialstaaten unterworfen und wird wohl allenthalben freudig begrüßt werden.“ Darüber kann man nun aber verschiedener Ansicht sein.

Schneller, als für die Eisenbahn, haben sich für die transafrikanische Telegraphenlinie die Mittel gefunden. Die ganze Länge beträgt rund 10500 km. Hiervon entfallen auf die Strecke vom Kap bis Mafeking 1400, auf die von Faschoda bis zum Mittelmeer 3363 km; die dazwischen liegende Strecke beträgt 5631 km. Von Salisbury bis Faschoda (4384 km) will eine neue „African Transcontinental Telegraph Company“ bauen. Thatsächlich ist die Linie bis Karonga (am Südende des Njaßa) schon fertig mit den Zwischenstationen Tete und Blantyre. Es sind ferner als Stationen ins Auge gefaßt: Abercorn (Kituta am Süd-), Uwira (am Nordende des Tanganika), Towa (als Endpunkt der Linie Boma-Nyangwe), Fort St. George (am Albert-Edward-See), Lado, Abu-Kuka und Sobat. Von Uwira soll eine Abzweigung nach Muansa, von Fort St. George eine solche nach den Stationen in Uganda angelegt werden.

Die Buren, welche Rhodes nach dem Ngami-Land gesandt hat, sind dort angelangt und sollen mit ihrer Lage sehr zufrieden sein;

in Bulawayo dagegen sind die unteren Klassen der weißen Bevölkerung wegen Arbeitsmangels in große Not geraten, und es werden in Transvaal Geldsammlungen veranstaltet, um 45 dorthin ausgewanderte Afrikander-Familien wieder in die Heimat zurückzubringen.

Die Expedition Peters — aus 1 britischen Offizier, 3 Bergingenieuren, 2 Prospektoren, 3 Händlern, 6 anderen Europäern und 90 farbigen Soldaten zusammengesetzt — hat sich am 19. Januar nach Beira eingeschifft und ist dort am 5. Februar eingetroffen. Die der Gesellschaft zugebilligte Landkonzession erstreckt sich auf 20000 englische Quadratmeilen. Der Transport aller Güter von und nach den Stationen geht über Chinde mittelst Sambesi- und Schire-Dampfern zu sehr billigen Frachtsätzen.

In **Deutsch-Südwest-Afrika** ist der Unterbau der Eisenbahn Anfang Dezember bis Kilometer 109, das Geleise bis 86, das Telephon bis 100 Kilometer fertig gestellt worden. Es waren am Bahnbau thätig: 2 Offiziere, 1 Rechnungsbeamter, 14 Unteroffiziere, 240 weiße und 230 farbige Arbeiter unter Benutzung von 19 Pferden und 76 Mauleseln. Die Hauptschwierigkeit liegt in der Wasserversorgung, da der bei Station Rössing gebohrte Brunnen stark salzhaltiges Wasser liefert. Da mit der Fertigstellung der Eisenbahn auch die Möglichkeit näher rückt, die in ihrer Nähe befindlichen Minen auszubeuten, wird die Frage rege, ob nicht die bei Windhoek gelegene Matchleß-Mine wieder in Betrieb gesetzt werden kann. Es hat sich herausgestellt, daß die Tsoomed-Kupfermine der South-West-Afrika-Company reichhaltig ist (sie soll auf 100 Fuß Tiefe und 500 Fuß Länge untersucht sein und gegen 250000 t Erze mit einem Durchschnittsgehalt von 10 Prozent Kupfer und 50 Prozent Blei enthalten), man hofft ein gleiches von der in den fünfziger Jahren auf kurze Zeit betriebenen Matchleß-Mine. Es muß aber erst die Eigentumsfrage entschieden werden, da neben der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika auch die „Matchleß Estate and Mining Association“ Ansprüche darauf erhebt.

In Windhoek ist ein regelmäßiger wöchentlicher Markt eingerichtet worden, bei welchem öffentliche Auktionen zur Regelung von Angebot und Nachfrage eingeführt sind.

Über den Aufstand im **Kongo-Staat** wurden, namentlich von englischen Zeitungen, außerordentlich ungünstige Nachrichten verbreitet, aus denen man schließen mußte, daß das ganze Hinterland von der Ubangi-Mündung bis zum Tanganika davon erfaßt sei. Die seitdem eingetroffenen zuverlässigen Nachrichten bestätigen, daß einerseits an verschiedenen, aber ganz isolierten und in keinem Zusammenhang stehenden Punkten, wie z. B. in Luluaburg die bereits längere Zeit fortgesetzten Kämpfe mit Aufständischen noch nicht ganz beendigt sind, daß andererseits allerdings Kabambare von den Batetela genommen ist. Es scheint hier eine unverantwortliche Vernachlässigung aller Sicherheitsmaßregeln geherrscht zu haben, da sich die starke Besatzung,

obgleich unterrichtet von dem Anmarsch der Rebellen, vollständig überrumpeln ließ. Jedoch sind die Europäer aus der Station noch rechtzeitig entkommen und am 20. November in Kaßongo eingetroffen.

Dhanis machte sich mit 14 europäischen Offizieren und Unteroffizieren und 850 Mann sofort auf den Weg, um die Rebellen am Übergang über den Lulindi zu hindern. Der Vizegouverneur Wangermée sandte ihm von Stanley-Falls 250 Mann Unterstützung, außerdem konnten ihm 36 Europäer zur Verfügung gestellt werden, welche im November ebendort eintrafen mit der Bestimmung, in den Stationen der arabischen Zone verteilt zu werden.

Die Avantgarde erreichte am 30. Dezember Kabambare, und die Batetela verließen sofort die Station, so daß Dhanis bei seinem Eintreffen mit dem Gros am 31. Dezember diese ohne Schuß besetzen und Maßregeln ergreifen konnte, die Zurückgehenden zu verfolgen.

Kommandant Chaltin ist soweit erholt, daß er sich nach dem Kongo zurückbegeben wird.

Major van Gele hat am 4. Januar einen Bericht über die Kongo-Truppen erstattet, welcher beweist, daß wenigstens dieser Offizier sich endlich von der Fehlerhaftigkeit des von den Belgiern angenommenen Systems überzeugt hat, auf welche sie früher vielfach, auch in dem Bericht der „Afrika“ vom Juli 1897,*) aufmerksam gemacht worden sind. Es war äußerst gefährlich, die Truppen aus diesen in ungebändigter Wildheit, in Krieg und Raub herangewachsenen Stämmen zu rekrutieren. Mit dem Gewehr — und zwar mit dem leistungsfähigsten modernen Hinterlader — in der Hand fühlt der Kannibale sich überaus stark und unwiderstehlich; und deshalb drängen gerade die wildesten Volksstämme sich zum Kriegsdienst, um in Besitz dieser starken Waffe zu kommen, deshalb gehen sie tapfer und grausam in den Kampf selbst mit ihren Verwandten und Freunden, um ihre Kraft zu bethätigen, um zu schwelgen in dem Gefühl, allen anderen nun überlegen, unbesiegbar zu sein. So dient die Truppe und der Dienst in ihr nicht zur Ausbreitung von Gesittung und zur Hebung der Bevölkerung, sondern im Gegenteil zur Beförderung der wildesten Leidenschaften, zur Ausübung der unmenschlichsten Greuel und zur Peinigung der Bevölkerung, welche doch nur in sicherem Schutz und Frieden sich gedeihlich entwickeln konnte.

Kein Wunder, daß diese Kriegerschar sich auch den weißen Herren gegenüber nicht lange in Furcht und Gehorsam halten ließ. So wie die Aufstände seit 1895 nicht aufgehört haben, so werden sie sich fortsetzen, so lange die Belgier dies falsche System nicht fallen lassen und nicht erst die Bevölkerung zu erziehen trachten, bevor sie ihr die Waffe in die Hand geben.

*) Die Greuel im Kongo-Staate. „Afrika“ 1897. S. 193 ff.

Über die Lage der **französischen Kongo**-Kolonie spricht sich ein offizieller Bericht des Herrn Dommergue wenig günstig aus. Sie hat im Jahre 1898 ein Defizit von zwei Millionen, wovon allerdings die Schuld zum größten Teil auf die Expedition Marchand geworfen wird. Die Verwaltung ist „ohne eine Spur von System", obgleich sie Beamte genug hat. Die Herrschaft ist mehr scheinbar als thatsächlich, und der Einfluß reicht nur auf den nächsten Umkreis der wenigen Stationen. Es soll zunächst durch eine Vermehrung der Schutztruppe (Miliz) von 1 auf 2 Bataillone abgeholfen werden; die Einfuhr hat sich im Jahre 1896 gegen 95 um annähernd eine Million vermindert.

Gentil sollte am 25. Februar von Marseille abreisen, um sich als Gouverneur nach dem Schari-Distrikt zu begeben. Die Budga (s. Januarheft S. 30) sind bestraft und unterworfen worden.

In **Kamerun** ist Hauptmann von Kamptz mit der gesamten Schutztruppe auf einem außerordentlich wichtigen Kriegszug gegen den Wute-Häuptling Ngila am Mbam. Dieser bildet die Vorhut der nach Süden vordrängenden mohammedanischen Fulbe und Haußa, welche jeden neu unterworfenen Volksstamm als neue Vortruppe benutzen, und selbstverständlich gänzlich ohne Rücksichtsnahme auf die Schutzherrschaft europäischer Mächte vorgehen, um ihren Einfluß und ihren Handel zu vermehren. Es hat sich längst die Überzeugung aufgedrängt, daß der Kampf mit ihnen unvermeidlich ist, wenn das Hinterland — die viel versprechenden Gebiete von Adamaua — dem deutschen Interesse dienstbar gemacht werden soll. Frühere kleine Zusammenstöße mit Ngila haben wohl das Vordringen aufzuhalten und die südlicher sitzenden Volksstämme zu schützen vermocht, aber es wird endlich begonnen werden müssen, die Macht dieser mohammedanischen Sultane zu brechen. Mit Ngila wird das nicht abgethan sein, so wie in Ost-Afrika mit dem Uhehe-Fürsten, sondern es werden auch die hinter ihm stehenden mächtigeren Sultane von Ngaundere, Tibati und Banjo bezwungen werden müssen. Es wird hierzu allerdings die hoffentlich bald zur Ausführung kommende Station Garua wesentlich beitragen.

Über die Anlage einer Eisenbahn in **Togo** bringt die „Deutsche Kolonial-Zeitung" (Nr. 5) bemerkenswerte Erläuterungen eines mit den örtlichen Verhältnissen genau bekannten Bremer Herrn, welcher auf die Wichtigkeit einer Eisenbahn von Klein Popo bezw. Sebbe nach Atakpame aufmerksam macht, weil nur dort ein produktenreiches Gebiet zu erschließen ist, dessen Ausbeutung zur Zeit durch die hohen Kosten des Kopftransportes verhindert wird. Andererseits würde hier die Einfuhr von Salz sehr gute Aussichten haben. Jeder größere Handel ist jetzt im Osten unserer Kolonie ausgeschlossen, da der Transport von 1000 kg Waren zwischen Atakpame und der Küste ungefähr 200 bis 250 M. kostet. Solche Transportpreise vertragen die zur Sprache kommenden, wenn auch sehr wertvollen Produkte, Palmöl und -Kerne, Mais, Erdnüsse 2c. nicht.

Die **Niger-Compagnie** fährt mit ihren kriegerischen Eroberungen fort. Vom 8. bis 25. Dezember hat sie sechs Orte des Ibo-Stammes (zwischen dem 5. und 6. Breitengrade) erobert und eingeäschert. Die bisher noch nicht unterworfenen Eingeborenen leisteten in ihrem Hauptorte Ibo drei Tage lang Widerstand: sie hatten mit Bäumen und Steinen starke Befestigungen erbaut. Es ist bezeichnend für die Art der Kriegsführung, daß den enormen Verlusten der Eingeborenen nur 4 Mann Verlust auf seiten der Engländer gegenüberstehen.

Um die Trace einer Eisenbahn in **Dahome** festzulegen, sollte am 24. Februar eine Expedition von Genie-Offizieren unter Major Guyon nach dort abgehen. Man beabsichtigt, von Kotonu ausgehend dem Thalweg des Weme zu folgen; über Carnotville und Nikki soll der Niger nördlich von Ilo (in Madicali) erreicht werden, eine Gesamtlänge von etwa 800 Kilometer.

Mit Feststellung der Grenzen zwischen dem Sudan- und Dahome-Distrikt sind der Resident in Gurma, Molex und der Kommandant Crave beauftragt worden. Houdaiville, welcher zur Festlegung der Eisenbahnlinie ins Hinterland der Elfenbein-Küste Anfang Januar von Groß-Bassam aufgebrochen war, ist durch die feindselige Haltung der Bubuly zur Rückkehr gezwungen worden. Man fürchtet einen Aufstand.

Samory hat bei seiner Einschiffung am 18. Januar einen Selbstmordversuch mit einem Messer gemacht. Seine Verwundung soll ungefährlich sein und den Transport nach Gabun nicht lange hindern.

Die Eisenbahn Konakry-Niger erreichte im Dezember Kilometer 110; sie wird bis Kilometer 140 weiter geführt, und dann entschieden werden müssen, ob die von Salesses vorgeschlagene 550 Kilometer lange Linie nach Kardamania am Niger ausgeführt werden soll.

Auch die englischen Eisenbahnen schreiten, durch 10000 Arbeiter gefördert, schnell vorwärts; die von der Sierra Leone hat Songo erreicht und wird bis Rotofunk verlängert; die von Lagos hat Abeokuda in der Richtung auf Ibadan überschritten. Von der Anlage einer Eisenbahn an der Goldküste erwartet man einen starken Aufschwung der Goldminen, die namentlich im westlichen Teil des Schutzgebietes liegen.

Ein Teil der Liberier war unter ihrem Chef Kafra in das britische Gebiet der Sierra Leone eingefallen und hatte sich am Fluß Melia verschanzt. In viertägigem Kampfe — vom 13. bis 17. Dezember — gelang es den britischen und Eingeborenen-Truppen, die Eindringlinge wieder über die Grenze zu drängen.

Geographische Nachrichten.

Dr. Passarge ist nach 2½jähriger Abwesenheit nach Deutschland zurückgekehrt. Bei seiner Reise durch Britisch-Betschuana-Land hat er auch den östlichen Teil von Deutsch-Südwest-Afrika berührt und soll wichtige Ergebnisse bezüglich einer Grenzverschiebung auf grund der neuesten astronomischen Ortsbestimmungen mitgebracht haben.

Hauptmann Schlobach hat gelegentlich seiner Bereisung des Muansa-Bezirkes am Viktoria-See durch Routenaufnahmen und astronomische Ortsbestimmungen die geographische Kenntnis dieses Gebietes zu fördern gesucht.

Über die Expedition Fourneau (vgl. Oktober 1898) wird berichtet: Die zwei Begleiter Leutnant Fourneau und Fondère organisierten, am 24. September in Loango angekommen, ihre Expedition und gingen auf der alten Straße nach Brazzaville, wo sie mit dem Chef des Unternehmens zusammentrafen. Vom 8. November an fuhren die einzelnen Staffeln der Expedition, zu welcher am 12. Dezember noch Dr. Spire und Heller stießen, nach Ueso ab. Nachdem am 10. Januar die letzte Staffel abgegangen, sollte am 20. Februar die ganze Expedition in Ueso versammelt sein.

In England wird eine Expedition unter M. Moore ausgerüstet, welche die Fauna des Seegebietes studieren, mit dem Tanganika beginnen, dann Kivu und Albert-Edward bereisen und durch Uganda zur Küste zurückkehren soll.

Der Branntwein im Namalande.

Einem schlimmen Feind, der das äußere und das innere Leben der Namas gleicherweise bedroht und mit dem unsere Missionare schon lange den Kampf aufgenommen haben, haben die Brüder auf der in der Woche vom 31. Juli bis 7. August 1898 in Warmbad abgehaltenen Konferenz noch einmal ernst ins Auge gesehen, um sich über seine weitere Bekämpfung zu verständigen, das ist der Branntwein. Über den Branntwein und die Namas handelt Missionar Wandres in seinem Referat: „Über den Gebrauch des Alkohols in unsern Gemeinden." Von jeher sind die Namas leidenschaftliche Verehrer berauschender Getränke gewesen, aber die Bereitung des Honigbieres und des Getränkes, daß sie sich aus den Beeren des sog. Rosinenbusches herstellten, war immerhin mit einiger Mühe verbunden, und die scheut der Nama nun einmal. „Welch herrliche Gabe war ihm deshalb die Branntweinflasche, die er nur zu entkorken brauchte, um den feurigen Inhalt zu erlangen." Kein Wunder, daß die Trunksucht zugenommen hat in dem Lande in demselben Maße, wie die Eingeborenen mit den Weißen in Be-

rührung kamen; dasselbe Schauspiel, das sich überall in der Welt wiederholt zur lauten Anklage wider den weißen Mann! Von allen berauschenden Getränken hat der Nama dem Branntwein am meisten Geschmack abgewonnen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er — am schnellsten und sichersten berauscht. Während der Nama den Wein „zahmen Branntwein“ nennt, der nur etwas für Frauen und Kinder sei, rühmt er den Branntwein: „Ein wahrlich gutes Ding ist der Branntwein; denn er wirft dich ja zu Boden.“ Zu dieser Lust kommt nun noch der Leichtsinn des Volkes, dem es fast zur zweiten Natur geworden ist, sich ohne Gedanken an die Zukunft mit vollen Zügen einem augenblicklichen Genuß hinzugeben. „Aus jahrelanger Erfahrung,“ heißt es in dem Referat, „muß ich leider bezeugen, daß die Zahl derjenigen, die die Spirituosen auf eine mäßige Weise gebrauchen können, gering ist. Der Nama hält nichts vom Sparen. Was er hat, muß auch so schnell wie möglich aufgebraucht werden. So hält er es auch mit den Getränken. Es ist hier vorgekommen, daß an einem Abend ein Anker (48 Flaschen) Branntwein angezapft und ausgetrunken wurde, ehe die Morgensonne die betrunkene Gesellschaft beschien. Der Nama kennt kein Maß und Ziel. Als einst ein Mann hiesiger (Warmbad-)Gemeinde wegen Trunksucht zur Rede gestellt wurde, antwortete er, er habe nur ein „zoopje“ (Schnäpslein) getrunken. Auf die verfängliche Frage: „Woraus“ entgegnete er: „Aus der „Waschschüssel.“ Weiter berichtet Br. Wandres, daß einmal auf Warmbad in etwa 6 Wochen von den Eingeborenen 1031 Mark für Getränke verausgabt worden sind, und das zu einer Zeit, wo der Hunger infolge der Dürre bereits herrschte! Erst als die Regierung den weitern Verkauf von geistigen Getränken an die Eingeborenen verbot, wurde es stille.*)

Was können nun unsere Brüder gegen diesen Feind jedes Familien-, Volks- und Gemeindelebens thun? Enthaltsamkeitsvereine nach dem Vorbilde unserer Vereine zum blauen Kreuz zu gründen, ist nach dem einhelligen Urteil der Brüder bei der Charakterschwäche der Namas unmöglich und würde nicht zum Ziele führen. Eine andere Waffe sei die Gesetzgebung, und da die Eingeborenen eben wie Kinder seien, müßten sie auch wie Kinder behandelt werden; ein völliges Verbot der Verabfolgung von Spirituosen an dieselben sei demnach gerechtfertigt. Hier ist es nun mit Dank zu begrüßen, daß die Regierung diese Waffe zum Teil wenigstens handhabt. Im Südgebiete ist der Verkauf ganz verboten; im nördlichen Teile nur unter gewissen Beschränkungen erlaubt. Das hat schon wesentlich geholfen. Die eben erwähnte Sauferei in Warmbad fand vor dem Verbot statt. Ist das auch kein Radikalmittel, und finden auch die Leute immer noch Mittel und Wege, sich in den Besitz des geliebten Getränkes zu setzen, so wird doch wenigstens die Möglichkeit, der

*) Von der Redaktion gesperrt!

Trunksucht zu fröhnen, sehr erschwert und dadurch der Kampf gegen dieselbe ganz beträchtlich erleichtert.

Immerhin bleibt auch so noch genug zu thun übrig, und da kommt als letzte und beste Waffe das Wort Gottes und die Seelsorge in Betracht. „Unser Kampf muß darin bestehen," schreibt Missionar Wandres, „daß wir ermahnen und warnen und für die Übelthäter betende Hände aufheben. Es gilt darauf hinzuarbeiten, daß sie um Jesu und der Seelen Seligkeit willen nicht in die Sünde willigen noch thun wider Gottes Gebot. Hilft dies nicht, dann hilft alles nicht. Die Erfahrungen aber, die wir in unsern Gemeinden mit geretteten Trunkenbolden gemacht haben, ermutigen uns, auf dem betretenen Wege fortzufahren. Wer dann nicht hören will, muß fühlen. Ich meine hiermit die Kirchenzucht. Einen notorischen Trunkenbold lasse man nicht zum Tische des Herrn kommen; man lasse ihn auch nicht Pate stehen. Giebt er fortlaufend Ärgernis, so schreite man zum Ausschluß. Es hat sich durch den bereits geschehenen Kampf ein Gemeindebewußtsein gebildet, daß man es für ganz selbstverständlich achtet, daß ein Säufer nicht an den Segnungen der christlichen Gemeinde teilnehmen kann. Denjenigen aber, die zum Mißbrauch verleitet wurden, gehe man in erbarmender Liebe nach und suche sie unter Gebet und Flehen auf das Gefährliche ihres Weges aufmerksam zu machen und arbeite an den Herzen, bis sie fest werden.

(Bericht der Rheinischen Missions-Gesellschaft 1898, S. 366/67.)

Der „Missionskritiker" von Bülow und die Samoamission.*)

Von D. G. Kurze.

Unter der Spitzmarke „Sind die Samoaner bildungsfähig?" erörtert ein Herr von Bülow auf Matapoo (Sawaii, Samoa-Archipel) in der „deutschen Kolonial-Zeitung" (1899, Nr. 7, S. 57/58) die Frage der Bildungsfähigkeit der Samoaner und proklamiert am Ende seiner Ausführungen das Dogma, daß jenes Volk trotz seiner vielen guten Eigenschaften nicht bildungsfähig sei, es sei denn, daß man die zu bildenden Samoaner zeitlebens von ihrer Heimat entfernt halte. Er berührt in seinem Artikel auch die Thätigkeit der evangelischen und katholischen Missionare auf Samoa und kommt

---

*) Weil das Deutsche Reich an der Regierung der Samoainseln beteiligt ist, diese also in gewissem Sinne zu unseren Schutzgebieten gezählt werden dürfen, glaubten wir den Verfasser dieses Aufsatzes als derzeitigen besten Kenner der dortigen Mission um eine Kritik des Artikels des Herrn von Bülow für die „Afrika" bitten zu sollen. Die Redaktion.

zu dem Resultate, daß man das Bekehrungswerk als „gründlich mißlungen" betrachten müsse, und daß auch die Versuche, die Eingeborenen zu zivilisieren, im allgemeinen fehlgeschlagen seien.

Wenn ein Mann in der Öffentlichkeit ein derartig absprechendes Urteil über die Missionsarbeit auf jener Inselgruppe fällt, so muß er es sich gefallen lassen, daß man seine Befähigung, in Missionsangelegenheiten als sachkundiger Kritiker aufzutreten, einer näheren Prüfung unterzieht. Unsers Wissens lebt Herr von Bülow — es ist uns unbekannt, in welchem Berufe — seit 1883 im Samoa-Archipel und zwar auf der Insel Sawaii, von wo aus er seit einer Reihe von Jahren in deutschen Fachzeitschriften dankenswerte Beiträge zur Geschichte und Ethnologie der Samoaner veröffentlicht hat. Als „Missionskritiker" haben wir ihn das erste Mal im Jahre 1896 kennen gelernt, als er in der Wiener „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" (Jahrgang XVIII, Heft 10—12) unter dem Titel „Das Christentum in Samoa. Von einem protestantischen Beobachter" eine Artikelserie über die Thätigkeit der Missionare auf den Samoainseln erscheinen ließ. Er befaßt sich darin hauptsächlich mit den Londoner und Wesleyaner Missionaren, die als Vertreter der evangelischen Kirche den größten Teil der Samoaner — von 35500 Eingeborenen nicht weniger als 31500 — zum Christentum bekehrt haben, und entwirft von jenen Männern und von ihrer Arbeit ein solches Zerrbild, daß er damit ein für allemal sich selbst des Rechtes beraubt hat, als „Missionskritiker" ernst genommen zu werden. Um dem Leser einen Begriff zu geben, in welchem Tone sich von Bülow in jener Artikelserie über die Sendlinge der beiden eben genannten evangelischen Missionsgesellschaften äußert, teilen wir nur folgendes Excerpt wörtlich mit:

„Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Zimmerleute, Kesselschmiede u. s. w. — das brave Handwerk thut nichts zur Sache, waren ja doch auch die ersten Apostel gerade nicht römische Ritter — Leute, die irgendwo Fiasko gemacht, nicht recht ihr Auskommen gefunden hatten, dagegen eine — „unaussprechliche und selbstlose Liebe zu den armen Heiden" in sich spürten, ließen sich mit dem Hobel der Missionsschule in sechs Monaten den allerursprünglichsten Schliff beibringen und kamen in Samoa als Männer Gottes an, gerierten sich als große Schriftforscher, wohl auch als Ärzte, ließen sich von den armen Heiden schöne Ländereien schenken, prächtige Häuser bauen, sich gut verpflegen, mehrere, männliche und weibliche Dienstboten stellen, kurz, sie lebten wie die Made im Speck. . . ." (a. a. O. S. 460.)

Weiterhin verdächtigt von Bülow die evangelischen Missionare und ihre Gesellschaften, als ob sie von den in den einzelnen Christengemeinden Samoas gesammelten Missionskollekten einen eigennützigen Gebrauch machten, und als Gewährsmann dafür, daß sie die armen Heidenchristen schröpften, wo sie konnten, führt er eine bisher als Missionsautorität allerdings noch nicht genügend gewürdigte Per-

sönlichkeit an — risum teneatis, amici — nämlich den französischen Romanschriftsteller Alexander Dumas. Er schreibt wörtlich in jener Artikelserie:

„Hören wir eine ganz unverdächtige Autorität, Alexander Dumas, darüber: „Diese guten Apostel, sagt er, — nämlich die Missionare der verschiedenen protestantischen Kirchengemeinschaften und Sekten — durchziehen die Länder, die Bibel in der einen und einen Preiskourant ihrer Waren in der anderen Hand, säen biblische Worte und ernten Dollars“ . . . Und weiter: „Für sie ist jeder Neubekehrte ein neuer Kunde und sie opfern auf dem Altare des wahren Gottes, um gleichzeitig dem goldenen Kalbe zu opfern.“ (a. a. O. S. 461.)

Doch genug davon. Ein Mann, der die Stirn hat, mit solchen Mitteln Kritik an der Wirksamkeit evangelischer Missionare zu üben, darf sich nicht darüber wundern, wenn seine Behauptung, daß das Bekehrungswerk in Samoa als vollständig mißlungen zu erachten sei, in den Kreisen der Missionskenner nur ein mitleidiges Lächeln hervorruft. Herr von Bülow sucht seine Behauptung dadurch zu stützen, daß er auf das Fortbestehen der alten heidnischen Gebräuche innerhalb der Samoaner Christengemeinden hinweist. Ganz abgesehen davon, daß von Bülow stark übertreibt, wenn er z. B. behauptet, daß noch jetzt jeder Samoaner an „aitu“ (Ahnengeister) glaube und daß Kriege und deren Gräuel eher häufiger, als seltener geworden seien, so giebt die Thatsache, daß in Samoa noch viel heidnischer Aberglaube unter einer äußeren christlichen Hülle zu finden ist, keineswegs einen Beweis dafür ab, daß nun das Bekehrungswerk, welches die Missionare an den Samoanern seit über sechs Jahrzehnten treiben, gänzlich mißlungen sei. Jeder nüchterne Beobachter weiß, daß die völlige Christianisierung eines Volkes ein Prozeß ist, der sich nicht in der kurzen Spanne von wenigen Jahrzehnten abspielt, sondern sich durch Jahrhunderte hindurchzieht. Man frage doch einmal in der alten Christenheit nach, wie viel heidnischer Sauerteig sich da noch im Verborgenen bis in die Gegenwart hinein erhalten hat. Aber kein gerecht urteilender Mensch wird um solcher beklagenswerten Erscheinungen willen behaupten wollen, daß das Christentum in Europa Fiasko gemacht habe.

Die evangelischen Samoa-Missionare haben selbst in ihren Berichten des öfteren darauf hingewiesen, daß sich unter ihren Gemeindegliedern eine mehr oder weniger große Zahl von Namenchristen befindet, und daß gar manche, sonst als ehrlich und gewissenhaft bekannte eingeborene Christen nicht allezeit innerlich gefestigt genug sind, um den Versuchungen zur Trunksucht und Unsittlichkeit zu widerstehen, die besonders von seiten gewissenloser weißer Händler an sie herantreten. Aber schon die eine Thatsache, daß über 100 Samoaner als Missionsarbeiter das Christentum unter der heidnischen Bevölkerung der Neuhebriden, auf Niue, den Ellice-, Gilbert- und Tokelau-Inseln, sowie neuerdings auf Neuguinea — wo jetzt

20 Samoaner als Missionare wirken — ausgebreitet und dabei zum Teil willig ihr Leben unter den Streichen der Wilden oder in einem mörderischen Klima um des Evangeliums willen dahin gegeben haben, schon dies genügt, um jene Behauptung von Bülows von dem vollständigen Mißlingen des Bekehrungswerkes in Samoa als absurd erscheinen zu lassen.

Daß Bürgerkriege noch jetzt auf Samoa viel Unheil anrichten, ist ja leider nur allzu wahr; aber die gegenseitige Eifersucht der Kolonialmächte und die christlichen Nationen angehörenden, weißen Händler, welche die Eingeborenen mit Waffen und Munition versorgen, tragen keinen geringen Teil der Schuld daran, daß das unglückliche Inselreich nicht zur Ruhe kommen kann. Die evangelische Samoamission hat es nie an eindringlicher Mahnung zum Frieden fehlen lassen; noch jetzt wird jeder eingeborene Christ, der an einem Bürgerkriege teilnimmt, aus der Gemeinde ausgestoßen.

Wir sind weit entfernt davon, die Missionsmethode und speziell die Missionsleitung der Londoner und Wesleyaner Mission in jedem einzelnen Falle zu billigen; wir haben im Gegenteil schon manchmal*) Veranlassung gehabt, eine strenge Kritik an beiden zu üben; aber wenn Unberufene, dem Wesen und der Geschichte der evangelischen Mission völlig fremd gegenüber stehende Kritiker in so ungerechter Weise über die Arbeit jener beiden Gesellschaften aburteilen, wie es von Bülow thut, so ist es Pflicht jedes unparteiischen Missionskenners, sich der Verdächtigten anzunehmen.

Hätte sich Herr v. Bülow jemals die Mühe genommen, dem Unterrichte in den evangelischen Mittelschulen zu Leulumoenga und Papauta, oder in den Missionsseminaren von Malua und Lufilufi beizuwohnen, so würde er die Frage nicht mehr verneinen, ob die Samoaner bildungsfähig sind. In den beiden letztgenannten Instituten sind die meisten Seminaristen verheiratet, also gerade in dem Alter, welchem v. Bülow in seinem Artikel in der „deutschen Kolonialzeitung“ (1899, S. 58) alle weitere Bildungsfähigkeit auf heimatlichem Boden abspricht; trotzdem sind die Fortschritte der jungen Männer bisher derartig gewesen, daß schon mehr als Voreingenommenheit dazu gehört, die Bildungsfähigkeit der Samoaner zu bezweifeln. Daß die evangelischen Missionszöglinge der englischen Sprache nur ganz ausnahmsweise mächtig sind, halten wir für kein Unglück. Die Hauptsache ist und bleibt, daß die Samoanische Jugend in ihrer Muttersprache eine gründliche Ausbildung erhält, und darauf ist das Bestreben der englischen Samoa-Mission bisher gerichtet gewesen.

Noch jüngst hat ein Mann der Wissenschaft, Professor David in Sydney, der gelegentlich seiner geologischen Forschungen auf der Koralleninsel Funafuti die Wirksamkeit der Londoner Südsee-Missio-

---

*) In der „Allg. Missions-Zeitschrift“ und in einem auf der vorjährigen Brandenburger Missionskonferenz gehaltenem Vortrage. G. K.

nare und ihrer Samoaner Gehilfen kennen lernte, sich sehr anerkennend über die von ihnen erzielten Resultate ausgesprochen, und der auf Samoa, wo er sich ansässig gemacht, vor wenigen Jahren verstorbene englische Schriftsteller Stevenson schrieb an den Londoner Publizisten Sala, als ihm ein ähnlicher Angriff auf die Samoamission, wie der von Bülowsche, in einem Londoner Blatte zu Gesicht gekommen war:

„Ich habe bereits über 40 Südseeinseln besucht; ich habe außerdem eine beträchtliche Zeit in nicht weniger als 4 verschiedenen Inselgruppen gewohnt. . . . Nicht alle Missionen sind gleichmäßig gut, und nicht alle Missionare sind kundige und ehrenwerte Männer; aber die Südseemissionen sind bei weitem die beste Frucht, welche die Anwesenheit des weißen Mannes in diesem Erdteile gezeitigt hat, und speziell die Samoamission ist die beste, die ich je kennen gelernt habe“.

Sapienti sat!

Bücherbesprechungen.

Vom Herausgeber.

12) **Andrees allgemeiner Handatlas** in 126 Haupt- und 137 Nebenkarten nebst vollständigem alphabetischen Namenverzeichnis. 4., völlig neu bearbeitete, stark vermehrte Auflage. Herausgegeben von A. Scobel. Ausgeführt von der geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig 1899. — Preis geb. 32 Mk. (Auch in 56 Lief. à 50 Pf. oder 14 Abt. à 2 Mk.)

Schon nach 6 Jahren ist „der Andree“ in einer neuen Auflage, der vierten, diesmal von A. Scobel herausgegeben, erschienen, — der beste Beweis für die weite Verbreitung, die er gefunden hat. Wiederum ist er bedeutend umfangreicher geworden; die Hauptkarten sind von 91 auf 126, die Nebenkarten von 86 auf 137 vermehrt worden. Von den neuen Hauptkarten haben die meisten, z. B. die der Vegetationsgebiete und Kulturpflanzen, die der Völker, Religionen und Volksdichte der Erde, die der Größe des Handels im Verhältnis zur Volkszahl, die der Völker und Religionen Europas, die der Völker, Sprachgebiete und Konfessionen Mitteleuropas, sowie die einzelner Teile verschiedener Länder, wie Frankreichs und Nordamerikas, ein allgemeines Interesse, während andere, wie die der Isothermen und der Isobaren im Januar und Juli mehr für einen kleineren Kreis von besonderem Werte sein werden.

Wie weit sich die Umarbeitung des Werkes erstreckt, wird am ehesten ersichtlich, wenn wir eine Karte der 4. mit einer der 3. Auflage vergleichen. Wir wählen die von Deutsch-Ost-Afrika. Da tritt uns auf den ersten Blick entgegen, daß sowohl die Dampferlinien, welche von Norden her durch den Suez-Kanal, als auch die, welche von Süden her um das Kap herum nach Ost-Afrika verkehren und sich im ostafrikanischen Handelscentrum, der Insel Sansibar, kreuzen, eingetragen sind. Zugleich finden wir die Tiefen des Ozeans (50,1000,2000 m.) eingetragen und können an einzelnen besonderen Angaben, z. B. zwischen Dar-es-Salam und Sansibar erkennen, wo bereits besondere Messungen der Meerestiefe stattgefunden haben. (Es sei ausdrücklich bemerkt, daß das Meer auf keiner Karte der neuen Auflage als eine reine blaue Fläche erscheint.) 2 rote Linien, die beide von der Küste, die eine von Tanga, die andere von Mombas, ausgehen und am Viktoria-See enden, zeigen, welchen Weg binnen wenigen Jahren die britische Centralbahn nehmen wird, und wo nach dem Wunsche weiter kolonialer

Kreise eine deutsche über den projektierten Endpunkt der noch immer nicht fertigen Usambara-Eisenbahn hinaus gebaut werden könnte und sollte.

Selbstverständlich sind die seit 1893 gewonnenen geographischen Resultate in der Karte verwertet. Daher sind verschiedene Seen, so der Mgandu-, Natron-, Manjara-, Eljaßa-See weiter nach Osten verlegt und haben zum Teil auch eine andere Gestalt erhalten. Dabei ist mit Genugthuung zu bemerken, daß überhaupt die Erforschung unseres ostafrikanischen Schutzgebietes in den letzten Jahren manche Fortschritte gemacht hat. Es begegnen uns auf der neuen Karte sowohl im Centrum als auch an den Grenzen der Kolonie viele Namen und manche Flußläufe, die in der vorigen Auflage noch nicht vorhanden waren.

Was von dieser einen Karte gilt, gilt von allen. Der Handatlas stellt in der That den augenblicklichen Stand unserer geographischen Kenntnis dar. So ist er auch in seiner neuen Auflage der gediegenste Handatlas, den wir besitzen und hat darum den Anspruch, daß er auch der verbreitetste bleibt. Seine Benutzung wird, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, da durch „den Andree" diese Einrichtung in Deutschland eingeführt worden ist, wesentlich erleichtert durch das umfassende Verzeichnis, welches nicht weniger als 200 000 Namen aufführt.

Die gediegene und durch Benutzung aller Mittel kartographischer Technik erreichte, vollendete Ausstattung des Handatlas ist der geographischen Anstalt, aus der er hervorgegangen ist, würdig und gereicht der Verlagshandlung zur Ehre. Außerdem wird mancher es der letzteren Dank wissen, daß sie durch die Ausgabe in 56 Lieferungen à 50 Pf. die Anschaffung des Werkes sehr erleichtert hat, dessen Preis (geb. 32 Mk.) um so niedriger erscheint, je mehr man einen Einblick in seine Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit gewinnt.

---

13) **L. J. Kärrström, Achtzehn Jahre in Süd-Afrika.** Erlebnisse und Abenteuer eines Schweden im Goldlande. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Friedrich von Känel, Aeschi (Bern) Schweiz. — Leipzig, Verlag von H. W. Theodor Dieter. 1899. — Brosch. 6 Mk.; geb. 7 Mk.

In dem vorliegenden Buche werden uns die Abenteuer eines Schweden während seines 18jährigen Aufenthaltes in Süd-Afrika in der Weise geschildert, daß der Verfasser seinen Helden selber berichten läßt. In seinen Erlebnissen spiegeln sich die politischen Ereignisse des letzten Viertels unsers Jahrhunderts wieder. Darauf beruht das Interesse, daß dies Buch, das in keiner Weise den Anspruch, eine wissenschaftliche Arbeit zu sein, erhebt, seinen Lesern abgewinnt. Denn es hat ja einen eigenartigen Reiz, sich von einem, „der dabei gewesen ist", von den Kriegen der Engländer mit dem mächtigen Kaffernkönige Cetschwajo, oder von dem Tode des „Zuluprinzen" Lulu Napoleon, oder von den Goldfeldern, auf denen er ein ausreichendes Vermögen erworben hat, erzählen zu lassen. Und wenn solche Tagebuchblätter von einer geschickten Feder bearbeitet und, wie im vorliegenden Falle, in einer Übersetzung dargeboten werden, der man es nur an wenigen Stellen anmerkt, daß man eben eine Übersetzung vor sich hat, so liest man sie um so lieber. An der gediegenen Ausstattung des Buches heben wir die mit geringen Ausnahmen guten Illustrationen besonders hervor.

---

14) **F. D. von Blomberg. Allerlei aus Süd-Afrika.** Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1899. 184 S. Brosch. 2 Mk.; geb. 2,80 Mk.

Es sind im ganzen 13 verschiedene Bilder, in welchen die Verfasserin Erinnerungen an ihren Missionsdienst in Süd-Afrika darbietet. Im Vorwort spricht sie sich dahin aus, daß sie absichtlich die Lichtseiten hervorgehoben und die Schattenseiten ganz übergangen, höchstens „nur flüchtig angedeutet" habe. Sie sagt: „ich wollte einmal das Schöne, das Gute und Edle, welches ich selbst an den viel verkannten, viel mißhandelten, viel geschmähten und viel verspotteten Kindern Süd-Afrikas beobachtet und wahr genommen habe, in ein volles Licht stellen". Diesen Zweck hat sie mit ihrer gewandten Feder auch erreicht. Ob sie,

um einiges zu nennen, von „unserer Missionsabendschule" oder von dem „Besuch bei den Aussätzigen" oder von „Missions-Theegesellschaften", die ihre Mission den Kafirs gegeben hat, oder von ihrem „Lieblingsschüler" u. s. w. erzählt, stets fesselt sie ihre Leser; und namentlich ihre Leserinnen werden ihr für ihr „Allerlei" dankbar sein. — Freilich das Gesamtbild, das der Leser gewinnt, wird zu rosig; die Wirklichkeit sieht doch anders aus. Wer das aus dem Buche gewonnene Bild in Süd-Afrika an Ort und Stelle suchen wollte, würde sicherlich ziemlich ernüchtert, wenn nicht arg enttäuscht werden. Wenn übrigens die Verfasserin den XIV. Abschnitt „Gedanken über den Geist und die Art einer rechten Missionsarbeit" weggelassen und über den Mohammedanismus sich sachlicher geäußert hätte, so würde sie ihren Skizzen einen wesentlichen Dienst geleistet haben.

---

15) **D. R. Grundemann,** Pastor in Mörz bei Belzig. **Missions-Studien und -Kritiken.** Zweite Reihe. Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1898. Brosch. 3,60 Mk.; geb. 4,40 Mk.

In der ersten Reihe seiner Missions-Studien hat Herr D. Grundemann „die wichtigsten Züge aus den Ergebnissen einer Studienreise nach Indien" veröffentlicht. Auf diese kommt er in der vorliegenden zweiten Reihe insofern zurück, als er sich darin zunächst mit seinen Kritikern aus einander setzt. Danach bietet er „Studien und Kritiken über das heimatliche Missionsleben" und zwar I. „Zur Physiologie in der Mission"; II. „Über die Einwurzelung einer elementaren Missionskenntnis in unserem Volke"; III. „Über Kinder-Missionsgottesdienste"; IV. „Zur Missionsarbeit in der Gemeinde"; V. „Die Missionsstunde"; VI. „Über Missionsgaben"; VII. „Zur Mission unter den Mohammedanern".

In unseren Tagen, da die Missionsarbeit infolge ihrer immer größeren Ausdehnung immer größere Anforderungen an die alte Christenheit stellt, die, wie die Defizits verschiedener Missionsgesellschaften zeigen, mit ihren Leistungen den vorliegenden Bedürfnissen der Mission nicht immer gerecht wird, sind solche „Studien und Kritiken" über das heimatliche Missionsleben ganz gewiß zeitgemäß. Und wer sich der unangenehmen Aufgabe unterzieht, an hergebrachten, teils lieb gewordenen, teils kritiklos übernommenen, teils aber auch nicht mehr recht lebenskräftigen Formen desselben Kritik zu üben und an ihrer Stelle neue Wege zu zeigen, thut dem Missionswerk gewiß einen Dienst. Das ist der prinzipielle Gesichtspunkt, unter dem gewünscht werden muß, daß die vorliegenden „Missions-Studien und -Kritiken in den Kreisen der berufenen Pfleger des heimatlichen Missionslebens volle Beachtung finden. Dazu kommt, daß der sachkundige Verfasser allerdings auf einige wunde Punkte den Finger legt, deren Beseitigung nicht bald genug in Angriff genommen und durchgesetzt werden kann. Und schließlich wird es der Sache nur förderlich sein, wenn die Ansichten des Verfassers, mit welchen er Widerspruch teils schon gefunden hat, teils noch finden wird, nach allen Seiten hin gründlich untersucht und behandelt werden. Ihm selbst wird dies ein willkommener Lohn seiner Mühe sein, wenn er auch nicht mit allen seinen Anschauungen durchdringen sollte.

---

16) **Gustav Müller,** Pfarrer in Groppendorf. **Die römische Propaganda in unseren afrikanischen Kolonien.** Nr. 159 der Flugschriften des evangelischen Bundes. — Verlag der Buchhandlung des evang. Bundes (Karl Braun). Leipzig 1899. — 27 S. — Brosch. 25 Pf.

Den Lesern der „Afrika" ist bekannt, daß die evangelische Mission unter der römischen Propaganda in Kamerun arg zu leiden hat. Ich habe an der Hand der katholischen Quellen gezeigt, daß in allen unseren Kolonien die römische Mission geflissentlich sich in evangelisches Arbeitsgebiet eindrängt. Vielleicht gehen manchem die Augen auf dafür, was wir in den Schutzgebieten von Rom zu erwarten haben.



Quittungen.

(Soweit der Empfang der Zahlungen nicht durch besondere Mitteilung bestätigt ist.)

Für den Evangelischen Afrika-Verein gingen ein im Monat Februar 1899:

Ahrens, Berlin, 3 Mk. — Dr. Achelis, Bremen, 3 Mk. — Dr. Anton, Jena, 3 Mk. — Pfr. Andler, Gechingen, 3 Mk. — Frau Gräfin Bismarck-Bohlen, Carlsburg, 3 Mk. — Inst.-Vorst. Brink, Görlitz, 3 Mk. — Reg.-Ref. Bruder, Wernigerode 3 Mk. — Sem.-Dir. Brückner, Genthin, 5 Mk. — Ludw. Behr, Plauen, 13 Mk. — Kantor Beschoren, Jüterbog, 3 Mk. — Sup. Bramesfeld, Münster, 3 Mk. — Sup. Berg, Langensalza, 3 Mk. — Kons.-Ass. Dr. Bacmeister, Berlin, 3 Mk. — Sem.-Lehr. Claußen, Bütow, 6 Mk. — Kons.-Präs. Chalybäus, Kiel, 5 Mk. — Oberst v. Czettritz, Liegnitz, 5 Mk. — Wirkl. Geh. Rat de la Croix, Berlin, 20 Mk. — Rektor Dreykorn, Landau, 3 Mk. — Prof. Eversbusch, Erlangen, 3 Mk. — Postsekretär Foerster, Hagenau, 5 Mk. — Eisenb.-Sekr. Freudenberg, Straßburg. 5 Mk. — Oberstleutn. Frobenius, Charlottenburg, 6 Mk. — Pfr. Groscurth, Iserlohn, 8 Mk. — Gym.-Dir. Guhrauer, Wittenberg, 10 Mk. — Prof. Gawanka, Osterode, 3 Mk. — Schwester Gülissen, Segeberg, 4,90 Mk. — Graf v. d. Groeben, Berlin, 20 Mk. — Oberst v. Holtzendorff, Naumburg, 3 Mk. — Prof. Haedicke, Charlottenburg, 3 Mk. — Oberl. Hahn, Stettin, 3 Mk. — Prof. Hansen, Flensburg, 6 Mk. — Dr. Hesselbach, Hartha, 3 Mk. — Pastor Horbach, Marburg, 3 Mk. — Prof. Dr. Heinzelmann, Erfurt, 3 Mk. — Pastor Haase, Berlin, 3 Mk. — Kantor Heinemann, Schönstadt, 3 Mk. — Insp. Jaehn, Magdeburg, 3 Mk. — Lehrer Keßler, Langensalza, 3 Mk. — Post-Dir. Kraetke, Berlin, 3 Mk. — Frau v. Kalckreuth, Guhrau, 3 Mk. — Pfr. Kleppel, Bochum, 3 Mk. — Pfr. Kemmler, Bächlingen, 3 Mk. — Pastor Lampe, Clettstedt, 3 Mk. — Pastor Leppien, Walbeck, 3 Mk. — Pastor Dr. Meinardus, Putlitz, 6 Mk. — Otto Maaß, Berlin, 10 Mk. — Prof. Dr. Mangold, Berlin, 3 Mk. — Oberl. J. Meyer, Barmen, 20 Mk. — Adolf Meß, Köln, 199,50 Mk. — Dr. Mandt, Ludwigshafen, 3 Mk. — Lehrer Mentzer, Zimmern, 3 Mk. — Reg.-Baumstr. Niemann, Wilhelmshaven, 3 Mk. — Geh. Rat v. Nathusius, Halle, 6 Mk. — Oberl. Dr. Neubauer, Halle, 3 Mk. — Pastor Naumann, Siptenfelde, 3 Mk. — Frau v. Neergaard, Kiel, 3 Mk. — Pfr. Opper, Wilhelmshaven, 3 Mk. — Freiherr v. Pechmann, München, 10 Mk. — Kons.-Sup. Pielmann, Hannover, 3 Mk. — Ev. Bund, Urach, 2 Mk. — Pfr. Rittelmeyer, Immeldorf, 2,50 Mk. — Prof. Dr. Regelsberger, Göttingen, 3 Mk. — Seminarkasse, Köslin, 3 Mk. — Prof. Schaeder, Göttingen, 3 Mk. — Pastor Schnelle, Goldschau, 3 Mk. — Pastor Schniofsky, Berlin 4 Mk. — Major Schwartzkopff, Charlottenburg, 3 Mk. — Gg. Schuchard, Gießen, 5 Mk. — Oberreg.-Rat Schuster, Gumbinnen, 15 Mk. — Freiherr v. Schleinitz, Hohenborn, 5 Mk. — P. Staudinger, Berlin, 5 Mk. — Admiral z. D. Strauch, Friedenau, 3 Mk. — Dr. Vormeng, Berlin, 3 Mk. — Pfr. Vömel, Ems, 7,50 Mk. — Gen. d. Inf. v. Wißmann, Brotzen, 3 Mk. — Geh. Reg.-Rat Zacher, Berlin, 3 Mk.

Infolge des Aufrufs in der Februar-Nr. gingen ein zur **Linderung der Hungersnot in Ost-Afrika:**

Behr, Plauen, 10 Mk. — Claußen, Bütow, 3 Mk. — Freudenberg, Straßburg, 2 Mk. — Pfr. Groscurth, Iserlohn, 5 Mk. — Gymn.-Dir. Guhrauer, Wittenberg, 5 Mk. — Prof. Hansen, Flensburg, 3 Mk. — Ludw. Heinr, Dresden, 40 Mk. — Pastor Meinardus, Putlitz, 3 Mk. — Oberl. Meyer, Barmen, 10 Mk. — Geh Rat v. Nathusius, Halle, 3 Mk. — Kantor Bielang, Osterweddingen, 3 Mk.

Den teilnehmenden Gebern herzlichen Dank!

Berlin W., Behrenstraße 48, den 26. Februar 1899.

Der Schatzmeister des evang. Afrika-Vereins

Veit, Geheimer Kommerzienrat.

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung
der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage
des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller
in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.
Verantwortlicher Redakteur.

Sechster Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

Abonnementspreis jährlich 3 M. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postämt

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Nr. 4. April. 189



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage

des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller

in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Sechster Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing

Adressen des Evangelischen Afrika-Vereins:

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Schriftleitung der „Afrika“: Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Geschäftsführer: cand. min. **Brüning**, Coblenz.

Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., Coblenz.

Zur freundlichen Beachtung!

Die früheren Jahrgänge der „Afrika“ sind vergriffen. Um der sich mehrenden Nachfragen willen würde die Redaktion sehr dankbar sein, wenn ihr solche, wo sie nicht mehr gebraucht werden, eingesandt würden.

Eventuell ist die Redaktion bereit, vollständige Jahrgänge zurückzukaufen.

Groppendorf bei Hakenstedt,
Bez. Magdeburg.

Redaktion der „Afrika“.
Pastor Gustav Müller.

Sklaverei und Sklavenhandel in Togo.

Vom Herausgeber. (Fortsetzung.)

II. Weitere Berichte über die Sklaverei und den Sklavenhandel in Togo.

1) Im „Evangelischen Missions-Magazin" 1897 berichtet Missionar Mischlich über „eine Untersuchungsreise im deutschen Sudan", die er im Juni 1896 gemacht hat. Er hat auf dieser Reise viele Sklaven gefunden und spricht an verschiedenen Stellen seines Berichtes von der Sklaverei. Diese Sklaven sind entweder durch Raub oder durch Kauf in den Besitz ihrer Herren gekommen und also ein Beweis für den in Togo stattfindenden Sklavenhandel. Es darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß in diesen Gegenden die deutsche Herrschaft noch nicht ausgeübt wird.

Missionar Mischlich berichtet am angegebenen Orte:

„Allenthalben trifft man viele Sklaven, die an ihrer Tättowierung und sehr häufig auch schon an ihrer etwas auffallend ruhigen Haltung kenntlich sind. Sie führen hier im allgemeinen ein erträgliches Leben, bekommen reichlich zu essen und werden gut, ja vielfach als Kinder behandelt. . . Aber, obwohl man nicht gerade den Eindruck bekommt, als ob diese Sklaven ein trauriges Dasein führten, so kann man doch auf der anderen Seite der Haussklaverei das Wort nicht reden. Wie viele Schwarze mögen elendiglich umkommen, verhungert oder erschlagen worden sein, ehe nur einer an Ort und Stelle verkauft wurde! Und hat auch wirklich ein Sklave einen guten Herrn gefunden, so ist er doch immerhin ein Sklave und kein Freier. . . . Dazu lebt er in einem fremden Lande mit fremder Sprache, fern von Eltern, fern von Freunden und fern der Heimat, die er in den meisten Fällen nie wieder zu sehen bekommt. Dabei glaubt man in der deutschen Heimat vielfach, die Greuel der Sklaverei gehörten vergangenen Zeiten an, und man vergißt, daß es hier noch große Länderstrecken giebt, in denen fast täglich Menschen zu Sklaven gemacht werden". (S. 192)

„Daß hier ein äußerst reger Verkehr besteht, bezeugten die zahlreichen Karawanen, die uns begegneten. Ich zählte mehrmals über 50 Personen. Es sind meistens Eingeborene aus Wangara in Sugu, oder aus Dadaura und Kaparatavho in Tshautsao. Sie führen Sklaven, sehr hübsch geflochtene farbige Matten, Sheabutter, Schafe, Pferde mit sich und tauschen dann dafür in Kette-Krakye (Kratji am Volta) hauptsächlich Salz, Zeuge und Kolanüsse ein. (S. 193).

„Ein mächtiger Vogel Strauß stolzierte vor dem Königspalast (des Königs Dshabo von Tshautsho) auf und ab. Es waren ursprünglich ihrer zwei, die der König für zwei Sklaven gekauft hatte; einer ist aber eingegangen". (S. 197).

„Im Laufe des Nachmittags kam der König von einem unternommenen Raubzuge zurück. Solche Raubzüge führt er oft aus

und er ist deswegen mit seinen Reiterscharen ringsum gefürchtet und der Schrecken der angrenzenden Länder. Durch diese Plünderungen und Kriegszüge hat sich Dshabo Abu Bukari, kurz Dshabo genannt, berühmt gemacht, und sein Name ist mit einem gewissen Nimbus umgeben. Diesmal galt der Raubzug der verbündeten Stadt Tshamba, von wo er nur drei Sklaven als Beute mitbrachte. Hätte er nicht gewußt, daß ein Weißer im Kommen begriffen sei, so wäre es gewiß nicht so gelinde abgegangen. Da die deutsche Regierung in Kaporatavho eine Station zu errichten gedenkt, so wird ihm wohl das Handwerk gelegt werden". (S. 197).

Handschriftlich liegen mir folgende Berichte vor:

2) Auszug aus einem Bericht des eingeborenen Missionsgehilfen Clerk, der im Dienst der Basler Mission steht.

Worawora, den 28. September 1894.

Gern hätte ich auch in dem mohammedanischen Kete Straßenpredigt gehalten, aber es ging nicht. Die Stadt ist ziemlich groß und auf dem Markte wimmelt es von Händlern an allen Winkeln, die eifrig ihrem Handel nachgehen und die zu unruhig waren, als daß man ihnen hätte predigen können. Abends bei einem Gange durch die Stadt fand ich neben der Straße einen sterbenden Sklaven, den sein Herr in seiner Krankheit verlassen hat. Ich näherte mich ihm und versuchte mit ihm zu sprechen; er verstand mich aber nicht. Da er jedenfalls Hunger hatte, rief ich eine Frau, die Suppe verkaufte, herbei, um ihm etwas zu kaufen. Er schüttelte aber den Kopf, als wollte er sagen: warum mich um Nahrung kümmern? es hilft nichts mehr! Wie mein Hausherr mir erzählte, behandeln die Mohammedaner ihre kranken Sklaven in Salaga immer so. Sobald ein Sklave bedenklich krank ist, wird er aus dem Hause gewiesen und seinem Lose preisgegeben. Nimmt ein Mitleidiger sich seiner an und pflegt ihn gesund, so kommt der freche Herr und verlangt ihn gegen Trinkgeld als sein Eigentum zurück.

Kete ist größer geworden, da des letzten Krieges wegen viele sich dahin geflüchtet haben. Auf dem Markte werden täglich Vieh, Kleidungsstoffe, Lebensmitteln nd dgl. verkauft. Sklaven werden auch hier feilgeboten, jedoch nicht auf dem Markte, sondern in den Häusern.

3) Auszug aus einem Bericht des Missionar Mischlich.

Worawora, den 4. Mai 1895.

Als es eines Abends schon dunkelte, vernahm ich plötzlich ein Geschrei, ein Rennen und Jagen von jung und alt, so daß ich unwillkürlich mit dem Strom der Leute gezogen wurde. Vor einem Hause lag ein schon älterer, fast nackter Sklave, den sein Herr mit Hilfe eines Freundes aufs grausamste schlug, weil er einen Fluchtversuch gemacht hatte. Sklavenfreiheit ist hier noch nicht proklamiert, doch ist es von der Regierung verboten worden, die Skaven schlecht zu behandeln. Obwohl nun eine ganze Anzahl Männer und Jünglinge diesem unmenschlichen Schauspiel zusahen, machte doch keiner

Miene, dem armen, hilflosen Sklaven beizustehen. Ich machte natürlich dem Slavenhalter und seinem Helfershelfer über ihre rohe Handlungsweise ernstlich Vorhalt, worauf der Sklave unter beständigen Dankesbezeugungen sich zu uns hielt. Ich dachte schon daran, ihn zu befreien; aber während der Nacht war er entflohen.

Viele Sklaven werden von ihren Herren recht gut, ja fast als Kinder gehalten, aber doch ist die Zahl derer nicht gering, die auf grausame Weise behandelt, z. B. in Krankheitsfällen mit der Peitsche auf die Plantage an die Arbeit getrieben oder geknebelt und gehauen werden. Ein sehr beliebtes Züchtigungsmittel, das man in vielen Häusern offen liegen sieht, sind die Eisenschellen. Als vor einigen Tagen eine Sklavenfrau, die mir täglich einen Topf Wasser holt (die Wasserverhältnisse sind hier sehr ungünstig), nicht erschien, fand ich sie in einer Hütte in Eisen liegen und ihren Rücken mit dicken Striemen bedeckt. Auf unser Andringen wurde sie natürlich aus ihrer qualvollen Lage befreit. Auch die Haussklaverei, der man so vielfach das Lob singt, hat mehr Übel- und Mißstände im Gefolge, als wir wissen und ahnen.

4) Auszug aus einem Briefe des Missionar Mischlich.

Adele, den 20. Dezember 1896.

Vor kurzem hatte ich Gelegenheit, zwei Sklavenkinder zu befreien und ihren Eltern zurückzugeben. Der Fall war folgender: Vor etwa drei Jahren ging eine Frau von Dofoli, 6 — 7 Stunden von Bismarckburg, nach Blitta, drei Stunden von Dofoli, um dort an dem Leichenbegängnis eines Verwandten teil zu nehmen. Als sie sich nach einigen Tagen mit ihren Kindern auf den Heimweg machte, wurde sie samt den Kindern von einem Blittamanne abgefangen und nach Blitta geschleppt. Die Frau und das älteste Kind wurden nach verschiedenen Orten in die Sklaverei verkauft, während der Mann das jüngste Kind selbst behielt. Nach einiger Zeit konnte die Frau entfliehen und begab sich nach Dofoli zu ihrem Manne. Nachdem sie über ihre beiden Kinder Erkundigungen eingezogen, kam sie zu mir und bat, ich möchte ihr behilflich sein und ihre zwei Kinder befreien. Ich ließ dem Blittamanne sagen, er möge sofort die zwei Kinder herausgeben, oder ich würde ihn anzeigen. Diese Drohung hatte zur Folge, daß er das eine Kind loskaufte und dann nebst dem anderen der Mutter zurückgab. Die Eltern mit den beiden Kindern — einem Knaben von 14—16 und einem Mädchen von etwa 8 Jahren — kamen und bedankten sich hier. Den Kindern und besonders der Mutter leuchtet die Freude aus den Augen.

Nicht lange darauf kam ein Mann von ca. 26 Jahren an einem Sonntage auf die Station gelaufen und bat inständig, ihm zur Freiheit zu verhelfen. Derselbe — Isaga mit Namen — ist von Mangu, 8 Tage nördlich von Jendi, und Sohn eines Limams. Schon zweimal war er von seinem Vater nach Kratye geschickt

worden, um für mitgeführte Kühe Kolanüsse zu kaufen. Als er nun zum drittenmale die weite Reise unternahm, schlug er einen anderen Rückweg ein und wurde in Yarepanga von Dagombeleuten geraubt und in die Sklaverei verkauft. Güter und Freiheit hatte er verloren. Vor 10 Tagen kam Graf Zech hierher, um sich von zwei Schwarzwasserfiebern zu erholen. Er stellte ihm einen Freiheitsbrief aus und Isaga wird nun bald wieder nach Mangu zurückkehren können. Mir machte es natürlich große Freude, in beiden Fällen mithelfen zu können.

Vereinsnachrichten.

I. Allen, welche dem Vorstande des Evangelischen Afrika-Vereins auf seinen Aufruf zur **Linderung der Hungersnot in Ostafrika** hin Gaben eingesandt haben, sei vorläufig mitgeteilt, daß der Vorsteher der Sklavenfreistätte, Diakon Bokermann, bereits Anweisung erhalten hat, hungernden Waseguha auf unserm Grundstück Arbeit und Verdienst zu gewähren. Bei der immer steigenden Not bitten wir herzlichst, uns instand zu setzen, recht viele beschäftigen zu lassen.

II. **Vorstandssitzung** am 1. März cr.

In der letzten, unter der Leitung des Herrn Vorsitzenden, Sr. Exzellenz General der Inf. z. D. von Strubberg abgehaltenen Sitzung hat der Vorstand des Evangelischen Afrika-Vereins unter anderen folgende Gegenstände verhandelt:

1. Anstellung eines Schriftführers im Hauptamte. Eine solche ist vom Vorstande schon früher als ein dringendes Bedürfnis anerkannt worden. Soll der Verein weiter gedeihen, so muß für ihn durch persönliche Agitation geworben werden. Zudem ist es bei dem Umfang der Geschäfte des Vereins dem jetzt neben- und ehrenamtlich fungierenden Schriftführer nicht möglich, dieselben zu besorgen. Ist nun auch mit der Anstellung eines besoldeten Beamten eine erhebliche Mehrbelastung der Kasse verknüpft, so wird von der Arbeit desselben doch eine allmählich wachsende Mehreinnahme erhofft. Hiervon ausgehend, wurde einstimmig beschlossen, vom 1. April 1899 die hauptamtliche Stellung eines Generalsekretärs zu errichten und in dieselbe den Pastor Erich Otto in Trebitz zu berufen.

2. Die Errichtung von Handwerkerschulen gehört zu denjenigen Aufgaben, welche sich der Evangelische Afrika-Verein von vornherein gestellt hat. Die durch Antrag des Pastors Müller gegebene Anregung wurde deshalb auch heute von den Anwesenden mit Freude begrüßt. Andererseits wird indessen auch hervorgehoben, daß die von dem Vertreter des Herrn Schatzmeisters dargelegte Finanzlage des Vereins die Übernahme neuer Lasten und Pflichten

nicht gestatte, daß dies vielmehr nur dann möglich sei, wenn die erforderlichen Mittel besonders zur Verfügung gestellt werden. Nach eingehender Besprechung der Sache wurde beschlossen: „Die Errichtung von Handwerkerschulen für die Eingeborenen in Ostafrika (event. auch in Togo und Kamerun) ist als ein erstrebenswertes Ziel ins Auge zu fassen. Sobald die erforderlichen Kapitalien und geeignete Kräfte zur Errichtung und dauernden Unterhaltung einer Schule gesichert sind, ist mit der Gründung solcher Anstalt — event. nach Benehmen mit der Regierung — sofort vorzugehen. Alle Zweigvereine des Evangelischen Afrika-Vereins, besonders auch der Rheinische Verband sind aufzufordern, das Unternehmen aus den ihnen nach § 3 der Satzungen verbleibenden Mitteln, sowie durch besondere Sammlungen zu unterstützen. Die angeregte Errichtung eines Sonderausschusses für den gedachten Zweck bleibt vorbehalten. Der Schriftführer wird ermächtigt, in Gemeinschaft mit anderen sich ihm dazu zur Verfügung stellenden Vorstandsmitgliedern die einleitenden Schritte zu thun.“

III. **Der sechste Verbandstag des Rheinischen Verbandes** fand am Abend des 1. und am Morgen des 2. März cr. in den Räumen des Vereinshauses in Köln unter Beteiligung einer größeren Anzahl von Freunden und Freundinnen des Evangelischen Afrika-Vereins statt.

Die Verhandlungen leitete der Vorsitzende des Rheinischen Verbandes, Herr Generalsuperintendent Umbeck, welcher in seiner Eröffnungsansprache auf die großen Aufgaben und die mancherlei Schwierigkeiten, welche der Lösung derselben entgegenstehen, hinwies, die dem Evangelischen Afrika-Verein neben der segensreichen Thätigkeit der evangelischen Missionen in den Schutzgebieten obliegen. Nächst ihm gab der Plantagenbesitzer, Herr Perrot-Wiesbaden, auf grund eigener Anschauung eine Schilderung der ostafrikanischen Kolonie und ihrer zu den besten Hoffnungen für die Zukunft schon jetzt berechtigenden allmählichen Entwickelung. Zum Schluß der Abendversammlung sprach Herr Pastor Kriele an Stelle des erkrankten Herrn Missionar Bohner, welcher ein Referat über die Industriewerkstätte der Basler Mission in Kamerun zugesagt hatte, über die gewerblichen Einrichtungen der Barmer Mission auf ihrem Missionsgebiete in der Kapkolonie.

Die Morgenversammlung am 2. März war zunächst dem geschäftlichen Teile gewidmet. Nach dem Berichte des Schatzmeisters beliefen sich die Einnahmen des Verbandes in 1898 auf insgesamt 5393,13 Mk., denen an Ausgaben 2019,88 Mk. gegenüberstehen, so daß unter Hinzuziehung eines früheren Bestandes über 3842,06 Mk. verfügt werden konnte, welche folgendermaßen verteilt wurden: 544,06 Mk. erhält satzungsgemäß der Hauptverein; 1000 Mk. für die deutsche Schule in Otjimbingue; 200 Mk. für die Eingeborenen-Schule in Okombahe; 500 Mk. für die deutsche Schule in Keetmanshoop; 420 Mk. für die Kirche in Dar-es-Salam; 137 Mk. für eine

in Ostafrika zu errichtende Handwerkerschule; 100 Mk. für Lutindi; 641 Mk. für Mädchenüberfahrt nach Südwest-Afrika (für diesen Zweck stehen außerdem noch 225 Mk. aus dem Vorjahre zur Verfügung); 100 Mk. für die Schule in Bonaberi; 200 Mk. für die Erziehungsanstalt Lobethal am Sanaga (Kamerun).

Darauf erstattete der Schriftführer, Herr Divisionspfarrer Fabarius, den Jahresbericht, der demnächst im Druck erscheinen, und über den die „Afrika" besonders berichten wird. Mit dem 1. April scheidet Herr Divisionspfarrer Fabarius aus dem Vorstande des Verbandes aus, um die Stelle eines Direktors der Kolonialschule in Witzenhausen zu übernehmen. Die Geschichte des Rheinischen Verbandes ist mit der Person seines bisherigen Schriftführers auf das engste verknüpft. Was der Verband bisher erreicht hat, ist fast ausschließlich seiner Arbeit zu verdanken. Die Wege, die der Rheinische Verband gegangen ist, sind ihm von seinem Schriftführer vorgezeichnet worden. Gleichsam als ein Vermächtnis hat er bei seinem Scheiden dem Verbande eine Denkschrift: „Deutsch-evangelische Arbeit in den Kolonien, insonderheit in Afrika" hinterlassen. Kein Wunder daher, daß die warmen Worte, die der Vorsitzende dem Scheidenden widmete, sämtlichen Anwesenden aus dem Herzen gesprochen waren.

Zur Verlesung gelangte darnach eine längere Abhandlung des erkrankten Oberbergrats Herrn Dr. Busse, welche das Verhältnis des Rheinischen Verbandes zum Hauptverein darlegt, worauf nach einzelnen Mitteilungen das Hauptreferat folgte, das Herr Pastor Schneller hielt über das syrische Waisenhaus mit seinen mancherlei Bildungsstätten für Handwerker, mit denen es als ein Vorbild für in Afrika zu errichtende Handwerkerschulen gelten kann. Auch darüber wird die „Afrika" demnächst nähere Mitteilungen bringen. Den Schluß bildeten Vorstandswahlen, in welchen unter anderen an die Stelle des scheidenden Herrn Divisionspfarrers Fabarius Herr Pfarrer Keller-Koblenz als Schriftführer gewählt wurde.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. Mai.)

Das erste Interesse nimmt für den **östlichen Sudan** das englisch-französische Abkommen in Anspruch, welches am 21. März unterzeichnet wurde. Die westliche Grenze des britischen Sudan wird zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem 15. Breitegrad mit der Lybischen Wüste, also ungefähr dem 23. Grad östlich Greenwich, zusammenfallen. Hiermit fällt Tibesti und die Karawanenstraße

Tripoli-Mursuk-Kuka in französische Hände, während ihm außer Baghirmi auch Wadai und Kanem zugesprochen ist. In dem Gebiete zwischen Nil und Tschad-See einerseits, zwischen dem 5. und 15. Breitengrade andererseits gestehen sich beide Teile vollkommene Gleichheit der Behandlung in kommerzieller Hinsicht zu.

England hat hiermit beinahe mehr zugestanden, als zu erwarten war, hat sich aber das Bahr-el-Ghazal-Gebiet und den ganzen Lauf des Nil-Stromes zu wahren gewußt. Frankreich erhält eine Abrundung seines ungeheuren afrikanischen Besitzes, welche im Grunde genommen mehr wert ist, als die erstrebte Verbindung mit der Küste des Roten Meeres; diese konnte erst nach Kultivierung der versumpften Ufer des Bahr-el-Ghazal einigen Wert gewinnen und stellte weniger reelle Vorteile, als einen Triumph über England in Aussicht, dessen definitive Besitzergreifung von Ägypten mit der Gewinnung des ganzen Nilthales, wie vorauszusehen war, gleichbedeutend sein mußte.

Es ist nun, nachdem das Hindernis des französischen Einspruchs beseitigt worden ist, zu gewärtigen, daß der König der Belgier den im Jahre 1894 mit England abgeschlossenen Vertrag zur Ausführung bringen und das Bahr-el-Ghazal-Gebiet bis zum 10. Breitengrad für den Kongo-Staat in Anspruch nehmen wird.

Man kann übrigens den englischen Staatsmännern nicht unrecht geben, wenn sie auf die außerordentlich günstige Entwickelung Ägyptens hinweisen, um die Berechtigung der englischen Oberherrschaft darzuthun. Ein neues Unternehmen soll zur Zeit mit dem Bau eines Wasserbeckens von riesigen Dimensionen bei Assuan begonnen werden. Der jetzige produktive Streifen für Ägypten beträgt nur 27000 qkm bei einer Million, welche das ganze Land umfaßt. Das große Reservoir soll noch 6475 qkm der Kultur gewinnen, das ist ein Gewinn von 25 Prozent. Der in Höhe von 22 m und mit einer Kronenstärke von 10—13 m aus Granit aufzuführende Damm soll in einem Becken, das zwei- bis dreimal den Genfer See an Größe übertrifft, 1125 Milliarden Kubikmeter Wasser fassen, wenn der Wasserspiegel auf 15 m über der Sohle gehalten wird.

Es ist interessant, jetzt aus dem Munde des britischen Ministers die Bestätigung dafür zu erhalten, daß man sich in der Annahme nicht geirrt hat, Macdonalds Expedition habe unter allerlei Vorwänden lediglich die Aufgabe gehabt, den Unternehmungen anderer Mächte im oberen Nilthale mit bewaffneter Hand entgegenzutreten. Daß damit nur die französischen gemeint sein konnten, braucht nicht ausgesprochen zu werden. Erst nachdem durch die Revolte Macdonalds Marsch unterbrochen und so lange verzögert wurde, daß an ein rechtzeitiges Eintreffen nicht mehr zu denken war, ward der frühere Vorwand wieder aufgenommen und seine Expedition zu einer Forschungsreise.

Martyr, welcher mit geringeren Kräften den Nil hinabging, um die in Bor gemeldeten Mahdisten zu vertreiben, hat diese wohl

nicht erreichen können, sondern ist nur bis Bedden vorgedrungen, wo ihn ausgedehnte Sumpfstrecken am Weiterkommen hinderten. Er wird sich mit den in Lado und Redjaf stehenden Belgiern die Hand zu reichen suchen und dann wahrscheinlich nach Uganda zurückkehren. [1])

Die Aufregung, welche der wohl etwas übereilte Rückzug des Oberst Kitchener und die Nachricht von dem Herannahen des Khalifa Abdullah in Omdurman hervorgerufen hatte, hat, wie es scheint, einer ruhigeren Auffassung Platz gemacht. Man darf wohl annehmen, daß letzteren die Schwierigkeiten der Ernährung der um ihn versammelten Menschenmasse gezwungen haben, sich dem fruchtbaren Nilthal zu nähern, um sich zu verproviantieren. Hierfür spricht auch die Nachricht, daß sich ein Haufe von 250 Anhängern des Mahdi — Männer, Weiber und Kinder — halb verhungert dem Befehlshaber des Kanonenbootes „Metämmeh" ausgeliefert hat, um dem Elend zu entgehen. Nichts desto weniger wird der Gouverneur sich über kurz oder lang gezwungen sehen, den Khalifen aufzusuchen und sich seiner endgiltig zu entledigen. Es ist nicht anzunehmen, daß in dem britischen Besitz Ruhe und Sicherheit wird geschaffen werden können, so lange die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß es jenem gelingt, aus den noch unbesetzten Gebieten von Kordofan und Dar For Kämpfer um sich zu sammeln, sie zu Raubzügen zu benutzen und zu neuem Kampfe zu begeistern. Zunächst hat Lord Kitchener eine Erkundung nilaufwärts bis El-Duem ausgeführt.

In Chartum ist ein englisches Post- und Telegraphenamt für den dritten Sudanbezirk eröffnet worden; die Eisenbahn wird mit aller Anstrengung gebaut.

Marchand hat seinen Marsch glücklich vollendet. Am 29. Januar traf er in Goré ein, wo die zu seiner Unterstützung entgegengesandte Expedition ihn vorfand; er hatte nur 18 Tage vom Sobat (richtiger Baro) hierhin gebraucht und ist nach neuester Nachricht bereits wohlbehalten in Addis-Abeba angelangt. Er hat Menelik sein Kartenmaterial zur Verfügung gestellt behufs der Grenzregulierung mit England.

Der Negus von **Abessinien** hat, wie mehrfach gemeldet wird, Matama mit einer größeren Truppenmacht besetzt. Es kann hierin ein Eingriff in die britischen Rechte nicht erblickt werden, da dieser Ort von jeher in abessinischem Besitz war. Es bewahrheitet sich aber auch der abenteuerliche Zug des Dedjaz Tessama mit einem Heere von 35000 Menschen — einschließlich Weiber und Kinder — bis zum Nil oberhalb der Sobatmündung. Ihn begleiteten der russische Oberst Artamanoff, der Franzose Faivre (ein früherer

[1]) Die Mitteilung Salisburys am 20. März im Oberhaus, Martyr habe Bor von den Mahdisten geräumt gefunden, er habe sich nach der letzten Nachricht in Bedden befunden, scheint nicht ganz richtig wiedergegeben zu sein, denn Bor liegt 180 km unterhalb Bedden.

Genieunteroffizier) und der Schweizer Maler Potter, sowie einige Kosacken. Die Genannten eilten mit geringer Begleitung der Kolonne voraus, erreichten den Nil in der Nähe von Lado und pflanzten am rechten Ufer die abessinische Flagge auf. Am linken Ufer sollte nun die französische Trikolore entfaltet werden, aber niemand außer einem Schwarzen war fähig, hinüberzuschwimmen. Der ergriff die Fahne, sprang in den Fluß und erreichte, gefolgt von zwei Kosacken, das jenseitige Ufer. Ebenso gelangte er nach Vollführung seines Auftrages unversehrt wieder zurück und die Expedition begab sich nach dieser heimlichen „Besitzergreifung" wieder zurück. Am 2. Februar traf Artamanoff in Hassar wieder ein und ließ diese Geschichte durch das Journal le Djibuti veröffentlichen, wobei als Haupteffekt die Ernennung des im Wasser schwimmenden Schwarzen zum französischen Bürger durch den russischen Obersten nicht vergessen wird.

Ernster zu nehmen ist der Bericht, daß Ras Mangascha und Ras Sebath am 18. Februar „mit dem Stein um den Hals" unterwürfig vor Menelik erschienen sind. Ersterer ist in ein Kloster gesteckt. Der Negus scheint jetzt darauf bedacht zu sein, sich für mögliche Konflikte zu rüsten, er hat russische Kanonen bestellt und will Addis-Abeba durch russische Ingenieure befestigen lassen.

Graf Leontieff und Ilg sind daselbst angekommen. Es heißt, ersterer wolle die von Leymarie befehligten senegalischen Milizen nach Schoa senden.

Die französische Eisenbahn nach Harrar ist durch die Eingeborenen ernstlich bedroht. Am 22. Februar wurden die Arbeiter durch Hissaleute überfallen und sieben Europäer getötet. Der auf diese Nachricht abgesandte „Etoile" mußte wegen Havarie in Messina anlaufen, und am 1. März ward deshalb von Marseille ein Kommando von 60 Mann Marineinfanterie mit einem Transport-Dampfer abgeschickt. Von Dahome sollen gleichfalls 150 Haussamilizen entsandt sein.

In **Uganda** sind die Kämpfe mit den Aufständischen immer noch nicht beendet. Ende Oktober hat Kapitän Fowler mit einer Abteilung indischer und ostafrikanischer Truppen 700 Sudaner und Waganda überrumpelt und ihnen einen Verlust von 60 Toten beigebracht.

Dem Vorgange Wißmanns in Ostafrika ist jetzt auch der Administrator Berkeley in Uganda gefolgt, indem er dem rücksichtslosen Plündern der Jagdgründe durch amerikanische Sportsleute durch Einrichtung von Schonbezirken für das Wild und durch ein Jagdgesetz Einhalt zu gebieten sucht. Erstere sind mit einem Radius von 10 Meilen um die Stationen von Neiwasha, die Eldomaschlucht und Nandi angeordnet worden. Auf die jährlich auszustellenden Jagdscheine dürfen alle Raubtiere, von Elefanten, Rhinozeros und Giraffen aber nur je zwei, und gar keine weiblichen Elefanten geschossen werden. Es ist eine internationale Konferenz in London

in Aussicht genommen, um über die Grundsätze für Jagdbestimmungen zu beraten.

Für **Deutsch-Ostafrika** sind augenblicklich die Unternehmungen Cecil Rhodes, die transafrikanische Telegraphenlinie und eben diese Eisenbahn von entscheidender Bedeutung. Rhodes ist persönlich nach Berlin gekommen, hat bei dem Kaiser Audienz gehabt, einer Reichstagssitzung beigewohnt, welche ihn persönlich nahe anging, und mit den Reichsbehörden über die Durchführung der beiden Linien durch deutsches Gebiet verhandelt. Er hat in den letzten Jahren durch Handlungen und Äußerungen sich wenig Sympathie in Deutschland erworben und konnte wohl nicht erwarten, daß man ihn mit offenen Armen aufnahm. Es ist ihm dies auch unverblümt im Reichstage gesagt worden. Andererseits ist die Sache, derentwegen er kam, so außerordentlich wichtig für unseren Kolonialbesitz, daß es durchaus angezeigt ist, alles Persönliche völlig beiseite zu setzen und nur mit nüchterner geschäftsmäßiger, aber vorsichtig scharfer Prüfung den Gegenstand selbst ins Auge zu fassen.

Es ist keine Frage, Rhodes braucht Deutschland, um seinen Riesenplan ins Leben zu rufen, er muß durch deutsches Gebiet; andererseits kann sein Unternehmen — namentlich die Eisenbahn — für Deutsch-Ostafrika von außerordentlichem Nutzen sein, sie kann aber auch alle Anstrengungen, die Kolonie zur Blüte zu bringen, zu schanden machen. Es ist nicht zu übersehen, daß die transafrikanische Bahn in erster Linie dem englischen Handel zu dienen berufen ist, sie wird die große Lebensader für den ganzen Erdteil, an welche alle anderen Eisenbahnen sich als Zweige angliedern werden. Bleibt sie für irgend einen Teil die einzige Zufuhr- und Ausfuhrlinie, so wird der Handel in diesem Teil dem Eigentümer völlig geraubt. Werden nur Zweigbahnen in das angrenzende Gebiet hineingebaut, so wird dieser Übelstand noch verschlimmert. Wird aber die Bahn durch andere Linien mit der Küste verbunden, so handelt es sich in Zukunft um die kürzeste, beziehungsweise billigste Linie für Ein- und Ausfuhr. Greift an der Küste ein gut organisiertes, kapitalkräftiges System des Seehandels und der Seebeförderung ein, so ist eine Konkurrenz der Seiten- beziehungsweise Küstenbahn mit der transafrikanischen Bahn denkbar, so kann nicht nur das eigene Gebiet, sondern können auch weitere Binnengebiete dem Handel Deutsch-Ostafrikas erschlossen werden. Zum mindesten ist die Anlage einer solchen Küstenbahn das einzige Mittel, um den durch die transafrikanische Bahn drohenden Gefahren zu begegnen. Sie ist also Vorbedingung, und glücklicherweise wird sie eher gebaut werden müssen, bevor das Deutsch-Ostafrika durchschneidende Stück der Rhodesschen Bahn angefangen werden kann. Es muß ja auf ihr alles Material ins Innere geschafft werden, was zum Bahnbau und Betrieb gehört. Denn auf beiden Seiten schließt sie an große Seestrecken, den Tanganika und Viktoriasee an, auf welchen der weitere Transport mittels Dampfern ausgeführt werden soll.

Es liegt hierin ein großer Vorteil; denn wenn diese Strecke der Bahn mit deutschem Kapital von Deutschen gebaut und betrieben wird, wenn sie völlig in deutscher Hand und unter deutscher Souveränität bleibt, so ist eine willkürliche Ausnutzung englischerseits von vornherein abgeschnitten; es können andere Mächte nicht einmal mit ihrem Material sie erreichen.

Die transafrikanische Eisenbahn soll über Tabora geführt werden. Es legt das den Gedanken nahe, auch die ostafrikanische Centralbahn nicht über diesen Punkt hinaus zu bauen; aber es bedarf wohl kaum des Nachweises, daß dies ein großer Fehler wäre, weil für unseren Handel dann das ganze Gebiet westlich Tabora verloren gehen würde. Dieser Knotenpunkt muß im Gegenteil den Handel mit dem Hinterlande vermitteln, die hier zusammenströmenden Waren zur Küste versenden und von dort einführen. Dazu braucht er aber die Hinterlandbahn.

Noch sind die Verhandlungen über die Eisenbahn nicht zu Ende geführt, während über die Telegraphenlinie bereits ein Vertrag mit der transafrikanischen Telegraphen-Gesellschaft abgeschlossen worden ist, in welchem die Hoheitsrechte gewahrt, der deutschen Regierung das ausschließliche Recht eingeräumt ist, Stationen im Schutzgebiet zu errichten, und die unentgeltliche Übernahme der Linien nach Ablauf von 40 Jahren zugesichert ist. Die Telegraphenlinie läuft bis zum Eintritt in deutsches Gebiet auf dem westlichen Ufer des Tanganika. Zur Zeit wird auf der Hochebene zwischen Njaßa und Tanganika gearbeitet und täglich ungefähr 3 km vorgerückt. Die Linie wird mit gußeisernen Stangen gebaut, welche in einem Durchhau von 20 m Breite errichtet werden, und wird an ihnen ein besonderer, lediglich für den deutschen Bedarf bestimmter Draht angebracht werden. Gelangen wir dadurch in den Besitz einer telegraphischen Verbindung unseres Hinterlandes, so ist zu hoffen, daß hierin eine Anregung gegeben wird, mit Herstellung von Telegraphenlinien von der Küste nach dem Hinterland in allen deutschen Kolonien energisch vorzugehen; denn in dieser Beziehung sind wir bedeutend hinter allen anderen Kolonialmächten zurückgeblieben, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, sofort nach Errichtung von Stationen im Innern diese durch Linien mit der Küste zu verbinden.

Für die Hilfeleistung beim Transport der Telegraphenmaterialien auf dem Tanganika wird Leutnant Schloifer mit seinem Dampfer gerade recht kommen. Er hat Karonga Anfang Dezember mit 2500 Lasten verlassen, während Herr Wächter mit dem Rest der Expedition noch zurückblieb, um Träger zu erwarten. Auf dem Tanganika schwimmt zur Zeit erst ein kleiner Dampfer „Good New“ der „African Lakes Company“, jedoch sind auch die Engländer im Begriff, einen solchen dort zu stationieren.

Auf demselben Wege zwischen beiden Seen, wo jetzt eine so rege Thätigkeit herrscht, bewegte sich auch die Grenzregulierungs-

Kommission, deren beide Teile, von den selbständig gemessenen Basen ausgehend, unabhängig von einander vorgingen und am 15. Oktober 1898 den Tanganika erreichten, während die Triangulation erst einen Monat später abgeschlossen wurde. Sie haben festgestellt, daß die Wasserscheide nicht, wie angenommen, mit dem Steilrande des Grabens zusammenfällt, der sich vom 33. Längengrad bis zum Tanganika hinzieht, sondern mehrere Tagemärsche westlich nahe der Stephenson-Straße verläuft. Es wird hier also eine andere Grenzführung zu gunsten des deutschen Besitzes Platz greifen müssen, welche sich übrigens bei den Eingeborenen bereits eingebürgert hat, indem sie sich zu diesem und jenem Gebiet rechnen, je nach dem ihre Wasserläufe ihre Richtung nehmen.

Zur Gründung der neuen Station an der Schirati-Bucht (s. Heft 3, S. 73) ist noch zu ergänzen, daß die von Hauptmann Schlobach besiegten Wasueta sich anfangs ruhig verhielten, während Leutnant Sand eifrig mit dem Ausbau seiner Station beschäftigt war. Anfangs Oktober stellte er aber durch Erkundung fest, daß die Wasueta südöstlich der alten Boma (Kiboroswa) eine solche neue mit meterstarken Mauern und drei Meter hohen Dornenhecken angelegt hatten. Obgleich 8 Tagemärsche von der neuen Station Mori entfernt, planten sie, diese zu überfallen. Sand kam ihnen zuvor, zog ihnen mit seinem Geschütz, 30 Askari und 100 Wakenja entgegen und schlug sie in der Landschaft Irieni trotz der bedeutenden Übermacht, kam fast zugleich mit den Flüchtenden vor die Boma und eroberte diese am folgenden Tage, dem 12. November.

Auch General Liebert beabsichtigte, nach seiner Rückkehr nach Ostafrika, Anfang März eine Expedition mit stärkeren Kräften in das Gebiet zwischen Rufidschi und Umbekuru zu unternehmen, um einige in den dortigen Bergen festgenistete räuberische Stämme (hauptsächlich Wakitschi und Wawudje) zur Ruhe zu bringen. Er will auf dem Umweg über Mpapua zur Küste zurückkehren, wo die Ausmusterung der zur Entlassung kommenden Sudaner stattfinden soll. An deren Stelle werden mehr und mehr als Soldaten recht brauchbare Eingeborene eingestellt.

Die Ergebnisse der vom September 1897 bis Februar dieses Jahres behufs mineralogischer Untersuchungen in der Kolonie weilenden Kommission sollen insofern sehr günstig ausgefallen sein, als die 5—6 km vom Südufer des Viktoria-Sees aufgefundenen Goldlager einen hohen Gehalt (190 gr pro Tonne Gestein) ergeben haben.

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche das Eintreten in Verhandlungen mit Cecil Rhodes als eine Art Treubruch gegen **Transvaal** aufgefaßt haben. Abgesehen davon, daß in der Politik jede Art Sentimentalität unberechtigt ist, ist dies burischer, als die Buren selbst. Deren wichtigstes Organ, die „Volksstem“, sagt mit Rücksicht auf diese Verhandlungen: „deren eventueller Erfolg möge eine Stärkung des Einflusses Deutschlands in der süd-

lichen Hälfte von Afrika und die Konzentrierung der Thatkraft Rhodes' in Centralafrika bewirken. Dies ist der Grund, weshalb die Burenstaaten keine Beunruhigung wegen der Rhodesschen Pläne, das Cap mit Kairo zu verbinden, hegen, um so mehr als das Vertrauen von Transvaal in die Aufrichtigkeit der deutschen Politik niemals getäuscht worden ist."

In der That deutet alles darauf hin, daß Cecil Rhodes mit seinen alten Plänen, bezüglich der Gründung eines südafrikanischen Staates, gebrochen hat und seine ganze Kraft für die Entwickelung des britischen Centralafrika einsetzen will. Damit könnten die Buren allerdings zufrieden sein, denn sie sind damit ihres gefährlichsten Feindes ledig.

Über die Stellungnahme der britischen Regierung giebt die Äußerung des Kolonialministers vom 20. März einigen Aufschluß. Chamberlain erhält einerseits die Beschuldigung aufrecht, daß Präsident Krüger seine gelegentlich des Jameson-Einfalles gegebenen Versprechungen nicht eingelöst und den Klagen der Ausländer in Johannesburg nicht abgeholfen habe; weist aber andererseits die Zumutung zurück, diese durch weitere fruchtlose Vorstellungen zu unterstützen, oder gar deshalb zu Felde zu ziehen. Allerdings will der Minister die Lage in Transvaal, welche eine fortdauernde Gefahr enthalte, mit großer Sorgfalt beobachten, um jeden Verstoß gegen die Konvention zu einem Eingreifen benutzen zu können. Der Reichskommissar Milner, auf dessen Takt und Besonnenheit sich Chamberlain verläßt, mag diesbezüglich mit Machtvollkommenheiten ausgerüstet sein.

Es scheint nach alle dem, die Burenstaaten stehen vor einem Wendepunkte ihrer Entwickelung. Das dreiste Vorgehen Jamesons und die eigentümliche Haltung des englischen Ministers hat sie zu einem engen Zusammenschluß veranlaßt und hat ihnen auch die reelle Sympathie der dominierenden Partei der Kapkolonie, der Afrikander, gesichert. Einer Vergewaltigung mit bewaffneter Hand stehen in diesen Verhältnissen und in der zielbewußten militärischen Rüstung als unüberwindlich zu erachtende Hindernisse entgegen.

Sind die Burenstaaten hiernach stark nach außen, so ist ihre innere staatliche Entwickelung doch noch in vielen Beziehungen stark zurückgeblieben. Welche Kraft und Energie sie hierbei entfalten werden, das ist der Prüfstein ihrer Existenzberechtigung. Die Engländer rechnen darauf, daß sie die Aufgabe nicht zu lösen vermögen. Unsere Sympathie wird ihnen im vollsten Maße bleiben, wenn sie die neue Lage zu einer Konsolidierung und Entwickelung ihres Staatswesens auszunutzen im stande sind; andernfalls würde sie ihnen nichts nützen und Deutschland nur schaden.

Chamberlains Aufschlüsse haben in Südafrika einen möglichst schlechten Eindruck gemacht. Selbst die Johannesburger sind damit unzufrieden und beginnen den Vorschlägen Krügers Vertrauen entgegenzubringen. Dieser hat in Heidelberg am 17. März (also vor

Chamberlains Auslassung) seine bestimmte Absicht betont, mit dem Dynamitmonopol zu brechen. In dieser Beziehung werden fortgesetzt Unterhandlungen mit der Dynamitgesellschaft gepflogen, welche selbstverständlich ihrer vertragsmäßigen Vorrechte nicht ohne weiteres beraubt werden kann. Krüger will deshalb einen europäischen Finanzmann zu Rate ziehen. Auch bezüglich der Erwerbung der vollen bürgerlichen Rechte will er eine auf 9 Jahre Wohnsitz beschränkte Frist dem Volksraad in Vorschlag bringen.

In der Kapkolonie hat die Aufhebung des Eingangszolls auf südafrikanischen Tabak angenehm berührt; andererseits haben die Afrikander der Kapkolonie beschlossen, die Transvaal-Münzen zu einem gesetzlichen Zahlungsmittel zu machen. Ferner hat der Volksraad die Mittel für die diplomatische Vertretung bewilligt und der Errichtung einer Universität grundsätzlich seine Zustimmung erteilt.

Die Magato scheinen einen neuen Aufstand zu planen, weshalb General Joubert nach den nördlichen Distrikten sich begeben hat.

Für **Deutsch-Südwest-Afrika** hatte, wie berichtet, Baumeister Rehbock auf grund eingehender örtlicher Untersuchungen, das Projekt für Ausführung eines Staudammes bei Hatsamas ausgearbeitet, und die Siedlungsgesellschaft hatte alle Aussicht, auf das Entgegenkommen der Regierung bei Durchführung dieses Planes und Ansiedlung einer größeren Anzahl mittelloser Familien rechnen zu können. Dem ist der Vertreter der South-West-Afrika Co., Oberleutnant Dr. Hartmann „im Auftrage eines anderen Herrn“ entgegengetreten, und die hieran sich schließende Polemik scheint keine guten Folgen zu haben. Es ist hier nicht am Platz, auf die Einzelheiten der verschiedenen Ansichten einzugehen, jedoch sei auf einen Gesichtspunkt hingewiesen, welcher gerade bei Südwest-Afrika nicht aus dem Auge zu verlieren ist: nur dadurch, daß ein hinreichend ausgedehnter Ackerbau die Gewinnung der Nahrungsmittel in der eigenen Kolonie gewährleistet, ist eine Besiedelung in größerem Maßstabe und die durchaus zu erreichende Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Kolonie von dem guten Willen anderer Mächte zu gewinnen. Mögen die wirtschaftlichen Produkte auch verhältnismäßig teuer sein, so sind sie jedenfalls bedeutend billiger herzustellen als die überseeisch eingeführten, und zum Zweck der Ausfuhr sollen sie wenigstens zunächst nicht gebaut werden, sondern für den eigenen Bedarf. Blicke man auf Transvaal und nehme sich dies, das unter dem mangelhaften Betrieb der Landwirtschaft bitter zu leiden hat, zum warnenden Beispiel. Zumal wenn die Hoffnungen auf einen lohnenden Bergwerksbetrieb sich erfüllen und eine große Zahl Bergarbeiter zu ernähren sein wird, wird der Mangel an landwirtschaftlichen Produkten in den hohen Preisen der einzuführenden Lebensmittel und infolge dessen in den hohen Arbeitslöhnen und in der wesentlich geringeren Rentabilität der Bergwerke seine unheilvollen Einflüsse zeigen.

Zwischen den beiden Gesellschaften, welche Anspruch auf die

Matchles-Mine bei Windhoek erheben, ist ein Vergleich geschlossen worden, nach dem die „Matchless Estate and Mining Association“ gegen eine gewisse Abgabe das Recht auf einen fünfzigjährigen Abbau erhalten hat, jedoch spätestens 12 Monate nach Fertigstellung der Eisenbahn den ordnungsmäßigen Betrieb auf Kupfer begonnen haben muß.

Sowohl am Khan-Fluß als in der Nähe von Swakopmund ist Marmor gefunden worden, welcher sich als Rückfracht für Schiffe von Kapstadt zu eignen scheint, da die besseren Marmorsorten dort einen Preis von 100—120 Mk. pro Tonne erzielen. Beinahe wichtiger ist die Auffindung von Granit in einer Entfernung von 2½ km von Swakopmund. Da er nur 300 m von der Küste und nur 7 m über dem Wasserspiegel gebrochen werden kann, wird er günstig zu den Hafenbauten zu verwenden sein.

Die Grenzfestsetzungsarbeiten, welche von dem englischen Kommissar, Major Laffan, und dem deutschen, Leutnant Wettstein, am 17. November in Rietfontein begonnen wurden, dürften jetzt bereits einige hundert Kilometer vorgeschritten sein.

Mit Schaffung von Reservaten für die Eingeborenen hat das Gouvernement begonnen, indem es die Plätze Rietmond und Kalkfontein als unveräußerliches Eigentum des Witbooi-Stammes anerkannt hat. Der Rheinischen Missionsgesellschaft ist für 70 Jahre das alleinige Recht eingeräumt, innerhalb des Gebietes sich mit ihren Angehörigen niederzulassen und die Eingeborenen in seelsorgerischer und wirtschaftlicher Hinsicht zu fördern. Man hofft, den Stamm hierdurch endlich zur festen Ansiedelung zu veranlassen. Zur Regelung der Wasserverhältnisse und Förderung des Garten- und Ackerbaues wurde bereits ein Ingenieur entsandt.

An der Entwickelung unserer Kolonie nimmt nicht nur Transvaal seit dem Erscheinen des „Windhooker Anzeigers“ einen regen Anteil, sondern auch in der Kapkolonie scheint sich die bisher ungünstige Meinung zu bessern, wie sich aus dem Bericht eines kapstädtischen Besuchers in den bisher uns sehr feindlichen „Kap Times“ ergiebt. Man hat den Bericht aufgenommen, obgleich er nur Lob und Anerkennung — namentlich auch des Molen- und des Eisenbahn-Baues — enthält.

Der **Kongo-Staat** betreibt die Herstellung seiner Telegraphenlinie zum Tanganika-See mit Energie, um rechtzeitig in Towa den Anschluß an die transafrikanische Linie zu bekommen. Die Linie Boma—Stanley Falls, welche 1895 Matadi, 1898 Leopoldsville erreichte, ist jetzt am Kwa Mouth (Kassai) angekommen, wo ein 35 m hoher Obelisk auf einem im Flußbett liegenden Felsen errichtet wird, um den Fluß zu überspannen. Die Expedition Mohun, welche die Linie zwischen Tanganika und Kongo bauen soll, ist am 16. Dezember in Karonga am Njaßa angekommen.

Angesichts der Unruhen im Hinterlande hat der Generalgouverneur durch Edikt vom 4. Oktober 1898 alle Distriktsvorsteher

östlich Stanley-Pool ermächtigt, nötigenfalls das ihm bisher allein zustehende Recht provisorisch auszuüben, ihren Bezirk in Belagerungszustand zu versetzen.

In **Kamerun** ist eine geplante Meuterei der zur Besatzung von Buea gehörigen 15 Wey-Neger durch den Stationsvorsteher Leuschner rechtzeitig verhindert worden, indem er sie geschickt ihrer Waffen beraubte. Sie planten, die Weißen zu ermorden und die Station zu berauben. Nun entflohen sie schleunigst, kamen aber, von den ihnen entgegentretenden Eingeborenen gezwungen, wieder zur Station zurück, wurden nach Viktoria gebracht und dort kriegsgerichtlich, die 3 Rädelsführer zum Tode, die anderen zu längeren Freiheitsstrafen, verurteilt.

Mit zwei großen Unternehmungen ist die Kolonie in ein neues Stadium ihrer Entwickelung eingetreten, mit dem Kriegszug gegen Ngilla und mit der Expedition der Süd-Kamerun-Gesellschaft; es ist zu hoffen, daß die dritte, nicht weniger wichtige, die Gründung einer Station in Garua, auch bald ins Leben tritt.

Hauptmann v. Kamptz beförderte die irgend verfügbar zu machenden Kräfte der Schutztruppe am 14. Dezember mit der „Alice Woermann" von Kamerun nach Kribi, brach hier am 17. Dezember auf und erreichte nach anstrengendem Marsche am 2. Januar die Station Jaunde. Nachdem hier die letzten Vorbereitungen getroffen waren, begann am 10. Januar der Vormarsch nach Norden in 4 Kompagnien zu je 82 Mann, mit einem 3,7 cm Schnellfeuer- und einem Maximgeschütz. In 2 Tagemärschen erreichte die 800 Mann starke Kolonne den Sanaga, ging auf 24 kleinen Booten und 2 mitgeführten Faltbooten über und gelangte am folgenden Tage in das Ngilla-Gebiet. Mit größter Vorsicht ward am 4. gegen die Stadt vorgegangen, die man in Verteidigungszustand anzutreffen erwartete. Hauptmann v. Kamptz ließ, auf 6 km herangekommen, eine Kompagnie von Südosten demonstrieren, die anderen drei von Nord und Nordost umgehend, angreifen. Die erstere hatte in ziemlich peinlicher Lage eine halbe Stunde auszuhalten und verlor 10 Mann, darunter auch einen weißen Unteroffizier; dann erfolgte der umgehende Angriff und brach in kurzer Zeit den Widerstand.

Die Truppe hatte Glück: Ngilla war am 11. Januar gestorben, in der darob herrschenden Verwirrung war ihr Anmarsch nicht bemerkt worden. Der neue König ist nach Norden, sein Oberfeldherr aber mit vielen Kriegern nach Westen (Wataré) geflohen; ersterem folgte Oberleutnant Nolte mit einer, letzterem Dominik und v. Arnim mit 2 Kompagnien. Sind hier alle Schwierigkeiten beseitigt und die Rückzugslinie gesichert, dann gilt es, auf Tibati weiter zu marschieren. Das ist der schlimmere Gegner.

Der Gouverneur, Herr v. Puttkammer kam am 15. Dezember in Kinshasa mit der Eisenbahn an und fuhr am 19. Januar mit einem Teile der Expedition auf dem Dampfer „la France" ab. Der

zweite Teil fuhr am 31. Januar, um Herrn Plehn, den Intendanten Lighenhausen und Unteroffizier Peeters nach dem Sanga zu führen. Der Gouverneur ist nach neuester Nachricht von seiner Sanga-Reise wieder nach Kamerun zurückgekehrt. Der von der Südkamerun-Gesellschaft für die Leitung des Unternehmens gewonnene Herr Langheld wird sich mit dem nächsten Dampfer in Begleitung von 6—8 anderen Herren einschiffen.

Über die Garua-Expedition veröffentlicht Dr. Passarge in Nr. 9 der „Deutschen Kolonialzeitung" einen beachtenswerten Artikel. Für diese wird es von Wichtigkeit sein, ob die Nachricht von dem Tode des Rabah sich bestätigt, und ob sein Schwiegersohn Hayata seine Erbschaft angetreten hat. Wenn auch kein Haar breit besser, wäre es doch nur noch ein Gegner, nicht mehr zwei. Gentil wird wohl zuerst in die Lage kommen, hierüber Gewißheit zu verschaffen, wenn er seinen Posten am Schari zu übernehmen und den König von Baghirmi zu unterstützen sich anschickt.

Geographische Nachrichten.

Herr Poulett Weatherley hat nun seine zweite Umschiffung des Bangweolo-Sees beendet und festgestellt, daß der See im starken Abnehmen begriffen ist. Der ganze südliche Teil, welchen Giraud vor 15 Jahren noch befuhr, bildet jetzt einen von der Rinne des Tschambezi durchflossenen Sumpf. Die Terrasse des Bangweolo reicht bis zu den Johnston-Fällen.

Oberst Macdonald ist nach Mombaßa zurückgekehrt, um seine Expedition zu reorganisieren, bevor er die Strecke zwischen Rudolph-See und Sobat in Angriff nimmt. Er hatte bisher sein Hauptquartier in Save am Nordhang des Elgon, führte selbst eine Kolonne bis nach Latuka und entsandte eine zweite unter Kapitän Austin nach dem Rudolph-See; dieser berichtet in einem Briefe vom 18. November (aus Save) über seine Erkundung des Westufers des Sees und des Turquel, dessen Lauf er folgte: ein fruchtbarer Uferstreifen in der Sandwüste. Der See soll nach Westen allmählich vorschreiten.

Die Expedition Lemaire — zur Zeit außer diesem der Geologe Devos, Prospektor Questiaux, Leutnant Fromont, Zeichner Dardenne, Photograph Michel und Unteroffizier Harings — ist am 8. Juni von Chinde, am 5. Juli von Karonga abgereist, hat die 400 km der Stephenson-Straße in 20 Tagen überwunden, war am 30. Juli in Kituta und am 2. August in Mpueto. Von hier am 20. oder 25. November aufgebrochen, wird sie zur Zeit in Lufoi in Katanga, also in ihrem Arbeitsgebiet sein (mündlich berichtet von Maffei).

Die preußische Akademie der Wissenschaften hat die Mittel für eine botanische und zoologische Erforschung des Njaßa-Sees bewil-

ligt. Dr. Fülleborn, zur Zeit Arzt in Langenburg, wird sie leiten; der Botaniker Dr. Götz mit der technischen und wissenschaftlichen Ausrüstung ihn von Dar-es-Salaam erreichen.

Die Expedition Foureau-Lamy ist am 16. Januar in Tadent — 300 km südöstlich Tighemagh — angekommen, nähert sich also der Karawanenstraße Rhat-Air und muß letzteres erreicht haben, wenn ihr kein Unfall zugestoßen ist. Über Algier kommt die Nachricht von dem erbitterten Kampfe von Tuaregs mit einer Europäer-Karawane, bei welchem erstere zwar zurückgeschlagen seien, letztere aber gegen 100 Tote und die Hälfte ihrer Ausrüstung verloren hätte. Es könnte dies nur die Expedition Foureau sein. Bestätigung bleibt abzuwarten.

Ein Angriff auf die evangelische Mission.

Von D. **A. Merensky.**

Angriffe auf die evangelische Mission kehren in der Tagespresse von Zeit zu Zeit wieder, und es erscheint nicht geboten, ihnen besondere Beachtung zu schenken. Vielen Schaden thun sie der guten Sache nicht, denn die Kreise, aus denen sie stammen, wie die, welche geneigt sind, ihnen ohne weiteres Gehör zu geben, unterstützen die Mission so wie so mit keinem Pfennig; für sie haben solche Angriffe nur die Bedeutung, daß sie sich dadurch in ihrer Teilnahmlosigkeit an der Sache bestärken lassen. Die Freunde des Missionswerks kennen ihre Arbeit und deren Erfolge aber viel zu gut, als daß sie sich durch leichtfertige Urteile dieses oder jenes Feindes des christlichen Glaubens in ihrer Mitarbeit an diesem hoch bedeutsamen Werk beirren lassen sollten. Im übrigen ist es auch oft gar nicht leicht, auf die aus irgend einem fernen Lande herüberkommenden Behauptungen die rechte Antwort zu geben, denn dies zu thun ist nur auf grund einer ganz genauen Kenntnis der betreffenden Verhältnisse möglich. Die Zahl aller europäischen Missionsarbeiter und -Arbeiterinnen beläuft sich gegenwärtig auf fast 15000, die sich auf fast alle Länder der Erde verteilen. Daraus geht hervor, daß es unmöglich ist, bestimmte Einzel-Angriffe von allgemeinen Gesichtspunkten aus zu behandeln. Wo aber eingehende Kenntnis es möglich macht, solche Einzel-Angriffe zurückzuweisen, ist es gewiß gut und für die Missionssache förderlich, wenn Abwehr stattfindet. In den meisten Fällen wird es sich dann zeigen, daß der Angriff auf unverzeihlicher Unkenntnis oder parteiischer Einseitigkeit beruht.

Aus diesem Grunde wollen wir versuchen, einen überaus leichtfertigen Angriff zurückzuweisen, der sich in dem „Hamburger Vereinsblatt" dem Organ des „Vereins für Handlungs-Kommis von 1858 in Hamburg" und zwar in Nr. 428 (vom 10. März d. J.) findet.

In diesem Blatte veröffentlicht „ein junger Kaufmann", Herr Kurt Kraemer-Sonnenberg, Weltreisebriefe, und in einem dieser Briefe, der im Central-Hotel in Kingwilliamstown im östlichen Kaplande (Kafferland) geschrieben ist, findet sich folgende Auslassung:

„Dieser Brauch des Kaufens der Frauen (bei den Kaffern) bringt eine überaus schätzenswerte sittliche Reinheit der Mädchen mit sich; denn jedes dieser Mädchen weiß sehr wohl, welchen Wert sie durch ihre unverletzte Unschuld dem Vater repräsentiert, und dieses Bewußtsein soll sogar oft völlig instinktiv sein. Hier möchte ich gleich erwähnen, daß bei bekehrten Negerinnen diese unantastbare Keuschheit nicht mehr zu finden sein soll; so hörte ich wenigstens von verschiedenen Seiten. — Die Missionare sind im Lande wenig beliebt, erst gestern sprach ich mit einem deutschen Herrn, der schon seit Jahren im Lande wohnt, über dieses Thema. Er drückte den heißen Wunsch aus, daß man doch all das Geld, das man in Europa und ganz besonders in England für Missionsstationen spendet, daheim den Armen zu gute kommen lassen möge, oder zur sittlichen Hebung des eigenen Volkes verwende; denn hier werden die Erfolge von den Nachteilen bei weitem übertroffen. Die Aussagen des Herrn lauteten nur zu wahrscheinlich, als daß ich ihnen nicht gerne Glauben schenken möchte."

Zunächst sei der in den ersten Sätzen enthaltene Angriff auf die Erfolge der christlichen Missionsthätigkeit zurückgewiesen. Nach der Aussage dieses jungen Mannes sollen also die heidnischen Kaffermädchen eine oft völlig instinktive, überaus schätzenswerte sittliche Reinheit besitzen, während bei „bekehrten Negerinnen" diese unantastbare Keuschheit nicht mehr zu finden sei. Wie steht es mit dieser Keuschheit und sittlichen Reinheit in Wirklichkeit? In Wirklichkeit herrscht im Verkehr der jungen Leute beiderlei Geschlechts unter den Kaffern die greulichste Unzucht, so daß man getrost sagen darf, daß es unter den heidnischen Kaffern sittlich reine, keusche Mädchen überhaupt nicht giebt. Jeder Anthropologe weiß, daß die heidnischen Mädchen bei diesem Volk bei ihrer Mannbarkeits-Erklärung in einer Unzuchts-Orgie förmlich prostituiert werden, die so greulich ist, daß die Kolonial-Regierung sie verboten hat, womit sie freilich noch lange nicht ausgerottet ist. Diese schrankenlose Unzucht der kafferschen Jugend bleibt freilich ohne weitere erkennbare Folgen, und dieser Umstand, verbunden mit der Thatsache, daß heidnische Mädchen näheren Verkehr mit Weißen überhaupt, und unzüchtigen Verkehr mit solchen deshalb meiden, weil sie die Folgen fürchten, mag zur Entstehung der Fabel bei den Europäern beigetragen haben, daß die heidnischen kafferschen Mädchen keusch und sittlich rein seien. In bezug auf die „bekehrten Negerinnen" sei nur das gesagt, daß in Südafrika nur allzusehr die Meinung verbreitet ist, jede schwarze Person, die Kleider trägt, sei ein Christ oder eine Christin. In der Kapkolonie giebt es fast 400000 christliche Schwarze. Daß es unter

deren Zahl, besonders unter denen, die als Kinder getauft wurden, auch unzüchtige Weiber und Mädchen giebt, ist leider wahr; aber sind die armen Opfer der Lust in Deutschland nicht auch getauft? und ist es zu verwundern, daß arme schwarze Mädchen Opfer der Unzucht werden, wenn unter den jungen christlichen Europäern, die in den überseeischen Ländern wohnen oder reisen, sich immer noch solche finden, die bereit sind, solche Mädchen zu Opfern ihrer Lust zu machen?

Und nun zu dem weiteren Urteil, über die Mission, welches der junge Kaufmann fällt. Er trifft einen Herrn, der das ausspricht, was seinem eigenen, wohl unchristlichem Sinne zusagt, und sofort muß das Urteil als richtig und beachtenswert weiter gegeben werden. Weshalb hat er denn nicht selbst Missionsstationen besucht und erzählt von dem Guten und Schlechten, was er da geschaut hat? Er ist von Grahamstown bis Kingwilliamstown 85 engl. Meilen weit über Land gereist, da hatte er Gelegenheit mit wenig Mühe einige hervorragende Missionsplätze in Augenschein zunehmen. Die berühmte schottische Station Lovedale, lag gar nicht weit aus dem Wege! Da er es versäumt hat, zuverlässige, genauere Nachrichten über die Erfolge und den Wert der Missionsarbeit in der Kapkolonie einzuziehen, wollen wir seine Mitteilungen etwas ergänzen und berichtigen. Das Missionswerk in der Kapkolonie ist erfolgreich, denn die Zahl der evangelischen Schwarzen belief sich in der Kolonie nach dem letzten Census im Jahre 1891 auf 371573 Seelen und wird jetzt ca. 400000 Seelen betragen. Davon, daß so viele Schwarze dort Christen geworden sind und noch viel mehr Schwarze unter christlichen Einflüssen leben, ziehen die Kaufleute den größten Vorteil, zieht auch der Hamburger Handel Vorteil, denn die christlichen und halbchristlichen Farbigen der Kolonie sind in bezug auf Kleidungsstücke und Kleiderstoffe und manche andere europäische Erzeugnisse gute Kunden der Kaufgeschäfte. Daß die Einführung des Christentums unter den Farbigen dort der Gesellschaft aber auch andere Vorteile bringt, möge folgende Thatsache beweisen:

Auf dem Diamantfelde sind 1100 farbige Zuchthaussträflinge aus der Kapkolonie beschäftigt, und unter dieser großen Zahl von Sträflingen findet sich kaum ein Dutzend Christen. Wenn man nun das sonstige Verhältnis der Zahlen von farbigen Christen und Heiden dieser Kolonie in Betracht zieht, so findet man, daß es dort nach der letzten Volkszählung vom Jahre 1891 1485219 Heiden und Mohammedaner und 371573 farbige Christen gab, somit kommt auf vier heidnische Farbige immer ein christlicher. Unter den farbigen Zuchthäuslern findet sich aber erst unter hundert immer ein Christ; das ist ein schöner Beweis dafür, daß das Christentum auch dort die Leute veredelt, ein schönes Zeugnis für den Erfolg der Missionsarbeit.

Von diesem segensreichen Erfolge der Missionsarbeit muß doch auch die Regierung der Kapkolonie überzeugt sein, im Gegensatz zu

dem Gewährsmann unseres jungen Weltreisenden, der der Meinung ist, daß die Nachteile des Missionsbetriebes seine Vorteile weit übertreffen. Die Missionsschulen in der Kapkolonie erhalten nämlich von der Kolonial-Regierung, also aus den Taschen der Kolonisten, eine recht bedeutende Jahres-Subvention. Im Jahre 1893/94 (dies ist die letzte genaue Angabe, die mir augenblicklich zur Hand ist) erhielten die von den Missionen errichteten und geleiteten Schulen der Kolonie ein Jahrgeld von 487 460 Mark und die von den Missionen errichteten und geleiteten Industrieschulen ein solches von 140 000 Mark. Von Erfolgen reden noch folgende Zahlen: Die schottischen Schulen in Lovedale nahmen an Schulgeldern, welche die Eingeborenen zahlten, in einem Jahre 60 000 Mark, die in Blythwood aber 24 000 Mark Schulgeld ein. Zur Gründung der Schulen in Blythwood haben schwarze Leute 90 000 Mark an freiwilligen Beiträgen gespendet. Das sind doch Beweise, daß das Missionswerk tiefe nachhaltige Wirkungen in jenem Lande aufzuweisen hat. Von alledem scheint der deutsche Herr, dem unser junger Kaufmann seine Nachrichten verdankt, nichts zu wissen, obwohl er schon seit Jahren in jenem Lande wohnt.

Er scheint auch zu glauben, daß die Missionen in der Kapkolonie ganz oder mindestens zum größten Teil mit europäischem Gelde unterhalten werden, denn er hat den „heißen Wunsch", das man doch all das Geld, daß man in Europa und ganz besonders in England für Missionsstationen spendet, daheim den Armen zu gute kommen lassen möge, oder zur sittlichen Hebung des eigenen Volkes verwende. Der Herr scheint keine Ahnung davon zu haben, daß die Missionen in der Kapkolonie jetzt zum größten Teil mit Mitteln unterhalten werden, welche dort im Lande aufgebracht werden. Von unserer Berliner Mission stehen in dieser Kolonie 9 Missionare und 22 Lehrer und Lehrerinnen, zu deren Unterhalt wir kein Geld mehr hinauszusenden brauchen. Die Rheinische Mission im Kaplande wird sogar nicht allein durch dort aufgebrachte Beiträge erhalten, sondern ihre dortigen Gemeinden unterstützen ihre sonstige Arbeit noch mit Beiträgen. Übrigens treibt auch die Burenkirche des Kaplandes Mission, sie unterhält nicht weniger als 30 bis 40 Missionare, ebenso die Wesleyanische Kirche des Landes, welche an 50 Missionsgeistliche unterhält. Auch eine Zahl von kongregationalistischen farbigen Gemeinden steht dort ganz unabhängig von Europa da, ihre 25 Geistliche erhalten von hier keinen Pfennig. Das sind einige Daten und Thatsachen, die aufs neue zeigen mögen, wie oberflächlich und falsch viele der gegen die Mission gerichteten Angriffe sind. Sie beruhen nur zu oft, wie es bei dem vorliegenden der Fall ist, auf Übelwollen und Unkenntnis.

Noch einmal die „Afrikanischen Galgenskizzen".

Zu dem Artikel in Nr. 2 (S. 49 ff.) unserer Zeitschrift, die „Afrikanischen Galgenskizzen" der O. Baumanns betreffend, hat uns Herr Kapitän Spring, der s. Zt. mit den Vermessungen an den SO-Ufern des Viktoria-Njansa betraut war, welcher Aufgabe er sich zur Zufriedenheit seiner Auftraggeber mit Umsicht und Fachkenntnis entledigte, die folgende Zuschrift übersandt. Wir bringen dieselbe, indem wir im Voraus bemerken, daß sie mehr eine Verteidigung als eine Rechtfertigung Dr. Baumanns enthält, daß wir unser Urteil über die „Galgenskizzen" daraufhin nicht zu ändern in der Lage sind.

Die Zuschrift lautet:

Geradezu empörend finde ich es, daß nunmehr auch, nachdem sich die Presse vor kaum Jahresfrist auf Dr. Karl Peters stürzte*) und sich vor kurzem noch mit Dr. Esser eingehend beschäftigte, Dr. O. Baumann an die Reihe kommen soll, um auch ihm für seine Verdienste zu danken. Es hat sich bereits jemand gefunden, der ein Verdienst darin sucht, die Zeitungen durch Mitteilungen in ihrem Klatsch zu unterstützen.

Wer ist Kallenberg? Er ist von Beruf Maler und Verfasser des Buches „Auf dem Kriegspfade gegen die Massai". Kallenberg erinnert unwillkürlich an Eugen Wolf, denn auch dieser machte größere Studienreisen und war schnell mit der Feder bei der Hand.

Es beruht auf Irrtum, wenn Kallenberg als Führer einer Expedition genannt wird; er hatte nur das Glück, von Major von Wißmann die Erlaubnis zu erhalten, in Anbetracht dessen, daß damals die Karawanenstraße durch Massailand beunruhigt war, sich der von Herrn v. Bülow geführten Straf-Expedition, welche unter dem Namen „Massai-Kilimandscharo-Expedition" bekannt ist, anschließen zu dürfen. Er zeichnete sich sogar bei dem einen Gefechte aus, indem er einem fliehenden Massai in den Rücken schoß.

Kallenberg schreibt nun im Vorwort seines Buches: „Wer nach unseren Kolonien reist — und hätte er selbst keine andere Absicht, als eine Frühlingsreise zu machen, neue Eindrücke zu gewinnen und sein Skizzenbuch mit Bildern nach der Natur und dem Leben zu füllen, — kann sich nur äußerst schwer der Versuchung erwehren, über die unseren deutschen Kolonialbesitz betreffenden wirtschaftlichen und politischen Fragen mitzusprechen." — Ich bin der Ansicht, daß man dieser Versuchung doch widerstehen kann, denn bei einem so kurzen Aufenthalte in Afrika (Kallenberg hielt sich noch nicht einmal 1½ Monate im Innern auf) und ohne jegliche Sprachkenntnis kann man sich kein richtiges Urteil über wirtschaftliche oder politische Zustände erlauben. Daher ist mir, nebenbei gesagt, sein Urteil, ob die von einem Kaiserl. Stationschef verhängte Prügelstrafe zu klein oder zu reich bemessen sei (S. 49), nicht maßgebend.

---

*) Leider hatte Dr. Peters, dessen Verdienste um die Erwerbung unserer ostafrikanischen Kolonien niemand in Abrede stellt, nur allzu sehr Anlaß dazu gegeben. D. Red.

Wenn Dr. O. Baumann während seiner langjährigen Thätigkeit in Afrika gezwungen war, seinen Widersachern die Zähne zu zeigen und manchmal mit Strenge vorzugehen, so wird er dies gewiß zu rechtfertigen wissen. Sagt doch schon Kallenberg in seinem Buche, daß er seinen paar schwarzen Begleitern „seine in Afrika geschulten Zähne“ hätte zeigen müssen (Vergl. S. 49).

Wer Gelegenheit hatte, Dr. Baumann kennen zu lernen, der wird die Überzeugung erlangt haben, daß dieser Forscher nicht von jenem Dünkel befallen ist, wie der größte Teil derer, die nichts oder wenig leisteten. Von schlichter Denkungsart, einfachem bescheidenen Wesen, nur seinen wissenschaftlichen Forschungen lebend, bin ich der festen Überzeugung, daß die Vorwürfe der rohen Willkür, welche Dr. Baumann gemacht werden, ganz ungerechtfertigt sind.

Was dann den Artikel des Dr. Baumann in der „Zeit“ betrifft, so sollte er eine Humoreske schreiben, und um den Anforderungen zu genügen, mußte er das ernste Thema mit einem gewissen Galgenhumor würzen. Der Artikel behandelt die Art der Vollstreckung des Todesurteils durch Erhängen z. Zt. des Araberaufstandes. Ich glaube, daß der Artikel der Wahrheit entspricht, und es ist ein wahres Glück zu nennen, daß damals mit solcher Strenge verfahren wurde. Sonst hätten wir heute nach 10 Jahren an der Küste noch keine Ruhe, geschweige denn im Innern Afrikas.

Wenn Dr. O. Baumann dabei die primitiven Einrichtungen schildert, wobei einige leere Bierkisten als Podium dienen, so begreife ich, daß diese Thatsache bei allen „billig Denkenden“ Anstoß erregen dürfte.*) Wer aber die afrikanischen Verhältnisse näher kennt, wird darin, daß Dr. O. Baumann die leeren Bierkisten erwähnt, nur das erblicken, was Dr. Baumann damit beabsichtigte, nämlich einen Hinweis auf das flotte Küstenleben, wo wirklich recht viel Bier vertilgt wird. Während der Küstenafrikaner ohne jegliche Entbehrung lebt, zieht der Forscher ins Innere, allen Genüssen entsagend. Er setzt gerne sein Leben und seine Gesundheit ein, um mit seinem Wissen und Können der Wissenschaft zu dienen.

Jedenfalls wird sich unser jetziger Gouverneur unberufene Polizei- und Aufsichtsorgane fernzuhalten wissen, deren Mitteilungen angethan sind, Unwillen in den leitenden Kreisen zu erregen. Auch wird es der Presse dann an Stoff mangeln, um sich mit unseren alten verdienten Afrikanern in so unliebsamer Weise beschäftigen zu können. Und so wird hoffentlich Kallenbergs in seinem Buche ausgesprochene Absicht, den Lesern desselben ähnliche und vervollkommnete Schilderungen seiner Durchwanderung des Seengebietes u. s. f. bald vorlegen zu können, noch in weiter Ferne liegen.

Kapitän Spring.

---

*) Es ist aber neben dieser Thatsache ganz besonders die Form der Darstellung Dr. Baumanns, die den Anstoß erregt. D. Red.

Bücherbesprechungen.

Vom Herausgeber.

17) Bibliothek der Völkerkunde, herausgegeben von Dr. Alfred Kirchhoff, Prof. der Erdkunde an der Universität zu Halle und Rudolf Fitzner, Chefredakteur. — Zweiter Band: **Die ostafrikanischen Inseln** von Prof. Dr. **C. Keller.** — Berlin 1898. Schall & Grund, Hofbuchhändler, Verein der Bücherfreunde. — 188 S. Preis 5 Mk.

Die Bibliothek der „Länderkunde“ soll auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage die heutige Kenntnis unsers Erdballs allgemein verständlich darstellen. Dieser Aufgabe ist der Verfasser des vorliegenden zweiten Bandes vollauf gerecht geworden. Er beschreibt unter Benutzung des vorliegenden Materials, vorzugsweise aber auf grund eigener Beobachtungen, die er auf einer naturwissenschaftlichen Studien dienenden Reise im Jahre 1896 gesammelt hat, Madagaskar (S. 3—118); kleinere Inseln mit madagassischem Gepräge, nämlich St. Marie, Nossi-Be, die Komoren-Inseln und Juan de Nova (S. 119—129); die Maskarenen (S. 130—154); die Seychellen (S. 155—163); die Aldabra-Inseln (S. 164—168); die austral-afrikanischen Eilande (S. 169—183). Beigegeben ist ein „Verzeichnis der wichtigsten Schriftwerke“ und ein „Register“.

Wie nicht anders zu erwarten, ist die größere Hälfte des ganzen Werkes der Beschreibung Madagaskars gewidmet. Bei dem allgemeinen Interesse, das diese Insel in der neuesten Zeit infolge der französischen Okkupation in Anspruch genommen hat, kann die allseitige und gründliche Arbeit Prof. Kellers auf Beachtung weiter Kreise rechnen. Alles irgend Wissenswerte ist sorgfältig zusammen gestellt und wird in einer ansprechenden, in keinem Kapitel ermüdenden Form dargeboten. Von besonderem Werte sind die Kapitel, in denen die „Entdeckungs- und Erforschungsgeschichte“, „die staatlichen und religiösen Verhältnisse“, „die Geschichte der europäischen Kolonisationsbestrebungen“ und „die Organisation und Verwaltung der französischen Kolonie Madagaskar“ behandelt werden. Außerdem aber mache ich auf das 5. Kapitel aufmerksam, in dem der Verfasser die Bevölkerung der Insel bespricht und deren verwickelten Rassencharakter kritisch untersucht. Hier führt er den meines Erachtens gelungenen Nachweis, daß Madagaskar von einem „Völkergemisch zweier ethnologisch und anthropomorphisch durchaus verschiedenen Elemente“ bewohnt wird. Das eine ist vertreten durch die Hova, die echte Malayen sind; das andere, das negroide Element, betrachtet Prof. Keller, hierin von dem französischen Forscher und zur Zeit bestem Kenner Madagaskars Grandidier abweichend, „als echt afrikanisch“. „Es handelt sich“, schreibt er, „offenbar um Negerstämme, welche aus Süd-Ost-Afrika eingewandert sind“.

Unter den folgenden Abschnitten hebe ich den die 3 Maskarenen, Reunion, Mauritius und Rodriguez, behandelnden hervor.

Schließlich muß die Ausstattung des Buches mit 42 vortrefflichen Bildern und 15 Kartenskizzen im Text neben 3 farbigen Karten und 8 Vollbildern anerkannt werden, so daß das Werk sowohl wegen seines gediegenen Inhaltes als auch wegen seiner äußern Form eine Zierde jeder Bibliothek ist.

---

18) **H. Hansen,** Pfarrer in Hohenaspe. **Beitrag zur Geschichte der Insel Madagaskar besonders im letzten Jahrzehnt.** Auf grund norwegischer Quellen. Mit einer Karte. Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1899. — 437 S. — Brosch. 5,50 Mk.; geb. 6,50 Mk.

Der Verfasser hat seinem Buche als Motto des Apostels Paulus Wort aus Röm. 9, 1 „Ich sage die Wahrheit in Christo und lüge nicht; des mir Zeugnis

giebt mein Gewissen in dem Heiligen Geist" vorgesetzt. Er hat das gethan, weil er in seinem Buche gegen mancherlei Irrtümer und Lügen alter und neuer Zeit, die über die madagassische Geschichte teils allgemein verbreitet sind, teils neuerdings geflissentlich verbreitet werden, mit dem scharf geschliffenen Schwert der Wahrheit zu Felde zieht. Auf grund seiner Quellen, vielfach mit den Worten seiner Gewährsmänner, giebt er uns eine Übersicht über die Entwickelung der Mission auf der großen Insel des indischen Ozeans, das von dem auf englischen Quellen, besonders auf den Berichten des Missionar Ellis beruhenden, bisher in Missionskreisen verbreiteten ganz wesentlich abweicht. Besonders die Geschichte der Christenverfolgung unter Ranavalona I., der „Blutigen", und die Charakteristik ihres Nachfolgers Radama II. bedarf nach des Verfassers Darlegungen einer sehr eingehenden Korrektur.

Daß mit dieser kritischen Arbeit der Verfasser der Mission einen höchst wertvollen Dienst geleistet hat, liegt auf der Hand. Dabei kann ich freilich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Verfasser die Londoner Mission schärfer kritisiert hat als die norwegische, wenngleich ich nicht verkenne, daß er sich durchaus bemüht, der ersteren auch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und daß er ihre gesegnete Thätigkeit nicht herabsetzt.

Um die Missionsgeschichte allseitig darzustellen, hat der Verfasser auch die politische Geschichte Madagaskars eingehend behandelt. Er führt uns durch die verschiedenen Epochen hindurch, in denen England und Frankreich um den Einfluß in Antananarivo sich stritten, bis endlich die „Perle des indischen Ozeans" eine französische Kolonie geworden ist. Dabei zeigt er dann jedesmal die Folgen für das Missionswerk auf. Besonders ausführlich thut er das bei der Darstellung der französischen Okupation, welche ja der Welt das traurige Schauspiel geboten hat, daß die Jesuiten mit allen Mitteln, selbst mit Lug und Betrug, von Anwendung roher Gewalt ganz zu schweigen, den Versuch gemacht haben, die protestantische Mission zu vernichten. Ja sogar das ist nach der norwegischen Missions-Zeitung aus Paris berichtet worden, daß die Mörder der beiden französischen Missionare Escaude und Minault nicht zu den Heiden, sondern zu den Katholiken, und zwei von ihnen zu den Lehrern ex societate Jesu gehörten!

Es ist anzunehmen, daß die katholische Presse sich mancher kritischen Äußerungen des Verfassers über die evangelische Mission und ihre Geschichte auf Madagaskar nicht wird entgehen lassen, um die evangelische Mission überhaupt herabzusetzen und zu verunglimpfen, während sie die hier vorliegenden quellenmäßigen Darstellungen der jesuitischen Machenschaften einfach totschweigen wird. Des Verfassers Hoffnung und Bitte, daß man katholischerseits widerlegen möge, „was etwa von Schlacken sich ans Gold gehängt hat", wird schwerlich erfüllt werden. Das ist auch ein Unterschied zwischen der protestantischen und der katholischen Mission, daß die erstere die Wahrheit vertragen kann, ja sie liebt. Deshalb wird sie auch dem Verfasser für seine wertvolle, weil wahrhaftige Arbeit aufrichtige Anerkennung und warmen Dank zollen.

---

19) Dr. **Kurt Hassert. Deutschlands Kolonien.** Erwerbungs- und Entwickelungsgeschichte, Geographie und wirtschaftliche Bedeutung unserer Schutzgebiete. Verlag von Dr. Seele und Co. Leipzig 1898. — 332 S. Brosch. 4,50 Mk.; geb. 5,50 Mk.

Die kolonialen Kreise unsers Vaterlandes werden dem Verfasser für seine Arbeit sehr dankbar sein, da sie sowohl den dermaligen Stand unserer Kenntnis von Land und Leuten unserer Schutzgebiete unter einheitlichem Gesichtspunkt zusammenfaßt, als auch klar und gründlich darlegt, weshalb das Deutsche Reich Kolonien braucht, was es an seinen überseeischen Besitzungen hat und was es im Laufe der Zeit von ihnen zu erwarten berechtigt ist. Das Buch ist durchaus geeignet, Vorurteile und falsche Meinungen, die in betreff unsers

kolonialen Besitzes noch immer verbreitet sind und nur zu oft ihren Grund darin haben, daß man sich von einer auch nur einigermaßen näheren Kenntnisnahme der Schutzgebiete und ihrer Verhältnisse sowie ihrer Bewohner sorgfältigst frei gehalten hat, zu zerstreuen und zu berichtigen.

Der Inhalt des Buches ergiebt sich aus der Einteilung: I. Geschichtlicher Überblick und zwar a) die Vorgeschichte der deutschen Kolonialbestrebungen; b) Die Erwerbungs- und Entwickelungsgeschichte der deutschen Schutzgebiete. II. Landes- und Volkskunde der deutschen Schutzgebiete, die einzeln je in einem Kapitel behandelt werden. III Wirtschaftsgeographischer Überblick, d. h die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Kolonialpolitik und der deutschen Schutzgebiete. — Beigegeben ist eine gut brauchbare „Litteraturzusammenstellung“ und ein „Sach- und Namenverzeichnis“.

Auf einen Punkt möchte ich kurz eingehen. Auf S. 289 ff. widmet der Verfasser der Mission warme und ihre Bedeutung für die Kolonien durchaus anerkennende Worte. Dabei ist zweierlei besonders wohlthuend. Einmal erkennt der Verfasser an, daß der westafrikanische Branntweinhandel „ein Hemmnis der Kulturentwickelung“ ist, und zum anderen wird er auch den kulturellen Leistungen der evangelischen Mission gerecht, die häufig gegenüber der katholischen Mission geradezu in Abrede gestellt worden sind. Doch kann ich die Entschuldigungen, die der Verfasser für den Branntweinhandel mit den Eingeborenen überhaupt geltend macht, nicht gelten lassen, und trifft seine Beurteilung der Grundsätze der deutschen evangelischen Missionen nicht zu. Den englischen Missionen aber thut er geradezu Unrecht, wenn auch er ihren Missionaren in Bausch und Bogen den Vorwurf macht, daß sie „unter dem Deckmantel der Bekehrung unmittelbar politische Propaganda treiben“. — In der Liste der in den Schutzgebieten thätigen Missionsgesellschaften fehlt die deutsche Baptistenmission, die ihren Sitz in Berlin hat und in Kamerun wirkt. Die „Amerikanische Bostonmission“ aber heißt vollständig „American Board of Commissioners for Foreign Missions“ und wird kurzweg der „Board“ genannt. Da ich nun einmal am Kritisieren bin, so möchte ich auch noch sagen, daß ich wohl bessere Karten als Beigabe gewünscht hätte. Wer Hasserts Buch wirklich liest, dem können die hier gegebenen nicht genügen.

Indes diese kleinen Ausstellungen halten mich nicht ab, mit des Verfassers Wunsch zu schließen: „Möge das mit warmem Interesse für die vaterländische koloniale Sache geschriebene Buch dazu beitragen, die Kenntnis Neudeutschlands fördern zu helfen und den alten Freunden der deutschen Kolonialbestrebungen neue Freunde zu gewinnen.“ Der Preis ist so niedrig gestellt, daß dieser Wunsch wohl in Erfüllung gehen kann.

---

20) Dr. **A. Schulte im Hofe. Die Ramiefaser** und die wirtschaftliche Bedeutung der Ramiekultur für die deutschen Kolonien. 50 Seiten. Berlin W. 10, 1898. Deutscher Kolonial-Verlag.

Es ist das Verdienst des Dr. Schulte, welcher über die in Rede stehende Kultur eingehende Untersuchungen in Indien gemacht hat, auf die Wichtigkeit der Kultur dieser wertvollen Faserpflanze hingewiesen und die Untersuchung auf die Kultivation in unseren deutschen Kolonien ausgedehnt zu haben. Es wäre sehr erwünscht, wenn unsere Industrie solche Rohstoffe aus unseren Kolonien beziehen könnte. Zur Durchführung dieser Pläne hat sich unter Führung des bekannten Kolonialpolitikers G. Meinecke (Berlin W. 10) bereits ein Komitee gebildet, um vorerst in Kamerun eine Plantage anzulegen, auf welcher auch Kakaobau betrieben werden soll.

---

21) **Leutwein** (Major), **Die Kämpfe der Kaiserlichen Schutztruppe in Deutsch-Südwest-Afrika in den Jahren 1894 bis 1896, sowie die sich hieraus für uns ergebenden Lehren.** Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 19. Februar 1898. Mit einer Skizze. Verlag der Königl. Hofbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW. 12, Kochstraße 68—71. Preis 60 Pf.

Major Leutwein sagt in der Einleitung: „Die Erfahrungen unserer südwestafrikanischen Schutztruppe sind, wenn auch nur auf afrikanischem Boden gewonnen, zweifellos beachtenswert: Sind wir doch bis jetzt die einzige deutsche Truppe, die sich in förmlichen, lang andauernden Kriegszügen mit dem Gewehr M/88 gegen einen gleichfalls mit Hinterladern bewaffneten Gegner zu schlagen Gelegenheit hatte, ja man kann sagen, mit einem an Qualität nahezu ebenbürtigen Gegner." Behandelt werden der Feldzug gegen den Hottentottenkapitän Hendrik Witbooi vom April 1893 bis September 1894, der Feldzug gegen den Stamm der Khauas-Hottentotten vom Dezember 1894 bis Januar 1895 und der Feldzug gegen die vereinigten Khauas-Hottentotten und die Ost-Hereros vom April bis Juni 1896. Die Kampfweise der afrikanischen Stämme wird anschaulich geschildert; bemerkenswert ist die Erfahrung, daß ein Sieg in Kolonialkriegen nur dann zu verzeichnen ist, wenn derselbe zugleich den Willen des Gegners völlig bricht; sämtliche strategische und praktische Operationen müssen deshalb von Beginn an auf Vernichtung des Gegners angelegt sein; daneben darf aber nicht versäumt werden, ihm auch rechtzeitig die zum Nachgeben erforderliche bekannte „goldene Brücke" zu bauen, wie dies auch Major v. Wißmann in seinem Buche über afrikanische Kriegführung hervorhebt Die von dem Verfasser aus den südwestafrikanischen Kämpfen abgeleiteten Gefechtslehren sind, weil sie von den für die europäischen Verhältnisse giltigen zumeist weit abweichen, auch dem Laien sehr interessant.

Wie nicht anders zu erwarten, erweist sich der Herr Landeshauptmann auch in diesem Vortrage als der Freund der Eingeborenen seines Schutzgebietes, auf deren Wohl er auch dann bedacht ist und bleibt, wenn er mit der Waffe gegen sie vorgehen muß.

11a) **Koloniales Jahrbuch.** Beiträge und Mitteilungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft und Kolonialpraxis. Herausgegeben von Gustav Meinecke, Redakteur der Deutschen Kolonialzeitung. Elfter Jahrgang. 3. Heft. Berlin W. 10, Deutscher Kolonial-Verlag. — Preis pro Jahrgang 6 Mk. Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.

Das Heft enthält außer einer Arbeit von O. Beta über die Palästinareise des Kaisers, in der vornehmlich die Bodenbesitzverhältnisse behandelt werden, eine Arbeit „Deutsche Kolonisation in Brasilien". Die letztere ist von besonderer Wichtigkeit, weil sie zeigt, unter welchen Bedingungen allein eine deutsche Kolonisation großen Stils in Brasilien möglich ist.

Verschiedenes.

Eine sehr interessante **Heimreise von Uganda nach England** hat nach dem „Gleaner" Missionar Lloyd zurückgelegt und zwar auf derselben Route, die 1887/88 Stanley mit seiner Expeditionstruppe auf dem Kongo, längs dem Aruwimi und durch den großen Urwald nach dem Albertsee verfolgte, als er zum Entsatz von Emin Pascha von der Westküste aus nach Äquatorial-Afrika vordrang. Missionar Lloyd, der in Toro, dem westlichsten Teile von Uganda

stationiert war, entschloß sich, seine Heimreise anstatt auf dem gewöhnlichen Wege ostwärts, vielmehr über die Westküste, wobei er zwei Drittel von Afrika zu durchqueren hatte, zu nehmen. Er brauchte dazu nur 2 Monate; gegenüber der Zeit, die vor 10 Jahren Stanley gebrauchte, eine unverhältnismäßig geringe Frist. Damals waren es ungebahnte und unbetretene Pfade, jetzt haben Flußdampfer, Eisenbahn und eine lange Kette von Militärposten und Missionsstationen jene Gebiete dem Verkehr erschlossen und die Durchquerung des dunkeln Erdteils bedeutend erleichtert.

Lloyd verließ Ende September 1898, nur von den nötigsten Trägern und drei Bagandaknaben begleitet, Toro und erreichte nach fünftägigem Marsch die Grenze des Kongo-Freistaates. Nach weiteren 4 Tagereisen stieß er in Mbeni auf den ersten belgischen Regierungsposten. Dann marschierte er 12 Tage lang durch den unermeßlichen Urwald, bis er in Mawambi den zweiten belgischen Militärposten erreichte. Ein weiterer achttägiger Marsch durch die Urwildnis brachte ihn zur dritten Regierungsstation Awakubi. Hier schiffte er sich auf einem Boot ein und fuhr in 11 Tagen den Aruwimi abwärts bis nach Basoko, wo derselbe in den Kongo mündet. Von da brachte ihn ein Flußdampfer in 13 Tagen nach Leopoldville. Hier konnte er dann die Kongo-Eisenbahn benutzen, auf der er nach zweitägiger Fahrt Matadi, unterhalb der großen Stromschnellen, erreichte. Er befand sich nun an der Mündung des Kongo, und der atlantische Ozean lag vor ihm. Von Kabinda aus, das er auf dem Dampfer in 2 Tagen erreichte, trat er seine Heimreise nach England an, wo er am 25. Dezember glücklich in London eintraf. Die ganze Reise von Uganda bis England hatte ihn nur 12 Wochen gekostet.

Auf seiner Reise durch Afrika wurde es ihm besonders eindrücklich, wie die lange Kette von Missionsstationen, die sich von der Kongo-Mündung landeinwärts bis tief in das Innere gegen Osten zu hinzieht immer vollständiger wird. So sind z. B. die englischen Baptisten daran, ihre Missionsposten von den Stanley-Fällen aus den Lindi-Fluß aufwärts vorzuschieben, so daß sie in nicht allzulanger Zeit der von Uganda her über den Semliki vordringenden englisch-kirchlichen Mission die Hand reichen werden. Interessant ist auch sein mehrmaliges Zusammentreffen mit Bambutis, Vertretern der Zwergvölker. Lloyd schätzt dieselben in jenem Teile Afrikas auf ca. 8—10000, aber sie sind in raschem Aussterben begriffen und wegen ihrer unsteten Lebensart als Jägervolk sehr schwer zu erreichen. Seine elftägige Bootfahrt auf dem Aruwimi durch die majestätische Urwildnis führte ihn auch an Dorfschaften der Bangwa vorüber, die ihre Wohnsitze längs der Ufer dieses Flusses haben und weithin als Menschenfresser berüchtigt sind. Dem Missionar kamen sie indes, wenn auch mit stolzer Miene und großem Selbstbewußtsein, doch freundlich entgegen. Bis jetzt sind dieselben von der Mission noch ganz unberührt geblieben, obschon die Baptisten längst ihr Auge auf sie gerichtet haben; aber die sprichwörtliche Wildheit des Stammes hat sie bisher von einem Besuch daselbst abgehalten.



Quittungen.

Für den Evangelischen Afrika-Verein gingen ein bis zum 25. März 1899:

a) An Beiträgen:

Sup. Berg, Langensalza, 21 Mk. — Lehr. Billhardt, Leipzig, 5 Mk. — Lehr. Breese, Greifswald, 1 Mk. — D. Dr. Bierling, Greifswald, 3 Mk. — Frau Dr. Büttner, Steglitz, 3 Mk. — Lehr. Bott, Brandenburg, 3 Mk. — Frl. Beerend, Bonn, 3 Mk. — Pastor Baltzer, Lunow, 5 Mk. — Clever, Georgshof, 3 Mk. — Gymn.-Oberl. Caspari, Chemnitz, 10 Mk. — Dir. A. Diederichs, Bonn, 3 Mk. — Pastor Döring, Wilmersdorf, 3 Mk. — Sup. Daerr, Jannowitz, 9,50 Mk. — Ob.-Postass. Dell, Gransee, 3 Mk. — Lehr. Erhorn, Wilhelmshaven, 3 Mk. — Hauptl. Engel, Stettin, 3 Mk. — Fr. Prof. Froriep, Tübingen, 3 Mk. — Geh. Reg.-Rat Freytag, Berlin, 5 Mk. — Dr. Fröhlich, Charlottenburg, 5 Mk. — Postgeh. Fischer, Zeitz, 1 Mk. — Oberl. Gast, Demmin, 3 Mk. — Dir. Gellert, Berlin, 5 Mk. — Lehr. Goetzmann, Lauenburg, 3 Mk. — Kand. Große-Brauckmann, Hamme, 3 Mk. — Präs. Görz, Mainz, 7 Mk. — Lehr. Grabert, Strausberg, 1 Mk. — Sup. Greeven, Rees, 3 Mk. — Kantor Gottwald, Hohenwiese, 2 Mk. — Fürst zu Hohenlohe, Langenburg, 100 Mk. — Schulrat Heine, Coethen, 3 Mk. — Dr. Hesselbarth, Wildungen, 3 Mk. — Oberpf. Hoffmann, Zielenzig, 5 Mk. — Ass. Horst, Corbach, 3 Mk. — Oberl. Hempel, Freiberg, 5 Mk. — Kreisbauinsp. Held, Bartenstein, 3 Mk. — Kreisschulinsp. Kowalewski, Birnbaum, 3 Mk. — Lehr. Kuhlisch, Sorau, 3 Mk. — Frau Koppe, Lindow, 3 Mk. — Lehr. Langenbeck, Wilsnack, 3 Mk. — Lehr. Lücke, Osnabrück, 3 Mk. — Landger.-Rat Lunz, München, 5 Mk. — Pfarrer Lohmeyer, Kempten, 3 Mk. — Frau Prof. Langerhans, Berlin, 3 Mk. — Kons.-Rat Leonhardt, Berlin, 3 Mk. — Pfr. Lange, Berlin, 3 Mk. — Ratsmaurermstr. Metzing, Berlin, 5 Mk. — Lehr. Martin, Treuen, 3 Mk. — Pfr. Maurer, Karlsruhe, 5 Mk. — Rektor Minor, Gräfenthal, 3 Mk. — Pastor Nobiling, Rosenow, 3 Mk. — J. E. Naeher, Chemnitz, 3 Mk. — Pfr. Otto Trebitz, 3 Mk. — Präs. Philler, Görlitz, 3 Mk. — Lehr. Pollmann, Harburg, 5 Mk. — Lehr. Pollag, Grottkau, 2 Mk. — Lehr. Plenins, Brackwede, 2 Mk. — Oberstlt. Rosenthal, Görlitz, 3 Mk. — Lehr. Leverkinck, Wilhelmshaven, 3 Mk. — Joh. Roßner, Hof, 3 Mk. — Lehr. Rittingshaus, Unna 6 Mk. — Prof. Richter, Zweibrücken, 3 Mk. — Lehr. Rötter, Bleicherode, 3 Mk. — Mil.-Int.-Sekr. Rausch, Berlin, 3 Mk. — W. Sawade, Dortmund, 3 Mk. — Frl. v. Salisch, Megow, 5 Mk. — Zahlm.-Asp. Schlotter, Hanau, 6 Mk. — Lehr. Schumann, Leipzig, 1 Mk. — Hauptsteueramts-Rend. Schulze, Erfurt, 6 Mk. — Vice-Admiral Schering, Berlin, 3 Mk. — Prof. Schüller, Berlin, 3 Mk. — Lehr. Schiffmann, Gössnitz, 3 Mk. — Dr. Täubler, Berlin, 3 Mk. — Lehr. Stoll, Magdeburg, 3 Mk. — Kirchschullehrer Tschiesche, Laufen, 3 Mk. — Fabrikbes. Tornow, Berlin, 3 Mk. — Wilh. Wißner, Göppingen, 3 Mk. — Prof. Wichmann, Eberswalde, 3 Mk. — Dr. Wiese, Aplerbeck, 3 Mk. — Lehr. Zastrow, Carlsburg, 6 Mk. — Prof. Dr. Zorn, Königsberg, 3 Mk.

b) Zur Linderung der Hungersnot in Ost-Afrika:

B., W., 3 Mk. — Div.-Pfr. Bachstein, Minden, 50 Mk. — Prof. Bierling, Greifswald, 7 Mk. — Krusche, Neisse, 5 Mk. — Frau Prof. Froriep, Tübingen, 5 Mk. — Oberl. Gast, Demmin, 3 Mk. — C. H. Goeters, Viersen, 50 Mk. — W. Herrmann, Frankenhausen, 3 Mk. — Zweig-Verein Wiesbaden, 20 Mk. — v. Jena, Coethen, 15 Mk. — Frau Koppe, Lindow, 3 Mk. — Fr. Prof. Langerhans, Berlin, 10 Mk. — Frl. v. Studnitz, Breslau, 5 Mk. — Lehr. Zastrow, Carlsburg, gesammelt 5,50 Mk. — Pastor Cramer, Eschenrode, 15 Mk. — Gauverband Sachsen-Anhalt der dtsch. Kolon.-Gesellsch., 30 Mk. — Durch Frau Kantor Müller, Todendorf, 18,30 Mk. — Durch Kantor Busse, Irxleben, 38 Mk.

Den teilnehmenden Gebern herzlichen Dank!

Berlin W., Behrenstraße 48, den 25. März 1899.

Der Schatzmeister des Evang. Afrika-Vereins.
Veit, Geheimer Kommerzienrat.

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Nr. 5. Mai. 1899.



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung
der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage
des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor **Gustav Müller**
in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Sechster Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

Abonnementspreis jährlich 2 M. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postämter.

Adressen des Evangelischen Afrika-Vereins:

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Redaktion der „Afrika": Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Geschäftsführer: cand. min. **Brüning**, Coblenz.

Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., Coblenz.

Herzlichen Dank

sage ich allen, welche meiner Bitte um frühere Nummern und Jahrgänge der „Afrika" entsprochen haben.

Indes nehme ich gern noch weitere Sendungen an.

Herrn Oberl. Dr. O.-Hamm zur gefälligen Kenntnisnahme, daß Ihrem Wunsche gern Folge zu geben ist.

Groppendorf b. Hakenstedt, Bez. Magdeburg, 11. Mai 1899.

Redaktion der „Afrika".
Gustav Müller.

Hauptversammlung des evangelischen Afrika-Vereins.

Mittwoch, den 19. April 1899, abends 7 Uhr.

Berlin, Behrenstraße 29 (Christliches Hospiz). (Auszug aus dem Protokoll.)

Tagesordnung: 1. Jahresbericht, 2. Rechnungslegung und Entlastung für die vorjährige Rechnung, 3. Voranschlag der Einnahmen und Ausgaben, 4. Wahl der Rechnungsrevisoren, 5. Wahl von Vorstandsmitgliedern, 6. Eventuell: Vortrag über die nächsten Ziele des Vereins.

Da der Vorsitzende, Herr General der Infanterie z. D. von Strubberg, erkrankt ist und der stellvertretende Vorsitzende, Herr Graf von der Groeben, z. Z. nicht in Berlin weilt, übernimmt Herr D. theol. Merensky den Vorsitz; als Protokollführer fungiert der Geheimrat Steinhausen.

Zu 1 der Tagesordnung erstattet Geheimrat Steinhausen den unten abgedruckten Geschäftsbericht. An der sich hieran anschließenden Besprechung beteiligen sich zunächst der Herr Vorsitzende und die Herren Missionsinspektor Lic. theol. Trittelvitz und Missionar Maaß. Die letzteren bestätigen auf grund der ihnen zugegangenen zuverlässigen Nachrichten die Fortdauer der Hungersnot in Deutsch-Ost-Afrika.

Was das Sanatorium angeht, so bekundet D. Merensky auf grund seiner bei der Njaßa-Mission gemachten Erfahrungen, daß das Höhenklima wohl geeignet sei, den an Malaria Leidenden Besserung zu bringen. Sobald die in der Ebene arbeitenden Missionare durch das Fieber arbeitsunfähig werden, ziehen sie hinauf zu den hochgelegenen Stationen und finden dort, wie seit Jahren festgestellt sei, Besserung. Die gleichen Erfahrungen konnte Herr Staudinger von den Engländern und Holländern berichten.

Bei der ärztlichen Mission kam die Errichtung des „Deutschen Vereins für ärztliche Mission" zur Sprache. Es wurde allgemein bedauert, daß die beteiligten Herren sich nicht vorher mit dem Evangelischen Afrika-Verein in Beziehung gesetzt haben; vielleicht wäre ein gemeinschaftliches Handeln möglich gewesen. Nach Mitteilung des Missionsinspektors Oehler in Basel soll der genannte Verein in erster Linie ein Hilfsverein der Basler Mission sein, und Herr Oehler wollte seinen Einfluß dahin geltend machen, daß der Verein seine Wirksamkeit im wesentlichen auf Süd-West-Deutschland beschränken möge. Dem gegenüber wurde aber aus der Versammlung darauf hingewiesen, daß der Verein auch in Berlin Flugblätter verbreitet habe. Aus Anlaß dieses Vorganges wurde der Wunsch ausgesprochen, daß in weiterem Umfange als bisher dafür gesorgt werde, daß der Evangelische Afrika-Verein im allgemeinen und insbesondere als Förderer der „Ärztlichen Mission" bekannt werde.

Die Anstellung eines Generalsekretärs im Hauptamte wurde von der Versammlung mit Freude begrüßt; man erhofft von dieser Maßnahme eine kräftige Förderung des Vereins.

Zu 2 der Tagesordnung erstattet der Geh. Kommerzienrat Veit als Schatzmeister des Vereins den Kassenbericht für 1898, hiernach betrugen die Einnahmen . . . . 25791,96 Mk., und die Ausgaben . . . . 25842,22 Mk., so daß sich eine Mehrausgabe von . . . . . 50,26 Mk. ergiebt.

Die Rechnung ist ordnungsmäßig geprüft und für richtig befunden. Es wird daher dem Vorstande für dieselbe Entlastung erteilt.

Zu 3 der Tagesordnung: Der von dem Vorstande in der Sitzung vom 1. März 1899 angenommene Voranschlag der Einnahmen und Ausgaben balanciert mit 19550 Mk. Bei der Besprechung wird der Vorschlag gebilligt, daß, wie es bisher schon in beschränktem Umfange geschehen ist, denjenigen Mitgliedern des Vereins, welche für diesen und insbesondere für die Verbreitung der „Afrika" wirken wollen, Freiexemplare der letzteren zugestellt werden. Demnächst wurde der Voranschlag der Einnahmen und Ausgaben für 1899 genehmigt.

Zu 4 der Tagesordnung: Die Herren Admiral Strauch und Kaufmann Tornow werden als Rechnungsrevisoren wieder gewählt.

Zu 5 der Tagesordnung: Der zum Generalsekretär des Vereins angestellte Pastor Otto zu Trebitz und der Amtsrichter Busse zu Bleicherode a. H. werden in den Vorstand gewählt.

Zu 6 der Tagesordnung gab der Geheimrat Steinhausen unter Hinweis auf den Geschäftsbericht und die bisherigen Arbeiten des Vereins einen kurzen Überblick über die nächsten Ziele desselben:

Gelegentlich der Verhandlungen des Vorstandes über die Beteiligung des Vereins an den Kosten der inzwischen errichteten „Kolonialschule" war bereits die Errichtung von Handwerkerschulen für Eingeborene in Anregung gekommen. In Nr. 2 (Februar) der „Afrika" 1899 ist der Plan dann für Deutsch-Ost-Afrika warm befürwortet. Auch ist derselbe am 1. März d. Js. vom Vorstande sowie in der Jahresversammlung des Rheinischen Verbandes erörtert. Er hat hier wie da freundliche Beurteilung gefunden. Die Schwierigkeiten, welche der Verwirklichung des Planes entgegenstehen, liegen hauptsächlich auf finanziellem Gebiete. Es kommt deshalb vor allem darauf an, die nötigen Mittel zu beschaffen. Da eine Handwerkerschule für Eingeborene auch kolonialen Interessen zu gute kommen würde, muß darauf bedacht genommen werden, die beteiligten Kreise für die Sache zu gewinnen. Ein von Pastor Müller-Groppendorf, dem Redakteur der „Afrika", verfaßtes Flugblatt bietet zu solcher Werbethätigkeit eine willkommene Handhabe.

Geschäftsbericht.

Ein halbes Dutzend Jahre sind in den nächsten Tagen verflossen, seit der Evangelische Afrika-Verein ins Leben trat. Durfte 1895 der damalige Schriftführer des Vereins in der „Afrika" bekunden, daß der letztere im deutschen Vaterlande eine bisher vorhandene Lücke ausfüllt, so glauben wir heut, am Schlusse des sechsten Jahres die gleiche Überzeugung von der Arbeit und Zweckbestimmung des Vereins noch in höherem Maße in Anspruch nehmen zu dürfen. Getreu seinen Statuten und den Wünschen seiner Begründer folgend, hat der Verein jeder Versuchung, sich mit rein kolonialen Angelegenheiten zu beschäftigen, ebenso konsequent widerstanden, wie er es vermieden hat, den Missionsgesellschaften ins Handwerk zu pfuschen. Seine Aufgaben liegen auf anderem Gebiete. Er will weder rein kolonialen Zwecken dienen und eine evangelische Kolonialgesellschaft sein, noch die evangelische Sache durch Verkündigung des Wortes vertreten und eine neue Mission bilden. Nein, sein Arbeitsfeld sind Werke der Humanität, der echten Nächstenliebe an den Eingeborenen der deutschen Schutzgebiete.

Von dieser Überzeugung beseelt hat der Verein die Freistätte für befreite Sklaven in Lutindi (Deutsch-Ost-Afrika) begründet, welche mit dem verflossenen Jahre das zweite Jahr ihres Bestehens zurückgelegt hat. Sie steht noch unter der bewährten Leitung des Diakon Bokermann, welcher sich zu unserer Freude Anfang Januar d. Js. mit Schwester Maria Lohoff verheiratet hat. Ihm zur Seite stand bisher der Diakon Gerdes nebst Frau, welche im Sanatorium wohnten, und zeitweise Diakon Liebusch. Die Zahl der Pfleglinge ist wiederum durch Überweisung von fünf weiteren Kindern gewachsen und beträgt jetzt etwa 40. Von diesen konnten 7 von dem Missionar Johannsen aus Hohenfriedberg (Usambara) Anfang Januar getauft worden. Es war dies ein besonderer Festtag für die Station.

Der Schulunterricht (in den Elementarfächern) wird von den Diakonen erteilt. Für die guten Erfolge dieses Unterrichts sprechen die Briefe, welche wir von einigen der Zöglinge empfangen haben.

Für einzelne Kinder haben sich auch in diesem Jahre freundliche Wohlthäter gefunden, welche durch Spendung einer bestimmten Summe die Erziehung übernommen haben. Besondere Freude hat es uns gemacht, daß neben einem rheinischen Freunde unserer Sache, welcher 120 M. spendet, auch eine märkische Landgemeinde (unweit des ehemaligen Klosters Chorin) mit 100 M. für die Erziehung eines Kindes zu sorgen beschloß. Möchten noch recht viele Wohlthäter und Gemeinden in deutschen Landen Mitarbeiter an dem Werke der Barmherzigkeit für unsere Sklavenkinder werden!

Da das Sanatorium bis zur Vollendung des Bahnbaus nach Korogwe kaum auf besonderen Besuch rechnen kann, so haben wir uns damit einverstanden erklärt, daß der noch im Dienste der ostafrikanischen Missionsgesellschaft (Berlin III) stehende Diakon Gerdes anderweit Ver-

wendung finde. Wir geben uns mit dem General Liebert, mit welchem wir die Sache besprochen haben, der Hoffnung hin, daß die Weiterführung der Usambarabahn auch für die Frequenz des Sanatoriums nicht ohne Einfluß bleiben werde. Von Interesse wird es für unsere Mitglieder sein, zu erfahren, daß man im Hinblick auf die Kochsche Theorie von der Heilung der Malaria in hiesigen amtlichen Kreisen Bedenken getragen hat, den Besuch der auf den Höhen erbauten Sanatorien zu empfehlen. Unsere Erfahrungen, und wenn wir recht unterrichtet sind, auch diejenigen der in Ost-Afrika (in Usambara und am Njaßa) arbeitenden deutschen Missionen sprechen gegen jene Theorie. Einer unserer Diakonen, welcher ehedem recht sehr am Fieber litt, schreibt uns in seinem letzten Briefe: „Ich habe mich, so lange ich in Afrika bin, nie so wohl gefühlt als in der letzten Zeit, Schlaf und Appetit sind bei mir vorzüglich." So lauten denn auch die anderen Nachrichten über den Gesundheitszustand gut.

Seit Anfang Herbst aber brachten uns die Briefe stets Kunde von einer anhaltenden Dürre. Die Bewohner der Station mußten die Nahrungsmittel von der Küste holen lassen, die Eingeborenen aber haben große Not gelitten. Dies gilt insbesondere von den Bewohnern der Ebene. Hat es nun nach der letzten Post auch in Lutindi einige Regenschauer gegeben, so ist damit die Not noch nicht beseitigt. Mit dem Danke für die freundlichen Gaben, welche uns zur Linderung der Hungersnot dargereicht sind, möchten wir daher auch an dieser Stelle die Bitte um weitere Hilfe wiederholen.

Das vergangene Jahr hat uns auch in Westafrika ein besonderes Arbeitsfeld eröffnet. Der Verein hat auf Anregung der Basler Mission in Bonaberi (Kamerun) eine Mittelschule für Eingeborene eröffnet. Der Unterricht wird von etwa 30 Kindern besucht, welche in 2 Klassen von 2 Lehrern unterrichtet werden. Wir haben für dieses Unternehmen besonders die Hilfe der Freunde der deutschen Schule im Vaterlande in Anspruch genommen. Wohl ist unser Ruf nicht ohne Erfolg geblieben. Doch müssen wir bekennen, daß wir noch gar begründeten Anlaß haben, diesen Ruf zu wiederholen. Die Förderung des Schulwesens ist eine Hauptaufgabe des Vereins. Es ist ein so dankenswertes Arbeitsfeld. Der Erfolg kommt ja auch den kolonialen Bestrebungen und der Mission zu gute. Aber Schulen kosten, wie die heimatliche Erfahrung lehrt, Geld. An der Förderung der deutschen Kolonialschule hat sich der Verein als solcher nicht beteiligt. Von anderen, mehr Fragen der Zweckmäßigkeit berührenden Bedenken abgesehen, konnte mit Recht geltend gemacht werden, daß ein derartiges Unternehmen nicht zu den statutenmäßigen Aufgaben des Vereins gehört. Daß eine praktische Bewährung der Schule, wie wir sie mit ihren Begründern und Freunden erhoffen, auch den Interessen des Afrika-Vereins mittelbar dienen würde, ist auch diesseits anerkannt worden, und in

diesem Sinne können wir dem neuen Unternehmen ein aufrichtiges „Glück auf“ wünschen.

Die praktische Förderung der ärztlichen Mission hat auch im vergangenen Jahre in Bewilligung von Stipendien an junge Mediziner bestanden. Cand med. Kupfernagel, welcher die Doktorwürde erworben hat und im Staatsexamen steht, hat in seinem Freunde, dem Stud. med. Prölß einen Genossen gefunden, welcher bereit ist, im Dienste des Vereins in Afrika zu arbeiten. Wie nötig die Aussendung von Ärzten ist, bedarf keiner Erörterung. Wir verweisen auf die Nr. 2 S. 51 unseres Vereinsorgans „Afrika“. Möchten sich doch recht viele junge Mediziner finden, welche entschlossen sind, ihren schönen Beruf dereinst den Eingeborenen der deutschen Schutzgebiete zu widmen, und möchten auch offene Hände da sein, uns die Mittel zu den Stipendien, zu der Ausrüstung und zur Unterhaltung der ausgesendeten Ärzte darzureichen. Wir würden dazu gern einen besonderen, recht kräftigen Fonds bilden. Wer spendet uns die erste Gabe dazu?

Unser Vereinsorgan, die Monatsschrift „Afrika“, welche unter der bewährten Mitarbeit des Herrn Oberstleutnant a. D. Frobenius (für die Afrikanischen Nachrichten) auch im vergangenen Geschäftsjahr in selbstloser Hingabe von dem Herrn Pastor Gustav Müller-Groppendorf redigiert wurde, ist von dem Vorstande dem Verlage der wohlrenomierten Firma Velhagen und Klasing übertragen worden. Wir erhoffen davon eine größere Verbreitung der Zeitung, welche ja vor allem dazu bestimmt ist, die Interessen des Vereins wahrzunehmen. Wirbt jedes Mitglied fleißig Abonnenten (Werbekarten stehen zur Verfügung) so muß sich unsere Hoffnung alsbald erfüllen, und aus dem Defizit muß ein Überschuß werden, welcher wieder dem Vereine zu gute kommt.

Hat die „Afrika“ die Aufgabe, als Organ des Vereins in erster Linie die Bestrebungen desselben bekannt zu machen und dafür immer neue Freunde zu werben, so erweist sie sich eben dadurch als eine „Monatsschrift für die sittliche und sociale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete“. Daher hat sie auch im Laufe des verflossenen Jahres der Frage des afrikanischen Branntweinhandels ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet, von dessen wesentlichen Einschränkung zur Zeit die Zukunft der westafrikanischen Völker vor allem abhängt. Im Jahre 1896 ist auf Veranlassung unseres Vereins eine von den evangelischen deutschen Missionsgesellschaften und einigen anderen Vereinen eingesetzte „Kommission zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels“ zusammengetreten. Und es gereicht uns zu großer Genugthuung, daß die Arbeiten dieser Kommission nicht vergeblich gewesen sind. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die Einführung des mit dem 1. März cr. in kraft getretenen Zolltarifs für Kamerun, so weit er sich auf die Spirituosen bezieht, wesentlich durch die Thätigkeit dieser Kommission herbeigeführt worden ist. Nach diesem erfreulichen Erfolge geben wir uns der Hoffnung

hin, daß unsere Bestrebungen auf diesem Gebiete auch in Zukunft nicht umsonst sein werden.

Was die Thätigkeit des Rheinischen Verbandes angeht, so dürfen wir auf dessen Bericht in Nr. 4 S. 93 der „Afrika“ verweisen. Unsere Mitglieder werden daraus ersehen haben, daß auch bei der Arbeit dieses Zweigvereins die Förderung des Schulwesens in erster Linie in Betracht kommt. Von den Gesamteinnahmen von 5393,13 M. waren 3842,06 M. verfügbar. Hiervon sind 544,06 M. statutenmäßig der Hauptkasse zu überweisen. Von dem Rest sind 2237 M. zur Unterstützung von Schulen bestimmt worden.

Was endlich die Geschäftsführung und Verwaltung des Vereins angeht, so hat der Vorstand auf grund des Beschlusses vom 2. Mai v. Js. die Verleihung der Rechte einer juristischen Person nachgesucht. Wenn diesem Gesuche bereits durch Allerhöchsten Erlaß vom 6. Juli v. Js. entsprochen worden ist, so können wir für den Beweis Allerhöchster Gnade besonders dankbar sein. Der Verein ist somit in der Lage, als Rechtssubjekt aufzutreten, was uns für den Abschluß von Verträgen schon recht willkommen gewesen ist. Er ist nun aber auch rechtlich befähigt als solcher Geschenke und Vermächtnisse entgegenzunehmen. Hoffen wir, daß auch diese Seite der verliehenen Rechte sich alsbald praktisch zu bewähren wiederholten Anlaß finde.

Die Geschäfte des Vereins haben sich dauernd vermehrt, so daß sie nicht mehr nebenamtlich erledigt werden können. Außerdem hat sich mehr und mehr das dringende Bedürfnis geltend gemacht, daß für den Verein persönlich agitiert werde. Mit Rücksicht hierauf hat der Vorstand zu unserer Freude die Errichtung der hauptamtlichen Stelle eines Generalsekretäres beschlossen und in dieselbe den Pastor Otto, bisher in Trebitz, berufen, welcher sich bereits in ähnlicher Stellung früher bewährt hat.

Der Aufgaben warten gar viele ihrer Erledigung auf dem unserem Verein bestimmten Arbeitsfeld. Ich erinnere nur an die ärztlichen Missionen und an die Schulen und unter diesen insbesondere an die Handwerkerschule in Deutsch-Ost-Afrika, deren Errichtung der Vorstand erwägt.

Möge das Wirken und Schaffen des neuen Helfers in unserer Sache für die Erfüllung jener Aufgaben mit reichem Erfolge gekrönt werden und der Evangelische Afrika-Verein in seiner Arbeit gesegnet sein zum Wohle des Vaterlandes und der ihm anvertrauten Schutzgebiete. Das walte Gott!

Berlin, den 19. April 1899.

Im Auftrage

Hermann Steinhausen.

Vereinsnachrichten.

1) Nachrichten aus Lutindi.

Die Nachrichten der letzten Post über den Gesundheitszustand in unserer Sklavenfreistätte lauten durchaus erfreulich. Mit Befriedigung hören wir, daß die Plage der Sandflöhe, unter der auch die Bewohner Lutindis, groß und klein, sehr zu leiden gehabt haben, im Schwinden begriffen ist. Mit ganz besonderer Freude aber erfüllt uns die Nachricht:

Endlich Regen und Anbruch der Regenzeit!

„Heute kann ich Ihnen," schreibt Diakon Bokermann unter dem 18. März, „mit freudigem und dankerfülltem Herzen mitteilen, daß gestern und heute einige tüchtige Regenschauer über Lutindi hinwegzogen. Sie gingen nicht wie die der letzten Tage an uns vorüber, sondern tränkten die dürstende Erde. Das war eine Freude für Menschen und Vieh! Letzteres konnte schon lange kaum noch genügendes Futter finden. Auch haben wir nun in unserem Flusse wieder reichlich Wasser, nachdem er bereits mehrere Male ausgetrocknet war, so daß wir bis zur Quelle hinaufgehen mußten, um unseren Bedarf zu holen.

Natürlich haben wir sofort gestern und heute mit allen Kräften gesät und gepflanzt und fast zwei Morgen mit Mais bestellt. Es scheint wirklich, als sollten wir diesmal die Regenzeit bekommen." Von Wert und Wichtigkeit sind da

die Arbeiten der Kinder.

„Wir können, da wir schon über 4000 Stück Bananen gepflanzt haben, unsere ganzen Kräfte auf die anderen kleineren Pflanzungen konzentrieren. Sehr froh sind wir, daß wir an unseren Jungen bereits große Hilfe haben. Allein mit ihnen fällen und verbrennen wir bereits ganz anständige Bäume. Wir brauchen darum nur wenige Arbeiter*) und hoffen, daß wir mit unseren Kindern bald sämtliche Arbeiten verrichten können. Leider mußte freilich wegen der vielen Außenarbeiten der Schulunterricht des öfteren ausfallen. Auch konnten die beiden ältesten Knaben nur wenig tischlern. Dabei muß ich in bezug auf die Ausbildung unserer Knaben in Handwerken bemerken, daß es sich hier nur um das Notdürftigste handeln kann, denn wir sind ja selbst Laien darin.

Den Bau eines Kuhstalles, den wir um besonderer Gründe willen einstweilen noch aufgeschoben hatten, haben wir nunmehr doch in Angriff genommen. Denn es ist nicht mehr möglich, die Kühe, Ziegen und Schafe in einem Stalle zusammen zu lassen,

---

*) Inzwischen hat Diakon Bokermann die Anweisung erhalten, daß er, so lange die Hungersnot währt, Arbeiter beschäftigen soll, um ihnen Verdienst zu bieten. — Der Herausgeber.

zumal zwei Kühe bald werfen werden. Wir bauen den Stall mit den Kindern. Zwei mauern, andere bereiten den Lehm und wieder andere tragen Steine herbei. So dauert allerdings der Bau etwas länger, er kostet aber dafür desto weniger. Nur zum Dachdecken brauchen wir auf diese Weise einige Waschambaa."

Ein kleiner, ungefährlicher Unfall.

„Mit dem kleinen Ochsen, den ich zum Reitochsen erziehen wollte, haben wir Unglück gehabt. Eines Tages waren die Kühe oberhalb eines steilen Abhanges auf der Weide. Eine Kuh giebt dem Ochsen einen mächtigen Stoß, so daß er zum Straucheln kommt und auf der abschüssigen Bahn nicht wieder auf die Beine kommen kann. So rollt er trotz seines Widerstrebens bis an den Abhang und stürzt wohl über 150 Meter in die Tiefe. Wir fanden ihn ganz zerschmettert zwischen den Felsen liegen. Das Fleisch haben sich die Kinder gut schmecken lassen. Und aus diesem Grunde, weil eben das Fleisch noch verwendet werden konnte, ist der Verlust nicht sehr bedeutend, wenngleich er für mich immerhin schmerzlich gewesen ist."

Ein neuer Pflegling.

„Von Ambangulu (einer Plantage am Mashindëi-Berge, wohin ganz Lutindi einen Ausflug gemacht hatte), haben wir ein ungefähr 6jähriges Mädchen mitgebracht. Dasselbe ist von Herrn Bezirksamtmann Meyer in der Nähe von Ambangulu ganz verkommen auf der Straße aufgefunden worden. Es irrte ganz verhungert und mit einer schweren Beinwunde behaftet allein umher. Der Herr Amtmann hatte es zur einstweiligen Pflege dem Leiter der Plantage zugeschickt. Als wir nun dort waren, bat uns Herr Martienßen, das Kind mitzunehmen, weil es auf der Plantage nicht unter genügender Aufsicht sein könne. Die Kleine war auch ganz froh, daß sie mit unseren Kindern ziehen durfte. Herr Martienßen hat es dem Herrn Amtmann angezeigt, und wir hoffen, daß dieser gegen unsere Maßnahme nichts einzuwenden hat.

Das Kind heißt Bahati und ist aus dem Stamme der Wanjamwesi. Seine Eltern sind am Kilimandscharo gestorben. Seitdem ist es mit Karawanen hin- und hergeschleppt und schließlich hier angekommen.

Bahati ist sehr verwahrlost und bedarf, wie leicht zu denken, vieler Erziehung nach jeder Hinsicht. Sie kann es z. B. bisher noch gar nicht begreifen, daß auch Kinder arbeiten müssen. Sie meinte dieser Tage ganz offen und ehrlich, daß Arbeiten sei doch Sache der Tagelöhner."

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. April.)

Nachdem durch das Abkommen vom 21. März eine ziemlich reinliche Teilung des ganzen **Nord-Afrika** zwischen Frankreich und Großbritannien stattgefunden hat, war zu erwarten, daß sich nun auch diejenigen europäischen Staaten zum Wort melden würden, welche an diesem oder jenem Teile Nord-Afrikas ein Interesse haben, oder zu haben glauben.

Die verabredete Grenzlinie erreicht, der Wasserscheide Nil-Kongo folgend, beim 10. oder 11. nördlichen Breitengrade das wüste, Dar For von Wadai trennende Gebiet; von hier aus muß die Grenzlinie beider alten Sultanate erst geographisch festgelegt werden; muß aber ferner nach dem Vertrag jedenfalls zwischen den 21. und 23. östlichen Längengrad (von Greenwich gemessen) fallen. Nördlich Dar For springt die Grenze bis zum 24. Grad nach Osten vor, wendet sich aber dann nach Nordwesten und schneidet den Wendekreis des Krebses beim 16. Grad östlicher Länge. Hier wird die Grenze von Fessan erreicht, welche wohl oder übel respektiert werden mußte.

Ein Blick auf die Karte*) lehrt, daß das französische Gebiet nun Tripolis und Fessan im Westen und Süden vollständig umschließt und infolge dessen sämtliche Handelsstraßen, welche die Küste mit dem westlichen Sudan verbinden, beherrscht. Wenn seither die Araber in den beiden wichtigen Plätzen Ghadames und Rhat die Stützpunkte fanden, um den Handel von Algier, Tunis und Tripolis mit möglichster Vermeidung französischen Gebietes nach dem Gebiet des Tsad-Sees und nach den Haussa-Staaten zu leiten, so müssen sie jetzt alle Wege durch die Franzosen sich abschneiden lassen, und selbst der durch die Libysche Wüste (über Kufra) nach Wadai und Baghirmi endet im französischen Machtbereich. Es wird zwar nicht leicht sein, mit den fanatischen Nomadenstämmen und der unzugänglichen Bevölkerung von Tibesti und Borku fertig zu werden, und es wird voraussichtlich geraume Zeit dauern, bis die französische Oberherrschaft zur thatsächlichen Anerkennung kommen wird. Aber wenn dies Ziel erreicht ist, wird Frankreich den ganzen Handel des westlichen und zentralen Sudan in Händen haben; denn keine Anstrengungen, welche die Besitzer der nichtfranzösischen Teile der Guinea-Küste machen werden, um dagegen aufzukommen, werden imstande sein, den Handel des Sudan von seinen Beziehungen zur Nordküste wieder zu lösen.

Frankreich wird also die bisher noch der türkischen Oberhoheit

*) Die beiden Karten „Nordwestliches Afrika“ (S. 145. 146) und „Nordöstliches Afrika“ (S. 147. 148) in Andrees allg. Handatlas, 4. Aufl. lassen auch die Karawanenwege erkennen. — D. Red.

unterstehenden Länder an der Nordküste vom Hinterlande abschneiden, auf dessen Handelsbeziehungen ihr Wohlstand beruht, und durch diese Umklammerung sich von selbst zufallen sehen.

Es war deshalb zuerst die Hohe Pforte, welche ihre Interessen durch das englisch-französische Abkommen ernstlich gefährdet sah und deshalb zu protestieren sich anschickte, indem sie sich auf ihre im Jahre 1890 geltend gemachten Rechte bezüglich des Hinterlandes von Tripolis bis über den Tsad-See berief. Sie wurde mit dem Versprechen abgespeist, daß an den Handelsfreiheiten nichts geändert wurde, und wird sich damit begnügen müssen.

Aber auch Italien hat schon lange ein Auge auf Tripolis geworfen und manche Opfer dafür gebracht. Es fürchtete, durch den Vertrag um seine Hoffnungen betrogen zu werden; die hierdurch hervorgerufene Erregung führte zu einer Interpellation des Ministeriums in der Kammer, welche nach mehrwöchentlicher Vertagung am 24. April durch den Minister des Auswärtigen Canevaro dahin beantwortet wurde, daß auf diesbezügliche Anfragen bei den beteiligten Mächten der Regierung die Versicherungen gegeben seien, daß 1. weder jetzt noch in Zukunft irgend eine Unternehmung Frankreichs oder Englands gegen Tripolis zu befürchten sei, und 2. nichts geschehen werde, was die Handelsbeziehungen zwischen den Gebieten von Tripolis und Zentral-Afrika unterbinden könnte. Das sind schöne Worte, welche an den natürlichen Folgen des durch den Vertrag angebahnten Besitzstandes nichts ändern werden. Aber Italien muß sich in das Unabwendbare fügen, so gut wie die Türkei. Der Blick auf Tripolis wird aber in Zukunft nicht dazu beitragen, das Verhältnis zwischen Frankreich und Italien besonders günstig zu gestalten.

Aber auch für Deutschland ist der Vertrag nicht so ganz gleichgiltig. Es wurde von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, daß er, als eine Ergänzung zu dem Vertrage vom 14. Juni 1898 abgefaßt, auch die Verletzung der deutschen Anrechte auf Gandu durch diese Konvention wieder in Erinnerung bringen müsse; es ist aber andererseits auch darauf aufmerksam gemacht worden, daß sich Deutschland nicht gänzlich die Verbindung von Adamaua mit dem Mittelmeer dürfe abschneiden lassen und deshalb auf Handelsfreiheit zwischen beiden und auf Gewinnung eines Handelsplatzes am Nordufer des Tsad-Sees sein Bestreben richten müsse.

Leichter als den Franzosen wird es den Engländern werden, sich ihren Besitz nutzbar zu machen, und wenn sie im jetzigen Tempo fortfahren, ihre Eisenbahnen zu bauen, werden sie früher durch Dar For das französische Wadai erreichen, als die Franzosen ihr Gebiet mit Schienenwegen aufzuschließen vermögen. Die längst geplante Sahara-Bahn wird allerdings wieder stark in den Vordergrund geschoben und scheint nicht so ganz aussichtslos zu sein; aber bei den ungeheuren Kosten und Schwierigkeiten, welche ihrem Bau entgegenstehen, ist an eine schnelle Ausführung nicht zu denken.

Im östlichen Sudan schreitet die Eisenbahnlinie nach Khartum täglich um 180 m vorwärts. Man denkt, die Stadt im November zu erreichen, da man bereits gegen 100 Kilometer über die Atbara-Mündung hinausgekommen ist. Die erwünschte Beschleunigung ließ sogar die Lieferung der Atbara-Brücke an eine ausländische (amerikanische) Firma vergeben, da diese weit kürzere Zeit zur Herstellung benötigt, als die englischen Fabriken. Von Khartum soll aber nicht nur die Telegraphenlinie, sondern auch die Eisenbahn am blauen Nil hinauf nach Abu Harras weiter geführt werden, um von hier nach Gedaref und Kassala sich weiter auszudehnen und durch das durch Junkers Reise wohlbekannte Chor Baraka die Küste des Roten Meeres bei Suakin zu erreichen. Die Linie Berber-Suakin ist damit endgiltig aufgegeben, da durch die neue Linie fruchtbare Landschaften aufgeschlossen werden, welche wohl imstande sind, ihre Getreidevorräte an die bedürftigen Gegenden des Sudan abzugeben. Eine Reise, welche der Sirdar von Khartum über Kassala nach Suakin unternommen hat, dient zweifelsohne der Durchführung einer flüchtigen Landesaufnahme für die geplante Telegraphen- und Eisenbahn-Linie. Selbstredend wird auch eine Telegraphenverbindung mit Faschoda und Sobat hergestellt werden.

Der Khalifa soll, wie Gefangene erzählen, in beständiger Fehde mit den westlichen Stämmen von Dar For und Kordofan liegen. Achmed Fadil ist mit einer Handvoll Getreuer zu ihm gestoßen; aber sein eigener Sohn Scheich-el-Din soll geneigt sein, sich den Engländern zu ergeben und sich deshalb bemühen, seinen Vater zu überreden, daß er den Widerstand aufgebe.

Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß die britischen Truppen aus dem ungesunden Omdurman nach Halfijeh — und vielleicht mit der Zeit noch weiter — zurückgezogen und die ägyptischen beauftragt wurden, gegen den Khalifa vorzugehen.

Aus **Abessinien** wird Marchands Ankunft in Addis Abeba am 11. März gemeldet. Ende April gedachte er in Djibuti zu sein, wo am 14. oder 16. der Dampfer Assas eintreffen sollte, um ihm die wohlverdiente Ernennung zum Kommandeur der Ehrenlegion zu überbringen und ihn sodann nach Marseille überzuführen. In Djibuti ist mit dem Eintreffen von Verstärkungen wieder Ruhe eingetreten, nachdem einige fortifikatorische Maßregeln hinreichende Sicherheit garantieren.

Immer bestimmter treten die Gerüchte auf, welche Rußland mit Italiens Hilfe festeren Fuß am Roten Meere fassen lassen. Man spricht davon, daß letzteres Rußlands Beistimmung zu seinen Plänen in Ostasien durch eine Kompensation in Afrika (Raheita) erkaufen wolle, und daß der Negus im Begriff stehe, einen russischen Obersten (Aschinoff) zum Oberkommandanten seiner Armee zu machen. Englische Zeitungen wollen sogar wissen, daß Rußland dem Negus sehr bedeutende Geschenke an Waffen gemacht habe und Frankreich immer mehr aus seiner Stellung verdränge. Alle aus dieser Quelle

fließenden Nachrichten müssen aber mit großer Vorsicht aufgenommen werden.

Der neuesten Nachricht, daß Macdonald am 3. April in Aden eingetroffen sei, und am 5. bereits mit seinen Begleitern sich nach England eingeschifft habe, ist zur Erklärung des Abbrechens seiner Expedition hinzuzufügen, daß er mehrfach auf abessinische Banden gestoßen ist und wohl ernsteren Konflikten ausweichen wollte. Die Auseinandersetzung über die Besitzrechte bezüglich der Gebiete zwischen Rudolph-See und Nil kann wohl klügererweise der Diplomatie überlassen werden, nachdem Macdonald zur genüge festgestellt hat, daß eine thatsächliche Besitzergreifung durch Abessinien bisher nicht stattgefunden hat.

Zur selben Zeit, als der Besuch Cecil Rhodes' in Berlin die Frage der Zentralbahn in **Deutsch-Ost-Afrika** aufs neue angeregt hat, um sie hoffentlich ihrer baldigen Lösung zuzuführen, hat auch Dr. Oechelhäuser eine Denkschrift veröffentlicht, in welcher er auf das energischste für den Bahnbau eintritt. Er entwickelt darin ähnliche Gedanken, wie sie in den Berichten der „Afrika" angedeutet wurden, über die großen Gefahren, welche unserem Schutzgebiete durch die Umgarnung mit guten Verkehrslinien bereits erwachsen sind und immer drohender werden, je mehr diese sich ihrer Vollendung und dem Zusammenschluß nähern. Er weist darauf hin, daß die Elfenbeinausfuhr uns bereits durch den rührigeren Kongo-Staat gänzlich entzogen worden ist, und daß nur der möglichst beschleunigte Bau einer Zentralbahn die Gefahr abwenden kann, daß uns die Ausbeutung des Hinterlandes unserer Kolonie vollständig entzogen wird. Es ist notwendig, dies immer und immer wieder mit Nachdruck zu betonen, um die deutsche Schwerfälligkeit bis zu dem Entschluß zu überwinden, den uns das eigene Urteil und unsere nationale Ehre gebietet.

Höchst ungünstig sind ja im übrigen die in fast ununterbrochener Reihe einander folgenden Plagen, welche große Teile unserer Kolonie treffen. Die Dürre dieses Jahres wirkt nicht nur durch die daraus folgende Hungersnot, welcher die Regierung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu steuern sucht, auf die Bevölkerung, sondern verderblich auch auf die Plantagen; und wenn man auch dem Unkengeschrei, welches bei solcher Gelegenheit immer erhoben zu werden pflegt, nicht allzusehr sein Ohr leihen und den Mut sich rauben lassen darf, so ist doch anzunehmen, daß mancher schwere Schaden sich fühlbar machen wird.

Erfreulich ist der Fortschritt der Arbeiten bei der Zucker- und Rum-Fabrik der Pangani-Gesellschaft. Die Gebäude sind so weit gefördert, daß die Maschinen, wenn der Segler sie bringt, montiert werden können. Zugleich hat die Regierung die Anlage eines Grundbuches für das Pangani-Thal ins Auge gefaßt. Es ist zu hoffen, daß durch bezügliche Bestimmungen der fabrizierte Rum, welcher ja hochwillkommen zur Versorgung des Vaterlandes ist, nicht durch

den Handel den Eingeborenen zugeführt werde. Ohne Zweifel wird sich auch die in Brüssel zusammengetretene Konferenz, die den Artikel XCII der Brüsseler Akte zu revidieren hat, mit dieser für das Wohl der Eingeborenen wichtigen Frage beschäftigen.

Während die deutschen Bankhäuser sich zu dem Projekt Cecil Rhodes' verhältnismäßig günstig gestellt haben, hat er in Belgien offenbar gar kein Entgegenkommen gefunden, und auch in England möchte wohl der in Deutschland — wenn auch nicht bereits erzielte — doch in Aussicht gestellte Erfolg ihm wenig geholfen haben, um die Stimmung für ihn günstiger zu gestalten, als sie vor seiner Abreise war. Wenngleich die Regierung seinen Plänen im Prinzip nicht abgeneigt zu sein scheint, wurde sie doch durch die kühle Haltung, welche im allgemeinen ihnen entgegenbracht wird, abgehalten, bindende Versprechungen zu machen. Wirft man ihm doch nicht mit Unrecht vor, daß er als Staatsmann im Grunde genommen wenig geleistet, überall die erworbenen Gebiete als Beute den Händen von Kapitalisten-Ringen, Aktien-Gesellschaften und Millionären überliefert und dem kleinen Kolonisten gar keine Aussichten eröffnet habe. Zudem verübelt man ihm, daß er in Deutschland den Bau der Centralbahn in Anregung gebracht und dadurch die Mombaßa-Uganda-Bahn entwertet habe; woraus man übrigens auf die Bedeutung der ersteren schließen kann.

Bei solcher Stimmung ist es verständlich, daß man sich wohl mit dem Bau einer Bahn nach Gwanda und den Kohlenfeldern von Tuli, nahe der Grenze von Transvaal, befreunden konnte, denn sie verspricht baldigen Gewinn, daß die Regierung aber nicht für neu zu erbauende, sondern nur für bereits bestehende Strecken eine Zinsgarantie übernehmen wollte. Trotzdem soll die Fortführung der Hauptlinie von Buluwayo nach Gwelo und weiter nördlich bis Mafungo und dem Buzi-Berge gesichert und durch 3prozentige Obligationen gedeckt sein. Von den erforderlichen 600000 Pfund übernimmt die Rhodesische Gesellschaft 500000. Nach anderer Mitteilung sollen sogar von den 2 Millionen Pfund, welche Rhodes gebraucht, um den Tanganjka zu erreichen, bereits 1600000 gesichert sein, so daß er am 2. Mai der Generalversammlung der Chartered-Co. die Eröffnung zu machen gedenkt, daß das Bahnprojekt — sei es ohne, sei es mit Garantie — gesichert ist.

Indessen wird gegen seine Unternehmungen — insbesondere die Telegraphenlinie — Stimmung gemacht durch den Hinweis auf die zahlreichen Störungen, welche der Betrieb auf der Linie von Rhodesia zu erleiden gehabt habe. Allerdings ist es ein bischen viel, wenn thatsächlich die 780 englische Meilen von Blantyre bis Buluwayo vom 1. Januar bis Ende März 46 Störungen gehabt und wenn diese immer einen vollen Tag gewährt haben sollten. Man kann daraus aber nicht folgern, daß der ganze transafrikanische Telegraph nicht brauchbar sein werde. Die Ursachen der Störungen werden ja nicht mitgeteilt; warum sollten sie nicht zu überwinden

und warum diese Linie weniger brauchbar sein, als andere durch nicht besser kultivierte Gegenden Afrikas gelegte?

Es muß hier schließlich noch eines neuen Planes Rhodes' gedacht werden, nämlich des Baues einer Zweigbahn von der portugiesischen Westküste, woselbst ein großer Hafen (an der Mündung des Kunene) angelegt werden soll, bis nach Buluwayo. Auch hiefür soll das Kapital schon aufgebracht sein. Die Pläne von Eisenbahnen in Angola mehren sich zusehends; vielleicht kommt auch einmal einer zur Ausführung.

In **Transvaal** fährt Präsident Krüger und seine Regierung fort, sich einer tadellosen Haltung zu befleißigen. Wenn man sie mit der des britischen Kolonialministers vergleicht, kann man keinen Augenblick im Zweifel sein, wo der ehrliche gute Wille zu suchen ist. Wenn der greise Bur dabei die Klugheit und Vorsicht nicht außer Augen läßt, ist er nicht zu tadeln. Nachdem er in Rustenburg und Heidelberg gesprochen, begab er sich am 1. April nach Johannesburg selbst, das ihn in festlichem Schmuck jubelnd empfing, nachdem am 27. März die Johannesburger eine von 21000 britischen Unterthanen Transvaals unterzeichnete Petition an die Königin Viktoria, um ihren Schutz gegen die Regierung anzurufen, dem britischen Agenten in Pretoria überreicht hatten. Er sprach ausführlich über die das Land bewegenden Fragen und gab seinem festen Willen lebhaften Ausdruck, abzuhelfen, wo berechtigte Klagen vorlägen. Vor allem zeigte er sich auch durchaus nicht abgeneigt, eine kürzere Frist für Erlangung des Bürgerrechts bei dem Volksraad zu beantragen. Wenn er dessen Gewährung aber von dem gleichzeitigen Aufgeben der alten Nationalität und von der Unterordnung unter die Gesetze und Behörden abhängig machte, so muß man ihm hierin beistimmen.

Die Partei der Friedliebenden scheint aber in Johannesburg den Hetzern gegenüber auch an Terrain zu gewinnen, denn es ist jetzt eine an die Regierung der Südafrikanischen Republik gerichtete Petition in Umlauf gesetzt und von Tausenden unterzeichnet worden, welche sich direkt gegen die erstgenannte Petition richtet, deren Behauptung, daß es in Transvaal keine Sicherheit für Leben und Eigentum gebe, für unrichtig und die Intervention irgend einer fremden Macht und besonders die der englischen Regierung für unnötig erklärt.

Auch scheint das Entgegenkommen der Regierung eine Verständigung mit den Vertretern der Minen-Industrie zu erzielen. Die persönlichen Verhandlungen des Staatssekretärs Reitz mit dem Präsidenten der Minenkammer haben zu einer Einladung der Vertreter nach Pretoria geführt, um die schwebenden Angelegenheiten freundschaftlich zu erledigen.

Wenn diesen Bemühungen gegenüber, die inneren Schwierigkeiten zu beseitigen, Chamberlain von nicht gehaltenen Versprechungen spricht, und wenn er die Rüstungen der Republik,

welche durch die drohende Vergewaltigung durch England überhaupt erst herbeigeführt wurden, als eine Bedrohung der Kapkolonie hinstellt, so ist diese Begründung der Truppenanhäufung und der Etablierung befestigter Lager an den Grenzen Transvaals wahrscheinlich dem Minister selbst wenig glaubwürdig.

Ein weiterer engerer Zusammenschluß der beiden Buren-Staaten ist indessen durch ein Abkommen für ein wechselseitiges Stimmrecht gefördert worden.

Für **Deutsch-Südwest-Afrika** hat sich nun auch eine rein Deutsche Land- und Bergbau-Gesellschaft gebildet, welche die im Gebiet von Gibeon von Hendrik Witbooi ihr gewährten Rechte auszubeuten gedenkt. Diese Thatsache ist um so erfreulicher, als die beiden englischen Gesellschaften, welche im deutschen Schutzgebiete Rechte erworben haben, sich jetzt vereinigt und dadurch wesentlich an Bedeutung und Einfluß auf die Entwickelung gewonnen haben. Es ist zu erwarten, daß die neue Gesellschaft eine gründlichere Untersuchung auf Mineralien einleiten wird, als sie bisher zur Durchführung kam, und daß dadurch die bergmännische Ausbeutung der Kolonie endlich mit Energie in Angriff genommen werden wird.

Hand in Hand hiermit wird die Eisenbahn zu arbeiten haben, und dies rückt die verschiedenen diesbezüglichen Projekte mehr in den Vordergrund. Gelegentlich seines Besuches in Berlin ward Cecil Rhodes auch die Absicht untergeschoben, eine Eisenbahn von Walfischbai nach Buluwayo anzulegen. Thatsächlich ist er aber an einer solchen Linie nur insoweit interessiert, als er an der South West Afrikan Company indirekt beteiligt ist. Ihr Bau wird vielmehr von dieser geplant im Interesse der Kupferreviere; die deutschen Interessen weisen aber, falls er ernstlich ins Auge gefaßt werden sollte, auf Swakopmund als Anfangs- und auf Pretoria als Endpunkt einer solchen Bahnlinie hin, um die kürzeste Verbindung mit Lourenço Marquez herzustellen.

Gegen die Eisenbahn Swakopmund-Windhoek wurde, wie erwähnt, von Geschäftsleuten, welche ihre Interessen durch sie gefährdet glaubten, protestiert. Nachdem hiermit nichts erreicht wurde, scheint man neuerdings zu dem Mittel zu greifen, das Ansehen der Bahn zu untergraben, indem man die Bauausführung in jeder Weise bemängelt. Es ist nicht anzunehmen, daß man seitens der Eisenbahnbrigade Offiziere mit der Arbeit betraut haben sollte, welche ihr nicht gewachsen wären, und man darf deshalb wohl die Fertigstellung mit Ruhe abwarten. Daß bei den schwierigen Gelände- und Klima-Verhältnissen und der Notwendigkeit, binnen kürzester Frist die erste dürrste Strecke zu überwinden, um hier Zugtiere entbehrlich zu machen, nicht so vollkommen allen technischen Anforderungen entsprochen werden konnte, als bei dem jahrelang vorbereiteten Bau einer Vollbahn im Vaterlande, das braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Einen solchen Maßstab wird

aber auch kein Vernünftiger an die afrikanische Baiweg-Bahn anlegen wollen.

Die Telegraphen-Frage ist nun endlich auch gelöst, indem die Verbindung mit dem Seekabel von Kapstadt nach Portugiesisch-West-Afrika in kurzem hergestellt werden soll. Es werden nächstdem die wichtigsten Binnenland-Telegraphenlinien schleunigst gebaut werden müssen. Auch von einem großen Staudamm wird erfreulicherweise berichtet, welcher durch die Regierung mitten in dem der Siedelungs-Gesellschaft gehörenden Gebiet zum Betriebe für kleine Ansiedler erbaut wird. Hoffentlich werden damit so gute Erfolge erzielt, daß weitere derartige Anlagen bald nachfolgen.

Eine erste landwirtschaftliche Ausstellung soll am 1. Juni in Windhoek stattfinden, auf welcher selbstgezüchtete Zuchttiere und Erzeugnisse des Gartenbaus prämiiert werden. Den jungen Mädchen, die kürzlich nach Süd-West-Afrika gereist sind, werden voraussichtlich baldigst andere folgen können, da für mehrere bereits verlobte Ersatz zu schaffen ist und auch noch weitere Ansiedlerfamilien nach solchen verlangen. Die von den Überführten einlaufenden Nachrichten lauten sehr befriedigend; dahingegen laufen Klagen aus Gibeon und Grootfontein ein über die Höhe der von der Regierung verlangten Landpreise und Landpacht. Man kann dem nicht Unrecht geben, wenn die Angabe auf Wahrheit beruht, daß ein □m Gartenland für einen früheren Reiter 25, für einen Anderen aber 50 Pfennig Kaufgeld kostet.

Der **Kongo-Staat** schickt sich, wie vorauszusehen war, an, den englisch-kongostaatlichen Vertrag vom 12. Mai 1894 in Wirksamkeit zu setzen. Die belgischen Zeitungen stellen es als ganz selbstverständlich hin, daß das Gebiet des Bahr-el-Ghazal nun in den Kongostaat einverleibt wird, nachdem das Reich des Mahdi durch die kongostaatlichen (diese stellen sie mit selbstbewußtem Behagen voran) und englischen Siege (Ägyptens Truppen bedürfen keiner Erwähnung mehr) zerschmettert worden ist. Man gedenkt eine große Handelsgesellschaft ähnlich der Chartered-Company ins Leben zu rufen, die, mit souveränen Rechten ausgestattet, die Verwaltung der neuen Provinz übernehmen soll. Man hält dies für weit zweckdienlicher, als eine militärische Expedition, zu der man bei den Verhältnissen am oberen Kongo wohl auch nicht Kräfte und Mittel haben würde.

Nachdem es einem Mechaniker, Namens Olsen, gelungen war, mit geringen Mitteln eine Fahrrinne in den Kuango-Fällen bei Kingunschi herzustellen, welche er mit seinem Dampfer bei Hochwasser passieren konnte, soll jetzt eine auch bei niedrigerem Wasserstande fahrbare Rinne geöffnet werden, zu welchem Zweck drei Felsbarrieren auf 20 Meter Breite und 150 Meter Länge zu durchbrechen sind.

Die Einnahmen der Kongobahn betrugen im Juli 1898 ca. 527, im August 801, im September 992, im Oktober 849, im November 753 Tausend Francs.

Die Expedition des Hauptmann v. Kamptz (s. S. 104) im Hinterlande von **Kamerun** hat bisher einen außerordentlich günstigen Verlauf genommen. Er brach am 20. Januar zur Verfolgung des neuen Königs auf und erreichte seine Krieger vor Ngutte. Sie hatten einen Hinterhalt gelegt, welchen aber die Schutztruppe rechtzeitig entdeckte und umging. Die Wute wurden im Kampfe beinahe aufgerieben, die nach Ngutte Geflohenen zwei Tage später vertrieben. Die Schutztruppe verlor 2 Tote und 6 Verwundete. Hierauf ging v. Kamptz gegen den zu den Watare geflohenen Teil der Wute vor und sprengte ihn nach kurzem Kampfe aus einander. Die Wute baten nun um Frieden, der ihnen nach Auslieferung aller Hinterlader (auffallenderweise besaßen sie solche M. 88) nebst Munition und Auferlegung einer Strafe in Vieh und Landesprodukten bewilligt wurde. In Ngutte-Stadt soll nun dauernd eine Station errichtet werden (es befand sich hier die frühere Regierungsstation Kaiser-Wilhelmsburg); bis Ende März wollte v. Kamptz im Wute-Gebiet weilen.

Nachdem in so glücklicher und überaus geschickter Weise die Vorhut der mohammedanischen Fulbe-Staaten zu Boden geworfen ist, wird die zweite, voraussichtlich viel schwerere Aufgabe zu lösen sein, den mächtigen Sultan von Tibati zu besiegen. Hierzu äußert sich Dr. Passarge in der „Deutschen Kolonialzeitung" (Nummer 16 und 17) und giebt für den Krieg mit Tibati einige beherzigenswerte Winke. Es ist damit zu rechnen, daß der neue Gegner vor allem seine zahlreiche und gut berittene Reiterei entgegenstellen wird. Gegen diese bedarf es nicht nur einer wesentlichen Vermehrung der deutschen Streitkräfte (Passarge verlangt 800 Mann), sondern auch der Schaffung einer Reiterei. Pferde, meint der Autor, werde man am besten im Hinterlande selbst beschaffen resp. erbeuten; Reiter aber müßten immerhin erst geschaffen, d. h. aus der Heimat hinübergesandt werden. Eine große Hilfe soll man von den eingeborenen Heidenstämmen gewinnen können, welche nur widerwillig das Joch der Fulbe ertrügen und durchaus geeignet seien, um als Hilfstruppen Verwendung zu finden. Jedenfalls wird man eine sorgfältige Vorbereitung des neuen Feldzuges nicht außer Augen setzen und keine Opfer scheuen dürfen, um den Widerstand schnell und gründlich zu brechen und nicht in einen endlosen Guerilla-Krieg ausarten zu lassen.

Alle sonstigen Nachrichten aus der Kolonie lauten günstig. Der Schmuggel nach Alt-Kalabar ist durch Errichtung von zwei Zollposten an der Grenze beseitigt worden; durch Anlage von Wegen rings um die Stationen wird der Verkehr erleichtert; der Handel ins Hinterland von Jaunde nimmt mit der ruhigen Entwickelung und Erschließung des Landes einen gewaltigen Aufschwung, und die Viehzucht scheint überall mit Glück und Geschick betrieben zu werden. Die Kakao-Plantagen, neuerdings auch am südlichsten Teil der Küste (Campo) angelegt, entwickeln sich zur vollsten Zufriedenheit, und

ausländische Stimmen äußern die Ansicht, daß binnen kurzem Deutschland seinen ganzen Bedarf an Kakao aus Kamerun werde decken können. Dann wird man wohl nicht mehr von Unrentabilität dieser Kolonie reden können.

Am 6. April ist die erste große Expedition der Süd-Kamerun-Gesellschaft unter Leitung des Direktors W. Langheld von Antwerpen abgefahren. Die Gesellschaft hat bereits zwei kleine Dampfer auf deutschen Werften für ihren Verkehr im Kongobecken bestellt, und hiermit wird dem durch den Gouverneur v. Puttkamer festgestellten Übelstand abgeholfen werden, daß trotz der zahlreichen auf dem Kongo verkehrenden Dampfer immer Not daran ist; es wird aber auch ein Regierungsdampfer beschafft werden müssen, um die amtlichen Transporte zu versehen und dem Bezirkschef zur Verfügung zu stehen.

Die Art und Weise, wie sich unsere westlichen Nachbaren, die Engländer, zum **Togo-Gebiet** stellen, giebt zu immer neuen Klagen Veranlassung. Sie benützen jeden ihnen günstigen Umstand, um die Kolonie des Handels mit dem Hinterlande zu berauben und haben es dadurch, wie H. Seidel in der „Deutschen Kolonialzeitung" ausführt, erreicht, daß der unter so guten Aussichten aufblühende Handel von Kete-Kratschi völlig vernichtet wurde. Sie überschwemmten mit ihren Händlern das Land, um allen Gummi aufzukaufen, und gestatteten andererseits den auf dem Volta heraufkommenden Produkten nur die Landung am rechten — englischen — Ufer, um dann bei der Überfahrt nach Kete-Kratschi einen so hohen Fährzoll zu erheben, daß der Handel nicht mehr lohnt. Auf diese Weise ziehen sie diesen ganz auf ihr Gebiet hinüber, und um uns das Hinterland ganz abzuschneiden, machen sie immer neue Versuche, sich dort festzusetzen. Ende März ist eine starke Expedition mit einem Detachement Haußa-Soldaten von der Küste aufgebrochen, um in Gambaga eine Station zu gründen und diese telegraphisch mit der Küste zu verbinden. Muß sich denn Deutschland das alles stillschweigend gefallen lassen?

In **Benin** wird zur Zeit eine Straf-Expedition betrieben gegen die Häuptlinge Ologboscheri und Abohun, deren erster der Anstifter der Metzelei gewesen sein soll. Mit 200 Mann, einem Siebenpfünder, einer Maschinenkanone und einer Raketenbatterie wird der Major Carter (Zweit-Kommandierender der Protektorats-Truppen) nach einer Stadt Idumo aufbrechen, wo die Häuptlinge eine feste Stellung mit 400 Kriegern inne haben.

Die Unruhen im Hinterlande der **Goldküste** am Cavally sind immer noch im Zunehmen. Es wurde eine Kompagnie von Gr. Bassam abgeschickt, welche nach siegreichem Gefecht das Dorf Blidura einnahm, wohin die Rebellen geflohen waren.

Geographische Nachrichten.

Leutnant Mizon ist am 22. März in Mayotte gestorben, bevor er den Gouverneursposten in Djibuti noch antreten konnte.

Die Expedition Foureau hat am 6. Januar Assattakha (25° 19′ N, 5° 16′ 12″ O) und am 20. Januar Tadent erreicht, dessen Lage von dem Reisenden auf 23° N, 5° 30′ O angegeben wird. Von hier ging sie am 27. Januar nach In-Azaua (Asin), wo sie am 2. Februar eintraf. Bis zur Oase Aïr blieben ihr also nur noch etwa 7 Marschtage; ein Tuaregg-Angriff ist nicht vorgekommen und die Nachricht hiervon durch ein am 24. März in Paris eingelaufenes (am 11. Februar in In-Azaua abgegangenes) Telegramm widerlegt. Die Expedition soll den Versuch machen, sich am Tsad-See mit Gentil und einer Expedition Voullet, welche aus dem französischen Sudan kommt, zu vereinigen. Das wird angesichts der feindlichen Haltung des Rabah bezw. des Hayata kaum ausführbar sein.

Der Congrès géographique der französischen Gesellschaften hat einstimmig im Interesse der Transsahara-Bahn die Wünsche ausgesprochen, die Oase Tuat zu okkupieren, den Weg von da nach Timbuktu zum Studium der Wasserverhältnisse zu nivellieren und einen zweiten Weg vom Tsad-See aus zu suchen zum Vergleich mit dem nach Timbuktu.

Béhagle schreibt von Gribingui am 19. November 1898 über zwei Reisen nach Baghirmi, wobei er den Lauf des Gribingui und des Schari bis Kuno (10° N) aufgenommen hat.

Zur topographischen Aufnahme des französischen Kongo wird eine Kommission unter Eskadronchef Gendron am 11. Mai von Bordeaux abgehen.

Dr. Richard Kandt befand sich Anfang Jaunar d. Js. in Kitebe am Russissi und wollte von hier aus das Gebiet des Kivu-Sees erforschen.

„Die Wahrheit über den Notstand in Deutsch-Ostafrika“

ist der Aufsatz überschrieben, den das „Deutsche Kolonialblatt, Amtsblatt für die Schutzgebiete des Deutschen Reiches“ in seiner Nummer 8 vom 15. April cr. unter den „Nachrichten aus den deutschen Schutzgebieten“ an erster Stelle bringt und damit besonders hervorhebt. Der Aufsatz ist der Nummer 2 der „Deutsch-Ost-Afrikanischen Zeitung“ entnommen. Er beschäftigt sich mit einem Briefe des Missionar Liebau, der seine „Eltern, Freunde und Bekannten“ um Hilfe für die hungernden Wasaramo, unter denen er auf der Station Kisserawe arbeitet, bittet. Der Artikelschreiber kann weder umhin die uneigennützige Absicht des Herrn Missionar Liebau anzuerkennen,

noch zuzugeben, „daß, wenn auch nicht im Lande, so doch in einzelnen Teilen desselben, sei es nun infolge von Heuschrecken oder einer ausbleibenden Regenperiode zeitweise Nahrungsmangel eintritt." Aber „wer essen will, soll auch arbeiten" und „die Arbeit ist den Eingeborenen bei ihrer Trägheit . . . ein unwillkommenes Ding, und man geht nicht zu weit mit der Behauptung, daß dieselben lieber hungern als arbeiten," wofür der Herr Verfasser einige Beispiele anführt, indem er sagt: „Es ist vorgekommen, daß ein Jumbe mit seinen Leuten zu Regierungsvertretern mit der Bitte um Essen gekommen ist, sich jedoch, nachdem er kurze Zeit zu entsprechenden Arbeitsleistungen herangezogen wurde, samt seinem Anhang aus dem Staube machte. Erst vorgestern erschien bei dem Baumeister Günter ein Schwarzer und bettelte um Nahrung, rückte aber, als er sich dieselbe durch eine verhältnismäßig leichte Arbeit verdienen sollte, nach den ersten Versuchen aus. — Und woher kommt es, daß von der Pflanzervereinigung etwa 1500 Arbeiter mit so wenig Erfolg gesucht wurden, und Träger für Karawanen so schwer erhältlich sind?"

Der Artikelschreiber beruft sich dann auf einen ungenannten Regierungsbeamten, der sich dahin geäußert habe, „es würde viel schlimmer gemacht, als es in Wirklichkeit ist." Und macht es dem Herrn Missionar Liebau zum schweren Vorwurf, daß „in der Nähe von Kisserawe die öffentlichen Straßen völlig verwachsen seien" und er in seinem Briefe über die Restaurierung kein Wort sage.

„So lange die äußerst anspruchslosen Eingeborenen noch Wurzeln zur Nahrung haben, und wenn das Suchen derselben auch mühevoll ist, werden sie nicht verhungern, und bei der großen Auswahl verschiedener Sorten kann auch die ‚giftig' sein sollende Wurzel wohl gemieden werden." Missionar Liebau hat nämlich in seinem Briefe gesagt: „Von dem Genuß der Undudusuppe schwellen besonders die Füße an, so daß die Speise direkt gesundheitsschädlich genannt werden muß."

Weiter bemängelt der Artikelschreiber, daß Missionar Liebau an seine Wasaramo einen zu reichlichen Arbeitslohn zahle, was er um so mehr tadelt, „da in dem benachbarten Kola alle Lebensmittel zu normalen Preisen erhältlich sind."

Der Aufsatz schließt mit folgendem nicht nur inhaltlich, sondern auch formell höchst beachtenswerten Satze: „Aus dem Gesagten geht hervor, daß der geringe Nutzen, den derartige, wenn auch vielleicht gut gemeinte, aber krasse, in ihrer Einseitigkeit und Unvollkommenheit leicht mißzuverstehende Veröffentlichungen zeitigen, nicht im Verhältnis zu dem Schaden steht, den sie bei mit den hiesigen Verhältnissen nicht Vertrauten anrichten, indem sie dazu angethan sind, nicht nur bei dem von Natur aus vorsichtigen Deutschen im allgemeinen, sondern auch selbst bei Freunden unserer kolonialen Bestrebungen unnötige und in ihrer Konsequenz unserer Kolonie schädliche Bedenken zu erregen."

Wer diesen Artikel liest, der muß denken: es ist doch unverantwortlich, bei solcher Sachlage über eine Hungersnot im Küstengebiete von Deutsch-Ost-Afrika zu schreiben. Wie kann Missionar Liebau so herzbeweglich das Mitleid seiner Verwandten und Bekannten anrufen! Wie kann Herr Pastor von Bodelschwingh mit seinem Flugblatt „Brot für Steine" die Barmherzigkeit weitester Kreise in Anspruch nehmen! Wie kann der Evangelische Afrika-Verein einen „Aufruf zur Linderung der Hungersnot in Deutsch-Ostafrika" versenden! Wie kann gar die englische Universitäten-Mission in England für die Hungernden in Deutsch-Ost-Afrika sich außerordentliche Gaben erbitten!*) Es ist in der That ein schwerer Vorwurf, den der Artikelschreiber der „Deutsch-Ost-Afrikanischen Zeitung" gegen alle erhebt, welche zur Linderung der Hungersnot besondere Unterstützungen erbitten, daß „es viel schlimmer gemacht wird, als es in Wirklichkeit ist". Und der Vorwurf wiegt um so schwerer, als auch das amtliche Organ unserer Kolonial-Verwaltung sich denselben aneignet.

Aber der Vorwurf trifft nicht. Er ist insonderheit in bezug auf Usaramo erhoben. Und gerade für Usaramo entspricht er der Wahrheit nicht. Denn es steht leider fest, daß in Usaramo Menschen am Hungertode gestorben sind, wie Missionar Liebau in einem späteren Briefe in die Heimat berichtet hat. Und dasselbe meldet die Universitäten-Mission aus Bondëi. („Central-Afrika" 1899, S. 69, 70). Aber vielleicht finden sich die „Deutsch-Ost-Afrikanische Zeitung" und das amtliche „Deutsche Kolonialblatt" auch mit dieser traurigen Thatsache dadurch ab, daß sie sagen: Das ist wieder „eine, wenn auch vielleicht gut gemeinte, aber krasse, in ihrer Einseitigkeit und Unvollkommenheit leicht mißzuverstehende Veröffentlichung".

Vor mir liegt nun weiter ein Brief aus Lutindi von Diakon Bokermann, dem Vorsteher unserer Sklavenfreistätte, datiert vom 15. März cr. Mit dem Bewußtsein, damit unter das Urteil der beiden genannten Blätter zu fallen, „bei unseren Landsleuten, welche unsere Kolonie nicht aus eigener Anschauung kennen, ein völlig falsches Bild entstehen zu lassen," teile ich aus diesem Briefe hier die Stelle mit, die sich auf den Notstand in der Umgegend von Lutindi bezieht:

„Seit einer Woche hat die drückende Hitze etwas abgenommen. Auch zogen mächtige schwarze Gewitterwolken über Usambara hinweg. Aber zu unserem großen Schmerz zogen sie stets an Lutindi vorbei. Im Norden, in Mlalo und Umgegend, haben sie in den letzten beiden Monaten ziemlich viel Regen gehabt, so daß sie pflanzen konnten und gegen Ende dieses Monats auf eine Maisernte hoffen dürfen. Hier im Süden hingegen sieht es trostlos aus:

*) Vgl. „Central-Afrika," das Organ der Universitäten-Mission, Nummer 1 und 5 des laufenden Jahrgangs.

kein Tau, kein Nebel, kein Regen und dabei die sengenden Strahlen der glühenden Sonne! Wie oft standen wir in diesen Tagen auf unserem Hügel und verfolgten die Richtung der heranziehenden Gewitterwolken! Und jedesmal kam dann ein Seufzer von allen Lippen, wenn der Wind wieder eine andere Richtung annahm und das Gewitter vorbeitrieb! Von den ganzen Aussaaten haben wir nichts ernten können außer hin und wieder einen Kohlkopf oder Maiskolben. Wir hatten ein schönes Stück Land mit Reis und Weizen bestellt; beides stand prächtig, da dies Thal stets noch Feuchtigkeit hielt. Schon standen beide Felder in vollen Ähren; da war die Feuchtigkeit der Erde verzehrt und nach wenigen Tagen war das Stroh vollständig schwarz und dürr. Wie oft haben wir Versuche mit Mais und Kartoffelpflanzungen gemacht! Wir haben so viel Saat in die Erde gesteckt, daß wir den Ertrag bei einer guten Ernte wohl kaum hätten verzehren können. Nun aber bekommen wir kaum die Aussaat wieder heraus. Wir auf Lutindi haben ja noch immer, wenn auch etwas spärlicher als gewöhnlich, unser täglich Brot gehabt, aber die Eingeborenen um uns her müssen hungern und darben. Wir kommen uns, wenn wir am vollen Tische sitzen, oft recht beschämt vor, wenn wir der verhungerten und abgemagerten Gestalten gedenken, die uns täglich begegnen. Wo die Leute überhaupt noch etwas Speise finden, ist uns unerklärlich. Die Bananen tragen nur ganz kleine, oft ungenießbare Früchte, und in den Feldern ist gar nichts mehr übrig geblieben. Aber noch schlimmer ist es bei den Bewohnern der Ebene, die schon über ein Jahr von ihren Feldern nichts mehr ernten konnten. Besonders groß ist die Not unter den Wabondëi. Da soll der Tod unter den Hungernden schon stark aufräumen. Auch brechen an verschiedenen Stellen schon Ruhr und andere Krankheiten aus, die durch die ungenügenden und oft schädlichen Speisen hervorgerufen werden. In unserem benachbarten Dorfe Mwosa (?) ist auch schon ein Mann an einer derartigen Krankheit gestorben . . ."

Angesichts dieser Nachrichten kann schlechterdings nicht davon die Rede sein, daß „es viel schlimmer gemacht wird, als es in Wirklichkeit ist". Die Wirklichkeit ist leider schlimm genug.

Wenn aber die „Deutsch-Ost-Afrikanische Zeitung" und das „Deutsche Kolonialblatt" der Meinung sind, daß die „äußerst anspruchslosen" Eingeborenen genügend Wurzeln finden, und daß diese Nahrung für sie gut genug ist, so mögen sie das angesichts der Thatsachen, die vorliegen, Krankheiten und Todesfälle, mit sich abmachen. Wir können jedenfalls nicht umhin, daraus zu ersehen, daß für sie die Eingeborenen höchstens Menschen niederer Ordnung sind. Das „Deutsche Kolonialblatt" sollte derlei Anschauungen nicht zum Abdruck bringen.

Wenn sodann die beiden Blätter über die Trägheit der Eingeborenen ein Klagelied anstimmen und die oben mitgeteilten Beispiele dafür beibringen, so möge hier die Antwort des Missionar Maaß

Platz finden, der drei Jahre in Usaramo gestanden hat. Er schreibt in Nummer 183 der „Kreuz-Zeitung" in bezug auf diesen Punkt des in Rede stehenden Artikels:

„Den Hunderten von Arbeitswilligen, die in Kisserawe täglich um Arbeit betteln, werden einzelne Faullenzer entgegen gestellt. Daß dem Baumeister Günter ein Schwarzer, der arbeiten sollte, ausgerückt ist, ist allerdings sehr bedauerlich. Vielleicht verzeiht man diesem einen, wenn man hört, daß vor der Hungersnot an einem Wege von Maneromango nach Kisserawe mehrere Wochen hindurch täglich über 300 Wasaramo freiwillig gearbeitet haben, ohne auch nur einen Pesa Lohn zu erhalten. Herr Bezirksamtmann v. Strantz in Dar-es-Salam war damals des Lobes voll und wird, wie ich überzeugt bin, auch jetzt gern bereit sein, den Fleiß der Wasaramo anzuerkennen.

Warum die Pflanzervereinigung nicht Arbeiter genug findet, ist schwer zu sagen. Wären in Usaramo Pflanzungen, so würde es jetzt auf ihnen an Arbeitern nicht fehlen. Wer daran zweifeln sollte, kann sich an den Mann wenden, der zuerst mit den Wasaramo in Verbindung getreten ist und jahrelang unter ihnen gearbeitet hat, ich meine den Missionar Greiner, dessen Name in Kolonialkreisen einen anerkannt guten Klang hat. Er wohnt in Tauberbischofsheim."

Es wäre mir ein Leichtes, aus dem „Deutschen Kolonialblatt" eine Reihe von Belegen beizubringen, die beweisen, daß die Bewohner unserer ostafrikanischen Kolonie nicht so faul sind, wie sie — dies Los teilen sie mit allen Negern — verschrien sind. Man muß sich wundern, wie dasselbe Blatt ohne jede Einschränkung auch diesen Passus aus der „Deutsch-Ost-Afrikanischen Zeitung" hat übernehmen können.

Es wird dem Missionar Liebau und allen, welche über den Notstand in Deutsch-Ost-Afrika etwas mitteilen, der Vorwurf gemacht, daß sie damit „nicht nur bei dem von Natur aus vorsichtigen Deutschen im allgemeinen, sondern auch selbst bei Freunden unserer kolonialen Bestrebungen unnötige und in ihrer Konsequenz unserer Kolonie schädliche Bedenken erregen". Was denken denn die „Deutsch-Ost-Afrikanische Zeitung" und das amtliche „Deutsche Kolonialblatt"? Meinen sie, wir sollen die Leute verhungern lassen, nur damit in der Heimat kein Mensch erfährt, daß in Ostafrika nach dem Ausbleiben mehrerer Regenzeiten Hunger herrscht? und damit nur ja kein Mensch auf den Gedanken kommt, als könnte jemals eine nachhaltige Dürre eintreten? Glauben sie wirklich, daß man durch Verschweigen der Wahrheit unserer Kolonie dienen kann? Meinen sie, daß man durch einen Aufsatz mit der Überschrift „Die Wahrheit über den Notstand in Deutsch-Ost-Afrika" die wirkliche Lage der Dinge aus der Welt schafft? Mit der Behauptung, daß „es viel schlimmer gemacht wird, als es in Wirklichkeit ist," beseitigen sie die infolge der Hungersnot eingetretenen Krankheiten und Todesfälle nicht.

Dagegen aber, daß die Regierung nach Kräften das Ihrige gethan hat, der Not zu steuern, hat bisher niemand auch nur ein Wort gesagt.

Übrigens haben wir die Genugthnung, daß der Herr Kolonialdirektor den Notstand anerkannt hat, indem er das Wohlthätigkeitskonzert, das zum Besten der Notleidenden in Deutsch-Ost-Afrika im Festsaal des Zoologischen Gartens am 20. April stattgefunden hat, beiwohnte.

Zum Schluß noch eine Frage: Wodurch schadet man der Kolonie mehr, dadurch daß man der Wahrheit gemäß auf den Notstand hinweist, der augenblicklich in der Küstengegend vorliegt, oder dadurch, daß man in Bausch und Bogen die Eingeborenen dieser Gegend als so träge und faul hinstellt, daß sie lieber hungern als arbeiten? Und was ist mehr geeignet, „nicht nur bei dem von Natur aus vorsichtigen Deutschen im allgemeinen, sondern auch selbst bei Freunden unserer kolonialen Bestrebungen unnötige und in ihrer Konsequenz unserer Kolonie schädliche Bedenken zu erregen,“ wenn man gegen thatsächlich vorliegende einmalige Hungersnot um Hilfe bittet, oder wenn man in übertriebener Weise die Bewohner, sei es auch nur einer Landschaft, als absolut arbeitsscheu hinstellt?

Wir glauben, daß die „Deutsch-Ost-Afrikanische Zeitung“ und in ihrer Gefolgschaft das amtliche „Deutsche Kolonialblatt“ unserer ostafrikanischen Kolonie keinen schlechteren Dienst thun konnten, als indem sie den besprochenen Aufsatz „Die Wahrheit über den Notstand in Deutsch-Ost-Afrika“ veröffentlichten.

Gustav Müller.

Ein Ausflug nach Ambangulu.

Von M. Bokermann.

Schon lange dachten wir daran, den Besuch des uns freundlich gesinnten Vorstehers der benachbarten Kaffeeplantage Ambangulu, Herrn Martienßen zu erwiedern und damit zugleich einen Ausflug zu dem höchsten in unserer Nähe liegenden Berge, der Maschindëikuppe zu verbinden. Sie winkt uns täglich aus der Ferne freundlich zu, ohne daß wir bisher ihrer Einladung gefolgt waren. Aber, aber! wer wird unsere Kühe, Ziegen, Schafe und Schweine hüten, wenn wir alle gehen? Und dürfen wir jetzt in dieser teuern Zeit die Arbeit liegen lassen und fast drei Tage spazieren gehen? Wir dachten nach und fanden, daß in unserem Stundenplane von Anfang an wöchentlich ein Nachmittag zu einem gemeinsamen Spaziergang vorgesehen ist. Wir mußten aber sagen, daß wir den eigentlich nie ausgeführt hatten, ausgenommen an den Geburtstagen der Erzieher, am Geburtstage des Kaisers und an dem allgemeinen Geburtstage der Kinder. Daher hielten wir uns für berechtigt, diesen einen größeren Ausflug anstatt der versäumten vielen kleinen Spaziergänge zu machen. Zum Hirten unseres Viehes erbot sich ein alter Freund unserer Station. So hatten wir nur noch das eine Bedenken; wird es Herrn Martienßen

auch nicht etwa unbequem werden, uns Lutindier alle, 30—35 Mann, auf seiner Plantage zu haben? Deshalb frugen wir erst bescheiden an, erhielten aber alsbald die freundliche Antwort: Ambangulu ist groß genug, um alle Lutindier aufnehmen zu können. Da herrschte große Freude auf unserem Hügel.

Nun wurde bald für die Reise gerüstet. Wieviel bequemer war es doch sonst im Lande zu reisen! Da ging man frei und ledig und nahm höchstens eine Schlafdecke mit. Aber jetzt können uns die armen, hungrigen Eingeborenen keine Speise geben; wir müssen für diese Tage selber Reis und Mtama in kleine Bündelchen binden und diese kleinen Lasten unter die Kinder verteilen. Und auch ein großer Kochtopf muß mitwandern.

Etwas früher als gewöhnlich wurde dann am Montag, 20. Februar cr., aufgestanden, weil wir noch in der kühlen Morgenzeit ein möglichst großes Stück des Weges zurücklegen wollten. Aber, wie sich das bei einer Reisegesellschaft mit mehr als 30 Kindern voraussehen läßt, war erst noch allerlei zu ordnen. So stand die Sonne doch schon höher, als uns lieb war, als wir endlich, nachdem wir unsere Morgenandacht gehalten hatten, aufbrechen konnten.

Unser Weg führte uns zunächst wohl eine Stunde lang durch Bananenschamben. Wir freuten uns sehr, daß aus den vor einem halben Jahre von den Heuschrecken ganz kahl gefressenen Bananenstauden nun wieder schön belaubte Bäumchen geworden waren. Die Trauben sind ja freilich nur sehr spärlich zu finden und die wenigen sind dazu noch sehr klein und kümmerlich. Wehmütig gedachten wir an den früheren Überfluß. Kaum den vierten Teil von denen, die uns sonst angeboten wurden, konnten wir in der letzten Zeit kaufen. Nur einmal wöchentlich gelangt ein einziger Korb voll zu uns. Und die darin sind, sind dann oft so schlecht, daß man sie schlechterdings nicht kaufen kann, zumal sie auch sehr teuer sind. Das ist jetzt die einzige Speise, die die Eingeborenen hier noch haben. Und doch haben unsere Waschambaa dadurch vor den Bewohnern der Ebene viel voraus. Denn weil die Bananen da in der großen Hitze nicht gut gedeihen, werden nicht viel angepflanzt. Mais und Mtama aber, die ihre hauptsächliche Nahrung bilden, haben sie nun schon so oft gepflanzt — und immer wieder sind sie ihnen von der Sonne verbrannt, so daß sie nunmehr nicht nur ohne Speise, sondern auch ohne Saat sind. — Die kleinen Flüßchen mit ihren reizenden Wasserfällen, an denen wir so oft bewundernd gestanden haben, sind fast ganz ausgetrocknet. Wenn man nicht wüßte, daß zur Regenzeit das Wasser diese mächtigen Steine mit fortschleppt, müßte man sich fragen, wie sie hierher geraten sind.

Am Tamotahügel rasteten wir und besahen uns Lutindi. Wir freuten uns auf der einen Seite über die immer größer werdende Fläche, die bereits zu Ackerland bearbeitet ist. Auf der anderen Seite waren wir aber wieder traurig über die fast rot aus der Erde sich erhebenden Dörfchen unserer Nachbarschaft mit ihren kahlen und verbrannten Umgebungen, die uns sonst so freundlich anblickten. In Tamota selbst brachte man uns zu unserem Erstaunen noch reife Bananen; und mit welchem Appetit haben wir die verzehrt!

Von hier aus ging es nun recht ins Gebirge hinein, an steilen Abhängen entlang, durch tiefe Thäler und über hohe Hügel. Es war ein liebliches Bild, die Kinder die Berge hinunterkugeln zu sehen. Eins der Mädchen, Fatuma, machte kurzen Prozeß: sie setzte sich einfach auf die Erde und ließ sich herunterrutschen. Dann lachte sie die anderen aus und sagte: Was seid ihr doch für Thoren und quält euch da mit Springen und sucht immer nach etwas, woran ihr euch festhalten könnt! Macht es doch so wie ich, dann werdet ihr bald unten sein! Und in der That hätten wir es ihr gern nachgemacht, wenn unsere Kleider uns nicht leid gethan hätten.

Nach Verlauf von drei Stunden kamen wir an einen schönen, freien Dorfplatz. Hier wurde unter einem schattigen Baume ordentlich geruht und das mitgenommene Frühstück verzehrt. Zur Begrüßung kam der Häuptling mit seinen Ältesten und war etwas verlegen, als wir ihm mitteilten, daß wir vorhätten, hier zu übernachten, um von hier aus den Aufstieg zu dem vor uns liegenden Maschindëiberge zu machen. Es ist ja Sitte, durchreisenden Fremden zu essen zu geben. Nun aber waren wir so viele — dem armen Häuptling ward angst und bange, wie er uns alle satt machen solle. Er sprach seine Besorgnis auch offen aus und atmete ordentlich auf, als er von uns hörte, daß wir uns unsere Speise mitgebracht hätten. Aber ein Huhn und eine Last Bananen brachte er doch als Gastgeschenk und am Nachmittag sogar noch einen Schafbock. Hier sahen wir ein schönes Gebirgswässerchen, mit dem die Leute vernünftigerweise ihre Bananenschamben berieseln, so daß ihre Bananen recht üppig standen, obgleich die Heuschrecken erst vor kurzem sie ganz verwüstet hatten.

Unsere Kinder spürten trotz allen Bergsteigens und der immer drückender werdenden Hitze noch keine Müdigkeit, sondern begannen alsbald ihr beliebtes Fußballspiel. Die Mädchen suchten Holz zusammen und machten ein Feuer an, um die geschenkten Bananen zu rösten; der kleine Posaunenchor setzte sich in die Wurzeln eines abseits stehenden alten Baumes und erfreute uns durch seine Weisen, ein kleines Häufchen von Knaben und Männern setzte sich vertraulich zu uns und hörte zu: so fühlten wir uns denn ganz heimisch und hätten gar zu gern noch länger verweilt, wenn wir nicht die hohe, nun nicht mehr zu ferne Maschindëikuppe als unser heutiges Reiseziel ausersehen gehabt hätten. Er sah gar zu verlockend aus, der alte mächtige Fels mit seinen mit wilden Bananen, Palmen, Farnkräutern und Gräsern bewachsenen Abhängen, und wir dachten es uns gar zu schön, ihm, so stolz er auch auf uns herniederblickte, auf sein kahles Haupt zu steigen, um von da aus Umschau in die weite Welt zu halten.

So brachen wir denn nach einer Stunde Ruhe und Erquickung auf und dachten es uns ganz leicht, den Berg zu ersteigen. Aber je weiter wir kamen, desto steiler und dorniger wurde der Pfad. Unerwartet trafen wir noch auf ein Dörfchen. Da dies in der Nähe des Weges nach Ambangulu lag, fanden wir es zum Nachtquartier noch geeigneter, als das, aus dem wir soeben kamen, und baten deshalb um zwei Hütten, die uns auch gern gegeben wurden. Beim weiteren Wandern mußten wir hin und wieder unter einem Busch rasten. Auch wurden Gras und Gestrüpp so dicht, daß wir einige mit Buschmessern bewaffnete Waschambaa vorausschicken mußten, um uns etwas Weg zu bahnen. An der Spitze unserer Karawane hörten wir die Knaben munter lachen und sich vergnügt gegenseitig zurufen. Das Durcheinander machte ihnen offenbar große Freude. Ja wohl, sie hatten gut lachen. Sie hatten ja keine Ahnung davon, daß man im lieben Europa solche Steinblöcke und Berge nicht zu ersteigen braucht, sondern sich einfach in den Wagen einer Zahnradbahn setzt und ohne Schweiß und Durst an das Ziel gelangt. Wieviel glücklicher waren doch heute diese kleinen und großen schwarzen Menschenkinder, die davon nichts wußten, als wir verwöhnten Europäer, die es sich so schön dachten, sich auch hier hinaufziehen zu lassen. Aber was half das alles! Wohl oder übel mußten wir bei 33° R. den Kampf mit Dornen und Steinblöcken und alten Baumstämmen weiter aufnehmen und zu Ende führen. Einer der Knaben trabte vergnügt neben uns her und trug schweißtriefend noch eins der kleinen Mädchen auf seinem Rücken, der Beneidenswerte, wie fröhlich und leichtfüßig ging er mit seiner Last hinauf! Doch schließlich hatte auch diese anstrengende Tour ein Ende, und oben wurden wir durch die schöne Aus- und Fernsicht für alle Mühen des Aufstiegs reichlich entschädigt. Von hier aus bietet sich die Ebene ganz anders dar wie von Lutindi

aus. Deutlich sahen wir kleine und größere Flüsse sich durch sie hindurchschlängeln. In ihnen dachten wir uns die bösen Krokodile, Flußpferde und andere Wassertiere; am Ufer sahen wir im Geiste Löwen auf ihre Beute lauern, die nichts ahnend zum Trinken dahinkommt und plötzlich vom Wüstenkönig gepackt und verzehrt wird; wir sehen auch bereits im voraus die Eisenbahn vorüberfahren und malen uns noch manche anderen Bilder aus, die hier entstehen werden, wenn Ostafrika mehr und mehr kultiviert wird. — Von links nach rechts konnten wir die breite Karawanenstraße verfolgen, die von Tanga nach dem Kilimandscharo führt und auch unseren neuen Weg von Lutindi nach Quasige erkennen. Links sahen wir auch das uns auf Lutindi durch den Maschindeiberg verdeckte Handeigebirge mit seinen vielen Kaffeeplantagen liegen. Eine Europäer-Niederlassung konnten wir deutlich erkennen. Gar zu gern wären wir noch länger oben geblieben, aber der Wind fegte mächtig über die kahle Kuppe, und da wir beim Aufstieg tüchtig erhitzt waren, fürchteten wir, uns zu erkälten. Dazu quälte uns brennender Durst, und wir hatten ganz vergessen, etwas zu trinken mitzunehmen. So kehrten wir denn bald um. Beim Abstieg trafen wir auf eine Begräbnisstelle der Eingeborenen und fanden da Reste von Schafen oder Ziegen, welche von den Totenopfern herrührten.

In unserem Quartierdörfchen angekommen, mußten wir uns schnell ans Kochen machen; die Sonne neigte zum Untergange, und, um am nächsten Morgen für die Weiterreise nach Ambangulu recht frisch zu sein, wollten wir uns recht früh zur Ruhe begeben. Das Verteilen des Abendbrotes machte uns noch große Freude. Um nicht unnütze Lasten tragen zu müssen, hatten wir keine Teller mitgenommen. Hier fanden wir nun zum Glück einen schönen flachen Stein, auf dem wir jedem seinen Anteil hinlegen konnten. So sah es aus, als hätten wir sämtlich von einem großen flachen Teller gegessen. Einige unterwegs erlegte Nashornvögel lieferten uns zum Reis willkommenes Fleisch. Nach unserer Abendandacht begaben wir uns dann zur Ruhe.

Schon um 5 Uhr am anderen Morgen war fast alles wieder auf den Beinen, um Speise, Schlafdecken und sonst allerlei wieder einzupacken. Auf dem großen Steine hielten wir unseren Morgensegen, dem die Dorfbewohner, die an unserem Singen und den Klängen der Posaunen große Freude hatten, andächtig zuhörten. Danach zogen wir, nachdem wir den Leuten ein kleines Geschenk gegeben hatten, fröhlich unsere Straße weiter. Heute ging es fast nur durch schöne, kühle Waldwege, und es währte gar nicht lange, so hörten wir schon die Axthiebe der Ambangulu-Arbeiter. Auch lichtete sich das Waldesdunkel immer mehr, und bald standen wir vor der großen, abgeholzten Fläche.

Da haben wir denn zunächst gestanden und uns die im Takte hauenden Schwarzen besehen. Einer der Herren Plantagen-Assistenten beaufsichtigte wohl 200 Leute, welche die dicken, gefällten Bäume in ungefähr drei Meter lange Stücke zerkleinerten. Die ganze Gesellschaft bestand aus mehreren Gruppen mit je einem schwarzen Aufseher, der seine Leute fortwährend zur Arbeit antrieb und ermunterte. Das Ganze leitet im Grunde ein Schwarzer auf eine höchst einfache Art, nämlich durch Gesang. Irgend etwas, das ihm gerade einfällt, wird nach einer und derselben Melodie besungen und an einer bestimmten Stelle fallen sämtliche Arbeiter mit ihren Axthieben ein, so daß man meinen sollte, Gesang und Axthiebe würden von einem Leierkasten produziert. Auf diese Weise müssen die Trägen und Faulen mit; wirklich sehr praktisch!

Man hatte uns auch schon gewahrt. Wir wollten eigentlich den Herren und ihren Arbeitern zu Ehren den Parademarsch blasen, so gut unsere Jungen das vermögen. Daran wurden wir aber durch die Dazwischenkunft eines uns begrüßenden Herrn verhindert. Die Herren, namentlich der Leiter der Plantage,

Herr Martiensen, haben uns sehr freundlich und zuvorkommend aufgenommen. Er war überaus aufmerksam und hatte sogar für unsere Kinder Fleisch und Reis herrichten lassen, so daß wir von unserem Mitgebrachten zwei Mahlzeiten wieder mit nach Hause nehmen konnten. Nachts ließ man unsere Mädchen sogar zu unserer großen Beruhigung in dem schönen, neuen Bretter-Wohnhause schlafen.

Am Nachmittage machten wir einen Spaziergang durch die ganze Anlage und freuten uns, überall unter den Arbeitern vergnügte Gesichter zu sehen. Es stellten sich in Ambangulu sogar viele Waschamba-Frauen zur Arbeit ein, was auch ein Zeichen der herrschenden Not ist, da sonst die Frauen der Waschambaa nicht leicht dazu zu bewegen sind, auf die Europäer-Stationen zu gehen.

Am Abend wurde manches Liedchen gesungen und geblasen. Bei diesem improvisierten Konzert beteiligte sich auch einer der Herren Europäer, der mit seiner großen Militärtrommel unsere Kapelle vervollständigte. Am anderen Morgen verabschiedeten wir uns dann, von Herzen dankbar, von unserem freundlichen Gastfreunde und seinen Gehilfen. Es ist uns inzwischen eine ganz besondere Freude gewesen, daß wir unseren aufrichtigen Dank ein klein wenig mit der That haben beweisen können. Herr Martiensen hatte uns einen Küchenjungen, der den Arm gebrochen hatte, geschickt. Er ist bereits völlig geheilt wieder zu seinem Herrn zurückgekehrt.

Auf dem Rückwege konnten wir noch hin und wieder Kranke verbinden, welche sich, als erwarteten sie uns, vor ihrem Dorfe versammelt hatten. Es war gut, daß wir etwas Verbandzeug und Karbol mitgenommen hatten. Gegen ½3 Uhr nachmittags kamen wir wohlbehalten und dankbaren Herzens für alle Freundlichkeiten, die wir erfahren, und alle Freude, die wir genossen hatten, hier in Lutindi wieder an und fanden alles gesund und munter vor.

Die Schule in Bonaberi.

Nachdem die vorliegende Nr. der „Afrika“ schon fertig gesetzt war, ist noch der erste Jahresbericht über die im „Geschäftsbericht“ erwähnte Mittelschule für Eingeborene in Bonaberi, die der Evangelische Afrika-Verein unterhält, eingegangen. Er wird in der Juni-Nr. mitgeteilt werden. Es sei nur mitgeteilt, daß die Entwickelung der Schule sich erfreulich gestaltet hat. Die Schülerzahl ist bereits auf 50 gestiegen.

Nun fehlen aber mancherlei notwendige Utensilien. Vor allem müssen 8 Schulbänke und 2 Wandtafeln beschafft werden. Auch ist es nötig, für die Schreibmaterialien der Schüler zu sorgen.

Der aufs äußerste bemessene Etat des Vereins sieht aber solche Ausgabe nicht vor. Es würde der Redaktion eine besondere Freude sein, wenn sie dem Schatzmeister des Vereins die nötigen Mittel, rund 200 Mk., überweisen könnte. Sie bittet deshalb die verehrten Leserinnen und Leser um freundliche Zusendung von Beiträgen zur Beschaffung von Schreibutensilien für Bonaberi. Quittung erfolgt in der „Afrika“. Adresse:

Redaktion der „Afrika“

Groppendorf bei Hakenstedt

Bezirk Magdeburg.

Quittungen.

Im April gingen ein:

a) Jahresbeiträge für den Evangelischen Afrika-Verein:

Stadtpfr. Ahles, Mannheim, 18 Mk. — Oberl. v. Breska, Lichterfelde, 3 Mk. — Ferd. Bauer, Altona, 10 Mk. — Sup. Bartz, Reppen, 3 Mk. — Lehrer Behrens, Stettin, 10 Mk. — Kurt Bekel, Osterfeld, 5 Mk. — P. Baltzer, Wichmannsdorf, 6 Mk. — Reg.-Rat de Cuvry, Koburg, 5 Mk. — Gen.-Sup. D. Döblin, Danzig, 5 Mk. — Rektor Ebeling, Eisleben, 5 Mk. — Ref. Fressee, 3 Mk. — Gerichtsrat Francke, Neuhaldensleben 3 Mk. — Rent. Haacke, Charlottenburg, 3 Mk. — Prof. Kühn, Eutin, 3 Mk. — Oberpfr. Koller, Nowawes, 3 Mk. — Pfarrer Kanitz, Merzwiese, 3 Mk. — Finanzrat Klüpfel, Essen, 3 Mk. — Kfm. Krause, Berlin, 3 Mk. — Zweigver. des Ev. Bundes, Carlshaven, 3 Mk. — Prof. Lorenz, Schweidnitz, 3 Mk. — Lehrer Mund, Sonnenburg, 3 Mk. — Hofrat Meyer, Lübeck, 3 Mk. — Major v. Mitzlaff, Görlitz, 4 Mk. — Sekretär Motz, Kassel, 3 Mk. — Konsistorialrat Nourney, Stettin, 5 Mk. — Lehrer Platz, Gößnitz, 3 Mk. — Bernh. Roge, Berlin, 3 Mk. — Lehrer Röhl, Stettin, 3 Mk. — Komm.-Rat Röders, Soltau, 3 Mk. — Prof. Sersling, Zittau, 3 Mk. — Dr. R. Schöber, Elbing, 3 Mk. — Frau v. Schroeders, Berlin, 5 Mk. — P. Staudinger, Berlin, 9 Mk. — Ober-Reg.-Rat Schuster, Gumbinnen, 15 Mk. — Stadtpfr. Schück, Heidelberg, 3 Mk. — Bar. v. Troschke, Fürstenflagge, 10 Mk. — Rektor Wenzel, Ragnit, 16 Mk. — Assessor Badstübner, Berlin, 5 Mk. — Geh. Ober-Reg.-Rat Steinhausen, Berlin, 10 Mk. — Kons.-Rat Fluhme, Steglitz, 4 Mk. — Frau v. Pochhammer, Berlin, 3 Mk. — Bergdirektor Ziegenspeck, Altenburg, 3 Mk.

b) Einmalige Beiträge:

Oberinspektor Lieber, Gadderbaum, 2 Mk. — N. N., 15 Mk. — Rechtsanw. Heimbach, Berlin, für die ärztliche Mission, 20 Mk.

c) Zur Linderung der Hungersnot in Ost-Afrika:

Ob.-Reg.-Rat Röhrig, Köslin, 5 Mk. — Reg.-Rat v. der Marwitz, Köslin, 5 Mk. — Frau Geheimrat Böttcher, Charlottenburg, 3 Mk. — N. N., 2 Mk. — Major Zürzow, Cannstadt, 10 Mk. — Herr v. Tiedemann — Mac — Lean, Roschau, 10 Mk. — Pastor Otto, Trebitz, 10 Mk. — Aus den Gemeinden Trebitz und Leeskow, 51 Mk. — Delbrück Leo & Comp., Berlin, 300 Mk. — Hermine St., 1 Mk. — Dora St., 0,50 Mk. — Frl. C. u. L. Lantzius — Beninga, Charlottenburg, 9 Mk. — Direktion der Diskonto-Gesellsch., Berlin, 100 Mk. — Bankdirektor Marks, Berlin, 15 Mk. — Rechtsanwalt Heimbach, Berlin, 20 Mk. — N. N., 1000 Mk.

Bei der Redaktion eingegangen: General von Carnap — Quernheimb, Kassel, 5 Mk. — Pastor Cramer, Eschenrode, 5 Mk. — L. Sonnenschmidt, Berlin, 3 Mk. — Karl Gräf, Dresden, 2 Mk. — Pastor Döbber, Felchta, 4,50 Mk. — Gemeindevorsteher A. Otto, Mammendorf, von versch. Gebern, 15,05 Mk. — Past. Becker, Mühlheim (Mosel), 4 Mk. — Durch Sup. Behrens, Mansfeld, 98,60 Mk.

Bei Oberpfr. Schüler u. dem „Intelligenz-Kontor" in Potsdam gingen ein: Sammlung in einer Sitzung des Ostmarken-Vereins, 3,80 Mk. — Sammlung der Lehrerin Frl. Otto, 3,25 Mk. — N. N., 10 Mk. — General S., 3 Mk., Frau E. S., 3 Mk. — Sammlung des Stadtmissionars Beier im ev. Männer- u. Jünglings-Verein, 5 Mk. — Kaufmann H., 0,50 Mk. — Winkler, 2 Mk. — G. E. v. d. Sch., 50 Mk. — L., 5 Mk. — S., 1 Mk. — J. B., 5 Mk.

Bei Missions-Inspektor D. Merensky, Berlin, gingen ein: Frl. Cortenoble, 50 Mk. — Post-Stempel Kröben, 5 Mk. — Graf Lüttichau, 10 Mk. — Pastor em. Ullmann, 5 Mk. — P. Jungmichel, Spanbekow, 7 Mk. — P. em. Hünicke, Gotha, 20,05 Mk. — Frau P. Lüdicke, Vieritz, 5 Mk. — P. Neubourg, Wiesbaden, 35 Mk. — Statssekretär Lohmann, 10 Mk. — Frl. A. Brauns, Wolfenbüttel, 3 Mk. — Herr W. Schulz, Schwedt a. O., 10 Mk. — P. em. Endemann, Neuendorf, 3 Mk. — Frl. v. Kottwitz, B. Hoym, Fr. v. Berndt u. Herr v. Berndt, 30 Mk. — P. Kriege, aus der Gemeinde Ladbergen, 76 Mk. — L. Carmesin, Stettin, 5 Mk. — X. Y., Potsdam, 0,50 Mk. — Frau Esay, Konstantinopel, 4 Mk. — Anna Gräfin Arnim, Oberin, Berlin, 20 Mk.

Den teilnehmenden Gebern herzlichen Dank!

Berlin W., Behrenstraße 48, den 28. April 1899.

Der Schatzmeister des Evang. Afrika-Vereins.

Inhalts-Verzeichnis.

Nr. 6. Juni. 1899.

AFRIKA.



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung
der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage
des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor **Gustav Müller**
in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.
Verantwortlicher Redakteur.

Sechster Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

Abonnementspreis jährlich 3 M. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postämter.

Adressen des Evangelischen Afrika-Vereins:

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Generalsekretär: Pastor **C. Otto**, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Redaktion der „Afrika“: Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt.

Zur gefälligen Beachtung:

Die **Adresse des Vereins** ist jetzt: **Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.** Geld- und Wertsendungen werden an die Adresse des Schatzmeisters erbeten.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Geschäftsführer: cand. min. **Brüning**, Coblenz.

Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., Coblenz.

Vereinsnachrichten.

1) Erster Jahresbericht der deutschen Schule des Evangelischen Afrika-Vereins zu Bonanjo in Kamerun.

Ein bekanntes Sprichwort sagt: „Was groß werden soll, muß klein anfangen.“ Wenn das so zu verstehen wäre, daß ein kleiner bescheidener Anfang eine Garantie für ein späteres Großwerden sei, dann müßte unsere im August vorigen Jahres in Bonanjo eröffnete Schule noch einmal recht groß werden. Der allererste Anfang war allerdings nicht sehr klein. Denn am ersten Tage kamen 26 Schüler und in wenigen Tagen war ihre Zahl auf 32 gestiegen. Der Grund hierzu war bei manchen gewiß der Reiz der Neuheit; jeder wollte gern sehen, wie es bei dem neuen Weißen in der Schule zugehe.

Die Schüler wurden in 2 Klassen eingeteilt, von denen die erste sogleich in Deutsch unterrichtet wurde, während die zweite bis Weihnachten nur in Dualla Unterricht erhalten sollte. Das verdroß nun etliche der 2. Klasse, die glaubten, sie seien auch gescheit genug, Deutsch lernen zu können; und deshalb blieben sie weg. Überhaupt war bis Weihnachten der Schulbesuch sehr unregelmäßig, so daß ich selten einmal 18—20 Schüler gehabt habe. Meist waren es gegen 15, oft nicht einmal so viele. Wir haben eben keinen Schulzwang. Allerdings ist es augenblicklich hier Mode, Deutsch zu lernen, und mancher, der nur ganz wenig weiß, bildet sich auf das Wenige sehr viel ein. Aber dieser Ehrgeiz, wenn man so sagen will, reicht nur bei wenigen dazu aus, sie zu einem regelmäßigen Schulbesuch zu veranlassen. Und dann findet man von seiten der Eltern gar keine Unterstützung. Sie stehen zwar der Schule keineswegs feindselig gegenüber, aber es fehlt ihnen das Verständnis für ihren Wert. Deshalb können sie auch kein Opfer für sie bringen. Hat daher der Vater für seinen Jungen gerade irgend etwas zu thun, so behält er ihn aus der Schule. Mancher Bube käme ganz gern in den Unterricht. Aber da muß er mit seinem Vater auf den Handel oder auf den Fischfang gehen und bleibt deshalb 2 oder 3 oder noch mehr Wochen weg. Kommt er dann wieder zurück, so besucht er selbstverständlich auch die Schule wieder und setzt sich mir nichts dir nichts an seinen alten Platz. Mittlerweile gehen wieder andere auf den Handel oder Fischfang. Und so habe ich nie viele auf einmal gehabt und zudem immer wieder andere. Daß da nicht viel erreicht wird, ist nicht verwunderlich. Manchmal bin ich schweren Herzens in die Schule gegangen in der Erwartung, am Ende nicht einmal 10 Schüler zu haben. Doch hoffte ich immer auf bessere Zeiten und mit dieser Hoffnung bin ich nicht zu Schanden geworden.

Als der in Kamerun so heiße Dezember ins Land gezogen war, und Weihnachten immer näher rückte, sah ich fast jeden Tag ein neues bekanntes, aber längst vermißtes Gesicht. Ich wußte ja wohl, daß der Grund ihres Kommens die Hoffnung auf ein kleines

Weihnachtsgeschenk war. Aber trotzdem freute ich mich, wieder alle die Schüler, die ich zu Anfang hatte, um mich versammelt zu sehen.

Unsere Weihnachtsfeier fand am Abend des 23. Dezember statt. Nachdem ich am Morgen mit den Schülern für die Feier noch mancherlei Vorbereitungen getroffen hatte, erklärte ich ihnen, daß ich ihnen noch etwas Besonderes zu sagen habe. Ich setzte ihnen dann auseinander, wenn sie künftighin noch so unregelmäßig die Schule besuchen wollten wie bisher, so habe meine Arbeit gar keinen Zweck. Den einen Tag kommen und den anderen wegbleiben — das könne unmöglich so weiter gehen. Ich habe deshalb ein Schreiben ausgefertigt, in welchem geschrieben stehe, daß sie 2 Jahre lang regelmäßig in die Schule kommen wollten. Käme einmal einer aus irgend einem Grunde nicht, so habe er bei mir um Erlaubnis zu fragen. Wer das nicht thue, müsse 50 Pfennig bezahlen. Für die eingehenden Strafgelder wolle ich Tinte, Federn und Griffel für ihren Bedarf kaufen. Das konnte ich ihnen gut in Aussicht stellen, weil ich — ich komme später noch darauf zu sprechen — so wie so für diese „Lernmittel" sorgen muß. Wer von ihnen nun 2 Jahre lang regelmäßig kommen wolle, der solle das Schriftstück unterschreiben. Indes stünde es ihnen frei, zunächst nach Hause zu gehen und ihre Eltern zu fragen, ob sie mit diesen Abmachungen einverstanden seien. Bei unserer Weihnachtsfeier am Abend würden natürlich nur diejenigen eine Gabe erhalten, welche unterschrieben hätten. — Ich dachte, manche würden die Unterschrift verweigern, weil sie vor etwas Geschriebenen so großen Respekt haben, und weil sie sich bisher an regelmäßigen Besuch der Schule so gar nicht gewöhnt hatten. Aber merkwürdig: sie waren alle mit meinen Vorschlägen einverstanden. Nur eins gefiel ihnen nicht. Sie meinten, und zwar nicht mit Unrecht, zwei Jahre seien zu wenig. Da könnten sie nicht Deutsch lernen. Manche verlangten, ich solle 4 Jahre festsetzen, andere gar 5 oder 6 Jahre. Wir einigten uns schließlich auf 3 Jahre. Das war keinem zu viel. Denen, die eine längere Zeit wollten, sagte ich, daß wir ja nach Ablauf von 3 Jahren wieder etwas schreiben könnten. Damit gaben sie sich zufrieden. Nun nahm ich sie mit in meine, nur 2—3 Minuten entfernte Wohnung und ließ sie unterschreiben. Da meinten sie, ich solle doch nur ihren Namen hinschreiben; ich könne doch besser schreiben als sie. Als ich ihnen aber erklärte, daß das durchaus nicht angehe, sondern das ein jeder selbst seinen Namen unterschreiben müsse, und daß das in Europa immer so sei, gaben sie sich zufrieden. Bald war denn auch die Arbeit gethan. Alle hatten unterschrieben.

Am Abend fand unter Beteiligung einiger deutscher Herren unsere Schul-Weihnachtsfeier statt. Da auch die Volksschule daran teilnahm, so hatten wir insgesamt 65 Kinder bei einander. Da wurden mancherlei Lieder in Deutsch und Dualla gesungen, Schriftworte in deutscher Sprache aufgesagt und schließlich von mir eine Ansprache (deutsch) gehalten, die vom eingeborenen Lehrer fast

wörtlich ins Dualla übersetzt wurde. Darnach wurden die Geschenke verteilt. Jeder meiner Schüler erhielt einen Katechismus, der zugleich die Lieder und Sprüche enthält, die auswendig gelernt werden müssen. Nun brauchen wir diesen Memorierstoff doch nicht mehr in der Schule gemeinsam einzuüben; es kann jeder zu Hause lernen, und wir sparen im Unterricht viel kostbare Zeit. Ferner erhielten sie noch ein billiges Lendentuch oder ein Hemd, woran sie besondere Freude haben. Und damit auch der Magen zu seinem Recht kam, bekam jeder noch etwas Schiffszwieback, den sie alle sehr lieben.

Am nächsten Tage begannen die Ferien, die den Januar hindurch gewährt haben. So wäre ich eigentlich mit meinem Jahresberichte am Ende. Aber ich habe noch etwas auf dem Herzen, das ich mitteilen möchte. Am 1. Februar begann der Unterricht wieder, und zwar mit 32 Schülern. Doch blieb es nicht bei diesen 32. Ihre Zahl hat sich stetig gemehrt und ich habe nunmehr 50 Schüler, die alle unterschrieben haben und ziemlich regelmäßig kommen. Das ist sehr erfreulich, und das Schulehalten hat einen ganz anderen Reiz, als wenn man nur etliche vor sich hat.

Doch ist durch diesen starken Schulbesuch auch eine Schwierigkeit entstanden. Es fehlt nämlich sehr an Schulbänken. Wir haben deren nur 4, die für 16 Kinder Platz bieten, wenn sie bequem schreiben sollen. Die anderen 30 müssen dann auf einfachen Bänken sich behelfen. Wie unangenehm dieser Zustand für den Schreibunterricht ist, liegt auf der Hand. Ich nehme in der deutschen Stunde zwar jede Klasse allein; aber 2 Stunden lang habe ich sie doch alle zusammen. Da macht sich dann dieser Mangel an eigentlichen und richtigen Schulbänken sehr fühlbar. Um diesem Übelstande abzuhelfen, wären 8 weitere Schulbänke nötig, die etwa 120 Mark kosten würden.

Sehr nötig brauchen wir ferner eine Wandtafel. Wir haben freilich eine kleine. Aber sie ist so schlecht, daß man keinen ordentlichen Buchstaben drauf schreiben kann. Und dann sollte man für 2 Klassen doch auch 2 Wandtafeln haben. Bisher habe ich mich schon manchmal mit der Thür beholfen, die zum Glück dunkel angestrichen ist.

Und dann noch ein Punkt. Soviel ich gehört habe, bekommen die Schüler der Regierungsschule Griffel, Federn und Tinte unentgeltlich. Ich habe zwar am Anfang zu meinen Schülern gesagt, diese Sachen müßten sie sich selber kaufen, bin aber mit meinem Grundsatz nicht durchgedrungen. Es sind nicht alle so praktisch wie einer Namens Hanok Ngo (Leopard) in der ersten Klasse. Als er eines Tages in der Schule schreiben sollte und keinen Griffel hatte, biß er einfach ein kleines Stück von seiner rahmenlosen Tafel ab und schrieb damit. Will ich schreiben lassen, so sitzen oft etliche müßig. Frage ich dann nach dem Grunde, so heißt's gewöhnlich: „Ich habe keinen Griffel“; „ich habe keine Feder“. Was bleibt mir da anderes übrig, als ihnen einen Griffel oder eine Feder zu geben?

Ich würde sehr dankbar sein, wollte der Vorstand des Evangelischen Afrika-Vereins mir die Mittel bewilligen, die zur Befriedigung dieser großen und kleinen Bedürfnisse unserer Schule nötig sind. Jedenfalls aber danke ich dem Vorstande herzlich für alle Unterstützung, die er der Schule hat angedeihen lassen und empfehle sie seiner Liebe auch fernerhin.

Bonanjo, den 10. März 1899. J. Gutekunst.

2) **Aus Lutindi.**

Konnten wir im vorigen Monat mit ganz besonderer Freude melden: Endlich Regen und Anbruch der Regenzeit, so können wir diesmal unseren Mitgliedern und Freunden die frohe Nachricht geben: Die größte Not im Haupt-Arbeits-Gebiete des Evangelischen Afrika-Vereins in Ost-Afrika ist voraussichtlich vorüber. Regen ist wieder und wieder gefallen und so konnte im Gebiete von Lutindi weiterhin fleißig gesät und gepflanzt werden. Durch die dankenswerte Hilfe unserer Freunde konnte ein recht beträchtlicher Teil der Felder bestellt werden. Die erste Not für Menschen und Vieh ist gelindert, denn überall finden die Leute wenigstens schon etwas Eßbares, was Regen und Sonnenschein schnell hervorgebracht. Die Bananen fangen an, prächtig zu tragen, die Saat geht auf in herrlichem Grün und — wenn die Heuschrecken nicht wieder alles für sich in Anspruch nehmen, ist begründete Hoffnung vorhanden, daß die Not bald ganz ein Ende nimmt. Aber bis zur Mais- und Korn-Ernte werden immerhin noch zwei Monate vergehen, und bis dahin muß noch so manche Last Lebensmittel von der Küste herbeigeschafft werden, damit nicht die durch die Hungersnot entkräfteten Menschen jetzt noch zu grunde gehen. Darum können wir der thatkräftigen Mithilfe unserer Freunde noch nicht entraten. Wer hilft weiter?

Die Kulturfaktoren in unseren afrikanischen Kolonien.

Von **Gustav Müller.**

Dr. Hassert schließt sein unlängst erschienenes treffliches Werk: „Deutschlands Kolonien“ mit folgendem Satze: „Pflicht eines jeden Deutschen ist es, mitzuwirken und mitzuhelfen, daß das größere Deutschland jenseits des Meeres wachse, blühe und gedeihe und daß das größere Deutschland fest und dauernd an unser Vaterland gekettet werde. Damit stimmt jeder, der aus irgend welchem Grunde ein Interesse an unseren überseeischen Besitzungen hat, überein. Unter diesem Gesichtspunkte angesehen verdienen zwei Erscheinungen, die immer deutlicher hervortreten, besondere Aufmerksamkeit. Die eine ist die, daß die koloniale Bewegung offenbar

immer weitere Kreise unseres Volkes ergreift, was in den letzten Tagen auf der Generalversammlung der deutschen Kolonialgesellschaft zahlenmäßig nachgewiesen werden konnte. Die andere aber ist die, daß das deutsche Kapital mehr und mehr beginnt, aus seiner ursprünglichen Reserve gegenüber unseren Kolonien herauszutreten. Mögen beide Erscheinungen ihre besonderen Gründe haben, uns kommt es nur darauf an, daß sie vorhanden sind.

Dieser Fortschritt, den die koloniale Bewegung in dem Mutterlande macht, hat seine nicht zu unterschätzende Bedeutung auch für die Kolonien. Denn sollen sie alle die Hoffnungen erfüllen, die man billigerweise — es giebt ja auch viele unbillige Hoffnungen und Erwartungen — auf sie setzen darf, so muß in weit höherem Maße, als das bis jetzt der Fall ist, in ihnen geschafft und für sie etwas gethan werden. Denn es ist klar, daß die berechtigten Hoffnungen nur in dem Maße in Erfüllung gehen können, wie die Schutzgebiete aufgeschlossen, entwickelt und gehoben werden. Je mehr wir sie in der Kultur fördern, um so mehr werden sie uns werden und sein können. Das wird uns am meisten einleuchten, wenn wir an bestimmte, einzelne Dinge denken. Wir haben den Wunsch, daß wir unseren Auswandererstrom in unsere Kolonien lenken können. Aber selbst, wenn wir die Gebiete Ostafrikas, welche hierfür in Frage kommen, ganz außer acht lassen, und nur an Südwestafrika denken, so weiß jeder, der nur etwas mit kolonialen Dingen sich beschäftigt hat, daß noch viele und zum großen Teil sehr kostspielige Arbeiten und Vorbereitungen nötig sind, ehe wir daran denken können, eine Einwanderung in großem Stil aus der Heimat in dieses Schutzgebiet in die Wege zu leiten. Oder wir hoffen, daß unsere Schutzgebiete unsere Industrie mit den Rohstoffen versehen soll, die sie jetzt aus anderen Ländern beziehen muß, damit wir unabhängig werden vom Ausland, und hoffen, daß wir in unseren Kolonien zugleich die sichersten und besten Absatzgebiete finden für die Erzeugnisse unserer Industrie. Was muß da, so anerkennenswerte Anfänge auch überall vorliegen, noch geschehen, ehe wir dies Ziel erreichen! Wie muß da vor allen Dingen die eingeborene Bevölkerung erst noch zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde herangezogen werden, damit sie ein Verständnis dafür empfängt, was zu einem wahrhaft menschenwürdigen Dasein gehört! — Darum liegt es durchaus im eigensten Interesse der beteiligten Kreise, wenn sie an die Entwickelung der Schutzgebiete ihre ganze Kraft setzen; darum muß jeder Vaterlandsfreund den Wunsch haben, daß unser Volk bald als Ganzes zu der Erkenntnis kommt, wie die Kolonialpolitik eine nationale Lebensfrage, die Gleichgiltigkeit aber gegen die Schutzgebiete oder gar das Aufhalten der Lösung der mancherlei vorliegenden kolonialen Aufgaben fast nationaler Selbstmord ist.

Zu diesem äußeren, sehr realen kommt ein noch wichtigerer idealer Gesichtspunkt. Fragen wir nämlich nach dem moralischen Recht, das den europäischen Mächten, auch dem deutschen Reiche

bei der Besitzergreifung überseeischer Länder zur Seite steht, so müssen wir sagen: solch ein Recht giebt es nicht. „Das koloniale Besitz- und Herrschaftsrecht ist wesentlich das Recht des Stärkeren und Klügeren.“ [1]) Aber es giebt eine Art nachträglicher Legitimation für das angemaßte Recht: daß die Besitz ergreifende Macht die Völker, welche sie sich unterthan macht, erzieht und über sich selbst hinaushebt, und daß sie die Länder, die sie besetzt, in wirtschaftliche Pflege nimmt. Dann wird diese nachträgliche Legitimation einer Macht zuerkannt werden müssen, wenn sie in ihren Kolonien als wirkliche Kulturträgerin im Vollsinne des Wortes sich ausweist. Das ist der ideale Gesichtspunkt, unter dem wir an der Entwickelung und Hebung unserer Schutzbefohlenen und ihrer Länder das größte Interesse haben: Unsere nationale Ehre hängt daran. Und wenn das richtig ist, was einer einmal gesagt hat: Schmach verdient die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre, so gilt das ohne Frage in ganz besonderer Weise für diese Ehrenpflicht, die wir unsern Schutzgebieten gegenüber haben. Es dürfte deshalb gewiß zeitgemäß sein, die Kulturfaktoren in unseren afrikanischen Kolonien zu besprechen.

Ehe wir aber in die Besprechung des Themas eingehen, erscheint es notwendig, daß wir uns darüber klar werden, was wir unter Kultur verstehen und demgemäß als Kulturfaktoren anzusehen haben. Wir sagen mit Dr. Warneck [2]):

„Nach unserer Auffassung bilden den Gegenstand der Kultur alle dem Menschen verliehenen Gaben und Kräfte, durch deren Ausbildung und Verwendung er die Natur, oder, wie die Schrift sagt, die Erde sich unterthan macht, ihre Güter in seinen Dienst stellt und dadurch sein Wohlsein in dieser Welt, wie seine geistige und sittliche Veredelung befördert. Wir unterscheiden demnach ein dreifaches Kulturgebiet: das materielle, das geistige und das sittliche, aber nicht so, daß jedes ein isoliertes Feld für sich bildet, sondern so, daß alle drei einen Organismus ausmachen, in dem immer ein Glied dem andern dient und in die Pflege und Entwickelung des andern eingreift. Ist das Ziel aller Kultur kein anderes, als das Leben des Menschen auf dieser Erde zu einem wirklichen menschenwürdigen und glücklichen zu machen, so müssen die materiellen, geistigen und sittlichen Güter in gleicher Weise Gegenstand der Pflege sein. Nur dann giebt es eine harmonische, eine wurzelhafte, wahrhaft beglückende und veredelnde Kultur.“ Hiernach haben wir alle diejenigen Kräfte und Faktoren als Kulturfaktoren anzusprechen, welche zur materiellen, geistigen und sittlichen Hebung in unseren Schutzgebieten beitragen, als da sind Handel, Kolonisationsunternehmen, Forschungsreisen, die Regierung der

---

[1]) Vgl. Warneck: Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf? S. 24.
[2]) Vgl. Warneck: Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur. S. 45.

Schutzherrschaft selbst und, last but not least, die Mission. So ergeben sich drei große verschiedene Gruppen von Kulturfaktoren, die wir nach einander zu betrachten und daraufhin anzusehen haben, was sie geleistet und zu leisten haben.

Gemeinsam ist ihnen allen, daß die Verbreitung der Kultur bei keiner von allen Selbstzweck ist, und doch liegt ein großer Unterschied unter ihnen vor, wie sich sogleich ergeben wird. Für die erste Gruppe, die Handels- und Kolonisationsunternehmungen, ist die Verbreitung der Kultur nicht Selbstzweck; denn sie wollen im letzten Grunde den Kolonien nicht etwas bringen, sondern etwas von ihnen haben, wollen Vorteil und Nutzen aus ihnen ziehen. Deshalb haben wir ihre kulturelle Bedeutung, die ihrerseits oft geltend gemacht wird, nie anders verstanden wie in dem Sinne, daß sie eben um so mehr Nutzen und Gewinn haben von den Kolonien, je mehr sie für die Einführung und Verbreitung der Kultur thun. Auch die Regierung kann wohl im Reichstag mit Fug und Recht die Verpflichtung der Schutzherrschaft betonen, die Schutzgebiete nach allen Seiten hin zu kultivieren. Aber ihr eigentlicher Zweck liegt doch wo anders. Sie hat in erster Linie den Handel &c. zu sichern und den Auswanderern eine neue Heimat zu erschließen. Beides kann sie natürlich nicht, ohne — ich nenne nur die Herstellung von friedlichen und geordneten Zuständen — eine hervorragende kulturelle Thätigkeit zu entfalten. Die Mission endlich hat den Zweck, das Reich Gottes in den Kolonien aufzurichten und sie unter die Herrschaft dessen zu bringen, dem die Enden der Erde dereinst sollen unterthan sein. Das erreicht sie aber wiederum nicht, ohne daß sie eine große Veränderung der betreffenden Völker auf materiellem, geistigem und sittlichem Gebiete herbeiführt. So sind in der That alle drei Gruppen darin eins, daß keine die Verbreitung der Kultur zum eigentlichen Zweck hat. Die große Verschiedenheit aber unter ihnen besteht darin, daß, während die beiden ersten Gruppen eine kulturelle Thätigkeit entfalten um des eigenen Nutzens willen, die letzte Gruppe das thut um der Wohlfahrt und des Vorteils der Eingeborenen willen.

Wenn wir nunmehr in die Besprechung der verschiedenen Kulturfaktoren eintreten, so beginnen wir mit dem Handel und was mit ihm zusammenhängt; sowohl aus dem innern Grunde, weil wir ihn als den vergleichsweise kleinsten Kulturfaktor ansehen müssen, als auch aus dem äußeren Grunde, weil wir ihm in erster Linie es verdanken, daß wir überhaupt Kolonien haben. Darnach werden wir die Regierung als Kulturfaktor würdigen und schließlich die Bedeutung der Mission auf dem in Rede stehenden Gebiete ins Auge fassen.

I. Die Kulturfaktoren privaten Charakters.

1. Die kulturelle Bedeutung des **Handels** tritt uns bereits entgegen, ehe wir den Fuß in unsere Kolonien setzen. Ihm verdanken wir vornehmlich, obwohl natürlich auch andere Gründe mit in

Rechnung zu ziehen sind, den Schiffsverkehr zwischen dem Mutterlande und den Schutzgebieten. Er hat es in erster Linie bewirkt, daß wir mit Ost-Afrika jetzt eine 14tägige und mit Südwest-Afrika doch bereits eine monatliche Verbindung haben. Es bedeutet einen wesentlichen kulturellen Fortschritt für die Kolonien und ihre Bewohner, wenn sie in so lebhafte Verbindung mit dem Mutterlande gebracht werden. Dadurch wird ihnen in immer steigendem Maße Anteil gegeben an den Erzeugnissen nicht nur der deutschen, sondern der gesamten europäischen Kultur. Dem Handel verdankt es der Neger, daß er nicht mehr nur notdürftig seine Blöße decken muß, sondern sich ordentlich kleiden, und daß er an Stelle des Rindenzeuges und der roh bearbeiteten Felle das Baumwollenzeug setzen kann. Er hat es, wo der Handel Eingang findet, nicht mehr nötig, den dunkeln Abend am kärglichen und rauchenden Feuer mühsam ein wenig Licht zu suchen, sondern kann des Petroleums sich bedienen. Er empfängt durch ihn anstatt seiner mangelhaften, wenn auch verhältnismäßig sauber und geschickt geschmiedeten Hacken, Messer, Speere und Pfeilspitzen europäische Werkzeuge, die haltbarer, brauchbarer und zugleich billiger sind. Er erhält durch seine Vermittelung auch, was bekanntlich von einer Seite als ein besonderer Maßstab des Kulturstandpunktes angesehen worden ist, die Seife. Und noch viele andere nützliche Gegenstände empfängt der Neger, die er gebrauchen und schätzen lernt, und wird dadurch auf eine über seine bisherige hervorragende Kulturstufe erhoben.

Als Entgelt giebt der Neger die Erzeugnisse seines Landes an den Handel ab. Wir kennen ja die Rohprodukte, mit denen die Kolonien uns versorgen: Palmkerne, Palmöl, Kautschuk, Bast u. s. w. Und in dem Maße, wie die Kolonien uns diese natürlichen Erzeugnisse ihres Landes geben, nehmen sie an dem Kulturleben der Menschheit mehr und mehr teil. Diese Teilnahme am Welthandel ist den Negern aber nur dadurch ermöglicht, daß sie, in welchem Maße, kommt zunächst nicht in betracht, über das zum bloßen Lebensunterhalt nötige Maß hinaus arbeiten. Und hierdurch, daß er die Eingeborenen in gewissen Grenzen an die Arbeit bringt, erweist sich der Handel weiter als einer der in den Schutzgebieten wirkenden Kulturfaktoren.

Ja, wir müssen sogar noch etwas weiter gehen. Es ist zwar zu bedauern, kann aber den Eingeborenen nicht zum Vorwurf gemacht werden, daß sie um die Handelsprodukte, mit denen sie die europäischen Waren sich erstehen, zu gewinnen, zunächst einen verheerenden Raubbau treiben. Es kommt ihnen vorerst auf den Augenblickserfolg an; um die Zukunft grämen sie sich nicht. Wenn sie, um ein Beispiel zu gebrauchen, nur in möglichst kurzer Zeit und mit möglichst geringer Aufwendung von Aufmerksamkeit und Fleiß eine möglichst große Menge von Kautschuk zusammen bringen, so ist es ihnen gleichgiltig, daß unter ihrer Art, mit den Lianen umzugehen, die sämtlichen, den gesuchten Stoff ihnen liefernden Pflanzen eingehen.

Es erscheint daher als ein kulturelles Verdienst des Handels, daß er die Eingeborenen darüber belehrt, daß sie sich in einer Liane auf längere Zeit hinaus eine ständig fließende Quelle des wertvollen Stoffes erhalten können, wenn sie sorgfältig mit ihr verfahren. Und daß dafür im Laufe der Zeit unsere großen schwarzen Kinder ein Verständnis gewinnen, dafür sind bereits hoffnungsreiche Anzeichen vorhanden. Daneben sei auch darauf wenigstens noch hingewiesen, daß auch der Kakaohandel eine ähnliche, vielleicht noch bedeutungsvollere Wirkung zu zeitigen beginnt, da in Togo bereits eine Kakaoplantage eines Eingeborenen in gutem Zustande sich befindet und ihre Ernte dem deutschen Handel ausliefert.

Bis jetzt ist der Handel in unseren Kolonien im wesentlichen Küstenhandel geblieben. Sehen wir uns die trefflichen Karten des „deutschen Kolonialatlas" von Langhans an, so finden wir, daß er, aufs Ganze gesehen, noch nicht in das Innere hinein gedrungen ist. Soll er aber lebenskräftig sein und nicht erschlaffen und absterben, so muß er immer neue Gebiete sich erschließen. Er hat bis jetzt, um mit Dr. Zahn [1]) zu reden, an der Küste das Fett von der Suppe abgeschöpft — das nimmt aber einmal ein Ende. Auch die Fettangen tropischer Suppe sind nicht unendlich. So ist der Handel darauf angewiesen, an seinem Teile die europäische Kultur Schritt für Schritt weiter in die Kolonien hinein zu tragen und thatsächlich bedeutet jede Erweiterung des Handelsgebietes, jede Anlage einer neuen Faktorei oder Handelsniederlassung einen kulturellen Fortschritt.

Wir würden uns aber ein der Wirklichkeit nicht entsprechendes Bild machen, wollten wir nach dem Gesagten den Handel ausschließlich als einen Kulturfaktor im positiven Sinne ansehen. Auch die negative Seite will beachtet sein. Selbstverständlich muß der Handel, um überhaupt ins Leben treten zu können, dem Eingeborenen zunächst solche Dinge bringen, welche diesem gefallen und für die der Neger sogleich bereit ist, dem weißen Manne seine Tauschartikel zu geben. Was da alles an Flitter und wertlosem Tand den unerfahrenen Kindern Afrikas geboten wird, den sie mit ihren wertvollen Sachen bezahlen, ist nicht nötig zu sagen. Wir können uns alle des Lächelns ja nicht erwehren, wenn ein Häuptling als die größte Errungenschaft, die er dem weißen Händler verdankt, einen alten Cylinder mit Grandezza vor den Augen seiner staunenden Unterthanen zur Schau trägt und außer diesem Trümmer aus dem civilisierten Europa nichts weiter an seinem nackten Leibe aufzuweisen hat als den Gurt, der seine Hüften umspannt. Im Anfang kann der Handel solche kleinen Lockmittel gewiß nicht entbehren. Aber es ist nicht billig und vor allen Dingen nicht ehrlich, wenn der Handel nicht selbst mit aller Kraft dafür sorgt, daß er diese wertlosen Dinge nicht mehr absetzen kann. Er kann mit einigem guten

[1]) Vgl. den Aufsatz: „Handel und Mission" in der Allgemeinen Missions-Zeitschrift 1886, S. 496.

Willen die Neger sehr wohl dahin erziehen, daß sie anstatt der Flitter wertvolle und nützliche Gegenstände kaufen. Sagen, daß der Handel dazu nicht imstande sei, würde eine arge Verkennung der Bedeutung und des mächtigen Einflusses, den er überall auf seine Kundschaft ausübt, sein. Es wird vielfach über die Karrikaturen einer fälschlich so genannten Kultur und Civilisation, über die „Hosennigger“ und „Küstenneger“ geklagt. Das geschieht mit vollem Rechte. Es ist bekannt, daß für diese traurige Erscheinung vielerseits ausschließlich, jedenfalls in ganz hervorragender Weise die Mission verantwortlich gemacht wird, als seien diese Küstenneger der eigentliche Erfolg ihrer Thätigkeit. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob und wie weit man überhaupt die Mission dafür verantwortlich zu machen das Recht hat. Ich möchte nur feststellen, daß einen guten Teil der Verantwortung für das Dasein dieser lächerlichen und zugleich verkommenen Küstenneger der Handel trägt. Manches von dem, was den Küstenneger ausmacht, würde nicht vorhanden sein, wenn der Handel nur wirkliche Kulturgegenstände in die Kolonien brächte, da er an den Küsten ja bereits lange genug thätig ist, um eine Erziehung auszuüben, wie ich sie soeben als seine Aufgabe angedeutet habe. Es ist ein durchaus billiger Anspruch, den wir an den Handel stellen, daß er auch in den Kolonien dem Grundsatz nachkommt: „Ehrlich währt am längsten“, und dazu gehört, daß er den Eingeborenen nicht ihre Produkte gegen wertlosen Tand abnimmt.

Leider müssen wir aber geradezu eine Anklage gegen den Handel erheben: daß er den Eingeborenen unserer Kolonien den größten Feind der Kultur bringt, den Branntwein. Es ist eine Thatsache, daß in Kamerun und Togo der Handel zum weitaus größten Teile auf dem Branntwein beruht. Nach der im „Dtsch. Kolonialblatt“ veröffentlichten Statistik betrug im Jahre 1894 der Wert der in den beiden westafrikanischen Schutzgebieten eingeführten Spirituosen, abgesehen von dem hauptsächlich für die Europäer bestimmten Bier, Wein und Champagner, in Kamerun 15,10 und in Togo 30,10 % vom Werte der Gesamteinfuhr. Indes ist damit noch nicht der Anteil angegeben, den der Branntwein am Handel überhaupt hat. Dieser wird annähernd erst dadurch festgestellt, wenn der Einfuhrzoll, der auf den verschiedenen Waren liegt, mit in Ansatz gebracht wird und diejenigen Gegenstände, welche nicht für die Eingeborenen bestimmt sind, abgezogen werden. Dann ergibt sich, daß der ganze Handel in Togo im Jahre 1894 zu 58,71 %, d. h. also zu mehr als zur Hälfte Branntweinhandel gewesen ist. Es sind ganz gewaltige, den Freund der Kulturentwickelung in unseren Kolonien und der Eingeborenen in denselben erschreckende Zahlen, die die Einfuhr von Spirituosen in Togo und Kamerun angeben. Es waren, um bei dem Jahre 1894 zu bleiben, für Togo 1681294 und für Kamerun 1092756 l. Sieht man sich, soweit das möglich ist, die Ausfuhr aus Deutschland nach den Kolonien an, so ergiebt sich ein

für uns deprimierendes Resultat. Daß nämlich 75 % aller in Togo und Kamerun eingeschleppten Spirituosen aus Deutschland stammen. Dazu steht, was es unsern Kolonien an Baumwollwaaren, einstweilen der wichtigste Einfuhrartikel für die kulturelle Hebung der Eingeborenen, liefert, in einem schreienden Mißverhältnis, indem es davon nur 27 % bringt, und die übrigen 73 % anderen Völkern überläßt.

Die in der „Afrika" 1897 veröffentlichten Berichte über die afrikanische Branntweinfrage[1]), zeigen nur zu deutlich, daß das Urteil, welches Inspektor Oehler der Basler Missionsgesellschaft für Kamerun abgegeben hat, durchaus begründet ist und auch für Togo zutrifft, daß nämlich durch die Ueberschwemmung der Kolonien mit Spirituosen die davon betroffenen Völker physisch, wirtschaftlich und moralisch ruiniert werden. Und daß der Handel, indem er auf dem Schnapshandel sich basiert, sich selbst im Lichte steht und an seinem Untergange arbeitet, hat schon vor Jahren der Verfasser der leider eingegangenen französischen Zeitschrift „l'Afrique explorée et cultivée" erkannt, indem er schrieb: „Durch den Branntweinhandel tötet der Handel sich die Henne, die ihm die goldenen Eier legen soll."

Es giebt an der afrikanischen Westküste 6 Handelsfirmen, die in ihrem Geschäfte den Schnaps nicht verkaufen und mit dem Branntweinhandel unverworren bleiben, weil sie wissen, daß der Schnaps der größte Feind der Eingeborenen ist. Sie sind der beste Beweis dafür, daß man in West-Afrika sehr wohl Handel treiben kann, ohne den Schnaps zu Hilfe zu ziehen. Und das ist eine zweite Bitte an den deutschen Handel, daß er dem Beispiel dieser Firmen nachahmt und sich mit Entschiedenheit so schnell als möglich des Branntweingeschäfts entäußert. Thut er das, so wird man ihn uneingeschränkt und mit Freuden als einen wichtigen Kulturfaktor anerkennen. So lange aber diese beiden Petita noch nicht erfüllt sind, wird man es stets nur bedauern können, daß er selbst zu einem guten Teile die kulturellen Leistungen, die wir eingangs anerkannt haben, wieder in Frage stellt.

2) Eng mit dem Handel verbunden sind die mancherlei **Kolonisationsunternehmungen,** welche in großer Zahl bereits in unseren afrikanischen Kolonien entstanden sind und sich, nachdem die ersten Lehrjahre vorüber sind, in denen selbstverständlich manches Lehrgeld bezahlt werden mußte, zur Freude jedes Kolonialfreundes nunmehr gedeihlich entwickeln, so gedeihlich, daß jüngst in der Budget-Kommission des Reichstags einer der Herren Abgeordneten sagen durfte: der Usambara-Kaffee wird auf dem Weltmarkte als die beste Marke anerkannt. Es bedeutet einen hohen Kulturerfolg, wenn es uns gelingt, den Schoß der Erde in unseren Schutz-

---

[1]) Als Separatabdruck erschienen unter dem Titel: „Der Branntwein in Afrika. Berichte von deutschen evangel. Missionaren" und für 25 Pfg. portofrei von der Redaktion der „Afrika" zu beziehen.

gebieten zu erschließen und die Fruchtbarkeit des Bodens nutzbar zu machen. Das gehört auch zu der umfassenden Kulturaufgabe, die Gott der Herr der Menschheit schon in die Wiege gelegt hat, da er ihr schon im Paradiese die Aufgabe stellte: „Füllet die Erde und machet sie euch unterthan“ und wenn er ausdrücklich hinzufügt: „Sehet da, ich habe euch gegeben allerlei Kraut, das sich besamet, auf der ganzen Erde, und allerlei fruchtbare Bäume, die sich besamen, zu eurer Speise.“ So gewinnen alle diese Unternehmungen, mögen es Plantagen aller Art sein, oder mögen sie die Viehzucht, Straußenzucht, Zähmung des Zebra und des Elefanten betreffen, oder darauf aus sein, die Schätze an edlem Metall und Kohlen, die unter der Erde verborgen liegen, zu heben, eine ganz besondere Bedeutung.

Nur stellt sich, je mehr man an die Lösung dieser Aufgaben herantritt, eine sehr schwierige Frage ein, die manchen Orts bereits brennend geworden ist. Das ist die Frage: wer soll die Arbeiten verrichten, die da zu leisten sind, da ja abgesehen von Süd-West-Afrika und einigen Gebieten Ost-Afrikas deutsche Arbeiter nicht zu verwenden sind. Die Einführung indischer Arbeiter ist auf jeden Fall nur ein Notbehelf gewesen. Noch ist die Arbeiterfrage, d. h. die Frage, ob und wie für die ja fort und fort sich mehrenden Unternehmungen Arbeiter in genügender Anzahl sich werden gewinnen lassen, nicht überall in unseren afrikanischen Kolonien gelöst, so große Fortschritte auch bereits gemacht sind. Man kann unbedenklich sagen, daß die kulturelle Zukunft unserer Kolonien und in gleichem Maße unsere eigene wirtschaftliche Zukunft von der Frage abhängt, ob es gelingt, die Eingeborenen zu willigen und brauchbaren Arbeitern heranzuziehen. Diese Bedeutung der eingeborenen Bevölkerung für unsere Schutzgebiete kann gar nicht genug betont werden.

Nun ist es ja freilich ein weit verbreiteter Grundsatz, dessen Anerkennung zum eisernen Kapital namentlich aller derjenigen gehört, welche außer diesem Satz von den Negern nichts wissen: „Der Neger ist faul.“

Das ist aber nicht richtig. Der Begriff faul ist ein relativer Begriff. Wenn jemand so viel arbeitet, daß er für seine Lebensansprüche und die Bildungsstufe, auf der er steht, genug leistet, so kann man ihn nicht faul nennen. Wenn einer bei uns nur dafür sorgen wollte, daß er trocken Brot hat und zur Not mit einigen Lumpen sich kleiden kann, so haben wir ein Recht, ihn faul zu nennen. Wenn aber der Neger nur für das Allernötigste sorgt, was zu seinem Lebensunterhalt gehört, so gibt uns das noch kein Recht ihn so zu nennen. Und außerdem gehört es zu den Ausnahmen, daß er nicht mehr thut. Allein die Vorräte an Früchten, die manche Negervölker über den persönlichen Bedarf hinaus erzeugen, können jeden darüber belehren, daß sie nicht so faul sind, wie sie verschrieen sind; für afrikanische Verhältnisse, und danach allein darf man sie doch schätzen, sind sie es thatsächlich nicht. Daß

sie es aber nicht sind, ist für die kolonialen Unternehmungen aller Art von der größten Bedeutung. Darin liegt die Gewähr, daß es einem weisen Vorgehen gelingen wird, sie auch zur Arbeit auf den Plantagen ꝛc. willig und geschickt zu machen.

Über die Behandlung der Eingeborenen — unter dies Kapitel fällt ja die Frage nach ihrer Heranbildung zu brauchbaren Arbeitern — ist bereits viel geschrieben worden. Herr Dr. Giesebrecht hat eine Umfrage bei den bedeutendsten Kennern der afrikanischen Völker angestellt und die ihm zugegangenen Antworten in einem umfangreichen Buche gesammelt. Der bekannte Afrikaner, Missionsinspektor Dr. Merensky, hat eine von der Ost-Afrikanischen-Gesellschaft preisgekrönte Arbeit geschrieben: „Wie erzieht man den Neger zur Plantagenarbeit?“ Und so könnte ich noch etliche Schriften über diesen Gegenstand anführen. Das durch alle diese Äußerungen gewonnene Resultat kann man zusammenfassen: eine gerechte, gleichmäßig freundlich ernste Behandlung, die die Menschenwürde des Negers anerkennt und achtet, hat allein die begründete Aussicht, zum Ziele zu führen. Man wird viel Geduld nötig haben; es nimmt allein schon lange Zeit in Anspruch, daß der Neger einen Begriff von der Zeit, geschweige denn davon bekommt, daß Zeit Geld ist. Aber die große Aufgabe, welche die Kolonisationsgesellschaften damit übernommen haben, daß sie Hand legen an die Kultivierung unserer Kolonien, schließt die noch größere in sich, daß sie unsere Eingeborenen zu auch nach unseren Begriffen arbeitsamen Menschen heranziehen. Wir genießen in der Welt den Ruhm, daß wir nicht nur das Volk der Denker, sondern auch das Volk sind, das am meisten pädagogische Fähigkeiten besitzt. Zudem ist es nicht deutsche Art, ein Werk, das wir einmal angegriffen haben, nur halb zu thun. So werden hoffentlich die betreffenden Kreise auch in diesem Stücke nicht ruhen noch rasten, bis sie das edle Ziel erreicht haben. Und diese Arbeit ist, wenn überhaupt eine, des Schweißes der Edlen wert. Daß andere Faktoren hierbei wesentlich helfen müssen, sei hier nur, um Mißverständnisse zu vermeiden, ausdrücklich erwähnt.

Sollen aber die Kolonisationsunternehmungen diesen schönen kulturellen Erfolg haben, so müssen die Beamten, die angestellt werden, auch alle die Fähigkeiten und Eigenschaften besitzen, welche zur Lösung dieser Aufgabe gehören. Ich will nicht sattsam bekannte und von allen tief beklagte dunkle Flecken, die an verschiedenen Unternehmungen haften, wieder auffrischen. Jedenfalls giebt uns die Vergangenheit das Recht zu der dringenden Bitte, daß als Leiter und Beamte der privaten Unternehmungen nicht nur technisch tüchtige, sondern auch sittlich zu der hohen ihnen obliegenden Kulturaufgabe durchaus qualificierte Männer in die Kolonien gesandt und dort angestellt werden möchten, Männer, deren wir uns hier in der Heimat nicht zu schämen brauchen, sondern auf die wir als Vertreter unseres guten deutschen und christlichen Namens mit Fug und

Recht stolz sein dürfen. Wir halten unsere Kolonien für einen überaus wertvollen Besitz und stehen deshalb nicht an, an dieser Stelle zu sagen: Für unsere Schutzgebiete sind die besten Söhne unseres Vaterlandes nur gerade gut genug.

3) Die von den Küsten aus zu erreichenden Kolonisationsgebiete sind in Togo, Kamerun und Ost-Afrika so gut wie besetzt. Neue Unternehmungen müssen, wie das auch von dem Handel bereits gesagt ist, ins Innere gehen. Dazu sind Forschungsreisen nötig. Es sei gestattet, hier in bezug auf die **Privatexpeditionen** im allgemeinen, ganz gleich ob sie wirtschaftlichen, oder wissenschaftlichen oder welchen Zweck haben, mit besonderem Nachdruck dieselbe Forderung auszusprechen. Ohne Zweifel sind sie, da sie unsere Schutzgebiete erschließen helfen, ein Kulturfaktor und müssen sie also von uns auch berücksichtigt werden. Ohne nun des weiteren auf sie einzugehen, mag doch die Bemerkung Platz finden, daß es gerade bei diesen Expeditionen von der allergrößten Wichtigkeit ist, daß die Leitung in den rechten Händen liegt. Es ist von ihnen viel Unrecht an den Eingeborenen verübt worden, so daß sie sich leider nicht durchweg als Kulturfaktoren bewiesen haben. Man kann es nur auf das tiefste beklagen, daß vielleicht auch an Dr. Baumanns Namen der Makel hängen bleibt, daß er auf seinen Expeditionen, deren wissenschaftliche Bedeutung aller Welt bewußt ist und niemand in Frage zieht, Menschen hat erschießen und hängen lassen. Es wäre ein eminenter Gewinn nicht nur für seine Person, sondern für die Kulturgeschichte Afrikas, wenigstens unserer Kolonien, wenn er jemand autorisieren würde und könnte, öffentlich zu erklären, daß er, was Herr Kallenberg als aus dem Munde eines Freundes Baumanns stammend, öffentlich mitgeteilt hat, nicht gethan hat. Man sage nicht, daß auch die Regierungsexpeditionen hart und streng gegen die Eingeborenen verfahren sind. Einmal wissen wir, ohne daß damit gesagt sein soll, daß an Regierungsexpeditionen nicht auch manches zu kritisieren sei, führt die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst. Und dann liegt ein großer Unterschied insofern vor, als die Führer einer Regierungsexpedition einem Höheren verantwortlich sind. Wer aber zieht die Führer von Privatexpeditionen zur Verantwortung, da, wie die leidige Baumannsche Affaire beweist, nur zu oft lange Zeit vergeht, ehe man sie zur Rechenschaft zu ziehen vermag?

Wir können nur sagen: beruht die Aussicht der Kolonien im allgemeinen und aller privaten kolonialen Unternehmungen im besonderen auf der kulturellen Hebung der Eingeborenen, so liegt auch die selbstverständliche Pflicht vor, daß ihre Menschenrechte anerkannt, daß sie gerecht und billig behandelt werden, daß man nur solche Männer zu ihnen sendet, die ihnen ihr Recht nach jeder Seite hin zukommen lassen. Dann werden auch die Kolonisationsunternehmungen ein erfolgreicher Kulturfaktor für unsere Kolonien werden und sein.

Umfassender und bedeutender ist das Gebiet, auf dem sich

II. die Regierung als Kulturfaktor

zu erweisen Gelegenheit hat und thatsächlich erweist.

Seitens der Regierung ist von Anfang an die Kulturaufgabe, die dem Reiche als der Schutzherrschaft gegenüber den Kolonien als selbstverständliche Pflicht obliegt, mit besonderem Nachdruck betont worden. Und es ist nur billig und recht, daß es anerkannt wird, wie sie dieser Aufgabe nach den verschiedensten Seiten hin gerecht zu werden bemüht gewesen ist. Das ist um so mehr unsere Pflicht, als wir nicht umhin können werden, auch ihr einige Wünsche auszusprechen.

Wir beginnen, gemäß der oben gegebenen Bestimmung des Begriffs Kultur, vom Niederen zum Höheren aufsteigend, mit dem, was die Regierung auf dem materiellen Kulturgebiete geleistet hat.

In unserem, mit dem der anderen Kolonialmächte verglichen, sehr bescheidenen Kolonialetat befindet sich die verhältnismäßig hohe Summe von 200000 Mk. für den Afrikafonds, der zur Erforschung unserer Kolonien bestimmt ist. Was auf diesem Gebiete geleistet wird, ist überaus wertvoll und hat, wenn wir z. B. an die meteorologischen Arbeiten und Untersuchungen und Beobachtungen denken, auch einen hohen praktischen Wert, der in dem botanischen Garten in Kamerun und auf den Versuchsstationen sichtbar wird. Sowohl das „Deutsche Kolonialblatt" als auch besonders die „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" und die „Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen" legen durch ihren Inhalt beredtes Zeugnis davon ab, daß die 200000 Mk. des Afrikafonds wohl angewandt werden. (Fortsetzung folgt).

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. Mai.)

Ein ungewöhnlicher Mangel an Nachrichten läßt auf eine vollständig ruhige Entwickelung der Verhältnisse im **östlichen Sudan** schließen. Mit der Abreise Marchands, welcher am 17. Mai in Djibuti mit einem Extrazug von Hassar eingetroffen ist und sich sogleich auf den „Assas" begeben hat, kommt eine wichtige Episode zum Abschluß, welche, ein Ausfluß der französischen politischen Kurzsichtigkeit, ein charakteristisches Kennzeichen des heißen Wettkampfes der beiden Kolonialstaaten bildete und die ihnen zu Gebote stehenden Kampfmittel nach Art und Wert deutlich vor Augen führte. Marchand wird in seinem Vaterlande mit großem Enthusiasmus empfangen, und in der Feier seines Helden wird Frankreich seine Niederlage zu vergessen suchen.

England dagegen wird daran gemahnt, daß die Kultivierung und Ausbeutung seines neuen Besitzes doch noch manche Hindernisse zu überwinden haben wird. Nicht dessen unwichtigster Teil ist Dar For, und dorthin hatte General Kitchener den Neffen des Sultans, Ibrahim Ali, mit einer Mission entsandt. Dieser fand aber seinen Oheim entthront und hatte mit dem Usurpator, Ali Dinar, einen heißen Kampf zu bestehen, in welchem fast alle seine Begleiter (120 von 150) erschlagen wurden, so daß er mit 30 Mann unverrichteter Sache nach Kairo zurückkehrte. Es ist dies ein Zeichen, daß die alten Sudanstaaten doch immer noch Lebenskraft haben, daß ihre ungezähmten alten Herrschergeschlechter die Befreiung vom Druck des Khalifa auszunutzen suchen, um ihren Gelüsten nachzugehen und mit den altgewohnten barbarischen Mitteln sich eine unabhängige Herrschaft anzueignen. Allzu schnell wird es den Engländern nicht gelingen, durch das unwirtliche Kordofan oder durch das versumpfte Bahr-el-Ghasal-Gebiet an die Berge Dar Fors heranzukommen, und so lange hat der Usurpator Zeit, seine Verteidigung vorzubereiten. Wahrscheinlich wird er in dem neuen Sultan von Wadai (vgl. S. 71) eine Rückenstärkung und einen Bundesgenossen finden.

Welche Schwierigkeiten die Wasserwege des Sudan, die sich scheinbar so günstig der Ausbreitung der englischen Macht darbieten, der Schiffahrt bereiten, haben die neuerdings ausgeführten Rekognoscierungen ergeben. Schuld tragen die Sedd-Verstopfungen, d. h. jene von Junker auf ihre Entstehung untersuchten ungeheuren Massen schwimmender Pflanzen, welche, dicht gedrängt und verfilzt, ein unzerreißbares Gewebe bilden, und von deren Dichtigkeit und Tragfähigkeit man einen Begriff bekommt, wenn man hört, daß selbst die größten Tiere, wie Elefanten, unter Umständen sie ohne durchzubrechen betreten können. Namentlich in den Jahren starker Nil-Anschwellungen scheinen die Sedd-Bildungen aufzutreten, so im Jahre 1863, in den Jahren 1870/71, wo die Expedition Samuel Bakers dadurch wesentlich verzögert wurde, und 1879, wo Emin Bey vergebens versuchte, mit dem Dampfer von Lado nach Khartum zu gelangen. Er blieb bis April 1880 von dem Verkehr ganz abgeschnitten, bis es Ernst Marno gelang, nach siebenmonatlicher Arbeit mit 4 Dampfern die Barren zu durchschneiden.

So wie damals ist auch jetzt der Bahr-el-Djebel von Gaba Schambé bis zur Sobat-Mündung verstopft, eine natürliche Folge des Zusammenflusses mit dem Bahr-el-Gasal, dessen träge Wassermasse sich wie eine Barriere dem Bahr-el-Djebel vorlegt. Unterhalb des Sobat sind Sedd-Massen bis zur Insel Aba ($13^1/_2{}^0$ nörd. Br.) vorgedrungen, welche aber die Schiffahrt nicht hindern. Selbstverständlich ist der Bahr-el-Ghasal, auf welchem 1880 Gessi Pascha sich vollständig im Sedd festfuhr und dem Hungertode nahe kam, ganz gesperrt, und auch der Seitenkanal des Djebel, der Seraf, ganz unfahrbar. Dagegen ist der Sobat, wie immer, so auch jetzt frei

von Sedd; nahe seiner Gabelung, 400 km aufwärts, ist die alte Station Nasser wieder besetzt worden.

Die Unkosten für Erythraea, welche jetzt für 1897/98 festgestellt worden sind, erscheinen recht bedeutend; die Militärverwaltung erforderte 13600000 Lire, die Civilverwaltung 1900000 und die Revenus loraux 2630000, zusammen also 19130000 Lire. Nachdem bisher die Kolonie durchaus keine Fortschritte gemacht hat, ist eine Gesellschaft mit einem Kapital von 2½ Millionen Lire (zu erhöhen auf 5 Millionen) gebildet worden, welche die Kultivierung energisch betreiben will. Sie wird damit beginnen, die 27 km lange Eisenbahnlinie Massaua-Saati-Monkullo bis Ghinda (35 km) und später bis Goura zu verlängern.

Bei Kilometer 55 der Eisenbahn Djibuti-Harrar ist auf einer Höhe ein Fort gebaut und mit 30 Marineinfanteristen besetzt worden.

In **Uganda** ist die Ruhe noch immer nicht wieder hergestellt. Am 9. April hat Oberst Evatt einen neuen Kampf zu bestehen gehabt. Bei diesem soll der Kabarega von Unjoro schwer verwundet und ebenso wie Muanga gefangen, 300 ihrer Leute getötet worden sein. Die Engländer verloren 2 tote und 20 verwundete Waganda. Mit der Gefangennahme der beiden Fürsten wäre endlich einige Aussicht, daß der das reiche Land zerrüttende Krieg ein Ende nehme; jedoch sei daran erinnert, daß Muanga bereits einmal (Heft 3, S. 72) sich in Gefangenschaft befinden sollte.

Die Uganda-Bahn soll bis Kilometer 483 fertig gestellt sein; es fehlen dann nur noch etwa 400 km, bis der Victoria-See erreicht wird. Bei der Energie, mit welcher der Bau betrieben wird, kann man kaum daran zweifeln, daß binnen 3 Jahren diese Aufgabe gelöst werden wird.

In viel rascherem Tempo gedenkt Cecil Rhodes den südlichen Teil seiner transafrikanischen Bahn zu vollenden. In der General-Versammlung der britischen Süd-Afrika-Gesellschaft hat er am 2. Mai seine Vorschläge für die Beschaffung der Geldmittel entwickelt und zur Annahme gebracht. Die ganze Strecke beträgt danach rund 1450 km. Die Goldminen-Gesellschaften Rhodesias haben hiervon 240 km übernommen, so daß noch ca. 1210 km mit je 2500 Pfund Kosten zur Sprache kommen, also 3 Millionen Pfund Sterling. Diese sollen in fünf Teilzahlungen von vierprozentigen Obligationen erhoben werden, in jedem Baujahr eine; und da Rhodes in jedem Jahre 310 km zu bauen gedenkt, in 5 Jahren. Wird demnach die Uganda-Bahn im Jahre 1902 fertig, so rückt die Rhodesische Bahn von Süden dann bereits in bedenkliche Nähe.

Hieraus ergiebt sich die ungeheure Gefahr, welche für **Deutsch-Ost-Afrika** erwachsen muß, wenn nicht der Bau der Centralbahn schleunigst in Angriff genommen und mit aller Energie gefördert wird. Es ist ja nicht daran zu denken, daß wir die Seen noch eher erreichen sollten, als unsere Rivalen; wir haben schon viel zu lange in Zaghaftigkeit die Hände in den Schoß gelegt

und jene einen gewaltigen Vorsprung gewinnen lassen. Aber mit jedem Jahr, das wir später ankommen, wird der Schaden größer, wird uns mehr von dem Handel unseres Gebietes entrissen werden. Die Länge, welche wir zu bauen haben, wird kaum weniger als 1200 km betragen, und es wird mit Aufgebot ganz anderer Mittel gearbeitet werden müssen, als bei der Bahn in Südwest-Afrika.

Glücklicherweise steht einem sofortigen Beginn wenig im Wege. Der Anfangspunkt — Dar-es-Salam — ist durch den Hafen gegeben, und ebenso die erste Strecke von 300 km, welche mit der großen Karawanenstraße bis Kilossa zusammenfallen muß. Während des Baues dieses Abschnittes kann man sich schlüssig machen über die Weiterführung — sei es über Tabora nach dem Tanganika oder durch Uhehe zum Njaßa und von da zum Tanganika. Daß auf beiden Linien große Vorteile zu erreichen sind — hier die produktereichen Gebiete des Seenplateaus und die Mineralienreichtümer südlich des Victoria, dort die Steinkohlenlager und das Siedelungsgebiet des Uhehe-Plateaus — das macht die Wahl schwer; jedenfalls sind Geldmittel in hinreichendem Maße angeboten, und es handelt sich nur um die zu gewährenden Entschädigungen. Es ist aber dringend geboten, daß die hiermit verknüpften Erwägungen nicht lange den Arbeitsbeginn aufhalten; denn was dabei erspart werden kann, wird uns in viel höherem Maße durch den Zeitverlust an Schaden erwachsen. Es ist deshalb erfreulich, daß die Hauptversammlung der Kolonial-Gesellschaft am 27. Mai einstimmig beschlossen hat, für den sofortigen Beginn der ersten Strecke — Dar-es-Salam—Ukami — (zu 12 Millionen Mark veranschlagt) einzutreten.

Zur Linderung der Hungersnot sind dem Gouverneur von der Regierung 50000 Mark telegraphisch zur Verfügung gestellt und von dem Verwaltungsrat der Wohlfahrtslotterie der Deutschen Kolonialgesellschaft 40000 Mark überwiesen worden.

Die im Bezirk Uhonongo neu errichtete Station hat den Namen Bismarckburg erhalten. Neuerdings tritt die Frage immer mehr in den Vordergrund, auf welche Weise der Ersatz unserer Schutztruppe in Zukunft zu bewirken sein wird, nachdem die Anwerbung von Sudanern in Ägypten untersagt worden ist. Es ist zwar schon vielfach damit begonnen worden, Eingeborene zum Kriegsdienst heranzuziehen, und einige Stämme gewähren ein in manchen Beziehungen wohl brauchbares Material. Jedoch haben bisher die Sudaner immer noch den Kern der Truppe gebildet, auf den man unter allen Umständen mit Zuverlässigkeit rechnen konnte. Kein Stamm der Eingeborenen besitzt die wertvollen militärischen Eigenschaften des Sudan-Negers, und es wird deshalb vielleicht nicht unrichtig sein, wenn man, anstatt Männer anzuwerben, Knaben in militärischer Zucht heranzieht, um schon in jungen Jahren auf sie einwirken zu können.

Nachdem man ernste Besorgnisse gehegt hatte wegen des Segelschiffes „Deutschland“, das am 14. Januar mit der wertvollen

Ladung für die Pangani-Gesellschaft abgegangen war, ist dieses unversehrt in Tanga eingetroffen, und es kann nun mit der Montierung der Maschinen vorgegangen werden.

Nach einer Meldung aus Kapstadt ist östlich des Njaßa-Sees in der Nähe des Quellgebietes des Rovuma eine von zwei Europäern geführte Karawane von Eingeborenen angegriffen, fünfzig Träger getötet und alle Waren geraubt worden. Beide Weißen, deren Namen nicht mitgeteilt werden, sollen nach Fort Chickle entkommen sein.

Die Angelegenheit des Herrn Eiffe in **Portugiesisch-Ost-Afrika,** über welche früher (1898 S. 226 und 257) berichtet wurde, ist gegen Erwarten zu einem befriedigenden Abschluß gekommen. Wie diesseits nicht anders angenommen werden konnte, beruhte allerdings die unbegreifliche Vorenthaltung aller Rechte an die 1885 durch Eiffe erworbenen Ländereien an der Delagoa-Bai auf einem Einspruch der britischen Regierung, welche behauptete, diese Erwerbung (aus den Händen einer anderen Gesellschaft) widerspreche dem englisch-portugiesischen Vertrage von 1891, durch den England das Vorkaufsrecht der Delagoa-Bai zugestanden wurde. Da es sich hier nur um den Eigentumsübergang von einem Privaten an einen anderen handelte, entbehrte dieser Einwand jeder rechtlichen Basis. Trotzdem setzte es die englische Regierung durch, daß die Fertigstellung der von Eiffe erbauten Hafenanlagen verhindert wurde, und es bedurfte einer Schadenersatzklage und der energischen Unterstützung des deutschen Gesandten, um endlich Herrn Eiffe zu seinem Rechte zu verhelfen. Die Gesellschaftsstatuten haben nun eine Fassung erhalten, welche alle aus der ursprünglichen Konzession abzuleitenden Rechte in zufrieden stellender Weise feststellt und sichert.

Die Beira-Bahn ist fertig gestellt und eröffnet worden. Sie gestattet, Salisbury von der Küste aus in 30 Stunden zu erreichen.

Es ist wohl keine Frage, daß Englands Verhalten gegenüber der **Südafrikanischen Republik** die hauptsächliche Veranlassung ist, wenn es daselbst mit Reformen und weiterem Ausbau des Staatswesens nicht rascher vorwärts gehen will. Man darf niemals aus dem Auge lassen, daß man es hier mit einem in den Kinderschuhen der staatlichen Entwicklung stehenden Gemeinwesen zu thun hat, an das man billigerweise nicht die gleichen Anforderungen stellen kann, wie an einen alten Kulturstaat Europas. Durch die Minenindustrie einerseits in seinen Einnahmen plötzlich mächtig gefördert, ward es andererseits durch diese vor Aufgaben gestellt, welche zu bewältigen unmöglich binnen weniger Jahre gelingen konnte. Der Verdauungsprozeß läßt zum mindesten eine absolute Konzentration aller Kräfte auf die Gestaltung der inneren Verhältnisse, also eine möglichste Ungestörtheit durch äußere Zwistigkeiten, notwendig erscheinen. Wenn Großbritannien irgendwie sich wohlwollend zeigen wollte, so würde es mit leichter Mühe alle äußeren Belästigungen den Burenstaaten fern halten und auf die in Jo-

hannesburg thätigen Briten, denen manche Einrichtung nicht genehm ist, beruhigend einwirken können. Es würde dadurch auch den letzteren den besten Dienst erweisen.

Statt dessen ist England unausgesetzt bemüht, die Unzufriedenheit der Ausländer in Johannesburg — sei es nun durch Agenten oder durch Hervorhebung der Berechtigung ihrer Klagen — immer neu anzuregen und benutzt andererseits diese Unzufriedenheit, um eine durch nichts gerechtfertigte souveräne Stellung und Machtbefugnis gegen die Republik sich anzumaßen und diese zum Widerspruch gegen die beanspruchte Oberherrschaft anzuregen. Wie dieses System in einander greifend wirkt, haben die Vorgänge des Monats Mai wieder deutlich gezeigt. Es erweckt den Anschein, als wenn der britische Kolonialminister mit diesem Spiel nur Transvaal nicht zur Ruhe kommen lassen wolle und gespannt auf den Augenblick warte, wo Präsident Krüger sich in seiner schwierigen Lage einmal zu einer Unbesonnenheit verleiten lasse, welche Chamberlain die willkommene Gelegenheit zum Einschreiten geben könne.

An und für sich war bereits die Entgegennahme der Beschwerdeschrift der 21000 Johannesburger durch die Königin von England ein Vertragsbruch. Schlimmer aber ist es, daß diese Petition als Kunsterzeugnis britischer Agenten und Minenbarone sich mehr und mehr herausstellt, und daß Chamberlain daraus die Folgerung zog, neue Forderungen an Krüger stellen zu müssen; am schlimmsten, daß in dem Augenblick, als der britische Minister auf politischem Wege eine Krisis heraufbeschwor, in Johannesburg eine Verschwörung entdeckt wurde, welche viel ernster zu nehmen ist, als der Einfall Jamesons. Dieses Zusammentreffen der Umstände ist, mögen die englischen Zeitungen es auch in jeder Weise abzuschwächen sich bemühen, höchst eigentümlich und läßt die Politik des britischen Kolonialministers in einem sehr ungünstigen Lichte erscheinen.

Krüger hatte bekanntlich schon lange vor der Absendung der erwähnten Petition begonnen, in bedächtiger Weise Schritt für Schritt den Johannesburger Klagen durch Erleichterungen verschiedener Art entgegenzukommen; man wußte, daß er gewillt sei, dahin zielende wichtige neue Gesetze in Vorschlag zu bringen; aber die englische Presse erklärte jedes Zugeständnis für wertlos; die Bergwerksmagnaten wollen eben viel mehr, sie wollen das Bahn- und Wirtschaftssystem der Kapkolonie, um mit einer auf ein Minimum herabgedrückten Lohnskala ihre Gewinne mächtig zu erhöhen; und die englische Regierung sollte die des Transvaal zwingen, dies zuzugestehen. Deshalb benutzte man die Gelegenheit, wo ein Polizeibeamter bei der Verhaftung eines britischen Verbrechers im Gedränge versehentlich diesen erschoß, um die Königin um Schutz des Lebens und Eigentums anzurufen.

Daß diese Petition jeder stichhaltigen Begründung entbehrt, ist aus der Gegenpetition anderer Johannesburger zu entnehmen, welche von der Regierung der Republik die Verhinderung einer britischen

Einmischung erbittet. Sie ist bereits von 25000 Unterschriften bedeckt. Aber Chamberlain nahm sich keine Zeit, die Stichhaltigkeit der ersten Petition zu untersuchen, sondern basierte darauf seine an die Transvaal-Regierung gestellten Forderungen. Man sprach bereits von einem Ultimatum. Dieses wurde dementiert; es handelt sich aber allem Anschein nach um eine sehr geharnischte Forderung. Sie bezieht sich auf die Aufhebung des Dynamit-Monopols, und Chamberlain erblickt in diesem eine Verletzung des Artikels 14 des Londoner Vertrages von 1884, welcher folgenden Wortlaut hat:

„Mit Ausnahme der Eingeborenen sollen alle Personen, welche die Gesetze der Südafrikanischen Republik beobachten, a) mit ihren Familien hinsichtlich der Einwanderung, des Reisens und der Niederlassung in irgend einem Teil der Südafrikanischen Republik völlig frei sein; b) sie sollen das Recht haben, Häuser, Fabriken, Warenhäuser, Läden, Grundstücke zu mieten und zu erwerben; c) sie können ihren Handel in Person oder durch ihnen geeignet scheinende Agenten betreiben, d) und sie sollen in bezug auf ihre Person und ihr Eigentum oder hinsichtlich ihres Handels oder Gewerbes keinen anderen allgemeinen oder lokalen Abgaben unterworfen sein, als denen, die von den Bürgern genannter Republik erhoben werden oder erhoben werden könnten.“

Wie unberechtigt diese Ansicht des Kolonialministers ist, ergiebt sich daraus, daß die durch das Monopol veranlaßte Preiserhöhung des Dynamits nicht nur den Ausländern, sondern auch den Buren gegenüber zur Sprache kommt, erstere also nicht schwerer belastet, daß ferner aber das Monopol bereits zwei Jahre vor dem Londoner Vertrag konzessioniert worden ist. Ohne Rechtsbruch kann es schließlich nicht beseitigt werden.

Krüger legte Chamberlains Depesche und seine dagegen protestierende Antwort dem Volksraad vor, welcher am 1. Mai zusammengetreten war, und konnte seine Ansicht durch die Gutachten zahlreicher europäischer Autoritäten unterstützen. Im übrigen ließ er sich durch den britischen Angriff durchaus nicht beirren in seinem Vorhaben, neue wichtige Gesetzentwürfe einzubringen. Deren erster will den Ausländern nach einem Aufenthalte von 9 (statt 14) Jahren alle Bürgerrechte verleihen und der zweite ermächtigt die Regierung zum Verkauf der Bewaarplaatsen. Es ist leicht erklärlich, daß der erstgenannte angesichts der Johannesburger Petition und der Forderung des britischen Ministers um so weniger Entgegenkommen bei dem Volksraad fand, als wenige Tage vor der Beratung eine Verschwörung in Johannesburg entdeckt worden war. Es lag zu nahe, sie in Beziehung zu setzen zu jenen anderen Vorgängen. Trotzdem erhielt Krüger, welcher allem Widerspruch entgegen auf das wärmste für sie eintrat, die Genehmigung, die Gesetzesvorschläge zu veröffentlichen und dadurch zur Kenntnis der ganzen behufs Entscheidung zuständigen Burenschaft zu unterbreiten.

Es sei bei dieser Gelegenheit eines hochherzigen Geschenkes

erwähnt, das die Regierung den Einwohnern der Republik gemacht hat. Sie hat am 1. April eine Reihe von Grundstücken für den Bergbau offen erklärt und den goldhaltigen Grund in 20000 Claims geteilt, welche an alle Einwohner ohne Rücksicht auf Nationalität und Herkunft, gleichgiltig ob Bürger oder Ausländer, und zwar an weibliche Personen über 21 und an männliche über 16 Jahren verlost werden sollen. Gegen Vorlegung der Quittung über bezahlte Personalsteuer des letzten Jahres (18,50 Mk.) erhält jeder sein Los unentgeltlich ausgehändigt. Auf jeden Treffer entfällt ein Block von je 6 Claims, deren Wert vielfach auf mehrere tausend Pfund geschätzt wird.

Am 14. Mai ward man durch zwei Nachrichten überrascht. Die erste bestätigte, daß eine Zusammenkunft zwischen Krüger und dem Gouverneur der Kapkolonie Milner geplant sei, fügte aber hinzu, daß ersterer die Zusammenkunft in Bloemfontein wünsche, während eine Transvaal feindliche Gruppe für Pretoria als Ort der Konferenz agitiere, in der Hoffnung, daß während der Beratung in Johannesburg oder Pretoria Unruhen ausbrechen würden, welche eine Intervention Englands herbeiführen könnten. Wies schon diese Nachricht auf landesverräterische Pläne einer Johannesburger Partei hin, so ließ die zweite: „ein Sonderzug mit Artilleristen in voller Ausrüstung mit Geschützen und Scheinwerfern sei am 13. Mai nach Johannesburg gefahren", vermuten, daß die Regierung Grund zu ernsteren Maßregeln haben müsse. Dies bestätigte sich nach wenigen Tagen. Am 15. wurden 7 Personen verhaftet, von denen 5 früher als Unteroffiziere der englischen Armee angehört haben sollen. Sie sind auf das beschworene Zeugnis dreier Engländer des Hochverrats angeklagt, da sie 2000 waffenfähige Mannschaften angeworben hätten zum Zweck, sich des Forts bei Johannesburg zu bemächtigen und es so lange zu halten, bis englische Hilfe käme. Das vorgefundene Beweismaterial soll erdrückend sein, unter anderem die Liste der Angeworbenen. Bezeichnenderweise sollte losgeschlagen werden, sobald die Verhandlungen zwischen Milner und Krüger begannen. Die außergewöhnliche Eile, mit der man die Fortsbesatzung nach Johannesburg brachte, ist hierdurch erklärt.

Daß die Fäden dieser Verschwörung bei gewissen Freunden der Bergwerkbesitzer in London zusammenlaufen, ist aus der tendenziösen Darstellung der Vorgänge in dortigen Zeitungen ersichtlich, welche sich nicht scheuen, das ganze als eine Machenschaft Krügers darzustellen. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß genau, wie im Winter 1895/96 die Uitländer-Bewegung und die Verschwörung mit einer Verschärfung der Beziehungen zwischen England und Transvaal zusammenfällt. Es ist nicht anzunehmen, daß die Regierung Englands thätlich beteiligt ist, aber sie läßt sich treiben, und sie wird mißbraucht.

Besonnenerweise hat Krüger die Verhandlungen wegen der Zusammenkunft mit Milner nicht abgebrochen. Diese findet statt,

aber nur unter der vom Präsidenten der Republik gestellten Bedingung, daß deren Unabhängigkeit hierbei nicht zur Sprache kommt und nicht angetastet wird.

Aus diesen ganzen Vorgängen ist zu entnehmen, daß Krüger die Situation vollständig beherrscht und im Begriff ist, die von seinen inneren und äußeren Gegnern begangenen Fehler in kluger Weise auszunutzen.

Ein unangenehmer Vorfall zwischen dem deutschen Konsul Biermann und den beiden Staatsmännern Transvals, Reiz und Leyds hat sich erfreulicher Weise als auf einem Irrtum beruhend herausgestellt.

Eine Arbeit von Dr. Stromer von Reichenbach in der deutschen Kolonialzeitung über die Besiedelung **Deutsch-Südwest-Afrikas** führt den außerordentlich langsamen Fortschritt dieser vor Augen. Wenngleich von deren Beginn im Jahre 1892 bis 1899 die Anzahl der Weißen von 622 auf 2872 gestiegen ist, so ist zu berücksichtigen, daß hier die Schutztruppe mit eingerechnet ist, und daß erst in diesem Jahr die Zahl der Civilbevölkerung diejenige der Angehörigen der Schutztruppe erreicht hat. Es ist deshalb dringend geboten, daß man die Besiedelung kräftiger fördert, und das kann nur geschehen, indem man den Ansiedlern günstigere Bedingungen entgegenbringt. Hierzu gehört vor allem eine wenigstens vorläufig kostenfreie Überlassung der Grundstücke, gegen welche ja der Ansiedler mit seiner ganzen Arbeitskraft ins Gewicht fällt. Es ist ferner die baldige Durchführung des Rehbockschen Projektes notwendig, welches dem mittellosen Kleinfarmer die Ansiedelung überhaupt erst ermöglicht, während ohne Schaffung der günstigen Wasserverhältnisse der Farmer ohne Kapital von 30 bis 40000 Mk. überhaupt keine Aussicht auf Erfolg hat. Die Widerstände gegen dieses Projekt sind neuerdings erfreulicherweise überwunden, und es wird nur die Beantwortung der an den Gouverneur deshalb gerichteten Fragen abgewartet, um ihm ernstlich näher zu treten.

Des weiteren wurde bei der Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft die Gewährung einer Beihilfe an ausgediente Soldaten der Schutztruppe behufs Ansiedelung in Anregung gebracht, und ein Beschluß dahin gefaßt, daß eine solche allgemein an bedürftige Ansiedler unter besonderer Berücksichtigung der Mitglieder der Schutztruppe gewährt werden solle.

Für die Besiedelung werden voraussichtlich die Buren in erhöhtem Maße in Frage kommen, nachdem sie im Ngami-Lande unsere Nachbarn geworden sind. Man wird damit wieder vor die Alternative gestellt, ob man sie durch polizeiliche Maßregeln fernzuhalten suchen und sich damit zu Feinden machen soll, oder ob man dieses tüchtige Element aufnehmen und sich durch geeignete Maßnahmen gegen die Gefahr schützen soll, daß sie einen Staat im Staate bilden. Diese ist sicher nicht so groß, wie in Portugiesisch-

West-Afrika, wo die Buren durch die beispiellose Mangelhaftigkeit staatlicher Einrichtungen und der Rechtspflege sich zu eigenen staatlichen Institutionen gezwungen sahen.

Am 20. Mai ist eine Expedition des Bergmeisters Eichmeyer aus Zellerfeld (16 Europäer stark) mit dem direkten Wörmann-Dampfer abgefahren, um das Gebiet von Rehoboth fachmännisch auf Metalle zu untersuchen. Da die Regierung auch das Gebiet von Otavi durch Berginspektor Duft auf Kupfer untersuchen läßt, werden hoffentlich bald klarere Einblicke in den Metallreichtum der Kolonie gewonnen und mit dessen Ausbeutung zahlreichere Arbeitskräfte dorthin gezogen werden.

Die Eisenbahnstrecke im Bett des Khanrivier hat jetzt eine Probe zu bestehen gehabt. Infolge starken Regens ist dieser in der Nacht vom 1. zum 2. März abgekommen und hat auf eine Strecke von 4 km die Geleise teilweise unterspült. Man hofft, die Betriebsstörung binnen 5 Tagen beseitigen zu können, woraus sich ergiebt, daß die Führung des Geleises im Flußbett, durch welche sehr kostspielige Brückenbauten erspart wurden, keine großen Unzuträglichkeiten mit sich brachte.

Aus dem **Kongo-Staat** wird gemeldet, daß die erste Schiene der Mayumbe-Bahn am 15. März in Boma feierlich verlegt wurde. Die Trasierung hatte km 32, die Erdarbeit km 28 erreicht.

In der Enklave am Nil machen sich die Truppen bereit, um unter Führung des Kommandant Adam weiter nach Norden (also in das bisher nicht okkupierte Bahr-el-Ghasal-Gebiet) vorzurücken. Hanolet hat Lado verlassen; die Derwische haben Bor aufgegeben, sobald sie die Einnahme von Omdurman erfuhren. Martyr ist bei 5° 30′ nördlicher Breite zu den Kongotruppen gestoßen, hat also, wie zu vermuten war, Bor gar nicht erreicht.

Aus dem Hinterlande von **Kamerun** muß man mit Spannung weiteren Nachrichten entgegensehen, denn Hauptmann v. Kamptz hat den Vormarsch gegen Tibati ohne weitere Vorbereitungen angetreten. Nach seinem Bericht aus Ngilla-Stadt vom 18. Februar waren daselbst nach Ngillas Tode (am 11. Januar) Thronstreitigkeiten entstanden, bei denen dessen Feldherr, Wunga, seine Familie gegen den rechtmäßigen Thronfolger Ngane unterstützte. Mit diesem, der bei Ngutte erzogen wurde und Kamptz als geeigneter Herrscher erscheint, hat er anfangs vergebens anzuknüpfen versucht; doch spielte ein Zufall ihm seine Mutter in die Hände und ließ ihn durch diese mit Ngane in Verhandlungen treten.

Kamptz beabsichtigte in einigen Tagen nach Joko, dem Grenzort des Sultanates Tibati, aufzubrechen, und will die Thronfolge in Ngilla-Stadt nach seiner Rückkehr erledigen. Von dieser glücklichen Rückkehr und einem siegreichen Feldzug hängt für unsere Kolonie außerordentlich viel ab, und großen Schwierigkeiten, großen Gefahren ist die kleine Schutztruppe entgegen gegangen. Möchte es der Ge-

schicklichkeit des Führers und der Tüchtigkeit seiner Truppe gelingen, sie zu überwinden.

Es ist kein Geheimnis mehr, daß das Haupthindernis für die rasche Ausführung der geplanten Benuë-Expedition in den schwierigen Verhandlungen mit der Royal Niger-Compagnie zu suchen ist. Während sie 1893 die deutsche Kamerun-Expedition entgegenkommend unterstützte, weil sie in dieser nur eine, wenigstens moralische, Hilfe gegen die sie bedrängenden französischen Unternehmungen erblickte, erschwert sie der Benuë-Expedition alles in derselben Weise, wie seiner Zeit den Franzosen. Die Zeiten haben sich eben geändert, und die Bestimmungen der Kongo-Akte glaubt man rücksichtslos beiseite schieben zu können, da bisher keine der beteiligten Mächte auf ihre Innehaltung ernstlich gedrungen hat.

Welch ungeheures Gebiet der Süd-Kamerun-Gesellschaft zur Verfügung gestellt ist, zeigt eine kürzlich veröffentlichte Karte. Es erstreckt sich vom 12. östlichen Längengrad im Westen und vom 5. nördlichen Breitengrad im Norden bis zu der deutsch-französischen Grenze im Osten und Süden, d. h. bis zu 15 bezw. 15° 40′ östlich und 2° 15′ bezw. 2° südlich, eine Fläche von 5 Millionen Hektar, 2½ mal so groß als das Königreich Belgien. Das Gebiet ist noch fast unbekannt, und seine Erforschung ist von Leutnant Plehn in Angriff genommen worden, während auf französischem Gebiet zwischen den gleichen Längengraden die Expedition Fourneau-Fondère thätig ist.

Die Revolte im Hinterland der **Elfenbeinküste** ist noch nicht niedergeschlagen. Das Centrum ist Caboi, 120 km von der Küste. Hier hat der Stamm der Chevol eine Kompagnie Senegalschützen eingeschlossen, eine andere, welche, in Liban ausgeschifft, zur Hilfe eilte, hatte am 30. April 30 km landeinwärts einen heißen Kampf zu bestehen und verlor 2 Offiziere 40 Mann verwundet. Der Feind, welcher wiederum auffallenderweise mit Schnellladern bewaffnet war, verlor gegen hundert Mann, scheint aber siegreich gewesen zu sein, da die (französische) Nachricht nicht das Gegenteil berichtet.

In Groß-Bassam wütet das gelbe Fieber mit großer Heftigkeit. Die Stadt ist ganz geräumt worden.

Die französischen Telegraphenlinien in Senegambien und im Niger-Gebiet sind fertig gestellt, nämlich eine große Linie von Bafulabe nach Bammako—Segu—San—Wagadugа—Fada N'Gurma—Abomey—Küste; hiervon zweigen ab das Dreieck Kita—Bammako—Siguri; von diesem Orte eine Linie über Kankan-Farana und Kaba zur Westküste und von Segu eine solche nach Timbuktu. Geplant ist eine Linie von San über Sikasso—Kong—Bondukn nach Groß-Bassam und eine andere von Fada N'Gurma nach Say.

Die englische Eisenbahn in **Liberia**, welche 1895 begonnen wurde, hat noch keine großen Fortschritte gemacht; im Oktober 1897 waren etwas über 30 km von Freetown bis Waterloo fertig,

seitdem sind etwa 16—17 km (zusammen 48) bis Songo-Touru vollendet und dem Verkehr übergeben. Die Spurweite ist 76 cm, die Kosten (bei zahlreichen Flußübergängen) 88000 Francs pro km, die Einnahmen befriedigend.

Geographische Nachrichten.

Gentil wurde am 1. April in Brazzaville erwartet. Nach der Zahl der schon bereitliegenden Lasten und der zwei Kanonen ist auf eine starke Expedition zu schließen.

Behagle hat festgestellt, daß die Aufnahmen von Dybowski (1891/92) außerordentlich genau sind.

Für die Expedition Moore sind von der Geographischen Gesellschaft zu London 15000 Frcs., von Alfred Beit 25000, von zwei Ungenannten ebenfalls 25000 Frcs. gezeichnet worden. M. Berridge, ein Mitglied der Expedition, kommt für 37500 Frcs. auf, außerdem sind mehrere kleinere Summen gezeichnet worden. Man rechnet auf eine Dauer von 2 Jahren.

Die Expedition Fourneau-Fondère war am 8. Februar in Ueso vereinigt und marschierte am 13. in westlicher Richtung ab, um den unbekannten Strich zwischen dem 1. und 2. nördlichen Breitengrad zu erforschen. Nach Überschreitung der Wasserscheide Kongo-Ogowe wollte sie das Bassin des Ivindo durchschneiden und im Juli in Libreville eintreffen. Unvermuteterweise ist sie aber bereits Ende Mai am Come, einem Nebenfluß des unteren Ogowe, eingetroffen nach einem Marsch von 1000 Kilometer durch Busch und dichten Wald.

Die Expedition Boullet (vergl. S. 135) berichtet am 15. April aus Boro-Biré von guten Erfolgen. Sie hat mit Mauri-Chefs Verträge abgeschlossen und wurde durch Tuaregs nicht belästigt. Sie zählt 8 europäische Mitglieder.

Marchand hat mit der Erreichung von Djibuti am 17. Mai die 22. Durchquerung Afrikas vollendet. Es ist nicht uninteressant, diese 22 Reisen zusammenzustellen:*)

1. Livingstone von Loanda (20. 9. 54) nach Quelimane (12. 5. 56).
2. Cameron von Bagamoyo (15. 3. 73) nach Catumbella (6. 11. 75).
3. Stanley von Bagamoyo (17. 11. 74) nach Banana (11. 8. 77).
4. Serpa Pinto von Benguela (12. 12. 77) nach Durban (19. 3. 79).
5. Wißmann von Loanda (Jan. 81) nach Saadani (15. 11. 82).
6. Arnot von Durban (Aug. 81) nach Benguela (11. 11. 84).
7. Cappello und Ivens von Mossamedes (14. 3. 84) nach Quelimane (26. 6. 85).
8. Gleerup von Banana (27. 12. 83) nach Bagamoyo (25. 6. 86).
9. Lenz von Banana (Sept. 85) nach Quelimane (Jan. 87).
10. Wißmann von Banana (Jan. 86) nach Quelimane (8. 8. 87).
11. Trivier von Loango (10. 12. 88) nach Quelimane (1. 12. 89).
12. Stanley von Banana (18. 3. 87) nach Bagamoyo (5. 12. 89)
13. Dr. Johnston von Benguela (1891) nach Sambesi-Mündung (92).
14. Graf Götzen von Pangani (19. 10. 93) nach Banana (Dez. 94).
15. Moray von Bagamoyo (16. 6. 92) nach Banana (Febr. 95).
16. Glave von Sambesi-Mündung (93) nach Matadi (95).
17. Miot von Chinde (26. 5. 92) nach Banana (April 96).
18. Versepuy von Sansibar (7. 7. 95) nach Cabinda (2. 8. 96).
19. Descamps und Chargois von Chinde (26. 5. 93) nach Cabinda (Sept. 96).
20. Foa von Chinde (Aug. 94) nach Banana (Novemb. 97).
21. Lloyd von Mombassa (97) nach Banana (98)
22. Marchand von Loango (Aug. 96) nach Djibuti (17. 5. 99).

*) Nach Mouvement géographique.

Bücherbesprechungen.

Vom **Herausgeber.**

22) Dr. **Alfred Zimmermann. Die Europäischen Kolonien.** Schilderung ihrer Entstehung, Entwickelung, Erfolge und Aussichten **Dritter Band.** Die Kolonialpolitik Großbritanniens. Zweiter Teil. Vom Abfall der Vereinigten Staaten bis zur Gegenwart. — Preis brosch. 9 Mk.; gebd. 10,50 Mk — Verlag von E. S. Mittler, Königl. Hofbuchhandlung, Berlin SW.

Das Erscheinen dieses zweiten Teiles der „Kolonialpolitik Großbritanniens" ist in weiten Kreisen mit einer gewissen Spannung erwartet worden Für jeden, der irgendwie mit kolonialen Dingen sich beschäftigt, ist es ja von besonderer Bedeutung, einen klaren Einblick zu erhalten in die Wege, auf denen England zu seiner Weltmachtstellung, die es lediglich seinem kolonialen Besitz verdankt, und auf der anderen Seite auch Klarheit zu gewinnen darüber, wodurch es ihm gelungen ist, vermittelst seiner Kolonien zu seinem Reichtum zu kommen Dem Verfasser wird die Anerkennung nicht versagt bleiben, daß er in der Bearbeitung des schier überreichen vorliegenden Materials, das zum Teil sehr schwer zugänglich ist, ein zuverlässiges Werk geschaffen hat, welches in klarer Darstellung gründliche Belehrung und damit sowohl für unsere Kolonialpolitiker vom Fach als auch für jeden Kolonialfreund großen praktischen Wert hat, und welches zugleich angenehm zu lesen ist. Freilich hätte er sehr wohl eine Reihe von Anglikanismen verdeutschen können und z. B. nicht fast durchweg von einem „Gouvernement", sondern von einer „Regierung" sprechen sollen.

Auf den Inhalt des Werkes möchte ich hier nicht näher eingehen, da ich in einem besonderen Aufsatz in einem der nächsten Hefte der „Afrika" noch darauf zurückkommen werde. Nur dies sei im allgemeinen gesagt, daß der Verfasser klar die Stellung Großbritanniens sowohl den Eingeborenen als auch den übrigen Kolonial-Staaten gegenüber hervorhebt, und das letztere erscheint besonders wichtig, da wir so auf Grund der Geschichte ein Urteil darüber gewinnen, was wir von unsern Vettern jenseits des Kanals zu erwarten haben.

Der Inhalt des Buches gliedert sich in 5 Teile: I. Die Kolonisation Afrikas (13 Kapitel; S. 12—141); II Das britische Westindien (3 Kapitel, S. 142—162); III. Das britische Nordamerika (5 Kapitel, S. 163—201); IV. Das britische Reich in Asien (9 Kapitel, S. 202—285); V. Das britische Reich in Australasien (5 Kapitel, S. 286—380). In der „Einleitung" wird „die Entstehung der britischen Weltherrschaft" und im Schlußkapitel „die britische Kolonialverwaltung und Kolonialpolitik im allgemeinen" dargestellt. „Ein Verzeichnis der wichtigsten Quellen und Bearbeitungen", nach den einzelnen Teilen zusammengestellt, 7 Seiten umfassend, ist beigegeben.

Es ist unser aufrichtiger Wunsch, daß es dem verehrten Verfasser gelingen möge, sein Werk, „die Europäischen Kolonien", von dem noch die Kolonialpolitik Frankreichs, Hollands und Deutschlands ausstehen, mit gleichem Erfolge, wie die nun vorliegenden ersten 3 Bände zu Ende zu führen.

---

23) Dr. **Rudolf Fitzner, Der Kagera-Nil.** Ein Beitrag zur Physiographie Deutsch-Ostafrikas. Mit einer dreifarbigen Höhenschichtenkarte des Mittel- und Unterlaufes des Kagera. — Preis 3 Mk. — Verlag von Alfred Schall. Hofbuchhändler. Berlin W.

In sorgfältiger Weise hat der Verfasser die in den verschiedensten Werken und Beschreibungen vorliegenden Nachrichten über die Gegend zwischen dem Kivu- und dem Viktoria-See, das sogenannte Zwischenseen-Gebiet, gesammelt, gesichtet und verarbeitet. Er kommt dabei zu dem Resultat, daß nicht der Ruvuru wie Baumann, sondern der Njavorongo, wie Graf v. Götzen annimmt, der Hauptquellfluß des Nil ist, ohne daß er bei dem augenblicklich noch immer lückenhaften

Stand unsre Kenntnis jenes Gebietes sein Resultat als endgiltig bezeichnet. Die wertvolle Monographie wird ohne Frage in den interessierten Kreisen allgemeine Beachtung finden.

---

24) **H. G. Schneider, Moskito.** Zur Erinnerung an die Feier des 50 jährigen Bestehens der Mission der Brüdergemeine in Mittelamerika. — Herrnhut. Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Brüdergemeine. — Preis brosch. 2,20 Mk.; einfach geb. 2,75 Mk.; in Leinw. 3,20 Mk.

Das Buch umfaßt 2 Teile. Der erste enthält im 1. Kapitel die „Vorgeschichte" auf 50 Seiten und schildert in 3 Abschnitten „Land und Leute", „Moskito als selbständiger Staat" und „Moskito verliert seine Selbständigkeit". Das 2. Kapitel „die Mission" bringt dann in weiteren 3 Abschnitten die „Vorbereitung und Anfang (1847—55)", „Zu den Indianern (1855—64)", „der Zeitraum von 1864—98)". Beilage I. giebt „Zahlenangaben über den gegenwärtigen Bestand des Missionswerkes in Moskito", Beilage II. das „Verzeichnis der in Moskito angestellten Missionare".

Der zweite Teil „Dreißig Jahre praktischer Missionsarbeit in Moskito von 1859—1890" hat 5 Abschnitte: „Lehrjahre", „Ephrata", „Bethany oder Tasba Pauni", „Magdala" und „Bluefields" (zum zweiten Male).

Der Verfasser erklärt in seinem Vorworte die Einteilung seines Buches, die es mit sich gebracht hat, daß im allgemeinen die Einheitlichkeit der Darstellung gelitten hat, und daß im besonderen mancherlei Wiederholungen vorkommen. Er glaubte, weil er auf die „unbeschreiblichen" innerstaatlichen Verhältnisse Moskitos nicht eingehen durfte, die Jubiläumsschrift in keiner anderen Form bieten zu können. Darüber steht mir kein Urteil zu. Auch in der vorliegenden Form werden die Missionskreise das Buch gern und mit wachsendem Interesse lesen.

---

25) P. **Steiner, Vier Jahre gefangen in Asante.** Nach den Tagebüchern der Missionare Ramseyer und Kühne dargestellt. — 3. Auflage. Mit einer Karte der Goldküste und 15 Bildern. — Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung 1899. — Preis 30 Pf.

---

26) P. **Steiner, Saat und Ernte der Baseler Mission auf der Goldküste.** 2. Auflage. Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung. 1899. — Preis 30 Pf.

---

27) **Uganda.** Das Evangelium an den Ufern des Viktoria Njansa. 2. Auflage. Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung. 1899. — Preis 20 Pf.

Wir machen auf diese trefflichen Schriften gern aufmerksam. Sie haben nicht nur für Missionskreise Interesse, da sie kurz und zuverlässig teils eine der ergreifendsten Episoden der evangelischen Missionsgeschichte darstellen, teils eine Übersicht über das ausgedehnte und erfolgreiche Arbeitsfeld der Basler Mission auf der Goldküste bieten, teils die interessante Geschichte der jungen Ugandamission schildern.

In gleichem Verlage sind neuerdings erschienen: S. Limbach, An der Westküste Indiens. Ein Gang durch die Geschichte und das Arbeitsgebiet der Basler Mission. — Preis 25 Pf. — Blicke in indisches Witwenleben. 2. Auflage. — Preis 15 Pf. — Missionsröslein. 3 Erzählungen aus dem Missionsleben der Heimat von Walther Domansky. — Preis 10 Pf. — Treue im Kleinen. Nach dem Englischen von L. Oehler. — Preis 10 Pf.

Quittungen.

Bis 27. Mai gingen ein:

a) Jahresbeiträge für den Evangelischen Afrika-Verein:

Gerichts-Assessor Aßmann, Friedenau, 4 Mk. — Georg Ade, 3 Mk. — Bibelkränzchen Berlin, 15 Mk. — Frau v. Bülow, Kogel, 10 Mk. — Kgl. Reg.-Baumstr. Böttrich, Magdeburg, 3 Mk. — Verlagsbuchhdlr. C. Dülfer, Breslau, 3 Mk. — Referendar Frehse, Berlin, 6 Mk. — Rittm. a. D. Rgb. v. Flügge, Gr. Helle, 3 Mk. — Postgeh. Fischer, Zeitz, 1 Mk. — Lehrer Gräfe, Camburg, 8 Mk. — Lehrer Gottwald, Reichenbach, 1 Mk. — Hauptlehrer Haag, Rothenburg, 10 Mk. — Pfarrer Jürgens, Borne, 3 Mk. — Pfarrer Kurtz, Essershausen, 5 Mk. — Oberpostsekretär Kalbe, Berlin, 3 Mk. — José Gräfin v. Königsmarck, Berlitt, 6 Mk. — Gymnasialdirektor Dr. Mücke, Ilfeld, 5 Mk. — Reallehrer Clemens Major, Sonneberg, 3 Mk. — Gymnasialdirektor Dr. Nelson, Saarbrücken, 3 Mk. — Bauquier Carl Neuburger, Berlin, 30 Mk. — cand. min. Poelchau, Veltheim, 2,05 Mk. — Pfarrer Schlickmann, Mersheime a. d. Gem., 14 Mk. — Pfarrer Spieß, Breslau, 3 Mk. — Pfarrer Waßmuth, Sulzbach, 3 Mk. — Oberpostrat v. Vahl, Darmstadt, 3 Mk. — Privatier Weichand, Berchtesgaden, 3 Mk. —

b) Zur Linderung der Hungersnot in Ost-Afrika:

Durch Exellenz v. Strubberg, Berlin, 32 Mk. — Frl. Th. Dembowski, Königsberg i. Pr., 10 Mk. — Ludwig Heinrich, Dresden, 20 Mk. — Fr. L. Hundsdörffer, Königsberg i. Pr., 6 Mk. — Pfarrer Heynacher, Gr. Thierbach, 3 Mk. — L. Keßler, Stettin, 25 Mk. — Apothekenbes. Fr. Kunze, 10 Mk. — Durch Frau Dekan Römheld, Darmstadt, 200 Mk.

Durch Oberpfarrer Schüler, Potsdam: Lehrer Schwenk, 1 Mk. — Gärtner K., 1 Mk. — Frl. D. 3 Mk. — N. N., 1 Mk. — N. N., 0,50 Mk. — Drei Freundinnen, 3 Mk. — R. u. A., 8 Mk. — R. S., 2 Mk. — S. A., „Der Herr segne es!" 20 Mk. — S., 3 Mk. — E. M. L., 2 Mk. — Pfarrer Walther, Ballethen, Ostpr., 9,60 Mk.

c) Bei der Redaktion:

Zur Linderung der Hungersnot: Durch P. Schubert, Späningen, 5 Mk. — Durch Kantor Görges, Groppendorf, 23,55 Mk.

Jahresbeiträge: P. Seippel, Bregenstedt, 3 Mk. — P. Pflanz, Kläden, Kr. Stendal, 3 Mk. — P. Bodenstein, Bismarck, Prov. Sachsen, 3 Mk. — Für die Schule in Bonaberi: Pfr. Rittelmeyer, Immeldorf, 1,50 Mk.

Den teilnehmenden Gebern herzlichen Dank!

Berlin W., Behrenstraße 48, den 28. April 1899.

Der Schatzmeister des Evang. Afrika-Vereins.
Veit, Geheimer Kommerzienrat.

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.



Abonnementspreis jährlich 3 M. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postämter.

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Generalsekretär: Pastor **E. Otto**, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Redaktion der „Afrika“: Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Zur gefälligen Beachtung:

Geld- und Wertsendungen werden an die Adresse des **Schatzmeisters** erbeten.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck**, Coblenz.

Schriftführer: Pfarrer **Keller**, Coblenz.

Geschäftsführer: cand. min. **Brüning**, Coblenz.

Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., Coblenz.

Das syrische Waisenhaus und die Errichtung von Handwerkerschulen durch den Evangelischen Afrika-Verein.

Schon seit geraumer Zeit hatte sich dem Rheinischen Verbande des Evangelischen Afrika-Vereins die Erkenntnis aufgedrängt, daß es eine der wichtigsten Aufgaben des Evangelischen Afrika-Vereins sei, der Erziehung der Eingeborenen näher zu treten. So heißt es in dem Flugblatte Nr. 9 (vom November 1898) desselben: „Gerade der Weg, durch Schulen insonderheit durch Erziehungs- und Arbeitsstätten die Jugend und ‚Zukunft' Afrikas für christliche Gesittung und Tüchtigkeit zu gewinnen, ist der unserem Afrika-Verein sichtlich gewiesene Weg. Was die evangelische Mission trotz ihrer immer noch zu geringen Mittel bereits durch die Verhältnisse genötigt vielfach thut, namentlich an der Goldküste Afrikas, in Indien, Armenien, Palästina u. s. w. — und was keineswegs ein einzigartiges Verdienst der katholischen Missionsstation Bayomojo ist, nämlich christliche Arbeitserziehung an der eingeborenen Jugend — das muß in allen unseren Kolonien durch deutsch-evangelische Arbeit thatkräftig gepflanzt und gepflegt werden.“ In der diesjährigen Februarnummer der „Afrika“ erschien dann der Artikel „Eine Handwerkerschule für Deutsch-Ost-Afrika“ vom Herausgeber der Zeitschrift, Herrn Pastor Müller-Groppendorf, und legte Zeugnis dafür ab, daß man auch im Vorstande des Vereins der Frage der Berufserziehung der Eingeborenen in unseren Kolonien sympathisch gegenübersteht. Bei der großen Wichtigkeit, die dieser Frage innewohnt, einerseits und dem bedeutenden Kostenpunkte, der mit der Errichtung derartiger Anstalten verbunden ist, andererseits ist es selbstverständlich, daß der Evangelische Afrika-Verein nur nach gründlichstem Studium aller hierbei in betracht kommenden Fragen an eine derartige Aufgabe herantreten kann, daß er vor allen Dingen sich über die Einrichtung und die Leistungen schon bestehender ähnlicher evangelischer Anstalten orientiert und im Anschlusse daran aufs sorgfältigste prüft, ob sich die Einrichtungen derselben auch auf afrikanische Verhältnisse übertragen lassen. Als eine evangelische Musteranstalt für Eingeborenenerziehung nun steht nach dem Urteil aller Sachkenner das syrische Waisenhaus in Jerusalem da. An den Sohn des Gründers dieser Anstalt, Herrn Pastor Schneller, Köln, hatte sich daher der Rheinische Verband mit der Bitte gewandt, für den diesjährigen Verbandstag ein Referat über das syrische Waisenhaus zu übernehmen. In liebenswürdiger Weise hatte Herr Pastor Schneller diesem Wunsche Folge geleistet. Aus seinen Ausführungen können wir leider des beschränkten Raumes wegen nur folgenden Auszug bringen:

Das syrische Waisenhaus wendet sich mit seiner Arbeit an die Jugend. Der bestimmende Grund hierfür ist, daß nach allen Er-

fahrungen, die die Missionen der verschiedensten Konfessionen in Palästina gemacht haben, die Erwachsenen so gut wie nicht zu gewinnen sind. Wir begnügen uns aber nicht mit den Tagschulen. Wir wollen die Kinder bis zum zwanzigsten Jahre ganz unter dem Einflusse unserer Erziehung haben. Denn kommen die Kinder nach dem Schulunterrichte wieder in das elterliche Haus, dann reißt das Haus nieder, was wir aufgebaut haben. Wir nehmen daher am liebsten Waisenkinder; denn sie sind losgerissen vom Volkskörper, und bilden daher ein gutes Material. Aber wir nehmen auch alle anderen Kinder, die kommen.

Als Erziehungsmittel kommen in betracht: Schulunterricht und industrielle Arbeit. Natürlich steht der Religionsunterricht im Mittelpunkt des Ganzen. Auch die ganze Hausordnung ist darauf zugeschnitten, die Kinder mit christlichem Geiste zu erfüllen.

Auf die Einzelheiten des Schulunterrichtes will ich nicht eingehen. Ich will nur bemerken, das wir davon zurückgekommen sind, das Arabische zum Hauptgegenstand des Unterrichts zu machen. Unsere Erfahrungen haben uns dahin geführt, daß es praktischer ist, das Deutsche in den Mittelpunkt des Unterrichtes zu stellen, dadurch gewinnen die Kinder eine Menge Kenntnisse, die ihnen später nützlich sind; andererseits nehmen sie durch die deutsche Sprache deutschen Geist in sich auf.

Der zweite Teil unserer Aufgabe besteht in der Erziehung zur Arbeit. Unsere Arbeit wäre vergeblich, wenn wir die Zöglinge nicht in irgend einem Handwerk ausbildeten, so daß sie später ihr eigen Brot verdienen können. Unsere Arbeit wäre auch vergeblich, wenn wir die Kinder bereits mit 14 Jahren entlassen wollten. Die Erziehung zur Arbeit ist bei der bekannten Faulheit der Orientalen eine schwierige Sache. Namentlich in den beiden ersten Jahrzehnten ist es uns oft passiert, daß die Knaben in Rudeln fortliefen. Die Zeit hat auch darin Wandel geschaffen. Als das Volk sah, daß die bei uns Herangezogenen ganz anders vorwärts kamen wie die ungebildeten, da änderten sich die Anschauungen. Wir haben jetzt keine Schwierigkeiten der Art mehr. Das Volk bringt uns gern seine Kinder.

Einige besonders wichtige Fragen. Zunächst: Welche Meister stellen wir an die Spitze der Handwerksstätten? Das ist im fernen Lande eine ungeheuer wichtige Frage. Wir haben uns früher die Leute von christlichen Anstalten schicken lassen. Wir sind aber davon zurückgekommen; wir haben auch da nicht die Garantie gefunden, daß die Leute nun besser sind als andere. Wir sind darauf zurückgegangen, uns die Leute selbst zu suchen. Sodann erhebt sich bei den Handwerksstätten die Frage nach der Rentabilität. Dieselbe hat 2 Seiten: 1. Müssen die Handwerkstätten sich selbst rentieren. Sie müssen Arbeit haben, Aufträge, an denen sich nicht nur etwas verdienen läßt, sondern an denen die jungen Leute auch was lernen können. Unsere Handwerksstätten rentieren

sich fast alle und bezahlen sich selbst, wie aus folgendem Überblicke hervorgeht:

1. Buchdruckerei: Einnahme 6800 Mk.; Ausgabe 5000 Mk.; Verdienst 1800 Mk. 2. Drechslerei: Einnahme 1400 Mk.; Ausgabe 1100 Mk.; Verdienst 300 Mk. 3. Schmiede: Einnahme 2700 Mk.; Ausgabe 3000 Mk.; Verlust 300 Mk. 4. Schneiderei: Einnahme 10000 Mk.; Ausgabe 6000 Mk.; Verdienst 4000 Mk. 5. Töpferei: Einnahme 7000 Mk.; Ausgabe 5000 Mk.; Verdienst 2000 Mk.

Tischlerei und Schuhmacherei haben wir auf eigene Rechnung arbeiten lassen. Sie sind ganz gut auf ihre Kosten gekommen. Bei der landwirtschaftlichen Arbeit kommt nicht viel heraus. Ferner haben wir eine Ziegelfabrik in den letzten Jahren hergestellt, Maschinen dafür angeschafft 2c. Die Arbeit geht sehr flott. Die Aufträge lassen sich nicht völlig ausführen. In Aussicht genommen ist eine noch intensivere Ausnützung der Landesprodukte, Oliven und Medizinalpflanzen für Drogen und Medizinen.

Nach jahrzehntelangem Betriebe und anfänglichen Schwierigkeiten ist die Sache auf einen grünen Zweig gekommen. Ich mache aber darauf aufmerksam, daß wir in den ersten zwei Jahrzehnten keine Überschüsse gehabt haben.

Die zweite Frage ist: Was wird aus den Zöglingen, wenn sie aus unserer Anstalt entlassen sind? Wir haben früher angestrebt, die Zöglinge über das ganze Land zu verteilen. Die Erfahrungen, die wir damit machten, waren nicht die besten. Unsere Parole heißt jetzt: Nicht Zerstreuung, sondern Sammlung. Wir haben ein Areal angekauft, das so groß ist wie das ganze Stadtgebiet von Jerusalem. Außerdem haben wir eine landwirtschaftliche Kolonie geschaffen in der Größe Kölns zwischen der Umwallung. Die Ansiedelung der kommerziellen und industriellen Zöglinge erfolgt in der Art, daß jedes Jahr mindestens ein Haus (für 2 Familien) gebaut wird, in dem die wohlgearteten unserer früheren Zöglinge, die einen festen Erwerb in Jerusalem gefunden haben, zur Miete wohnen dürfen. Geschenkt wird ihnen nichts. Wir suchen, soweit das irgend möglich ist, den Leuten Arbeit zu schaffen. Zu dem Zweck haben wir in Köln das sogenannte Palästinahaus eingerichtet, von dem aus die Arbeitsprodukte über ganz Deutschland, Dänemark, Holland 2c. verkauft werden.

Wir haben durch unsere Arbeit erreicht, daß wir in Jerusalem eine ganze Reihe von Männern haben, die erfolgreich in das gewerbliche Leben eingreifen, und von denen man sagt: „Ihre Arbeit ist gut und was sie reden ist wahr."

Die Schnellerschen Ausführungen zeigen, daß die Errichtung von Handwerkerschulen für Eingeborene durchaus keine so einfache Sache ist, wie es auf den ersten Blick scheint. In einer Hinsicht allerdings liegen die Verhältnisse in unseren Kolonien, insonderheit in Ost-Afrika — wie sofort im Anschlusse an das Schnellersche Referat

von den Herren Plantagenbesitzer Perrot und Dr. Hindorf, Direktor der Plantagengesellschaft Handëi auf grund ihrer afrikanischen Erfahrungen hervorgehoben wurde — für die christliche Arbeitserziehung der Eingeborenen günstiger als in Palästina. Herr Perrot führte u. a. aus: Besonders in Ost-Afrika ist das Menschenmaterial außerordentlich anstellig und auch arbeitswillig. Schon Livingstone habe auf diesen Umstand hingewiesen. Er selbst habe nur mit Schwarzen in drei Monaten ein Haus gebaut. Nach seiner Meinung würde sich für Ost-Afrika besonders die Ausbildung von Maurern und Bauhandwerkern empfehlen. Auch Dr. Hindorf betont die Anstelligkeit der ostafrikanischen Neger. Er teilt als Beleg mit, daß auf der Plantage, der er vorstand, Neger Häuser aus Bausteinen gebaut, mit Cement verputzt und mit Ölfarbe gestrichen haben. Sämtliche Thüren sind von Negern nach europäischer Art gemacht, Decken verschalt worden rc. Die Zahl der eingeborenen Handwerker sei auch keineswegs gering, aber für die stetig wachsenden Bedürfnisse reiche dieselbe nicht entfernt aus. Besonders die vielen Arbeiten, die bei der Eisenbahn zu leisten waren (und in der Zukunft noch zu leisten sein werden), ferner der große Bedarf an Handwerkern, der mit der Anlage wirtschaftlicher Unternehmungen verbunden ist, haben die Löhne für Handwerker auf eine für afrikanische Verhältnisse unerhörte Höhe getrieben. Ein gewöhnlicher Tagelöhner z. B. verdient 10—12 Rupien monatlich (die Rupie steht augenblicklich 1,40 Mk.); für gute Handwerker dagegen werden 90—120 Rupien monatlich bezahlt. Und dabei könne man oft trotz der größten Bemühungen noch keine Handwerker bekommen.

Wie demnach die Verhältnisse in Ost-Afrika liegen, wird weder die Beschaffung von Zöglingen für Handwerkerschulen besondere Schwierigkeiten machen, noch wird man sich Mühe zu geben brauchen, für die ausgelernten Schüler Arbeit zu schaffen.

Im übrigen werden aber auch in Afrika für Anstalten, in denen die Zöglinge nicht nur zu Handwerkern herangebildet, sondern auch in christlichem Geiste erzogen werden sollen, mit denselben Verhältnissen zu rechnen haben, wie auch das syrische Waisenhaus. Soweit ich die Sache beurteilen kann, wird für die Anlage einer Handwerkerschule in Ost-Afrika die Organisation des syrischen Waisenhauses vorbildlich sein müssen.

Sollen aus der Handwerkerschule wirklich „innerlich lautere und gefestigte Handwerker" hervorgehen, dann muß die Anstalt ihre Zöglinge eine ganze Reihe von Jahren unter ihrem erziehlichen Einflusse gehabt haben. Die erziehliche Einwirkung muß ferner zu einer Zeit ansetzen, wo der Geist noch biegsam und schmiegsam ist, wo der Neger noch nicht die sittlichen Anschauungen seiner Volksgenossen in sich aufgenommen hat, mit anderen Worten: die Anstalt wird ebenso wie das syrische Waisenhaus ihre Erziehungsarbeit an den Kindern beginnen müssen und dieselben möglichst lange, sagen wir bis zum zwanzigsten Jahre unter dem Einflusse ihrer

Erziehung halten. Würde die zu gründende Handwerkerschule, um möglichst schnell sichtbare Resultate zu erzielen, dazu übergehen, erwachsene oder mindestens im Jünglingsalter stehende Eingeborene als Zöglinge aufzunehmen, so würde sie das Ziel „lautere und gefestigte Handwerker“ zu entlassen, nicht erreichen. Allein schon der Umstand, daß der Evangelische Afrika-Verein eine Sklavenfreistätte mit über 30 Kindern unterhält, für deren Erziehung zu tüchtigen und brauchbaren Menschen der Evangelische Afrika-Verein moralisch verantwortlich ist, weist denselben darauf hin, den oben bezeichneten Weg zu gehen. Die befreiten Sklavenkinder, die wir in Lutindi haben, sind das meiner Ansicht nach geeignetste Zöglingsmaterial für die zu gründende Handwerkerschule.*)

Hier schließt sich passend die Frage an: Wo soll die Handwerkerstätte errichtet werden? Man ist geneigt, zuerst an Dar-es-Salaam zu denken. Für Dar-es-Salaam sprechen schwerwiegende Gründe. Dar-es-Salaam, als Ausgangspunkt für Karawanen und Eisenbahn, mit seinen Hafenanlagen rc., würde ein guter Absatzplatz für die in den Werkstätten geschaffenen Arbeitsprodukte sein. Auch der Umstand, daß die Schule direkt unter den Augen der Regierung arbeitete, wäre ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Aber hier erhebt sich wieder die Frage: wie bekommen wir in Dar-es-Salaam geeignetes Zöglingsmaterial? Ich möchte aus diesem Grunde, trotz der Vorteile, die Dar-es-Salaam vor Lutindi voraus hat, letzteren Ort für die Anlage der Handwerkerschule vorschlagen, und zwar aus folgenden Gründen: Einmal haben wir hier ein brauchbares Zöglingsmaterial, das wir in Dar-es-Salaam nicht haben. Sodann ist mit Lutindi ein ausgedehnter Grundbesitz verbunden, der, wenn die intensive Bewirtschaftung desselben, wie das so wie so geschehen muß, in Angriff genommen wird, den Lebensunterhalt der Zöglinge und des Lehrpersonals unter geringen Kosten ermöglicht, was für den Evangelischen Afrika-Verein bei der Beschränktheit der Mittel, mit der er zu rechnen hat, von großer Bedeutung ist. Drittens hat Lutindi, was für die weißen Handwerksmeister, die selbst ordentlich mit zugreifen müssen, nicht hoch genug zu schätzen ist, ein bedeutend zuträglicheres Klima wie Dar-es-Salaam. Zu guter Letzt — last not least — führen wir eine Konzentration unserer Arbeit in Ost-Afrika herbei. Wir haben dann in Lutindi die Sklavenfreistätte, eine Handwerkerschule, ein Krankenhaus, ein Sanatorium — auch für den nach Afrika zu entsendenden Arzt wäre Lutindi der gegebene Ort. — Damit hätten wir an Lutindi — abgesehen von der Verbilligung des Betriebes, die jede Konzentration mit sich bringt — ein evangelisches Kultur-

*) Hier, wie in manchen anderen Punkten, namentlich in der Wahl des Ortes, weicht meine Ansicht wesentlich von der des Verfassers ab. D. Red.

zentrum im Herzen Ost-Afrikas geschaffen, von dem aus befruchtende Ströme lebendigen Wassers ausgehen würden.

Unbedingt erforderlich wäre für eine derartige Anstalt eine straffe Organisation. Den einzelnen Werkstätten müßten deutsche Handwerker vorstehen. Auch für die Leitung des landwirtschaftlichen Betriebes wäre ein Fachmann erforderlich, damit derselbe so ausgestaltet werden könnte, daß er nicht nur die zum Lebensunterhalt der Anstaltsinsassen erforderlichen Lebensmittel lieferte, sondern auch auf die Dauer, was bei der Größe des zu Lutindi gehörigen Landbesitzes (wenn ich nicht irre, 600 M.) sehr wohl möglich ist — einen Reinertrag abwürfe, der die Unterhaltungskosten der Anstalt auf ein Minimum reduzierte.

Die Beschaffung des Handwerkermaterials würde natürlich für den Evangelischen Afrika-Verein mit denselben Schwierigkeiten verknüpft sein wie für das syrische Waisenhaus in Palästina. Aber man sieht ja an dessen Beispiele, daß die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sind. Vielleicht würde es sich für die Zukunft empfehlen, dieselben selbst für unsere Zwecke heranzubilden. Wie der letzte Jahresbericht der Rheinischen Mission zeigt, ist eine große Anzahl von jungen Leuten vorhanden, die gerne für das Evangelium unter den Eingeborenen wirken wollen, für die alle aber die Missionen keine Verwendung haben. Ich bin überzeugt, mancher von ihnen würde auch dem Evangelischen Afrika-Verein in seiner Arbeit an den Eingeborenen seine Dienste zur Verfügung stellen.

Es sind das Gedanken zu dem angeregten Plane der Errichtung einer Handwerkerschule, die mir die Schnellerschen Ausführungen über das syrische Waisenhaus in Palästina nahegelegt haben. Ich will nicht sagen, daß der vorgeschlagene Weg der einzig gangbare ist, aber er ist ein gangbarer, das zeigt die Entwickelung des syrischen Waisenhauses. Die Zeilen haben ihren Zweck erreicht, wenn das Interesse für die Erziehungsarbeit an den Eingeborenen durch sie weiter gefördert wird, wenn sie der Anlaß dazu werden, daß sachkundigere Leute, vor allen solche, die die einschlägigen afrikanischen Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennen, zu der Frage der christlichen Arbeitserziehung der Eingeborenen unserer afrikanischen Kolonieen Stellung nehmen.

Eins aber weiß ich, daß eine derartige praktische Arbeit an den Eingeborenen unserer Kolonieen uns die Sympathien weiter Kreise erwerben wird. Der einmal angeregte Gedanke, auf evangelischer Seite thatkräftig an die Hebung der sozialen Lage der Eingeborenen unserer Kolonieen und zunächst Ost-Afrikas durch christliche Erziehung zur Berufsarbeit heranzutreten, darf nicht fallen gelassen werden, er muß, in welcher Form es auch sei, zur Verwirklichung gelangen.

Brüning, Coblenz.

Vereinsnachrichten.

Aus **Lutindi.** Über den Anbruch der Regenzeit im Gebiete von Lutindi konnten wir bereits im vorigen Monat berichten. Ununterbrochen ist seitdem täglich Regen gefallen. „Die ganze Ebene um den Pangani und Luengera herum," so schreibt uns Diakon Bokermann unterm 12. Mai d. J., „steht wieder unter Wasser. Der Mabululufluß, sonst ein kleines Gebirgsbächlein, ist so stark angeschwollen und stürzt mit solcher Gewalt an unserm Hügel entlang, daß einige Tage unsere Schafe und Ziegen denselben nicht passieren konnten. In allen Thälern, die sonst wasserlos sind, rauscht jetzt ein mächtiger Strom. Die Pflanzungen gedeihen prächtig. Die Bananen, von denen wir jetzt etwa 5000 Bäume besitzen, entwickeln sich in diesem Regen ausgezeichnet, und wir können von den erst gepflanzten schon einige Trauben einholen. Unsere Kaffeebäume blühen schon, und wir freuen uns bereits auf die Zeit, da wir den ersten Lutindi-Kaffee ernten werden. Somit ist gute Aussicht vorhanden, daß wir in kurzer Zeit von der Sorge um die nötigsten Nahrungsmittel befreit sind."

Über die Verwendung der zur Linderung der Hungersnot eingegangenen Gaben heißt es in demselben Schreiben: „Wir hatten schöne Gelegenheit täglich 20 bis 25 Waschambaa arbeiten zu lassen; auch haben wir vielen Kranken in der Umgegend den Hunger stillen können. In erfreulicher Weise wurden wir dabei durch teilweise unentgeltliche Hergabe von Lebensmitteln von Herrn Amtmann Meyer unterstützt. Ihm, vor allen Dingen aber unseren treuen Freunden in der Heimat, welche uns die Mittel dazu dargeboten, unsern herzlichsten Dank! Gott vergelt's!"

In die landschaftliche Schönheit unseres Gebietes um die Sklavenfreistätte und das Erholungshaus (Sanatorium für Europäer) läßt uns nachstehende Schilderung unseres Vorstehers einen kleinen Blick thun. In dem oben erwähnten Schreiben heißt es weiter: „Soeben teilen sich die dichten Nebelwolken, die Sonne bricht mit ihren Strahlen hindurch und eröffnet uns einen herrlichen Blick auf die weite Ebene. Vor uns liegt der stark angeschwollene Ruvu oder Pangani, desses gelbes Wasser weit über die Ufer getreten ist. Wir sehen die hoch schäumenden Stromschnellen. Wundervoll hebt sich der mächtige Wasserfall unterhalb Mashindëi hervor und bietet uns an der gegenüberliegenden Bergkette ein farbenprächtiges Bild. Wie herrlich brechen sich der Sonne Strahlen in dem schäumenden und sprudelnden Gewässer! Wie prachtvoll hebt sich dagegen im Hintergrunde das tiefe Grün des den Wasserfall umgebenden Urwaldes ab! Über 50 m stürzen die gewaltigen Wassermengen schäumend in die Tiefe. Da der Wasserfall in der Luftlinie nur etwa 3000 m von hier entfernt ist, dringt sein donnerndes Getöse laut und vernehmbar an unser Ohr. Davor breitet sich vor unseren Blicken das frische, erquickende Grün unserer Pflanzungen aus. Auch die

Tiere des Waldes und Feldes hat die Sonne aus den schützenden Verstecken und unter dem schirmenden Dache hervorgelockt. Tauben, Enten, Hühner, zwei zahme Wildschweinchen und zwei frei herumlaufende Affen u. a. tummeln sich vor unseren Augen. Kurz, ein Panorama bietet sich uns dar, wie ich es nicht beschreiben kann."

Endlich erfahren wir noch, daß um unser Gebiet herum demnächst einige Plantagen angelegt werden sollen. O.

Die Kulturfaktoren in unseren afrikanischen Kolonien.

Von **Gustav Müller.**

(Fortsetzung.)

Von augenfälligerer Bedeutung ist, was auf derselben Linie liegt, die Erschließung der Kolonien für den Verkehr im großen und für den mit dem Mutterlande im besonderen. Überall sorgt die Regierung für die Herstellung von bequemen Wegen, so daß man an der Küste, ja sogar an der Binnengrenze im Seengebiete des Zweirads als Verkehrsmittel sich bedienen kann[1]). Bei der hohen Bedeutung, welche die Erleichterung des Verkehrs nach dem Innern zu in allen Schutzgebieten hat, muß diese Thätigkeit besonders anerkannt werden, da wir bisher noch nicht zu Eisenbahnbauten im großen Stil nach dem Vorbild der Engländer, der Franzosen und des Kongostaates übergegangen sind und schon sehr zufrieden sein müssen, daß wenigstens eine Bahn nach Windhoek gebaut wird und die Usambarabahn auf das Reich übernommen ist.

Auch das mag erwähnt werden, daß die Regierung endlich an den Bau einer Landungsbrücke in Togo, an die Anlage von Hafenbauten in Swakopmund und von einem Schwimmdock in Dar-es-Salaam zu gehen, ernstliche Anstalten trifft. Je mehr sie den Verkehr erleichtert, um so mehr fördert sie die Kultivierung der Schutzgebiete. Was insbesondere den Verkehr mit dem Mutterlande betrifft, so unterstützt bekanntlich das Reich die Dampferlinien, die den Verkehr mit den Kolonien bewirken, über deren günstige Entwickelung bereits gesprochen ist. Besonders zu erwähnen ist aber der postalische und telegraphische Verkehr, den das Reich eingerichtet hat. Die Herabsetzung des Portos für Briefsendungen aus dem Mutterlande nach den Kolonien und umgekehrt und aus einer Kolonie in die andere ist als eine besondere Kulturthat zu begrüßen. Den eigentlichen Postverkehr erledigen übrigens in den sämtlichen Kolonien

---

[1]) Es ist zum mindesten eine interessante Thatsache, daß ein Herr auf seinem Veloziped die Reise von Tanga nach Moschi wiederholt in 2 Tagen gemacht hat.

zusammen 42 Postanstalten, an denen neben dem europäischen Personal bereits 53 farbige Hilfs- und Unterbeamte thätig sind. Das ist nach der kurzen Zeit, die seit Erwerbung der Kolonien verflossen ist, gewiß ein erfreulicher Erfolg.

Ungleich höheren Wert hat aber die Herstellung friedlicher Zustände in den Schutzgebieten. Bis die deutsche Herrschaft aufgerichtet wurde, herrschte, wie das da noch jetzt der Fall ist, wo sie noch nicht zur Geltung gebracht ist, ein fortwährender Kleinkrieg, indem der mächtigere Stamm über seine schwächeren nahen und entfernten Nachbarn herfiel. Es ist die beste Anerkennung, die der Regierung für ihr Walten in Ostafrika zu teil geworden ist, daß ein Mbugu seinem Missionar erzählen konnte, daß sie früher, ehe die Deutschen ins Land gekommen waren, nie ohne ihre Wehr und Waffen auf das Feld zu gehen hätten wagen dürfen. Nun aber brauchen sie das nicht mehr; jetzt seien sie sicher. Mit berechtigter Befriedigung konnte General Liebert in seiner am 12. Dezember vorigen Jahres in Hannover gehaltenen Rede darauf hinweisen, daß nach Überwindung der Sulustämme, der Wahehe und Wangoni, in dem ganzen großen ostafrikanischen Gebiete Friede herrsche. Mit den unruhigen Stämmen am Meru-Berge ist ja Hauptmann Johannes in letzter Zeit durch energisches Handeln noch immer ohne größeres Blutvergießen fertig geworden. Daß in dieser Beziehung Südwest-Afrika der deutschen Herrschaft besonders zu Dank verpflichtet ist, dessen sind wir uns mit gutem Recht bewußt. Und allein die Vasallen-Treue Hendrik Witbois ist ein Kulturerfolg ersten Ranges.

Es hat zur Erlangung des Friedens fort und fort ernster kriegerischer Maßnahmen bedurft, mit denen wir in Kamerun augenblicklich noch nicht am Ende sind. Es darf ja dabei nicht verhehlt werden, daß bei diesem Vorgehen mancherlei Versehen vorgekommen sind, unter denen natürlich die Eingeborenen zu leiden hatten. Das ist nicht nur insofern der Fall, als nicht immer die rechten Männer an den betreffenden Stellen standen, sondern auch insofern als, wie bei den Unruhen im Kondelande, offenbar Fehler in dem Verhalten gegenüber den Eingeborenen begangen worden sind. Dessenungeachtet ist es ein großes Verdienst, daß unsere Regierung sich um die Kolonien erworben hat, daß sie für friedliche Zustände in ihnen gesorgt hat.

Das kommt der Entwickelung der Schutzgebiete zu gute; denn es ist die allererste Voraussetzung für das Gedeihen der Länder. Die Mittel, die dafür aufgewendet sind, sind natürlich sehr bedeutend. Die Erhaltung der Schutztruppen und der Polizeitruppe wird fort und fort einen wesentlichen Posten im Kolonialetat bilden. Haben nun in allererster Linie die Eingeborenen den Nutzen von diesen Aufwendungen, so ist es selbstverständlich, daß sie zu dieser Ausgabe auch an ihrem Teile beitragen. In Ostafrika ist durch die Einführung der Hüttensteuer der Anfang dazu gemacht. Es ist diese Hüttensteuer vielfach von einem anderen Gesichtspunkte aus

beurteilt und gewertet worden. Sie soll bekanntlich ein Mittel sein, die Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen. Freilich muß der Neger, um diese Steuer bezahlen zu können, länger arbeiten als ein deutscher Arbeiter, der dieselbe Steuer bezahlen soll. Aber ein Jahr hat immerhin 365 Tage und wieviel Tage muß wohl davon der Neger arbeiten, um seiner Pflicht als deutscher Unterthan genügen und seine Steuer entrichten zu können? Als Erziehungsmittel zur Arbeit hat diese Steuer sicherlich nur eine höchst minimale, wenn überhaupt eine Bedeutung. Sie kann, dünkt uns, nur unter dem oben hervorgehobenen Gesichtspunkte, als selbstverständliches Entgelt für die geordneten Zustände, die die Regierung ihm beschafft hat, angesehen und gewertet werden. Auch so aber bezeichnet ihre Einführung einen Kulturfortschritt.

Weiter ist es eine kulturelle Leistung, daß die Regierung, soweit ihre Macht und ihr Einfluß reicht, für geordnete Rechtsverhältnisse sorgt. Der Bericht über Togo kann für 1897/98 mitteilen, „mit der weiteren Pflege der Beziehungen zu den Eingeborenen ist es gelungen, den Einfluß der Häuptlinge an der Küste, welcher von diesen nur zu oft in eigennütziger Weise mißbraucht wurde, immer mehr zu beschränken. Sofern nicht geheime Machenschaften im Spiele sind, die das Licht scheuen, zieht der Eingeborene heute jedenfalls vor, seine Angelegenheiten dem Europäer vorzutragen, in der Überzeugung, dort unbedingt Recht zu finden.“ Auf dem Wege geordneter Rechtspflege kann ja allein der Willkür, unter der so vielfach die Neger seitens ihrer Häuptlinge zu leiden haben, gesteuert werden.

Selbstverständlicher Grundsatz sollte freilich dabei sein, daß nicht nach unseren, sondern nach den Rechtsanschauungen der Eingeborenen geurteilt wird. Es liegen auf diesem Gebiete bereits eine Reihe wertvoller Arbeiten vor; ich erinnere nur an die Arbeit Professor Kohlers über „das Negerrecht in Kamerun“ und die verschiedenen Beiträge zum eingeborenen Recht in den Dankelmannschen „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten.“ Es wäre eine sehr wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse, wenn wir von den betreffenden Herren die Rechtsanschauungen der unter ihnen stehenden Völkerschaften kennen lernten. Denn eine Volks- und Stammes-Sitte, auf grund deren Recht gesprochen werden kann, liegt überall vor und wird sich mehr und mehr überall zusammenstellen lassen. Eine darauf sich gründende Rechtsprechung wird aber am besten dem Rechtsbewußtsein der Eingeborenen genüge thun. Jedenfalls ist eine Äußerung, wie die, welche thatsächlich gefallen ist, „die Eingeborenen haben überhaupt keine Sitte; Sitte und Recht bestimmen wir“, nicht nur das Zeichen großer Anmaßung, sondern auch eines ziemlich weitgehenden Unverstandes. Was für verhängnisvolle praktische Folgen solch ein unverständlicher prinzipieller Standpunkt hat, zeigt ein Beispiel, das die „Berliner Missionsberichte“ mitteilen. Da heißt es:

„Am 1. Juli 1897 kommt unser Häuptling Muakalobo und teilt mir mit, daß von Langenburg einer der jetzt üblichen Zettel mit einem Befehle gekommen wäre. Da es sich um das Leben von Menschen handeln sollte, ging ich hin und fand einen Mann von Muaipopo mit dem Zettel. Darauf stand in deutscher Schrift: „N. N. klagt gegen N. N. wegen Ermordung seines Vaters: Muakalobo habe die Mörder auszuliefern." Ich forsche, die Sache ist 12 Jahre alt und in üblicher Schlägerei geschehen. Dabei sind die beiden angegebenen Namen die Namen ein und desselben Mannes. Es gelang mir, die Leute zu bewegen, in Begleitung eines zungengewandten Mannes hinunter zu gehen. Ich selbst schreibe dem Herrn Bezirksamtmann die ganze Sache, denn es kann einem Richter doch nur angenehm sein, wenn er die Wahrheit erfährt. Dabei war ich auch getrieben durch die Befürchtung, die Leute würden auf der Militärstation gleich als „Mörder" eingefangen werden."

Da liegt doch die Frage sehr nahe: Woher sollen die Leute den deutschen Zettel lesen und verstehen können! Andererseits ist es ein übel Ding, wenn die obersten Beamten der Sprache des Volkes, über dessen Tod und Leben sie zu entscheiden haben, nicht verstehen, geschweige denn selbst sprechen, und sich Dolmetscher bedienen müssen, die zum Teil Mohammedaner sind. Wir kommen auf diesen Punkt alsbald zurück.

Sprechen wir von den kulturellen Segnungen, die die deutsche Herrschaft den Kolonien gebracht hat, so denken wir nicht zuletzt an die energische Bekämpfung des Sklavenhandels in Ost-Afrika und was damit zusammenhängt. Die Niederwerfung des um der Sklavenfrage willen entstandenen Araberaufstandes ist eins der ruhmreichsten Blätter unserer jungen Kolonialgeschichte. Was unsere Regierung für Ost-Afrika in dieser einzigen Beziehung gethan hat, ist allein eine nachträgliche Legitimation für die Besitzergreifung dieses Landes. Es ist für eine christliche Macht ja selbstverständlich, daß sie die Sklaverei als ein Rechtsinstitut nicht anerkennt, wie das seitens der Vertreter unserer Reichsregierung als deren Standpunkt zu wiederholten Malen ausgesprochen ist. Das Gesetz betreffend den Sklavenraub und Sklavenhandel von 1894 ist lediglich eine notwendige Folge dieses Standpunktes. Nur scheint in der Bekämpfung der Sklaverei leider ein Stillstand eingetreten zu sein. Einmal hat sich die Regierung noch nicht dazu entschließen können, dem Institut der Haussklaverei energisch entgegen zu treten. Natürlich ist es undurchführbar von heute auf morgen, die Haussklaverei abzuschaffen. Das würde verhängnisvolle wirtschaftliche Folgen nach sich ziehen. Aber ich halte doch dafür, daß es einen sicheren Weg giebt, die Haussklaverei, ohne die wirtschaftlichen Interessen der Kolonie irgendwie in Frage zu bringen und zu gefährden, auf den Aussterbeetat zu setzen. Man brauchte nur die Bestimmung zu treffen, daß jedes unter deutscher Flagge geborene Kind frei ist, und dazu einen Termin festzusetzen, den man ja weit genug hinausschieben kann, etwa bis zum Jahre 1930, an dem die Sklaverei jeder Art aufgehoben wird. So würde man ohne Zweifel die Haussklaverei aus der Welt schaffen. Nun wird immer wieder gesagt, daß die Haussklaven ein ganz erträgliches Los haben, ja sehr

häufig wie Kinder gehalten werden. Man reise oft wochenlang mit Eingeborenen, ehe man erfahre, daß man es mit einem Sklaven zu thun habe. Dem kann man aber sogleich entgegenhalten, daß Fälle grausamer und unmenschlicher Behandlung der Sklaven noch heute gar nicht selten vorkommen. Aber ich meine, hierin liegt nicht der Schwerpunkt der Frage, sondern es kommt lediglich darauf an, daß es menschenunwürdig, auch eines schwarzen Menschen unwürdig ist, Sklave zu sein, und daß die Achtung vor der Menschenwürde unserer Schutzbefohlenen uns moralisch zwingt, der Sklaverei in jeder Form den Todesstoß zu geben, sobald wir nur können.

Zum andern ist zu bedauern, daß bis jetzt sich die Regierung noch nicht hat überzeugen lassen, daß ihr in West-Afrika dieselbe Aufgabe zugefallen ist, welche sie in Ost-Afrika der Hauptsache nach gelöst hat. Noch hat sie, obwohl thatsächlich Sklavenhandel, ja Sklavenraub in Togo und Kamerun häufig ist, dagegen keine Maßnahmen getroffen. Und es ist sehr zu bedauern, daß eine Petition des Afrika-Reisenden G. A. Krause an den Reichstag durch ihre durchaus ungeschickte Form von vornherein erwarten ließ, daß sie den beabsichtigten Erfolg, solche Maßnahmen herbeizuführen, nicht haben würde. Indes ist es zweifellos, daß auf die Dauer die Regierung sich der Pflicht, hier vorzugehen, nicht zu entziehen vermag.

Ein Neger hat gesagt; wenn er die Wahl habe, ob er den Sklavenhandel mit allen seinen Greueln zurück haben wollte, wenn er dafür den Branntwein aus Afrika los werden könnte, so stände er keinen Augenblick an, ja zu sagen und den Sklavenhandel zurückzurufen; denn, sagt er, „der Sklavenhandel ruiniert den Leib. Der Branntwein aber ruiniert die Seele“. Durch die Beschränkung des Branntweinhandels würde sich unsere Regierung als ein Kulturfaktor in eminentem Sinne erweisen. Es soll anerkannt werden, daß sie einen neuen Zolltarif für Kamerun, der mit dem 1. März in kraft getreten ist, festgesetzt hat, nach dem die zur Einführung gelangenden Spirituosen gegen früher erheblich höher besteuert werden. Es wird sich bald ausweisen, ob unsere Regierung noch weitere Schritte in der Beschränkung des Branntweinhandels zu thun bereit ist. Denn von ihrer Stellung wird es abhängen, ob die augenblicklich in Brüssel tagende Revisions-Konferenz der Brüsseler Akte von 1890/91 einen Einfuhrzoll auf für West-Afrika bestimmte Spirituosen festsetzen wird, der geeignet ist, thatsächlich und in nennenswerter Weise den Branntwein-Import einzudämmen. Als auf der Brüsseler Antisklaverei-Konferenz die Branntweinfrage zum ersten Male der Gegenstand internationaler Verhandlungen war, ist es nicht zum wenigsten durch den Einfluß unserer Regierung dahin gekommen, daß ein äußerst minimaler und darum wirkungsloser Zoll vereinbart wurde. Wenn sie nunmehr für einen ausreichend hohen Zoll eintreten wollte, so würde sie sich ein unschätzbares Verdienst um ganz

West-Afrika und nicht zum wenigsten um unsere eigenen Kolonien erwerben. Das wäre eine zweite hervorragende kulturgeschichtliche That.

Wir haben damit bereits Fragen berührt, welche zwar hauptsächlich in das materielle Gebiet gehören, aber doch auch das geistige Gebiet bereits streifen. Mit diesem hat es besonders der Gegenstand zu thun, den ich zum Schluß dieses Abschnittes noch berühren möchte. Die Regierung braucht in ihrem Dienste mancherlei Beamte. Wir sind den eingeborenen Beamten der Post ja bereits oben begegnet. Sie fühlt auch eine gewisse Verpflichtung, dem Handel und den Kolonisationsunternehmungen zu einem brauchbaren eingeborenen Personal zu verhelfen. Darum hat sie Schulen eingerichtet. Glücklicherweise hat sie dem Ansinnen widerstanden, das von gewisser Seite an sie gerichtet wurde, in den Schulen Ost-Afrikas arabischen Religionsunterricht erteilen zu lassen. Das Bedürfnis, das befriedigt werden muß, läßt sich keineswegs verkennen. Deshalb hat der Evang. Afrika-Verein ja in Kamerun eine Schule ins Leben gerufen, die für diese Kolonie diesem Bedürfnis gerecht werden soll.[1] Aber es bestehen gegen die Schulen der Regierung dennoch einige Bedenken. Das eine ist, daß sie in Ost-Afrika absolut religionslos sind, während in Kamerun und Togo wenigstens biblischer Geschichtsunterricht erteilt wird. Wenn das anerkannt wird, daß die Schule, auch die Schule in unseren Kolonien, nicht nur eine geistige Bildungsstätte, sondern auch eine Erziehungsstätte sein soll, so ist es schlechthin unerfindlich, wie sie das sein soll, ohne daß man die eigentliche erziehliche Macht, die Religion, in den Lehrplan aufnimmt. Sodann aber bringt es das Bedürfnis der Regierung mit sich, daß in ihren Schulen das Schwergewicht auf den Unterricht in der deutschen Sprache gelegt wird. Die Neger drängen sich freilich überall dazu, deutsch zu lernen. Sie wissen sehr wohl, welche Vorteile sie davon haben, wenn sie des Deutschen mächtig sind. Aber es liegt auf der Hand, daß eine wirkliche geistige Bildung einem ganzen Volke sowohl als auch einzelnen Gliedern desselben nur geboten werden kann, wenn die Muttersprache die Grundlage des gesamten Unterrichts ist. Andernfalls bleibt die geistige Bildung ein rein äußerer Firnis, der, je dicker er aufgetragen wird, ein um so größeres Zerrbild wahrer Bildung hervorbringt. Wenn wir daher das Bestreben der Regierung, an ihrem Teile die Eingeborenen geistig zu heben, und ihre Bemühungen in diesem Stücke auch anerkennen, so müssen wir doch sagen, daß der eingeschlagene Weg verkehrt ist und daß die Resultate, die auf ihm werden gewonnen werden, nicht den Erwartungen, welche man hegen zu dürfen glaubt, entsprechen werden. Unsere Regierung wird mit ihren Schulen je länger je mehr dieselben Erfahrungen machen, welche die Engländer

---

[1] Vgl. den ersten Jahresbericht über diese Schule in der „Afrika“ 1899 S. 145.

mit ihren Regierungsschulen in Indien und auf der Goldküste machen. Diese stehen mit ihren Leistungen hinter den Schulen der Mission weit zurück. Deshalb sollte sie im eigensten Interesse den eingeschlagenen Weg jetzt, wo wir noch im Anfang stehen, verlassen und das Schulwesen der Missionen in ausgedehnterem Maße unterstützen, als sie das bisher thut. Davon hätte sie selbst den größten Nutzen, und was höher anzuschlagen ist, die Eingeborenen erhielten dadurch eine solidere und harmonischere geistige Bildung.

Nebenbei sei erwähnt, daß die Regierung eine Maschinenwerkstätte in Kamerun eingerichtet hat, welche neben dem in erster Linie stehenden Zweck, unsere Schiffsreparaturen zu besorgen, auch dazu dienen soll, eingeborene Schlosser auszubilden. Ein sicheres Urteil über diese Anstalt abzugeben, ist nach der kurzen Zeit ihres Bestehens noch nicht möglich. Ich weise daher darauf hin, daß ich im Februarheft der „Afrika“ die Befürchtung begründet habe, daß der letztere Zweck voraussichtlich nur in geringem Maße erreicht werden dürfte. Hinzufügen kann ich, daß der Vorstand des Evang. Afrika-Vereins in Anerkennung des Bedürfnisses nach Handwerkerschulen beschlossen hat, sobald ihm die Mittel dazu zur Verfügung stehen, in Afrika eine solche ins Leben zu rufen.

Fassen wir alles zusammen, so hat sich unsere Regierung nach den verschiedenen Seiten hin als ein kräftig und eifrig wirkender Kulturfaktor für unsere Kolonien erwiesen. Bleiben noch manche Wünsche übrig, die der Freund der kulturellen Entwickelung hegen muß, so haben wir doch das Zutrauen, daß unsere Regierung unausgesetzt darauf bedacht sein wird, wo und wie sie nur kann, das Beste der Schutzgebiete zu erstreben und auf ihre Wohlfahrt und ihr Gedeihen hinzuwirken.

Da ist es denn von ganz besonderer Wichtigkeit, daß sie stets die rechten Männer aussucht und hinaus sendet, Männer, denen sie in vollem Vertrauen das Wohl und Wehe der Kolonien und ihrer Bewohner anvertrauen kann. Es gereicht uns zu ganz besonderer Freude, daß die oberste Leitung der Schutzgebiete, namentlich Südwest- und Ost-Afrikas zur Zeit in den besten Händen liegt. Im Vorübergehen habe ich ja schon gestreift, daß immerhin auch in der Personenfrage noch mancherlei zu bessern und auszubauen bleibt. Wenn ich diesen Punkt nicht weiter ausspinne, so thue ich das, weil ich auf eine gediegene Arbeit verweisen kann, in der die Ausbildung der Beamten gründlich und sachgemäß behandelt ist, die des Herrn Dr. Benecke.[1]) Werden die dort niedergelegten Gedanken durchgeführt, so werden wir ein hervorragend tüchtiges Beamtenpersonal erhalten und das wird für die Kultur unserer Kolonien von unschätzbarem Werte sein. Nur das möchte ich besonders betonen, daß man in

---

[1]) Dr. Max Benecke, Die Ausbildung der Kolonialbeamten. Im Auftrage der deutschen Kolonialgesellschaft unter Benutzung amtlicher Quellen dargestellt. Carl Heymanns Verlag. 1894.

verantwortungsvolle Stellungen keinen Mann setzen sollte, der nicht der Sprache des betreffenden Volkes durchaus mächtig ist. Im übrigen mache ich mir die Worte des Herrn Hauptmann Herold in seiner beachtenswerten Schrift: „Die Behandlung der afrikanischen Neger" zu eigen[1]): „Man räume, so sehr man auch sonst jeden Personenwechsel vermeiden muß, in jedem einzelnen Falle mit thunlichster Eile energisch mit den Beamten auf, die es nicht nur nicht verstehen, den Neger richtig zu behandeln, sondern die sich nicht einmal die Mühe geben, in das Wesen der Neger einzudringen. Ebenso gut wie man dem Europäer als solchem eine bevorzugte Stellung zuweist, ebenso schnell muß man ihn aus derselben entfernen, wenn er sich nicht der Stellung entsprechend benimmt. Die Bedeutung des einzelnen Europäers ist heute in Afrika noch eine viel zu große, als daß es gleichgiltig wäre, welchen Einfluß der einzelne Weiße ausübt. Gerade weil dieser Einfluß ein so großer ist, darf nie gestattet werden, daß der Europäer glaubt, die Kolonie sei seinetwegen da, gleichsam als Sinekure für Beamte oder als Avancementsgelegenheit. Das Wohl der Kolonie ist die Hauptsache, die Person des Europäers Nebensache. Man möchte in dieser Richtung der Kolonialabteilung einen scharfen Besen wünschen, um mit rücksichtsloser Thatkraft alle diejenigen aus Afrika hinauszufegen, die in Überschätzung unserer Mittel, in Unterschätzung der vorhandenen Schwierigkeiten und in Mißachtung der Neger unsere Aufgabe erschweren! Se. Majestät der Kaiser betonte, als er sich am 15. Juni 1894 in Potsdam die neue Verstärkung der südwestafrikanischen Schutztruppe vorstellen ließ, besonders nachdrücklich, daß auch unter der dunkeln Hautfarbe ein Herz schlage, das Ehrgefühl besitze, und daß die farbigen Menschen mit Milde zu behandeln seien. Möchte dieses Kaiserwort überall in unseren Kolonien diejenige Beachtung finden, die es verdient!" (Schluß folgt.)

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. Juni.)

Während in London dem Helden von Omdurman, Lord Kitchener, eine Dotation von 30000 Pfund votiert wird, baut man in Khartum, der Hauptstadt des **britisch-ägyptischen Sudan**, eifrig an seinem Gouvernements-Palast; 600 Arbeiter, nämlich 200 ägyptische Maurer und Steinmetze, sowie 400 gefangene Derwische als Steinträger, haben bereits das zweite Stockwerk in Angriff genommen. Dagegen werden die alten Mauern, welche, 5,5 m hoch und 1,2 m

---

[1]) Vgl. S. 30 u. 31.

stark in einer Länge von 8 km die Stadt umgaben, abgebrochen und das Material zum Kasernenbau für die ägyptischen Truppen in Halfijeh verwendet.

Der Khalifa befand sich noch Mitte Mai in Süd-Kordofan, unweit Schirkeleh (Abu Hable), also etwa 130 km vom weißen Nil und 170 km von El Duem, der nächsten mit einem ägyptischen Bataillon, einiger Artillerie und Kameelreitern belegten britischen Station. Er soll mit etwa 3000 Mann eine außerordentlich starke Stellung inne haben, aus welcher er, um sich Lebensmittel zu verschaffen, Streifzüge bis zum Nil-Ufer unternimmt. Die Fluß-Anwohner schweben deshalb in fortwährender Gefahr, obgleich die Kanonenboote den Strom zwischen El Duem und Faschoda unausgesetzt abpatrouillieren. Auch hatte ein ägyptisches Detachement mit etwa 100 Derwischen einen Zusammenstoß. Sie gaben vor, auf dem Wege nach Omdurman zu sein, um sich zu ergeben. Die Ägypter wollten ihnen aber den Weg nicht freigeben, es kam zu einem hitzigen Gefecht, das mehrere Stunden währte und mit der Niederlage der Mahdisten endigte.

Um der Macht des Khalifa ein Ende zu machen, wird eine Expedition im Monat September geplant. Man erwartet eine Verstärkung durch englische Truppen, wahrscheinlich das in Alexandria garnisonierende 1. Bataillon der Irischen Füsiliere, sowie ein anderes Regiment und eine Feldbatterie aus Malta. Die Eisenbahn ist auf mindestens 12 km Länge durch die Nil-Überschwemmung zerstört worden.

Ein offizieller Bericht von Sir William Garstin spricht sich über die nächste Zukunft des Sudan wenig günstig aus. Es fehlt vor allem an der Bevölkerung, da die Mißwirtschaft des Mahdi die Menschen in ungezählten Mengen hingeopfert hat. Erst nach Generationen ist darauf zu rechnen, daß hinreichende Arbeitskräfte die verödeten Landstrecken wieder in Kultur nehmen können, und vor dem ist nicht einmal eine Deckung der Verwaltungs-Unkosten zu erwarten.

In **Deutsch Ost-Afrika** scheint der Höhepunkt der Hungersnot überwunden zu sein. Der Bezirksamts-Sekretär Michels berichtet (Kol.-Blatt) über seine am 11. April von Dar-es-Salaam angetretene Reise behufs Verteilung von Saatgut an die bedürftigen Landschaften. Er ging den Rufidschi mit 270 Trägerlasten Getreide hinauf, über die Magongo-Berge und fand vielfach nach eingetretenem Regenfall bereits befriedigendere Verhältnisse, nur in einigen Landschaften, wie Gegea und Kukinga, wo neben der Dürre die Heuschrecken gehaust haben, herrscht noch große Not, so daß hier eine weitere Unterstützung geboten erscheint.

Hauptmann Langheld berichtet über die Einrichtung eines Werftplatzes in Bukisi am Victoria-See (Bai von Muansa) Ende Dezember vorigen Jahres. Nicht ohne Mühe war der Werftschuppen

mit freitragendem Dach in 15 m Länge und 5 m Breite herzustellen. Möchte nun die Dampfpinasse bald hier ihre Fertigstellung erleben!

Für den Kirchenbau in Dar-es-Salaam hat die Abteilung Hamburg der deutschen Kolonial-Gesellschaft die Summe von 10000 Mark überwiesen, so daß, wie General Liebert in seinem Dankschreiben bemerkt, mit dem Bau nun begonnen werden kann.

Sowohl in Usambara wie in Kollasini (bei Dar-es-Salaam) sind, wie die „Deutsch-ostafrikanische Zeitung" berichtet, Versuche mit Anpflanzung des Weinstockes (Reben aus Natal bezw. Algier) gemacht worden, welche sehr günstige Ergebnisse erzielten, indem die Stöcke schon nach einjährigem Wachstum schöne Trauben ansetzten.

Das Verhältnis Englands zur **Südafrikanischen Republik** ist im verflossenen Monat in ein neues Stadium eingetreten und hat sich in einer Weise verschärft, daß es die allgemeinste Aufmerksamkeit verdient, da hierbei ein über die Grenzen des Landes weit hinaus greifender Interessen-Kreis berührt wird. Die von der englischen Regierung in 2 Blaubüchern veröffentlichten Dokumente gewähren die geschichtlichen und thatsächlichen Anhaltspunkte für die Betrachtung der Vorgänge.

Im Anfange dieses Jahres stand bei den Verhandlungen zwischen beiden Regierungen die Frage des Dynamit-Monopols im Vordergrunde. Chamberlain ließ am 6. Februar eine vom 13. Januar datierte sehr ausführliche Note überreichen, in welcher er ausführt, daß durch das Monopol die britischen Dynamit-Fabrikanten Schaden erlitten, da sie dadurch behindert seien, gemäß Artikel 14 der Londoner Konvention Dynamit einzuführen. Ein solches Monopol würde nur berechtigt sein, wenn lediglich der Staat daraus Gewinn zöge, nicht der Konzessionär. Er protestiere gegen die geplante Verlängerung des Monopols (auf 15 Jahre) und werde deren Gesetzlichkeit nicht anerkennen.

Staatssekretär Reitz antwortete am 5. März mit dem Hinweis auf die fehlerhafte Anschauung, daß der Nutzen eines Monopols für das Land nur nach dem pekuniären Vorteil zu beurteilen sei, denn es sei manches große Geldsummen abwerfende Monopol durchaus dem Lande nicht vorteilhaft, wie z. B. das Opium-Monopol. Die verlangte Änderung des bestehenden Kontraktes würde ein Bruch bestehender und garantierter Rechte sein, und die britische Regierung sei zu einem solchen Proteste bezüglich eines nach Maßgabe des eigenen Urteils für das Staatswohl zu treffenden Beschlusses nicht berechtigt.

Am 26. April erneuerte Chamberlain sein Verlangen mit dem Bemerken, England behalte sich die Wahrung seiner Rechte vor. Die Regierung von Transvaal teilte hierauf in einer vom 22. Mai datierten, aus nur 2 Sätzen bestehenden Antwort mit, daß sie bei ihren bereits dargelegten Ansichten bleibe.

Inzwischen lief die Petition der 21000 britischen Johannesburger an die Königin von England vom 21. März und eine De-

pesche Milners vom 4. Mai in London ein. Dieser erklärt, daß die Lage immer kritischer werde, daß die politischen Unruhen nicht eher endigen würden, als bis die Uitlanders dauernd zur Teilnahme an der Regierung zugelassen würden. Es untergrabe den Einfluß und das Ansehen Englands, wenn die Uitlanders sich vergebens an England um Hilfe wendeten, und mache die holländischen Kolonisten abspenstig. Die Regierung müsse den bindenden Beweis bringen, daß sie entschlossen sei, sich nicht aus ihrer Stellung in Süd-Afrika verdrängen zu lassen. Nun hatte Chamberlain die Handhabe, um in der Beantwortung der Petition mit ernsteren Maßregeln zu drohen. Er erkannte darin die Berechtigung der Beschwerden voll an und hob jene, welche sich auf die persönlichen Rechte der Uitlanders beziehen, besonders hervor, da die Republik gegen den Geist, wenn nicht gegen den Buchstaben der Konvention verstoße. England sei nicht geneigt, von seiner reservierten Haltung abzugehen, es könne aber nicht auf die Dauer die exceptionelle, willkürliche Behandlung der Uitlanders unbeachtet lassen, sowie die Gleichgiltigkeit der südafrikanischen Republik gegenüber freundschaftlichen Vorstellungen, deren eifriges Bestreben darauf gerichtet sei, eine Intervention in ihre inneren Angelegenheiten zu verhindern.

Nach dieser merkwürdigen Motivierung der thatsächlich seit mehr als 2 Jahren fortgesetzten Einmischungen in die inneren Angelegenheiten der Republik bringt der britische Kolonialminister eine Zusammenkunft zwischen Milner und Krüger in Vorschlag.

Chamberlain hat vom Jahre 1897 an die Klagen der Uitlanders benutzt, um auf die Republik einen Druck auszuüben; jetzt hat ihm die Petition eine Gelegenheit gegeben, diesen zu verstärken. Es lohnt sich, einige Stimmen zu hören, welche diese Klagen einer Kritik unterziehen. Da ist zunächst die Adresse der 25000 Johannesburger, welche sich gegen ihre 21000 Mitbürger wendet. Sie stellt folgende Thatsachen fest:

„Erstens, daß wir alle Ausländer sind, Engländer, Amerikaner, Deutsche, Franzosen, Holländer und Unterthanen anderer Staaten. Zweitens, daß wir gehört haben, daß eine sehr große Petition, unterzeichnet von 21000 Personen, an Ihre Majestät die Königin von England abgesandt ist, daß wir davon nichts wußten, und daß in der genannten Petition (fälschlich) behauptet wurde, daß die hohe Regierung der Südafrikanischen Republik keinen Schutz für Leben und Eigentum gewährt, sowie daß Leben und Eigentum in Gefahr seien, was wir hiermit nachdrücklichst in Abrede stellen. Drittens, daß die genannte Petition weiter behauptet, daß die gesamte Verwaltung schlecht und nachteilig für sie und das Land sei, was wir auch entschieden bestreiten. Viertens, daß wir aus sehr zuverlässiger Quelle erfahren haben, daß die Petition an Ihre Majestät die Königin von England von Kapitalisten ausgegangen ist und nicht vom Volk, und daß, falls die Kapitalisten ihr Ziel erreichen, dies für die Gesamtheit einschließlich der Ausländer nachteilig wäre.

Fünftens, daß wir der Regierung die vollste Versicherung zu geben wünschen, daß wir mit ihr und der Verwaltung dieses Staates ganz zufrieden sind, und daß wir keine andere Regierung zu haben wünschen."

Das ist ein Vertrauensvotum in aller Form. Was über die Petition gesagt wird, bestätigt ein englisches Blatt „Truth", indem es behauptet, die Agitation für das Stimmrecht werde durch die Finanziers geleitet, die an der Spitze der Goldindustrie stehen. Sie benutzten die angeblichen Beschwerden der Uitlanders, um sich die Taschen zu füllen. Und in welcher Weise in den großen Londoner Blättern Stimmung gegen Transvaal gemacht wird, zeigt das Beispiel des „Times"-Korrespondenten in Johannesburg. Dieser Herr ist Herausgeber eines offenbar im Dienste von Cecil Rhodes stehenden und von ihm subventionierten Johannesburger Blattes und sorgt dafür, daß die große Londoner Zeitung alles unter einem Gesichtspunkte betrachtet, welche seinen Lokal-Interessen förderlich ist.

Eine derartige Beeinflussung der Presse hat sich, wie seiner Zeit bereits einmal beklagt wurde, nun auch in Deutschland geltend gemacht, und die Deutschen Johannesburgs haben hierüber ernstlich Beschwerde geführt. Es erscheint um so angemessener, diesen in einer Zuschrift an das „Berl. Tageblatt" enthaltenen Protest mitzuteilen, als er wohl die wichtigste Kritik der 21000-Petition bietet:

Stadtrat Johannesburg. Johannesburg, 21. Mai.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Beigehend erhalten Sie die Kopie einer Zuschrift an die „Kölnische Zeitung", um deren Aufnahme wir Sie dringend bitten. Dieselbe ist von den deutschen Mitgliedern der Stadtverordnetenversammlung Johannesburgs und von ungefähr 200 anderen hier wohlbekannten deutschen Bürgern unterzeichnet. Die „Südafrikanische Zeitung", deren Redakteur Dr. Geehl der derzeitige Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung" ist, wird eingestandenermaßen von hiesigen Kapitalistengruppen unterstützt, welche ein Interesse daran haben, den deutschen Handel hier und den deutschen Export zu ruinieren. Wir wünschen, gegen die dadurch hervorgerufene Irreführung der öffentlichen Meinung zu protestieren, und bitten Sie ergebenst, unseren Protest in Ihr geschätztes Blatt aufzunehmen.

Hochachtungsvoll ergebenst

C. Bohm, Stadtrat. Wilh. Jahr, Stadtrat.

Die erwähnte Zuschrift an die „Köln. Zeitung" lautet:

Verehrliche Redaktion der „Kölnischen Zeitung", Köln.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Die unterzeichneten deutschen Mitglieder der Stadtverordnetenversammlung von Johannesburg und die ferner unterzeichneten Deutschen erlauben sich, Ihnen Folgendes mitzuteilen:

Seit einem Jahr ist Ihr vielgelesenes Blatt hier durch Dr. Geehl, einen Berichterstatter, vertreten, dessen Artikel längst den allgemeinen Unwillen der hier lebenden Deutschen erregt haben. Nachdem Sie uns vor drei Jahren durch eine wüste Hetzerei in einen unüberbrückbaren Gegensatz zu den hier wohnenden Engländern gebracht haben, mit denen wir, sofern sie den Gesetzen des Landes gehorsamen, gern friedlich zusammenwirken, suchen Sie jetzt den Kredit und die Ehre unseres geliebten Adoptivvaterlandes in der unverantwortlichsten Weise und mit den verwerflichsten Mitteln zu schädigen. Während die Lebensmittel hier im Preise sinken, lassen Sie sich von

einer Teuerung berichten, während wir 18 Schilling 6 Pence persönlich Abtgaben zahlen, berichten Sie von ebenso vielen Pfunden; während wir uns eines glänzenden Gesundheitszustandes erfreuen, malen Sie die Schrecken der Pest aus; erzählen, daß sich bereits drei Pestfälle ereignet hätten, daß die Kaffern die Gruben verlassen würden, und Johannesburg wahrscheinlich dem Ruin entgegenginge; während unsere Regierung in jeder Weise bemüht ist, den Wünschen der deutschen Einwanderer entgegenzukommen, und unser Präsident Paul Krüger bei jeder Gelegenheit den Stolz auf seine deutsche Abstammung betont, sprechen Sie von Zurücksetzung der Deutschen in Transvaal und entblöden sich nicht, mit dem Schreckbild einer englischen Invasion zu drohen.

Geehrter Herr Redakteur! Wir hier im Lande der Boeren verachten die Lüge und verabscheuen die Heuchelei. Darum ersuchen wir Sie, wahrheitsgemäße Berichte über dieses Land zu veröffentlichen, dem die hier lebenden Deutschen dankbare Liebe schulden, und zu dessen Verteidigung jedem gegenüber wir bereit sind. Wenn Sie sich aber gedrängt fühlen, die Interessen jener Klique von Engländern und anglisierten deutschen Emporkömmlingen zu vertreten, die hier reich geworden sind und nun das Land auszuplündern und zu verraten trachten, dann spielen Sie sich wenigstens nicht als den Vertreter deutscher Interessen auf. Wir wollen nicht, daß durch die von Ihnen übersandten Lügenberichte unser Land geschädigt wird; Sie haben in dieser Beziehung leider schon zu viel gethan. Die dem Lande feindliche englische Presse druckt regelmäßig Übersetzungen Ihrer Artikel ab.

Wir wollen aber noch viel weniger, daß die Ihnen übersandten Artikel als der Ausdruck unserer Stimmung angesehen werden. Wir protestieren aufs energischste gegen eine solche Zumutung.

Ein Deutscher, der hier lebt und wie Ihr Berichterstatter über dieses Land schreibt, wird mit vollem Rechte als Verräter an den uns blutsverwandten und freundlich gesinnten Boeren angesehen, von den Engländern verachtet und von allen anderen aber als Lügner gehaßt.

Daß Sie durch Ihre Berichte auch den deutschen Export zu gunsten des englischen Handels hier schädigen, geht unsere Landsleute in der alten Heimat an.

Achtungsvoll

J. C. Duncker, Friedensrichter, Carl Michel,
John Shlomfaß, W. C. C. Seltz, G. David, C. Claus
und ungefähr zweihundert andere.

Durch diese Zeugnisse ist wohl erwiesen, daß die angeblichen Beschwerden der Uitlanders als ein Erzeugnis der Agitation englischer Börsen- und Minen-Spekulanten und die Petition als ein Machwerk zu bezeichnen ist, welches Chamberlain die Handhabe gewähren sollte, um energisch gegen den Burenstaat vorzugehen. Wenn Milner die Beschwerde für gerechtfertigt erklärt, so ist auch er betrogen und mißbraucht worden.

Chamberlain brachte, wie aus seiner Beantwortung der Petition sich ergiebt, eine Konferenz zwischen Milner und Krüger in Vorschlag, da er der Überzeugung sein mochte, der Augenblick sei gekommen, um mittelst Milners Beredsamkeit einen starken Druck auszuüben. Er hoffte und glaubte, Krüger werde die ihm gestellten Forderungen annehmen. Am 31. Mai begann die Konferenz und währte in täglichen Besprechungen bis zum 6. Juni. Den Mittelpunkt bildete das Stimmrecht, und Milner verlangte 1) das Stimmrecht kann nach fünfjährigem Aufenthalt erworben werden; diese Bestimmung hat rückwirkende Kraft; 2) der Naturalisationseid wird abgeändert; 3) der fremden Bevölkerung wird eine entsprechende

Vertretung zugestanden; 4) die Naturalisation giebt sofort volles Stimmrecht.

Hiergegen brachte Krüger in Vorschlag: 1) zur Erlangung der Naturalisation ist ein zweijähriger Aufenthalt im Lande notwendig, während das volle Stimmrecht erst fünf Jahre nach erlangter Naturalisation gewährt wird; 2) jede Person, welche vor 1890 eingewandert ist, soll das Stimmrecht nach zwei Jahren erlangen; 3) die Grubenbevölkerung soll auf breiterer Grundlage vertreten werden; 4) zur Erlangung der Naturalisation ist erforderlich, daß der Betreffende ein unbewegliches Eigentum im Werte von wenigstens 150 Lstrl. hat, oder daß der Betreffende ein Haus im Mietswerte von wenigstens 50 Lstrl. bewohnt oder ein Jahreseinkommen von wenigstens 200 Lstrl. bezieht; 5) der Betreffende muß in dem Lande, in dem er sich aufgehalten, die Bürgerrechte besessen haben; 6) der Naturalisationseid wird entsprechend demjenigen im Oranje-Freistaat festgestellt; 7) alle Vorschläge des Präsidenten Krüger werden davon abhängig gemacht, daß die englische Regierung den Grundsatz des Schiedsgerichts in Streitigkeiten zwischen beiden Ländern annimmt.

Milner fand Krügers Zugeständnisse bezüglich des Stimmrechts unzureichend, und der Grundsatz des Schiedsgerichts konnte von ihm nicht angenommen werden, da ja Chamberlain eine Oberhoheit Englands über die Republik beansprucht. Da aber die Erörterungen in durchaus freundschaftlicher Weise verlaufen waren, glaubte man in den Buren-Staaten doch eine Basis für fernere Verhandlungen durch das prinzipielle Zugeständnis Krügers von einer den Uitlanders einzuräumenden staatlichen Mitwirkung gesichert.

In London machte sich eine ganz andere Auffassung geltend. Chamberlain empfand zweifellos die Blamage, daß die von ihm angeregte Konferenz zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt hatte. Krüger hatte sich durchaus nicht gefügt und war immer noch auf dem Standpunkt stehen geblieben, daß der Londener Vertrag England keine Hoheitsrechte zubillige. Es mußte zunächst Zeit gewonnen werden, und da kam der Telegraph zu Hilfe, welcher, wie schon manchmal, gerade jetzt versagte, um den Bericht Milners zu befördern. Indessen wurde die Presse in Bewegung gesetzt, um stürmisch Gewaltmaßregeln von der Regierung zu verlangen. Denn — wie verlautet — im Ministerium war durchaus keine Einigkeit über das weitere Verhalten gegen die Republik; gewichtige Mitglieder wollten von Chamberlains kriegerischen Plänen nichts wissen.

Als am 7. Juni über Brüssel (von Leyds) die ersten Nachrichten kamen, bedauerte Balfour das negative Ergebnis, sprach aber die Hoffnung aus, daß eine friedliche Verständigung später gelingen werde. Dementsprechend erkannten die Morgen-Zeitungen am 8. Juni an, daß Krügers Konzessionen den britischen Wünschen ein ansehnliches Stück entgegengekommen seien; die Haltung Krügers berechtige England zu keinen Gewaltmaßregeln. Am Abend dieses

Tages gab Chamberlain im Unterhause eine Erklärung ab, worin er auf die Beantwortung der Johannesburger Petition hinwies. Diese sei bisher der Regierung von Transvaal noch nicht mitgeteilt worden, werde aber nun ihr gleichzeitig mit der Veröffentlichung übersandt werden. Dieses genügte schon, um die Haltung der Presse völlig zu verändern. Am 9. Juni schrieb der (auch oben zitierte) „Daily Graphic": „Sollte es zum Kriege kommen, so kann die Regierung auf die herzlichste Unterstützung der Nation rechnen. Wir können für keine bessere Sache kämpfen als für die Schaffung einer anständigen und freien Regierung in einem Lande, für dessen künftige Wohlfahrt wir direkt verantwortlich sind;" womit die „Morning-Post" bereits am 8. Juni herausgeplatzt war: „werde Krüger nicht jetzt zum Nachgeben gezwungen, so gebe es keine britische Zukunft Südafrikas und die südafrikanische Föderation sei nicht mehr aufzuhalten," das war der schnell erfaßte Kernpunkt der Sache; fast alle Zeitungen begannen ein wüstes Kriegsgeschrei.

Chamberlain goß Öl in die Flamme, indem er das zweite, oben erwähnte Blaubuch veröffentlichte; darin war ja eine Drohung der Regierung schon ausgesprochen. Von irgend einer Würdigung der Vorschläge Krügers war selbst dann nicht mehr die Rede, als die Nachricht eintraf, er habe sie — ungeachtet des negativen Ergebnisses der Konferenz — dem Volksraad unterbreitet und sei sogar zu weiteren Zugeständnissen erbötig; jetzt handelte es sich um unbedingte Unterwerfung, um Anerkennung der Suprematie Englands, um die schleunigste Ausnutzung dieser Gelegenheit zur Herstellung des großen englischen Reiches in Südafrika. Man fühlt und weiß es in London sehr gut, daß die Macht der gegen-englischen Partei dort im steten Wachsen begriffen ist und durch die Maßnahmen Englands in den letzten Jahren immer gefördert wurde. Man will aber von dem schönen Traum des britischen Südafrika nicht los, und deshalb dieses Kriegsgeschrei.

Der Kolonial-Minister selbst gab am 26. Juni dieser Idee in einer nicht anders denn als „Brandrede" zu bezeichnenden Ansprache Ausdruck, indem er sagte: „Durch die Haltung Transvaals im allgemeinen seien der britische Name und die Macht Großbritanniens, seine Unterthanen zu schützen, aufs Spiel gesetzt worden. Abgesehen von der wiederholten Verletzung des Textes der Konventionsakte sei auch der Geist der Konvention schwer verletzt worden. Die Mißverwaltung Transvaals bilde ein eiterndes Geschwür, welches die ganze Atmosphäre Süd-Afrikas vergifte. Die Holländer in der Kapkolonie und in Natal seien in der glücklichsten Lage, aber so lange die Krankheit des Hasses und des Argwohnes in Transvaal chronisch sei, sei es unmöglich, eine Ansteckung zu vermeiden. Wenn die berechtigten Ansprüche Englands immer und immer wieder abgelehnt würden, so werde die Regierung geeignete Mittel zur Erzwingung eines Resultates zu finden wissen, von dem das Glück und der Friede von ganz Süd-Afrika abhänge. Kein

Wunder, wenn der „Daily Chronicle" meint, daß diese Rede einen Eroberungszug in Südafrika für den kommenden Herbst prophezeihe.

Auch Sir Milner konnte es nicht unterlassen, seine nach der Rückkehr in Kapstadt gehaltene Rede, welche im übrigen maßvoll gehalten war, mit einer Drohung zu schließen. Er betonte die absolute Notwendigkeit, den Europäern in allen Staaten Süd-Afrikas Gleichberechtigung zu gewähren. Wenn die Transvaal-Regierung nicht mehr Entgegenkommen zeige, als bisher, dann möge es andere Mittel geben, das gewünschte Ziel zu erreichen.

Das Säbelrasseln wird auch gebührenderweise durch Gerüchte von starken Truppenentsendungen unterstützt, es wird sogar von dem Abgang einer Pionier-Kompagnie (11. Juni) von Southampton nach Natal, von der Kommandierung dreier Batterien zum 15. August und von der für den 8. Juli angeordneten Verschiffung von 500 Mann berichtet. Doch dürften viel stärkere Transporte erforderlich sein, um die Truppen in Süd-Afrika einigermaßen auf die für einen Krieg mit Transvaal nötige Stärke zu bringen. Man berichtet, daß in der Kapkolonie 3 Bat. Linien-Infanterie, 2 Komp. Festungsartillerie und 1 Komp. Pioniere, in Natal 2 Regimenter Kavallerie, 3 Bat. Infanterie, 1 Komp. Festungs- und 3 Batterien Feld-Artillerie stehen. Damit kann man, auch wenn man Aufstände der Eingeborenen zu erregen weiß, einen Krieg mit den Buren-Staaten nicht anfangen. Und so ernst die Situation auch zeitweise aussah, ist es doch noch sehr zweifelhaft, ob England vom Drohen zur That übergehen wird.

In Transvaal ist man auf das schlimmste gefaßt, aber sieht wohl die Sache noch nicht für so ganz schlimm an. Krüger hat, obschon Milner ihm die Hoffnung abgeschnitten hat, daß England die Bedingung des Schiedsgerichtes annehmen werde, seine Vorschläge bezüglich des Stimmrechtes der Uitlanders am 12. Juni vor den Volksraad gebracht und darin das weitere Zugeständnis gemacht, daß er den Zensus von 150 auf 100 Lstrl. ermäßigte und die Verzichtsklausel aus dem Treueeide strich. Der Volksraad hat einstimmig seine Zustimmung gegeben, aber beschlossen, vor Inkrafttreten des neuen Gesetzes das Volk zu befragen.

In Johannesburg fand am 10. Juni eine Versammlung statt, in welcher ungefähr 5000 Uitlanders die Vorschläge Krügers für unzureichend erklärten und Milner den Dank für die Bemühungen, ihre Lage zu bessern, aussprachen. Dagegen sprachen am 15. Juni 5000 Bürger von Johannesburg ihr Einverständnis mit des Präsidenten Vorschlägen und der Handlungsweise des Volksraads aus. Zum 16. Juni hatte Dr. Burghers eine Burenversammlung nach Pardekraal zusammenberufen, welche von etwa 4000 Personen besucht war und sich gleichfalls einstimmig für den Präsidenten und gegen weitere Zugeständnisse aussprach. Ebenso erklärte der Volksraad des Oranje-Freistaates am 7. Juni seine völlige Zustimmung.

In der Kap-Kolonie unterstützt zwar die Fortschrittspartei den

1891	1 Gesellschaft mit		3 000 000	Fr.	
1894	1	„ „	8 000 000	„	
1895	5	„ „	11 250 000	„	
1896	4	„ „	3 430 000	„	
1897	7	„ „	6 968 000	„	
1898	36	„ „	60 625 400	„	
1899	31	„ „	115 750 000	„	(bis 25. Mai)
und	1	„ „	2 500 000	„	im Juni.

Dies ergiebt 91 Gesellschaften mit rund 250 Millionen Kapital; der fabelhafte Einfluß der Eröffnung der Eisenbahn ist ohne weiteres ersichtlich.

Entgegen der offiziell verbreiteten Ableugnung des Vorhabens, in das Bahr-el-Ghasal-Gebiet vorzudringen, meldet ein Privatbrief aus Lado vom 20. Januar, daß dieser Ort, als ein starkes Viereck befestigt und mit Vorräten reich versehen, als Basis für das Vorgehen in nördlicher Richtung dienen soll. Ein weiterer Stützpunkt ist bereits in Kero bei $5^{1}/_{2}{}^{0}$ nördl. Breite geschaffen. Dort befand sich im Januar das Gros unter dem Kommandant Henry: 2 Bataillone zu je 2 Kompagnien mit zahlreichen weißen und 3 schwarzen Offizieren, 1 Kompagnie Artillerie und 1 solche schwarzer Ruderer, sowie 1 Kanonenboot. Man erwartet den Dampfer „Van Kerkhoven“, dessen Stücke unterwegs sind. Im ganzen waren in Kero marschbereit 1010 Mann mit 2 Mitrailleusen und 2 Nordenfeld-Kanonen; als Nachhut blieben in Lado 350 Mann mit 10 Kanonen. Martyr, der über Gondokoro, Bedden und Dufilé eingetroffen, hat seinen Dampfer „Kenia“ wieder zusammengesetzt und erwartet den Aufbruch der Belgier nach dem Bahr-el-Ghasal.

Aus **Kamerun** kommt die Nachricht, daß die Schutztruppe am 13. März die Hauptstadt Tibatis erstürmt und, ohne Verluste zu erleiden, den Feind in die Flucht geschlagen habe. Ein solcher Erfolg erscheint zu ungeheuer, als daß er nicht die Befürchtung nahe legen sollte, daß die Tibatiner freiwillig die Stadt geräumt haben, um den Gegner in das freie Feld zu locken, wo sie mit ihren Reiterscharen ihm besser beizukommen vermögen.

Jedenfalls scheint jetzt die Tschad-See-Expedition wieder ernstlich ins Auge gefaßt zu sein. Major von Wißmann soll als Leiter für diese gewonnen worden sein.

Der Bau des Weges von Victoria nach Buëa ist in den letzten Monaten so eifrig gefördert worden, daß er als abgeschlossen betrachtet werden kann. Auch ist die Vermessung der bis jetzt vergebenen Pflanzungs-Ländereien den Anstrengungen des Hauptmann v. Besser in weit kürzerer Zeit gelungen, als man annehmen durfte. Auch die Arbeiter-Verhältnisse haben sich wesentlich gebessert, da Herr v. Carnap-Quernheimb wiederholt Scharen von Eingeborenen zugeführt hat und auch der Häuptling Garega der Bali der Heranziehung seiner Leute zur Arbeit nichts in den Weg gestellt hat. Die Rinder gedeihen in Buëa außerordentlich gut.

Aus dem **westlichen Sudan** sind jetzt nähere Privatnachrichten über die Niedermetzelung der französischen Expedition des Hauptmann Cazemajou bekannt gegeben worden (vgl. 1898 S. 294). Er war bekanntlich auf dem Wege nach dem Tschad-See nach Zinder gekommen. Der Emir, welcher früher Bornu tributpflichtig war, hatte sich seit der Unterwerfung dieses Staates durch Rabah selbständig gemacht und fürchtete wahrscheinlich durch den Franzosen, der mit Rabah in Unterhandlungen treten wollte, eine Beeinträchtigung dieser seiner Unabhängigkeit. Er nahm ihn zunächst freundlich auf, entschloß sich aber nach 3 Tagen, ihn zu vernichten. Cazemajou hatte außer einem arabischen Dolmetsch und einem Fullah nur 2 Sergeanten und 31 Mann der Senegal-Schützen bei sich. In einer teuflischen, hinterlistigen Weise schritt der Emir zu seiner Ermordung. In einer großen Hütte wurde eine tiefe Grube ausgehoben und mit Binsen (Decken?) überdeckt. An der Rückwand saß der Emir mit seinem Gefolge, und man lud den Kapitän zu einem Palaver ein. Er nahm nur seinen Dolmetsch, einen Sergeanten und 10 Mann aus seinem außerhalb der Stadt aufgeschlagenen Lager mit. Die Soldaten wurden draußen gelassen, die Eintretenden stürzten in die Grube und sollen in dieser mit Erde verschüttet und lebendig begraben worden sein. Gleichzeitig wurde die kleine Bedeckung im Hofe von allen Seiten angegriffen. Nur 3 entkamen nach dem Lager, das alsbald von einer enormen Überzahl bestürmt wurde. Das kleine Häuflein wehrte den Angriff den ganzen Tag ab. In der Nacht räumten sie das Lager und entkamen, immer noch 20 Mann stark, alle mehr oder weniger verwundet nach Carimana am Niger.

Eine französische Abteilung von 400 Mann unter den Hauptleuten Voulet und Chanoine (vgl. S. 135 und 170) ist unterwegs nach Zinder, um Cazemajou und seine Gefährten zu rächen.

Die Eisenbahn Lagos-Abeokuta ist auf 75 km Länge eröffnet.

Houdainville ist nach der Elfenbeinküste zurückgekehrt. Von dem Aufstand, welcher seiner Aufgabe, eine Eisenbahnlinie festzulegen, hindernd in den Weg trat, wird nichts mehr berichtet. Trentinian ist, ernstlich erkrankt, nach Europa zurückgekehrt (2. Juni).

Österreich soll sich für die spanische Besitzung Rio de Oro, welche sich 800 km lang vom Kap Bojador bis Kap Blanco an der Küste entlang zieht, interessieren; ein Komitee will dort eine Handelsniederlassung gründen. Hierbei kommt das Hinterland zur Sprache, in welchem eine Grenze noch nicht festgelegt ist, und vor allem die Oase Adrar, auf welche die Franzosen Anspruch erheben, seitdem (1892) der Sultan Chinghebi das französische Protektorat anerkannt hat. Es mag hiermit auch die Reise Cappolanis (siehe geographische Nachrichten) zusammenhängen.

Geographische Nachrichten.

Von Macdonalds wissenschaftlicher Expedition liegen nähere Angaben vor. Im Mai 1898 teilte er seine Truppen in drei Kolonnen: die erste ging unter Leutnant Hanbury-Tracy, zweihundert Mann stark, nördlich vom Elgon vor, um am Nordabhang in Save die Operationsbasis zu schaffen; vier Wochen später ging Macdonald und Major Austin mit dem Gros ab, während Kapitän Kirckpatrick und Loughlin den See Schoga erkundeten und anstatt 10 80 Meilen lang fanden. Ende Juli waren alle in Save vereinigt.

Nun ging Austin nach dem Rudolph-See und kam nach Kämpfen mit den Turkhauas im November zurück. Kurz nach ihm verließ auch Macdonald mit Kirckpatrick, Loughlin und Pereira Save, marschierte durch Karamoyo und suchte einen Trupp Sudaner auf, der mit den Rebellen in Uganda sympathisieren sollte. Nachdem er sie aber friedfertig gefunden, ließ er Kirckpatrick mit siebzig Mann zurück und ging nach Lattuka. Hier trieb ihn der durch Heuschrecken veranlaßte Nahrungsmangel zurück nach Bakoro. Kirckpatrick, zur Erkundung der Grenze von Karamoyo entsandt, ward bei einer Bergbesteigung überfallen und mit fünf Mann getötet. Gleichzeitig ward auch sein Lager überfallen. Macdonald griff nach einem starken Gewaltmarsch den feindlichen Stamm (Nokwai) an und besiegte ihn nach einem hartnäckigen Gefecht. Als er zusammen mit Austin in Save eintraf, hatte auch Hanbury ein Gefecht mit einem Stamm der Elgon-Bewohner gehabt.

Verhellen von der Expedition Mohun berichtet am 21. Februar von Five, acht Marschtage von Kituta (südlich des Tanganika) seine Einschiffung nach Towa; Mohun und Dhanis sind noch in Karonga und werden mit acht Tagen Zwischenraum folgen.

Kandt, der im August am Kivu-See war, hat das Becken des Kagera von der Einmündung des Ruwuwu bis zur Verzweigung des Niavarongo und Akanjaru erkundet, folgte dann dem ersteren, als stärkeren Arm bis zur Verzweigung in Rukarara (West) und Mhogo (Ost) und ging den ersteren bis zur Quelle hinauf, die er am 13 August erreichte, drei Tagemärsche vom Kivu-See.

M. Coppolani aus Algier (directeur des affaires indigènes) hat den Niger-Bogen durchreist und zahlreiche bisher rebellische Stämme zur Unterwerfung veranlaßt. Nach Timbuktu zurückgekehrt, ist er sofort über Arauan nach Norden weiter gereist, um Adrar zu berühren, in der Hoffnung, mit den bisher noch feindlichen Tuareg- und Kunta-Stämmen freundliche Beziehungen anzuknüpfen.

Marchand ist am 30. Mai in Toulon, am 1. Juni in Paris angekommen.

Bücheranzeige.

Koloniales Jahrbuch. Elfter Jahrg. 308 Seiten. **Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke), Berlin.**

Das letzte Heft des nunmehr abgeschlossenen Jahrganges bringt als Hauptarbeit eine Abhandlung des Herausgebers G. Meinecke über „Siedelung in den Tropen. Eine Mahnung und Warnung,“ in der die oft schwärmerischen Hoffnungen der Kolonialfreunde auf die Besiedelung der Tropen auf ein richtiges Maß zurückgeführt werden, ferner das Repertorium der Deutschen Koloniallitteratur für das Jahr 1897.

Für den Evangelischen Afrika-Verein gingen bis zum 30. Juni ein:

Sup. Böttcher, Cottbus, 3 Mk. — Fr. B. in B., 100 Mk. (Zur Erziehung eines Sklavenkindes.) — Pfr. Cremer, Thale a. H., 3 Mk. — Postgeh. Fischer, Crossen, 1 Mk. — Frl. Liebezeit, Niederlahnstein, 3 Mk. — Direktor Neumann, Bernburg, 3 Mk. — Pfr. Otto, Grunow, 3 Mk. — Pfarramtskand. Prietze, Wernigerode, 3 Mk. — Puritz und Bode, Neuhaldensleben, 3 Mk. — Oberpfr. Schüler, Potsdam, von Pl. Reg.-Sup. Schröder, Arnsberg, 3 Mk. (f. d. Hung.) — Frau v. Kalckreuth, Guhrau, 3 Mk. (f. d. Hung.)

Beiträge des Zweigvereins in Guben:

Landrat Dr. Kapp, 3 Mk. — Präsident Boschke, 2 Mk. — Oberbürgermeister Bollmann, 1 Mk. — Prediger Hildenhagen, 3 Mk. — Superint.-Verweser Förster, 1 Mk. — Prof. Jentsch, 1 Mk. — Regierungsrat Holtze, 1 Mk. — Landrichter Steinhausen, 1 Mk. — Stadtverordneten-Vorsteher Zahn, 1 Mk. — Landgerichtsrat Wienstein, 1 Mk. — Landgerichtsrat Goldstein, 1 Mk. — Amtsrichter Dr. Hünke, 1 Mk. — Fabrikbes. R. Schlief, 1 Mk. — Fabrikbes. Otto Lehmann, 1 Mk. — Frau Stadtrat Lehmann, 1 Mk. — Prof. Dr. Treutler, 1 Mk. — Prof. Hoffmann, 1 Mk. — Geh. Kommerzienrat Wilke, 2 Mk. — Kommerzienrat F. W. Schmidt, 1 Mk. — Rentier Theod. Wilke, 1 Mk. — Buchdruckereibes. A. König, 1 Mk. — Fabrikbes. A. Wolf, 1 Mk. — Fabrikbes. E. Wolf, 1 Mk. — Gymnasialdirektor Handorf, 1 Mk. — Oberlehrer Dr. Franke, 1 Mk. — Buchhändler Buhlmann, 1 Mk. — Apothekenbesitzer Bolduan, 1 Mk. — Rechtsanwalt Hevemann, 1 Mk. — Dr. Hörning, 1 Mk. — Landrichter Brisnick, 1 Mk. — Amtsgerichtsrat Seidel, 1 Mk. — Kreisphysikus Dr. Jungmann, 1 Mk. — Oberstleutnant von Seydlitz, 1 Mk. — Amtsrichter Handrick, 1 Mk. — Staatsanwaltsrat Schmidt, 1 Mk. — Professor Strümpfler, 1 Mk. — Rechtsanwalt Dr. Lewin, 1 Mk. — Rechtsanwalt Koch, 1 Mk. — Verband deutscher Handlungsgehilfen, Kreisverein Guben, 2 Mk. — Frl. Alisch, 1 Mk. — Pfarrer Senkel, Wellmitz, 3 Mk. — Pfarrer Schmidt, Beitzsch, 1 Mk. — Pfarrer Kraegel, Bomsdorf, 1 Mk. — Oberpfarrer Müller, Fürstenberg, 1 Mk. — Pfarrer Rupnow, Schenkendorf, 1 Mk. — Pfarrer Perschk, Atterwasch, 1 Mk. — Pfarrer Koch, Starreddel, 1 Mk. — Pfarrer Reinhardt, Grano, 1 Mk. — Oberpfarrer Boldt, Niemitsch, 1 Mk. — Pfarrer Drewes, Canig, 1 Mk. — Pfarrer Lehmann, Markersdorf, 1 Mk. — Pfarrer Hermann, Horno, 1 Mk. — Pfarrer Wendt, Strega, 1 Mk. — Pastor Eichler, Niemitsch, 1 Mk. — Pfarrer Schulz, Fünfeichen, 1 Mk. — Pfarrer Krumrey, Stargardt, 1 Mk. — Rittmeister von Kunow, Bomsdorf, 1 Mk. — Bürgermeister Collina, Fürstenberg, 1 Mk. — Pfarrer Feldsohn, Neuzelle, 1 Mk. — Pfarrer Steinbrück, Krebsjauche, 1 Mk. — Pfarrer Berig, Ratzdorf, 1 Mk. — Pfarrer Hoffmann, Möbiskrug, 1 Mk. — Schulrat Noack, Neuzelle, 1 Mk. — Rittmeister Meister, Jeßnitz, 1 Mk. — Pfarrer Ehrlich, Niemaschuleba, 1 Mk.

Berlin W., Behrenstraße 48, den 28. Mai 1899.

Der Schatzmeister des Evang. Afrika-Vereins.
Veit, Geheimer Kommerzienrat.

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Nr. 8. August. 1899.



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung
der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage
des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller
in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.
Verantwortlicher Redakteur.

Sechster Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

Abonnementspreis jährlich 3 M. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postäm

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Generalsekretär: Pastor **E. Otto**, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Redaktion der „Afrika“: Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Zur gefälligen Beachtung:

Geld- und Wertsendungen werden an die Adresse des **Schatzmeisters** erbeten.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck**, Coblenz.
Schriftführer: Pfarrer **Keller**, Coblenz.
Geschäftsführer: cand. min. **Brüning**, Coblenz.
Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., Coblenz.

Quittungen.

Für den Evangelischen Afrika-Verein gingen bis zum 31. Juli ein:

Arps, Konsistorialrat, Lichterfelde, 10 Mk. — Asselmann, Pfarrer, Schlepzig, 3 Mk. — Dr. Bärwinkel, Senior, Erfurt, 90 Mk. — Dr. Burchardt, Dozent, Berlin, 3 Mk. — Fürstenberg, Kantor, Kirchheiligen, 3 Mk. — Hansen, Lehrer und Kantor, Rendsburg, 3 Mk. — Kade, Major a. D., Coburg, 10 Mk. — Kleinloff, Rechnungsrat, Berlin, 3,05 Mk. — Oberdieck, cand. theol., Kloster Loccum, 3,05 Mk. — Fr. von Pochhammer, Berlin, 5 Mk. — Richter, Prediger, Falkenhagen, 5 Mk. — Wetzel, Pfarrer a. D., Waiblingen, 3 Mk.

Beiträge des Zweigvereins Bleicherode:

Es zahlten je 3 Mk.: Gaudig, Superintendent, Bleicherode. — Bauermeister, Pastor, Bleicherode. — Bickenbach, Rektor, Bleicherode. — Seidenstücker II., Lehrer, Bleicherode. — Holländer, Pastor, Elende. — Meyer, Pastor, Niedergebra. — Uhle-Wettler, Pastor, Obergebra. — Haberland, Pastor, Sollstedt. — Schinkel, Pastor, Wülfingerode. — Ziske, Lehrer, Ascherode. — Vollmer, Pastor, Klein-Bernaten. — Born, Pastor, Groß-Bernaten. — Blau, Pastor, Groß-Bodungen. — Kessel, Pastor, Epschenrode. — Zimmermann, Pastor, Hainrode — Rübesame, Pastor, Wolkramshausen. — Rüter, Pastor, Oberdorf. — Burghardt, Pastor, Lipprechtsrode. — Busse, Amtsrichter, Bleicherode. — Wettler, Pastor und Kreisschulinspektor, Querfurt. — Lensch, Professor, Berlin-Bleicherode-Japan

Die Kulturfaktoren in unseren afrikanischen Kolonien.

Von **Gustav Müller.**

(Schluß.)

Es erübrigt noch, auf

III. die Mission als Kulturfaktor

einzugehen.

Es kann freilich angesichts der rückhaltlosen und unbedingten Verurteilungen, welche die Mission je und je gefunden hat, ja in jüngster Zeit in besonders roher Weise gefunden hat, als ein gewagtes Unternehmen erscheinen, die Mission überhaupt noch als einen Kulturfaktor für unsere Kolonien zu bezeichnen und sie nun gar in der Besprechung unseres Themas an letzter Stelle zu nennen und damit schon rein äußerlich es auszudrücken, daß sie als der wichtigste und mächtigste Kulturfaktor angesehen wird. Herr Dr. Passarge hat in seinem sonst wertvollen Buche „Adamaua" am Schlusse (S. 533) das Christentum und die Mission so herabgesetzt, daß er sagt: „Man kann im Interesse unserer Kolonien nur wünschen, daß der Islam unter den West-Afrikanern schnelle Fortschritte machen möge." Ich werde an anderer Stelle hierauf noch kurz zurückkommen und gehe deshalb sogleich zu dem neuesten Verdammungsurteil über, das die Mission hat über sich ergehen lassen müssen. Das befindet sich in dem Buche des Kapitän Boshart, „Zehn Jahre afrikanischen Lebens", in dem der Verfasser die Stirn hat zu sagen (S. 181), die Missionare seien „der allgemeine Krebsschaden Afrikas". Ich kann nicht leugnen, daß mir beim Lesen dieser Worte, die zu charakterisieren mir der parlamentarische Ausdruck fehlt, zunächst die Zornröte ins Gesicht stieg. Indes habe ich mich gar bald zurechtgefunden. Der Herr der Mission hat es Seinen Dienern von vornherein in Aussicht gestellt, daß sie so beschimpft werden würden: „Haben sie den Hausherrn Beelzebub geheißen, wieviel mehr werden sie Seine Hausgenossen also heißen?" Und wer da weiß, wie es dem, dessen Werk die Mission treibt und dessen königlichen Befehl sie ausführt, und seinem größten Missionar, dem Apostel Paulus, ergangen ist, der kann keineswegs unglücklich sein über solch ein Schmähwort, da er sieht, daß die Missionare unserer Tage dadurch in die „beste Gesellschaft" gerechnet werden. Indes entbindet uns das nicht von der Pflicht, solchem Angriff gegenüber ganz energisch Verwahrung einzulegen und ihn in seiner Anmessung sowohl als auch seiner innerlichen Unwahrheit und Thorheit zu brandmarken. Doch will ich das weniger durch theoretische Untersuchungen an dieser Stelle thun als vielmehr durch den Hinweis auf geschichtliche Thatsachen. Denn wie einst der große Paulus zu den Corinthern schreiben durfte: „Mein Wort und meine Predigt bei euch war nicht

in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft", so darf man füglich noch heute von der Mission ebenso sprechen. Nur bitte ich zweierlei im Auge zu behalten: 1. ich werde mich ganz auf die deutsche und evangelische Mission beschränken, und 2. mit Ausnahme von der Rheinischen Mission in Süd-West-Afrika und der Norddeutschen Mission in Togo sind die deutschen Missionen in unseren Kolonien sehr jungen Datums; sie sind noch nicht so alt wie unsere Kolonial-Ära.

Versetzen wir uns im Geist nach der Missionsstation Amedschovhe, die erst im Jahre 1889 angelegt worden ist, wo vor kurzem die Eingeborenen unter der Leitung ihres Missionars eine Steinkirche gebaut haben, an der sie alle Arbeiten selbst verrichtet, und zu der sie auch die Baukosten zum größten Teil selbst aufgebracht haben. Nach drei Seiten gehen von der Station breite, mit Bäumen bepflanzte und sauber gehaltene Wege aus, die durch den dichten Urwald geschlagen worden sind, ein saures Stück Arbeit, welches die Eingeborenen geleistet haben, um den Verkehr mit der Station zu erleichtern und an ihrem Teile dazu beizutragen, daß die Missionare die umwohnenden Dörfer mit ihrer Predigt um so leichter und schneller erreichen können. Der eben erwähnte Herr Hauptmann Herold, damals noch als Premierleutnant Befehlshaber der Misahöhe, hat schon im Jahre 1892 folgendes Urteil über das also erst knapp 4 Jahre alte Amedschovhe geschrieben[1]): „Das Missionshaus sei das gesündeste, aber auch das beste Bauwerk der Togolandschaft, mit welchem Missionar Seeger sich und der Mission ein bleibendes Denkmal gesetzt habe; ausschließlich von eingeborenen Handwerkern und Arbeitern unter Leitung des Missionars erbaut, liefere dieser Bau den glänzendsten Beweis dafür, daß die evangelischen Missionare die Eingeborenen mit großem Erfolge zur Arbeit gewöhnten und sich einen tüchtigen Stamm erprobter Handwerker erzögen. Das Hochland von Amedschovhe ist, mit Hochwald bestanden, und schönem, reinem Trinkwasser versehen, gesund. Im Missionsgarten gedeihen fast alle europäischen Gemüse, Rosen und Nelken blühen das ganze Jahr, Johannis- und Stachelbeersträuche werden erfolgreich angepflanzt. Die Kaffeeplantagen der Mission versprechen gute Erfolge, die an der Südseite der Station angepflanzten Kokospalmen gedeihen. Alles ist zwar noch im Werden, aber vielversprechend."

Dazu sei auch angeführt, was Kaufmann Ritterhaus über die beiden Stationen Ho und Waya mitteilt[2]): „Ho macht einen großartigen Eindruck auf den Besucher. Die Plantagen, sonstigen Anlagen, wie Wege, Alleen und die Häuser, alle tadellos gehalten, und anfangs glaubt man, ein großes, wohl bewirtschaftetes Gut vor sich zu haben. Die Kirche in Ho ist sehr schön groß, im Innern ganz aus Odumholz

---

[1]) Vgl. Koloniales Jahrbuch. Herausgegeben von Gustav Meinecke. Das Jahr 1893. S. 76.

[2]) Vgl. Koloniales Jahrbuch 1893. S. 76. 77.

erbaut; über der Kirche sind die Wohnungen für die Missionare. In Waya habe ich einmal so recht gesehen, was die Mission leistet und was sie aus den Schwarzen machen kann. Abends nach der Gebetsstunde kamen alle Christen zusammen. Ich war erstaunt, wie nett die Leute waren, wie ruhig und bescheiden die Leute auftraten und ein Benehmen zeigten, wie man es an der Küste vergeblich suchen würde. Etwa 5 Minuten abseits des Dorfes haben sich die christlichen Neger angebaut, dort giebt's hübsche reinliche Wohnungen mit Thüren und Fenstern, fast vor jedem Hause ein kleines Blumengärtchen, wodurch das Ganze einen wohlthuenden, anheimelnden Eindruck erhält. An den Häusern fielen uns die vielen Bambusstöcke auf; in früheren Jahren von den Missionaren angepflanzt, wucherte der Bambus üppig fort." Dazu sei bemerkt, daß in Ho auch der Mangobaum von den Missionaren eingeführt ist, gleichfalls ein stummer Zeuge der deutschen Mission im Evhelande.

In bezug auf die Mission in Süd-West-Afrika sei auf ein Wort hingewiesen, das sich in dem Watermeyerschen Bericht über „Deutsch-Süd-West-Afrika. Seine landwirtschaftlichen Verhältnisse" findet (S. 22): „Der Missionsgarten (von Bethanien) war hier wie überall der Kern der Landwirtschaft; derselbe war in musterhafter Ordnung. Vielerlei Gemüse wird hier mit Erfolg gebaut, und die Fruchtbäume waren nach ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem Zustande das Beste, was ich im Lande gesehen hatte. Einige Weinstöcke waren die ältesten im Lande, im Jahre 1848 gepflanzt. Seit dieser Zeit hat man hier viel in Fruchtkultur geleistet. Birnen, Äpfel, Pfirsiche und Quitten waren ausgezeichnet."

In Kamerun finden wir eine Handwerkerschule der Basler Mission, die ins Leben gerufen ist, weil man an der Küste nur Fischfang und Handel, im Innern aber nur die Gewinnung von Palmöl kannte. Im „evang. Heidenboten"[1]) ist ein Bild dieser Handwerkerschule gegeben, aus dessen Beschreibung wenigstens folgende Schlußsätze Platz finden mögen: „Im Hintergrunde steht ein teilbarer Archivschrank, der 2,6 m hoch und 1,6 m breit ist und dessen Herstellungskosten sich auf 375 Mk. stellen; der Verfertiger, der daran steht, Isaak Tome, hat seine Lehrzeit erst kürzlich vollendet. Vorne auf dem Bilde rechts sitzt der Meister Br. Schkölziger; der gedrehte Tischfuß ist eine Arbeit eines gewissen Philipp. Der nächste an Br. Schkölziger, Abraham mit Namen, steht schon längere Zeit in der Arbeit und vollendet eben die sechste Hobelbank, während der hinter ihm stehende . . . der kleine Jakob ist, ein etwas langsamer, aber sehr vorsichtiger und strebsamer Bursche; sein letztes Kunststück ist der schöne Koffer vorn in der rechten Ecke. An der Bandsäge steht Paul Bwanga, der 1½ Jahr seiner Lehrzeit hinter sich hat; und leider ziemlich undeutlich sind die zwei Jungen Martin und Stephan, die das Rad in Bewegung bringen. Ganz hinten links

[1]) Jahrgang 1899. S. 5. 6.

endlich zeigt sich Philipp Ndumbe von Malimba." „Die schönen Möbel, welche in der Werkstätte gemacht werden, sind aber nicht das einzige Resultat der Bemühungen unserer Brüder, sondern, da die von Br. Schmid und anderen bei der Bauarbeit angelernten Schwarzen die Gewohnheit haben, mehrere Lehrlinge zu nehmen, so giebt es nun schon, d. h. nachdem die Baseler Mission seit 1886, also 12 Jahre thätig ist, eine sehr große Anzahl von Leuten, welche mit Holzarbeiten ihr Brot verdienen und die Anfänge der Kultur auch ins Innere hineintragen. Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß erst durch solche Arbeit die Leute den Wert der Zeit schätzen lernen, und hoffentlich nach und nach eine gewissenhafte Ausnutzung und Einteilung derselben bei den einzelnen und in den Familien Platz greift. Das Auskaufen der Zeit ist auch ein Stück Christentum, das gelernt sein muß."

Die jüngste Mission in unseren Kolonien ist die deutsche Njaßa-Mission der Brüdergemeine und der alten Berliner Gesellschaft. Letztere hat zur Erleichterung des Verkehrs der einzelnen Stationen unter einander, sowie der Missionsarbeit längs der Küste des Sees einen kleinen Missionsdampfer, den „Paulus" angeschafft. Um ihn gegen Sturm und Wellen zu schützen, haben die Missionare einen Hafen anlegen müssen. Zu dem Zwecke haben sie mit Hilfe von 40 Arbeitern der Umgegend „ein förmliches Dock ausgegraben, dessen Fläche 600 qm groß ist. Zunächst bot die Arbeit wenig Schwierigkeit, da die obersten sandigen Schichten sehr schnell hinweggeschafft werden konnten. Als das Niveau des Sees erreicht war, arbeitete man in die Tiefe, indem man zunächst kleine Becken aushob. Das eindringende Wasser mußte von den Eingeborenen durch Töpfe geschöpft und so in den See befördert werden, während die ausgehobene Erde in Kisten, die mit Hilfe von Bambusstangen getragen wurden, hinaus befördert wurde. Die Steine, die hinauszuschaffen waren, wurden zur Herstellung des äußeren Hafendammes, besonders zur Erbauung der Wälle, die die Einfahrt schützen, benutzt. Der südliche Wall enthält ungefähr 1200 km Steine und überragt die Wasserfläche um 20—25'; bei dem Bau der kleinen nördl. Mole sind 400 kbm Steine verwendet worden." „Endlich konnten die Wände, welche die einzelnen Becken von einander trennten, heraus genommen werden, und die Einfahrt wurde bis zu einem Meter Tiefe ausgegraben. Zuletzt standen die Arbeiter bis an die Hüften im Wasser. Die Herstellungskosten des Hafens betragen etwa 1000 Mk."[1]

Ich frage, wie sollen die Missionare alles das, was hier soeben angeführt ist, leisten, wie sollen sie überhaupt ihre Stationen bauen und ihre Gärten anlegen, wie sollen sie dafür sorgen, daß die Eingeborenen sich anständig kleiden, wie sollen sie dieselben mit Erfolg

---

[1]) Missionsberichte der Gesellschaft zur Beförderung der evangel. Missionen unter den Heiden zu Berlin für das Jahr 1895. S. 393.

anzuhalten im stande sein, daß ihre eingeborenen Christen Kirchensteuer bezahlen und sowohl für ihre kirchlichen Bedürfnisse je mehr und mehr ausschließlich selbst aufkommen, dazu auch noch für die Ausbreitung des Christentums an ihrem Teile beitragen, wie sollen sie dies alles und so manches andere, was in diesem Zusammenhange genannt werden könnte, zustande bringen, ohne die Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen? Es ist der Mission das noch überall gelungen, es hat ihr Bemühen, wie wir gesehen haben, schon nach so verhältnismäßig kurzer Zeit in unseren Kolonien schöne Erfolge zu verzeichnen. Die Mission ist für die Verbreitung der materiellen Kultur ein ganz hervorragender Faktor, und das zu verkennen und sie den „Krebsschaden Afrikas" zu nennen, ist nur der Bosheit möglich.

Wir haben bereits darauf hingewiesen und es anerkannt, daß sowohl der Handel als auch die Kolonisations-Unternehmungen und die Regierung das Ihre thun, um den Neger zur Arbeit zu erziehen. Wir haben aber zugleich darauf aufmerksam gemacht, daß es ihnen allen weder einzeln noch gemeinsam gelingen wird.

„Dazu gehören andere Mächte, und unter allen, die auf dem Schauplatze erscheinen, dem Regierungsbeamten, dem Soldaten, dem Kaufmann, ist nur der Missionar im Besitze solcher Macht. Nicht etwa, daß der Missionar zu dem Zwecke hin ausginge, um zur Arbeit zu erziehen. Das zu behaupten, wäre meines Erachtens ein grundstürzender, das Evangelium fälschender Irrtum. Aber es fällt dies bei seiner Arbeit nebenher ab. Dies wird ihm ‚hinzugethan', wenn er seinem Berufe treu lebt. Erziehung ist nicht Dressur; sie bedarf zu ihrem Gelingen einer in den Menschen gepflanzten inneren Geistesmacht. Und eine solche bringt das Evangelium, die Mission.

„Es giebt zwei große Erziehungsmittel, ich denke jetzt speziell an die Erziehung zur Arbeit. Das eine ist die äußere Not, das andere ist der innere Drang des Geistes, der die Welt gebrauchen will, um ein reiches Leben führen zu können. Bei den Völkern, mit denen wir es zu thun haben, ist die Not nur wenig Lehrmeisterin. Das tägliche Brot wächst ihnen leicht zu. Sie können zu höherem Fleiß nur gebracht werden, wenn sie innerlich erneuert, gehoben werden, wenn man ihnen höhere Lebensziele steckt und die Lust im Herzen weckt, sich darnach auszustrecken. Und das kann die Mission, und sie thut es. Ihr Auftrag geht dahin, die Herzen für das Ewige, das Himmlische, für Gott zu gewinnen. Das ist ihr einziger Auftrag, aber indem sie ihn ausführt, läßt sie in der Wüste eine Quelle entspringen, welche die Einöde zum blühenden Garten macht. Sie pflanzt ein Arbeitsmotiv in die Herzen und reinigt die Herzen von der Trägheit, der Genußsucht, der Untreue 2c., kurz von der Sünde, welche das größte Arbeitshindernis ist. Ihr Wort und ihr Beispiel wirkt dahin."

„Weil dies eine gründliche Erziehung ist, so geht sie freilich nur langsam voran. Wer in 24 Stunden Französisch, Englisch oder sonst etwas lernen will, der geht nicht zu einem Meister, sondern zu einem Charlatan. Wer die Völker von heute auf morgen gewandelt sehen will, der muß nicht zur Mission gehen, sondern sich einem Quacksalber anvertrauen, und es stehen ihrer genug am Wege. Alles Großes, alles Gründliche bedarf der Zeit. Man muß den Eingeborenen, den der Einfluß der Mission berührt hat, vergleichen mit dem, der unberührt blieb, um den Unterschied zu erkennen. Man muß ein Auge dafür haben, wie sich langsam seine Kleidung, sein Haus, sein Acker, seine Baumpflanzung, sein Weg, sein Geschirr wandelt, wie neue Bedürfnisse entstehen, weil sein Auge auf das Höchste gerichtet ist, auch diese Erde hier unten sich ihm verwandelt."[1])

---

[1]) Vgl. Zahn: „Handel und Mission." Allgemeine Missionszeitschrift 1886, S. 498 f.

2) Wichtiger ist die kulturelle Bedeutung der Mission auf dem **geistigen** Gebiete. Wie das Christentum die Völker Europas, wie insonderheit das Evangelium, das uns die Reformation wieder gegeben hat, unser deutsches Volk auf die Stufe geistiger Bildung erhoben hat, auf der wir stehen, so thut die Mission, die den Eingeborenen unserer Kolonien das Evangelium bringt, diesen jetzt denselben Dienst. Es gehört zu ihren notwendigen Lebensäußerungen, daß sie Schulen einrichtet und unterhält. Sie würde sogleich abzusterben anfangen, wenn sie die Schulthätigkeit außer acht lassen wollte. Was ist das für eine kulturelle Leistung, Völkern, die kein Alphabet haben, die Kunst des Lesens und des Schreibens beizubringen; Völkern, deren Zahlenkreis einen sehr eng begrenzten Umfang hat, die Kunst des Rechnens zu vermitteln, Völkern, die wohl einen Vorrat von Sagen, Geschichten, Märchen und Liedern haben, die ja in den letzten Jahren uns mehr und mehr bekannt zu werden beginnen, eine eigene Litteratur zu geben; ihre Sprache zur Schriftsprache zu erheben! Und wer da vollends weiß, was Luthers Bibelübersetzung für unser Volksleben für ein kulturhistorisches Ereignis gewesen ist, der wird die Thatsache, daß die Mission ihren Völkern die Bibel in der Muttersprache zugänglich macht, für eins der größten ihrer kulturhistorischen Erlebnisse halten. Ich habe auf eine Anfrage an die Leitungen der in den afrikanischen Kolonien thätigen evangelischen deutschen Missionsgesellschaften ausgiebige Antworten erhalten, Antworten, die ersehen lassen, wie sehr sie alle an der geistigen Kultur ihrer Stämme thätig sind. Da werden außer den Bibelteilen und vollständigen Bibeln, die bereits vorliegen, genannt Liederbücher mit und ohne Noten, Fibeln und Lesebücher, Katechismen und Spruchbücher, Rechenbücher nebst den dazu gehörigen Auflösungsbüchern. Dem Evhevolke hat die Norddeutsche Mission sogar eine Weltgeschichte gegeben und seit dem Jahre 1896 erscheint für die Evhegemeinde, bislang noch autographisch vervielfältigt, ein Gemeindeblatt, eine Zeitung. Welche Unsumme von treuem Fleiß und hingebender Liebe bedeuten alle diese Arbeiten! Welch ein Kulturfortschritt ist damit für die Eingeborenen gegeben! Dadurch empfängt das Volk immer neue geistige Befruchtung und wird sein geistiges Leben geweckt und gestärkt, daß es aus dem geistigen Schlafe mehr und mehr erwacht und in ein bewußtes Leben eintritt.

Auch hier gilt natürlich, was wir oben bereits betont haben, ja hier gilt es erst recht, daß es einer langen Entwickelung bedarf, bis man von einem wahrhaft regen geistigen Leben des ganzen Volkes sprechen kann. Immerhin thut die Mission alles, was in ihren Kräften steht, um es wach zu rufen, zu pflegen und zu fördern. Dazu ist es von besonderer Wichtigkeit, daß sie sich nicht darauf beschränkt, durch europäische Missionare an den Eingeborenen zu arbeiten und zugleich auch nicht blos darauf, Volksschulen ins Leben zu rufen. Sie bemüht sich vielmehr, aus ihrem Volke Ge-

hilfen für die Arbeit heranzuziehen. Die Ausbildung der eingeborenen Lehrer ist in der ersten Zeit natürlich sehr primitiv. Der junge Lehrer kann da oft nicht viel mehr, als er seinen Schülern beibringen soll. Aber das genügt vorläufig vollkommen. Er wird vom Missionar allmählich weiter gefördert, und da er lesen und schreiben kann, kann er auch selber weiter in der Schrift forschen und auch sonst sich vervollkommnen. Gar bald aber werden die Eingeborenen, ehe sie eingestellt werden, von vornherein gründlicher unterwiesen. Und das Ziel ist, daß sie eine reichliche und den an sie zu stellenden Ansprüchen völlig genügende Ausbildung erhalten. So entwickelt sich der Sache entsprechend ein solid fundamentiertes Schulwesen, das mit der Volksschule als Basis und einer Mittelschule als Zwischenstufe seine Vollendung erreicht im Seminar, aus dem die Lehrer, Evangelisten, Katechisten und die eingeborenen Pastoren hervorgehen. Es sind die Erfahrungen, die hier gemacht werden, nicht in allen Kolonien gleich günstig. Während in Togo und Kamerun die eingeborenen Gehilfen sich durchaus bewähren und ihrer eine ganze Reihe bereits angestellt ist, hat die Rheinische Mission in Süd-West-Afrika noch immer darunter zu leiden, daß es ihr nicht gelingen will, solche Hilfskräfte, die zuverlässig sind, in wünschenswerter Zahl zu gewinnen, ein Übelstand, der in dem Nationalcharakter der dortigen Völker seinen Grund hat, also erst im Laufe langer Zeit überwunden und beseitigt werden kann.

An folgenden, den Jahresberichten von 1898 entnommenen Zahlen läßt sich einigermaßen ermessen, was bisher von der Mission auf diesem Gebiete geleistet ist:

Schutzgebiet	Schulen	Knaben	Mädchen	Gesamtzahl der Schüler	Eingeborene Gehilfen aller Art
Togo	38	674	295	969	46
Kamerun	125	2790	404	3204	125
Südwestafrika	34	1547	756	2303	38
Ostafrika (außer der Leipziger Mission)	12	?	?	434	8
Summa	209	5011	1255	6910	217

3) Als die eigentliche Domäne der Mission unter den Kulturgebieten müssen wir dem Wesen des Evangeliums gemäß, das sie verkündigt und das nichts Geringeres als die Neugeburt sowohl des einzelnen Menschen wie auch der Völker herbeiführen will, das **sittliche** Gebiet ansehen. In der That, hier muß die Mission sich besonders ausweisen und legitimieren als der Kulturfaktor, und

erweist sie sich auch in unseren Kolonien als solcher. Diese Seite der Wirkungen der Mission ist nun aber so umfassend, daß es hier am allerwenigsten möglich ist, ins einzelne zu gehen und vollständig zu sein.

Von der sittlichen Macht der Mission hat ein Herr O. Seidel, der in der Zeit, als unsere Regierung noch keine friedlichen Zustände hergestellt hatte, 9½ Jahre in Süd-West-Afrika gelebt hat, in seiner Schrift: „Deutschlands erste Kolonie" ein gutes Zeugnis auf grund persönlicher Erfahrung abgelegt. Er spricht gelegentlich von den traurigen, wirtschaftlichen Folgen jener allgemeinen unsicheren Zustände des Landes und sagt: „Wie manche Partie Gummi und wie mancher Packen Straußenfedern hätte schon damals dem deutschen Markte zugeführt werden können, oder wie manche Koppel Ochsen und manche Herde Schafe mehr ausgeführt werden, wenn wir auf den Schutz unserer Regierung hätten rechnen können. Aber war damals man außer Sehweite einer Missionsstation, so war man schon den Belästigungen der Eingeborenen unterworfen." Weiter erzählt er an dieser Stelle, wie die thätsächlichen Verhältnisse dem Worte des Reichskanzlers in der Reichstagssitzung am 4. Febr. 1891: „Es ist ja bisher noch keinem Weißen ein Haar gekrümmt worden", „Hohn gesprochen" hätten und führt als Beleg folgendes persönliche Erlebnis an: „Ich selbst bin im Januar 1892 in meinem eigenen Hause von 7 oder 8 Hottentotten überfallen und wäre wohl übel zugerichtet worden, wenn es nicht meiner Frau gelungen wäre, mir mein Gewehr zu reichen. Ehe ich jedoch Gebrauch davon machen konnte, erschien die durch den Lärm angelockte Frau des Missionars, und die den Hottentotten innewohnende Hochachtung — ich möchte wohl lieber sagen Furcht — vor den Missionaren ließ alsbald einen nach den andern von der Bildfläche verschwinden." So hat also selbst in unruhigen Zeiten die Mission in ihrem Wirkungskreise für Sicherheit des Lebens gesorgt. Ein Zeichen, daß es ihr gelungen ist, das Gewissen zu wecken. Hierher gehört auch die Thatsache, daß die Mission der Regierung gar häufig schon den wertvollsten Dienst geleistet hat, indem sie die Eingeborenen angehalten hat, der Obrigkeit unterthan zu sein, und indem sie in Fällen verschiedenster Art die Rolle des Vermittlers zwischen beiden Teilen gespielt hat, wobei man nur darüber zweifelhaft sein kann, wem sie den größeren Dienst geleistet hat, den Eingeborenen, die sie vor Gewaltmaßregeln behütete, oder der Regierung, die sie vor der Anwendung von Gewalt, bisweilen auch vor ungerechten Maßnahmen bewahrt hat.

Was keiner anderen Macht gelingt, das gelingt der Mission; daß sie den Negern die Erkenntnis des Wertes der menschlichen Persönlichkeit erschließt und beibringt. Es ist anzuerkennen, daß die Regierung z. B. die Ermordung der Kinder verboten hat. Gewiß wird sie im Bereiche ihrer Stationen manchen Kindern, die sonst aus irgend einem Grunde um des Geisterglaubens willen dem Tode

verfallen wären, das Leben erhalten. Aber das unterliegt doch keinem Zweifel, daß selbst in diesen beschränkten Gebieten der Kindermord noch weiter betrieben werden wird, von den außerhalb ihrer Machtsphäre liegenden, auf Jahre hinaus also dem bei weitem größten Teile unserer Kolonien, ganz zu schweigen. Erst wenn durch den Dienst der Mission die Eingeborenen erkannt haben, daß der Kindermord eine Sünde ist, erst wenn sie das Verantwortungsgefühl Gotte gegenüber bekommen haben, wird der Kindermord aufhören. Ebenso ist es mit den Opfern bei dem Begräbnis der großen Häuptlinge. Als Kimueri von Wuga anno 94 begraben wurde, wurden trotz der Nähe der Küste und der Station Masinde über dem offenen Grabe noch 4 Sklaven erstickt.

Dasselbe muß von der Sklaverei gesagt werden. Ich habe oben auf die große Kulturaufgabe und Leistung unserer Regierung hingewiesen. Ich muß aber hier in Ergänzung meiner obigen Ausführungen entschieden betonen, daß auch die besten Gesetze und die energischesten Regierungs-Maßnahmen die Sklaverei nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten werden. Auch hier muß die Mission das Beste thun, indem sie den Eingeborenen das Bewußtsein von der Menschenwürde und dem Grundsatz des Reiches Gottes einimpft, den der Apostel mit den Worten ausspricht: „Hier ist kein Knecht noch Freier." In Ost-Afrika ist der Mission insofern ein thätiger Bundesgenosse erwachsen, als der Evangelische Afrika-Verein es sich zu einer seiner Hauptaufgaben gemacht hat, an der Beseitigung der Sklaverei zu arbeiten und zu diesem Zwecke auf dem Lutindi-Hügel in Usambara eine Station für befreite Sklaven ins Leben gerufen hat.[1])

Die größte Bedeutung hat hier aber die Mission für das weibliche Geschlecht. Ganz allgemein gilt das Weib in Afrika als ein Wesen niederer Ordnung, als die Sklavin des Mannes. Sie ist dazu verurteilt, die schweren Arbeiten zu thun, sie darf nirgends mit dem Manne zusammen essen, sie ist ausgeschlossen von allen die Familie angehenden Angelegenheiten, sie ist — das deutlichste Zeichen ihrer inferioren Stellung — für den Mann, der, sei es eine Familie gründen, oder seinen Hausstand erweitern will, ein Kaufobjekt, sie liegt darnieder im Pfuhl der Vielweiberei. Daraus kann allein die Mission, die die erneuernde Kraft unter die heidnischen Völker bringt, sie erretten, wie sie alle ihre Glieder, die in die christliche Gemeinde eingetreten sind, bereits daraus errettet hat.

Auch dadurch hebt sie die Stellung des weiblichen Geschlechtes, daß sie den sittlichen Wert der Arbeit und auch die Verpflichtung des Mannes zur Arbeit im Schweiße seines Angesichts erkennen lehrt. Vor allem aber möchte ich darauf aufmerksam machen, daß sie dem weiblichen Geschlechte Anteil giebt an der geistigen Bildung,

---

[1]) Näheres über diese Freistätte siehe in der „Afrika" unter „Vereinsnachrichten".

indem sie Mädchenschulen und Erziehungsanstalten einrichtet. So bahnt sich allgemach eine vollständige Umkehrung der sittlichen Lebensanschauungen an.

Das tritt uns besonders an einer Erscheinung entgegen. In Usambara, um ein Beispiel zu nennen, ist die älteste deutsche Missionsstation Hohenfriedeberg im Jahre 1891 gegründet. Es hat sich am Fuße des Stationshügels in 3 kleinen Dörflein bereits eine kleine Christengemeinde angesiedelt. So jung sie ist, hat sie doch bereits praktisches Christentum zu üben begonnen. Nachdem die Missionare den Christen die nötige Belehrung gegeben haben, ist eine Gemeinde-Diakonie eingerichtet, welche von Gliedern der Gemeinde ausgeübt wird. Die Mittel dazu liefert die Gemeinde. Sie hat augenblicklich vor allem 4 unheilbar kranke Leute zu verpflegen, welche die heidnischen Verwandten in ihrem Elend umkommen lassen würden. Da ist ein Aussätziger, dem sie eine Hütte gebaut haben, da ist ein Blinder, für dessen Lebensunterhalt sie zu sorgen haben, da ist ein Tobsüchtiger, dessen Pflege in Zeiten seiner Anfälle viel hingebende Pflege erfordert, und noch für einen 4. Kranken haben sie die Sorge übernommen. Was ist das für ein Fortschritt unter einem Volke, das, als die Missionare zu ihm kamen, nicht einmal ein Wort für Barmherzigkeit hatte! Wer wüßte nicht, daß die Heiden auch in unseren Kolonien alle Pflege ihrer Kranken für verlorene Mühe ansehen!

Dies Wenige mag genügen, um zu zeigen, daß die Mission für unsere Kolonien der Kulturfaktor im eigentlichsten Sinne des Wortes ist. Jedenfalls werden die kurzen Darlegungen ausreichen, zu zeigen, was die Mission in unseren Kolonien auch nach der kulturellen Seite zu leisten berufen ist. Sie werden auch genügen zur Widerlegung des Standpunktes, den Herr Dr. Passarge in seinem Werke „Adamaua" und noch schärfer zugespitzt in der „Deutschen Kolonialzeitung" (1895, 395) ausgesprochen hat, daß für unsere westafrikanischen Kolonien wenigstens der Islam dem Christentum weitaus vorzuziehen sei. Man mache sich nur einmal, abgesehen davon, daß der Islam für alle Zeiten der geborene und geschworene Feind der christlichen Schutzherrschaft sein und bleiben wird, klar, welche Folgen in kultureller Beziehung der Mohammedanismus für unsere Schutzgebiete mit sich bringen würde. Es liegt ja aller Welt klar vor Augen, daß der mohammedanischen Kultur eine starre Stabilität eignet und daß, unsere Kolonien dem Islam überlassen, nichts anderes bedeuten würde, wie eine gedeihliche und beiden, der Kolonie selbst und dem Mutterlande, Nutzen bringende Kulturentwickelung prinzipiell fern halten und unmöglich machen. Und wenn in der Besprechung der Passargeschen Darlegungen die „Deutsche Kol.-Ztg." ihrerseits die Bemerkung macht: „Das Christentum ist nur einer der Kraftfaktoren, welche wir auf das Negertum spielen lassen," so haben wir, abgesehen davon, daß der Ausdruck an und für sich recht unglücklich gewählt ist, nach den

obigen Darlegungen gewiß das Recht zu sagen, daß es zum mindesten heißen sollte: „Das Christentum ist der vornehmste unter allen ‚Kraftfaktoren‘“.

Ich kann aber, ehe ich zum Schlusse komme, eine doppelte schmerzliche Bemerkung nicht ganz unterdrücken. Ist die Mission thatsächlich der Kulturfaktor, von dem man sagen muß: entweder sie kommt zur Blüte und überwindet mit dem Evangelium, dieser alleinigen Kraft zur Wiedergeburt der Völker, das Heidentum in unseren Kolonien, oder es wird unmöglich sein, aus ihnen Kulturgebiete im Vollsinn des Wortes zu machen, so sollte billigerweise nicht nur alles gethan werden, was in den Kräften des Mutterlandes steht, sie zu fördern, wie dies in großartiger Weise in England geschieht, sondern sollte auch alles aus dem Wege geräumt werden, was ihre gedeihliche Entwickelung hindert. Es ist namentlich in den ersten Jahren der Kolonialära viel davon geredet worden, daß es Pflicht der Mission sei, unsere Kolonien zu besetzen. Manche haben auch geglaubt, daß die kolonialen Kreise thatkräftig die Missionsunternehmungen in den deutschen Kolonien unterstützen würden. Diese Erwartung ist in nennenswerter Weise bisher nicht erfüllt, wiewohl aus dem kolonialen Lager bis in die neueste Zeit hinein immer neue Forderungen an die Mission gestellt sind und die Stimmen nicht verstummen wollen, welche ihr in bezug auf die beste Missionspraxis Vorschriften machen. Nun das mag sein! Auch in diesem Stücke müssen wir abwarten. Es wird schon die Zeit kommen, wo die hohe Bedeutung der Mission auch für die kulturelle Entwickelung der Kolonien immer mehr erkannt wird. Und dann werden auch die interessierten Kreise unseres Vaterlandes, wie die Englands es bereits lange thun, der Mission freigebig ihre Anerkennung und ihren Dank abstatten. Ich glaube, daß auch in England diese klingende Anerkennung der Mission nicht in den ersten 20 Jahren sich gezeigt hat. Gut Ding will eben seine Weile haben. Eine Hilfe ist der deutschen evangelischen Mission seit dem Jahre 1894 im Evang. Afrika-Verein entstanden, der gerade die Kulturaufgaben, welche die Mission neben ihrer eigentlichen Aufgabe bisher hat leisten müssen, zu seinem Beruf gemacht hat. Er will nach § 1 seiner Satzungen „in den deutschen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern, für die Wahrung ihrer Menschenrechte eintreten und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei mitwirken.“ Was seitens des Vereins seither in Versorgung befreiter Sklaven, Gründung, Unterhaltung und Unterstützung evangelischer Schulen, Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels, Vertretung der Menschenrechte der Eingeborenen u. dergl. geschehen ist, berechtigt uns, ihn im Zusammenhange mit der Mission als einen Kulturfaktor für unsere Kolonien zu nennen. Schon im Jahre 1897 hat ihn die kontinentale Missionskonferenz ausdrücklich mit seiner

besonderen Thätigkeit zum Wohle der Eingeborenen willkommen geheißen.

Die zweite Bemerkung ist folgende: Eins der schwersten Hindernisse für die Kulturentwickelung unserer Kolonien ist dies, daß viele deutsche Christen in unseren Kolonien ihrem Namen so vielfach keine Ehre machen. Es ist wahrlich ein Jammer und eine Schande für unseren Christennamen, daß viele unserer Landsleute, in welcher Eigenschaft sie auch in unsere Kolonien hinausgehen mögen, sobald sie ihren europäischen mit dem Tropenanzug vertauschen, zugleich auch ihr Christentum abzulegen scheinen. Welchen Eindruck ihr unchristliches Leben auf die Eingeborenen macht, ist unschwer zu erraten; denn das ist eine Unwahrheit, daß der Neger nicht ein Gefühl dafür hat, daß ein unkeusches Leben eines Europäers unwürdig ist. Das weiß er sehr wohl! Und böse Beispiele verderben gute Sitten auch in Afrika oder, wollen wir lieber sagen, die bösen Beispiele, daß Europäer die unsittlichen Verhältnisse eingehen, die mit dem Namen „Ehen nach Landesbrauch“ gekennzeichnet sind, daß sie ungeachtet der Gefahren an Leib und Leben, denen sie dadurch sich aussetzen, unmäßigem Alkoholgenuß frönen und ergeben sind, sind Hindernisse, die dem Heiden es unsäglich erschweren, das Christentum anzunehmen und damit der christlichen Kultur sich zu erschließen. Wir thun hier in der Heimat unseren Kolonien einen ganz hervorragenden, ja den besten Dienst damit, wenn wir keinen Zweifel daran aufkommen lassen, daß wir von allen unseren Landsleuten, in welcher Stellung auch immer sie in den Kolonien thätig sind, oder in sie hinaus gehen, es bestimmt erwarten, daß sie draußen denselben Sittenkodex als giltig und bindend anerkennen, dem sie hier in der Heimat unterworfen sind.

Wir haben gesehen, daß unsere Kolonien kulturfähig sind, daß es eine dankbare und aussichtsvolle Arbeit ist, unsere Eingeborenen auf eine höhere Kulturstufe zu erheben. Manches ist bereits erreicht, und die vielen Anfänge von Kultur, die wir schon nach den wenigen Jahren, die seit der Besitzergreifung jener weiten Gebiete verflossen sind, wahrnehmen können, berechtigen uns zu der sicheren Hoffnung, daß, wo anders in Zukunft gewisse Gefahren, die da drohen, vermieden, gewisse Mängel, die schon zu Tage treten, abgestellt werden, es dem deutschen Volke gelingen wird, die selbstgestellte Kulturaufgabe in seinen afrikanischen Kolonien zum Heil von Millionen schwarzer Menschen und zur Ehre unseres Vaterlandes und zum Ruhm des deutschen Namens, der wahrlich durch die Schutzgebiete um ein Bedeutendes größer geworden ist, wird lösen können. Der Evang. Afrika-Verein, dem wir wiederholt begegnet sind, sieht seine ausschließliche Aufgabe darin, wahre Kultur in unseren Kolonien zu verbreiten. Er ruft alle, die zur Kulturarbeit in den Kolonien, sei es mittelbar oder unmittelbar, berufen sind, und die mit ihm die kulturelle Hebung der Schutzgebiete herbeiwünschen, auf, sich ihm

anzuschließen. Er hat nur ein Ziel, und das ist nicht nur des „Schweißes", sondern auch der Beteiligung „der Edlen" wert:

Es soll am christlich deutschen Wesen
Deutsch-Afrika einst ganz genesen.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. Juli.)

Es gewinnt mehr und mehr den Anschein, als würden sich die Verhältnisse im **britisch-ägyptischen Sudan** ohne größere kriegerische Unternehmungen weiter entwickeln lassen. Der Chalifa wird kaum mehr imstande sein, einem energischen Angriff zu widerstehen, nachdem er eine Reihe von Hunger-Monaten in Kordofan durchgemacht hat. Er soll sich bereits genötigt gesehen haben, seine feste Stellung zu verlassen und nach Kurun — zwei Tagemärsche östlich des Gebel Gadir — zu gehen; aber auch hier soll Mangel an Nahrungsmitteln herrschen, und seine Leute suchen mehr und mehr sich ihm zu entziehen, da die den Briten befreundeten Araberstämme ringsum das Häuflein der Mahdisten umschwärmen, ihre Zufuhr abschneiden und mit Überfällen drohen. Es ist deshalb erklärlich, daß der Gouverneur, Lord Kitchener, noch immer in London weilt; er läßt den Khalifa durch die Araber mürbe machen, um dann mit leichter Mühe die reife Frucht zu pflücken.

Die Verhandlungen zwischen der französischen und der italienischen Regierung wegen Raheita nehmen einen ruhigen Verlauf. Als Grenzpunkt ist bereits Ras Dumeira an der Küste festgestellt worden, derart, daß das nördlich angrenzende Gebiet als italienisch, das südliche als französisch anerkannt worden ist. Es bleibt noch die Grenze im Innern des Dankali-Gebietes zu regeln, und zu diesem Zweck soll bereits eine französische technische Expedition unter Leutnant Blondiaux nach Raheita entsandt worden sein.

Es wurde schon wiederholt die Aufmerksamkeit auf die aus der Uganda-Bahn dem nördlichen Teil von **Deutsch-Ostafrika** erwachsende Gefahr gelenkt und der beschleunigte Bau der Usambara-Bahn bis zum Kilimandscharo empfohlen. Bei der kurzen Entfernung, welche diesen von der englischen Eisenbahn trennt, ist es erklärlich, daß der ganze Verkehr den bequemen Schienenweg lieber wählen wird, als den mühsamen, langwierigen und durch Krankheit gefährdeten auf deutschem Gebiete. Seit Monaten schon gehen die Karawanen der Handelsleute am Kilimandscharo nicht mehr den Weg nach Tanga, sondern zur Eisenbahnstation Voi; neuerdings ist aber auch ein Verkehr mit Ochsenwagen eingeleitet worden, und da nunmehr

die Kosten einer Trägerlast — sonst 12 Rupien auf der Tanga-Route — sich auf 5 Rupien — auf der englischen Route — ermäßigt, ist es selbstverständlich, daß der Verkehr sich vollständig der letzteren zuwendet. Das lange Hinauszögern der Weiterführung der Usambara-Bahn trägt also bereits seine bösen Früchte; und wenn man sich nicht entschließen kann, in einem beschleunigten Tempo das Werk zu vollenden, so wird es ziemlich wertlos sein, wenn es sein Ziel erreicht. Es ist nicht leicht, den Handel und Verkehr, wenn er einen billigen und bequemen Weg gefunden hat, wieder abzuleiten.

Es läßt diese — an die Eisenbahnlinie angeschlossene — Ochsenkarrenstraße auch die Notwendigkeit wieder hervortreten, der Zugtierfrage eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Gerade die zu erbauenden Eisenbahnlinien werden, wenn sie zur Aufschließung großer Gebiete dienen sollen, eine große Anzahl an sie angegliederter Zweigverbindungen erforderlich machen, auf denen Ein- und Ausfuhr mit lebenden, am besten mit Zugtierkräften besorgt werden muß. Es verdienen deshalb die Bemühungen des Herrn Bronsart v. Schellendorf volle Aufmerksamkeit, welche auf die Züchtung und Zähmung von Zebras gerichtet sind. Immun gegen Tsetse-Fliege und alle Viehseuchen, außerordentlich kräftig und, wie nachgewiesen, auch zähmbar, eignet sich das Zebra vorzüglich zu den Transportzwecken. Bronsart hatte bekanntlich das bereits begonnene Werk der Zebrazucht aus Mangel an hinreichenden Mitteln nicht beendigen können, ist aber zur Zeit gewillt, wieder aus Europa zum Kilimandscharo zurückzukehren, um, nun besser fundiert, sein Unternehmen praktisch durchzuführen. Er macht auch auf die mit der Zeit und zunehmenden Bevölkerung immer dringlichere Frage der Fleischversorgung aufmerksam und stellt den richtigen Grundsatz auf, auch für diese Zwecke nicht fremde Tiere einzuführen, sondern die im Lande wild lebenden dienstbar zu machen. So gut, wie in Süd-Afrika, werden auch in unserer Kolonie die Gnus und Elen-Antilopen sich zähmen und als Schlachtvieh verwenden lassen.

Für die Abschätzung der Bevölkerung von Deutsch-Ost-Afrika hat die Durchführung der Hüttensteuer sehr wertvolle Anhaltspunkte gegeben. Für die Bezirke Tanga, Pangani, Saadani, Bagamoyo, Dar-es-Salam, Kilwa, Lindi, Mikindani, Kilossa, Mpapua, Kilimatinde, Tabora, Muanza, Bukoba und Langenburg ist die Zahl von 2080308 Seelen ermittelt worden, und man kann, hierauf fußend, die Volkszahl in der ganzen deutschen Kolonie auf 7 bis 8 Millionen annehmen, also bedeutend höher, als sie früher geschätzt wurde. Lindi und Mikindani sind übrigens neuerdings zu einem Bezirksamt vereinigt worden, da die auf Mikindani gesetzten Hoffnungen sich nicht erfüllt haben.

Die Dampfer-Expedition ist am Tanganika eingetroffen, und es geht mit der Montage flott von statten. Auch der Gouvernements-Dampfer „Kaiser Wilhelm II.“ hat unter Führung des Kapitän

Wiebel am 6. Juli die Ausreise nach Dar-es-Salam angetreten. Er mißt 50,33 m Länge bei 8,46 m Breite und 3 m Tiefgang. Die Maschine hat 450 ind. Pferdekräfte.

Am Pfingstsonntag ist in Dar-es-Salam in feierlicher Weise der Grundstein der evangelischen Kirche gelegt worden, ein lange gehegter dringender Wunsch, nachdem die katholische Mission in Kollasini längst eine schöne Kirche vollendet hatte und auch in Dar-es-Salam der Neubau einer groß angelegten katholischen Kathedrale seiner Vollendung in stetiger Arbeit entgegengeführt wird. In Gegenwart sämtlicher Europäer der Stadt, der Besatzung von S. M. S. „Condor“, des deutschen Konsuls Frhr. v. Rechenberg und anderer deutscher Gäste von Sansibar hielt der Ortspfarrer Roloff die Weihrede und weihte den Grundstein mit drei Hammerschlägen; ihm folgte hierin der Gouverneur Generalmajor Liebert, der Kommandant des „Condor“, der Generalvertreter der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, welche den Bauplatz geschenkt hat und ein Vertreter des Gemeinde-Kirchenrats. Am Abend hatte der Gouverneur einen großen Teil der Gemeinde in seiner Villa zu fröhlicher Geselligkeit versammelt.

Ein Bericht des Hauptmann Puder über eine am 21. Februar von Tabora unternommene Shirambo-Expedition ist deshalb erwähnenswert, weil daraus hervorgeht, daß die nach Ergreifung des Katuga im vorigen Jahre durch Hauptmann Langheld selbständig gemachten kleinen Häuptlinge zwar in Grenzstreitigkeiten verfallen waren, aber nicht eigenmächtig diese ausgefochten, sondern die Ankunft des Hauptmann Puder abgewartet hatten, diesem ihre Streitfragen vortrugen und seinem Entscheidungsspruch sich willig fügten. Auch die Wangoni besuchte der Hauptmann und berichtet von dem großen Fleiß und Geschick, mit welchem sie seit den wenigen Jahren ihrer Ansässigkeit das Land mit wohlgepflegten Feldern, Unmassen von Häusern und guten Verkehrswegen (hierbei eine 95 m lange, ohne alle Europäer-Hilfe gebaute Pfahljochbrücke) bedeckt haben. Nur ein Gelüst können sie nicht unterdrücken, sie möchten gern wieder einmal Krieg führen, die krieggewohnten Zulu, und nehmen das Versprechen mit Jubel entgegen, daß sie bei nächster sich bietender Gelegenheit der Schutztruppe eine Hilfstruppe stellen sollten.

Der gelegentlich der Generalversammlung erstattete Bericht der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft entwickelt ein bei weitem weniger trübes Bild von dem Stand der Plantagen, als nach der absoluten Dürre des vorigen Jahres zu befürchten war. Das auf den Kaffee-Pflanzungen erzielte Resultat ist im ganzen ein günstiges. Bei den geringen Erfahrungen, welche beim Beginn zu Gebote standen, hat man allerdings manche Fehler gemacht. So stellt sich heraus, daß man die Kaffee-Plantagen mit Schatten- und Windschutz-Bäumen wird durchpflanzen müssen, zu welchem Zweck aber Bäume eigener Zucht (wie Zimmetbäume) zur Verfügung stehen. Infolge Unkenntnis der Bodenverhältnisse ist ein Teil der Kokospalmen (Ulnoa) auf un-

günstigem Gelände, angelegt und es wird ungefähr ein Fünftel der Bäume als verloren anzusehen sein. Hierfür ist eine entsprechende Abschreibung (200000 Mk.) gemacht worden. Die Kultur der Sisal-Agave auf der Plantage Kikogwe-Mwera scheint sich sehr günstig zu entwickeln.

Die Regierung der **Südafrikanischen Republik** hat die englischen Blaubücher mit einem am 1. Juli herausgegebenen Grünbuch beantwortet, welches den Kern des ganzen Streites, das staatsrechtliche Verhältnis zwischen England und Transvaal eingehend behandelt und auf der Basis geschichtlicher Dokumente die englische Behauptung eines Abhängigkeits-Verhältnisses widerlegt. Die Unabhängigkeit der Republik ist durch positive Zeugnisse der britischen Regierung, namentlich durch einen Brief des Lord Derby vom 15. Februar 1884 ausdrücklich anerkannt worden, und in einem eigentümlichen Licht erscheint Chamberlains im Grünbuch wiedergegebene Depesche von 15. Dezember 1898, worin er behauptet, falls durch den Vertrag von 1884 das englische Oberhoheitsrecht hinfällig geworden sei, so müsse das auch für das Recht der Selbstverwaltung gelten, denn auch von diesem spreche der neue Vertrag nicht. Diese Art ministerieller Argumentation ist ein Advokatenkniff, der weder eines Staatsmannes würdig noch geeignet ist, den britischen Forderungen auch nur den Schein einer rechtlichen Begründung zu verschaffen.

Dem gegenüber erklärte der Staatssekretär Reitz in seiner Depesche vom 9. Mai, „seine Regierung könne überhaupt nicht zugeben, daß diese Oberhoheitsrechte beständen. Die Transvaal-Republik sei ein Staat, der seine Souveränität nicht Konventionen, sondern seiner Nation verdanke. Da er sich nicht in der Lage sehe, der Auffassung der britischen Regierung beizupflichten, so wünsche er nicht, den bezüglichen Briefwechsel fortzusetzen." Nach diesem bündigen Bescheid setzte Chamberlain die Konferenz in Bloemfontein in Scene und nach deren Scheitern wußte er einen neuen Mittler zu finden in dem Mitglied des Ausführenden Rates des Oranje-Freistaates, Fischer.

Dieser erhielt in Kapstadt seine Informationen und begann am 26. Juni in Pretoria Verhandlungen mit dem dortigen Ausführenden Rat, um den Druck fortzusetzen, welcher durch Milner ohne hinreichenden Erfolg ausgeübt worden war. Man erinnert sich, daß gerade in den Tagen seiner Verhandlungen Chamberlain in seiner Birminghamer Brandrede jene beleidigenden Worte gegen Transvaal gebraucht, welche wohl Fischers Überredungsgabe den nötigen Nachdruck geben sollten.

Sowohl aus den Forderungen Milners, wie aus Fischers auf die Wahlrechte der Uitlanders gerichteten Verhandlungen mußte die Regierung erkennen, daß England zu einer staatsrechtlichen Untersuchung des Oberhoheits-Rechts durchaus nicht geneigt sei, sondern auf dem Wege der Durchdrückung seiner Forderungen bezüglich des Wahlrechtes es thatsächlich zur Anerkennung zu bringen suche; denn

eine derartige Einmischung in die inneren Verhältnisse des Staates ist, erfolgreich durchgeführt, damit gleichbedeutend. Die Transvaal-Regierung ist sich sicherlich bewußt gewesen, daß sie mit ihrem Grünbuch diesem Vorgehen der britischen Regierung nicht hindernd in den Weg treten könne, aber es kam ihr wahrscheinlich darauf an, gegenüber den englischen Rechtsverschiebungen und versteckten, sowie offenen Drohungen noch einmal die rechtlich wohl begründete Basis klarzustellen, auf welcher sie selbst fußte, sei es nun, daß ein Ausgleich zustande käme, um dann sich keine weiteren Eingriffe in ihre Unabhängigkeit gefallen zu lassen, — sei es, daß es zum Kriege käme, um ihr moralisches Recht klar nachzuweisen. Wirkte es in England nicht, so doch an anderer Stelle — in Kapland — und das war nicht ohne Bedeutung, wie die Folge lehrte.

Die Rede Chamberlains scheint in Pretoria ihren Zweck verfehlt zu haben; man war lebhaft erregt darüber, daß der herausfordernde Ton des Ministers der Regierung des Transvaal es erschwere, dem Volksraad versöhnliche Vorschläge zu machen. Daß trotzdem die Verhandlungen mit Fischer bis zum 28. Juni fortgesetzt wurden, gewann aber neue Sympathien bei den Afrikanern des Kaplandes, wenngleich sie zu einem Ergebnis auch nicht führten.

Nun nahmen aber die leitenden Personen der Afrikaner selbst die Sache in die Hand. Hofmeyer, te Water und der Kapminister Herholdt reisten nach Bloemfontein, wo am 2. Juli eine Konferenz stattfand, an welcher seitens des Oranje-Freistaates der Präsident Stejn und Fischer, seitens Transvaals der Staatsprokurator Smuts und Unterstaatssekretär Grobler teilnahmen. Während man hier in Erwägung zog, wie weit die Republik den englischen Wünschen entgegenkommen könne, ohne eine parlamentarische Vergewaltigung der Buren durch die Uitlanders herbeizuführen, fanden in Transvaal allerorten Volksversammlungen statt, in denen die Vorschläge bezüglich des Stimmrechtes erörtert wurden, und überall kam der feste Wille zum Ausdruck, der Unabhängigkeit der Republik unter allen Umständen Achtung zu verschaffen.

Am 4. Juli reisten Hofmeyer und Herholdt nach Pretoria, der Ausführende Rat machte sich schlüssig, und am 7. Juli ließ Krüger dem ersten Volksraad eine Botschaft zugehen, in welcher er jene Beschlüsse mitteilte und um die Wahl einer fünfgliedrigen Kommission ersuchte, um mit dem Ausführenden Rat den bezüglichen Gesetzentwurf in gehörige Form zu bringen. Dieser Wahlrechts-Entwurf zerfällt in acht Artikel.

Nach Artikel 1 soll jeder weiße männliche Fremde im Alter von 16 Jahren, der sich dauernd in der südafrikanischen Republik niedergelassen hat, Naturalisations-Papiere erhalten, wenn er amtliche Nachweise beibringen kann, daß er während der erforderlichen Zeit bereits daselbst wohnhaft gewesen ist und in dieser Zeit den Landesgesetzen Gehorsam bewiesen hat, — wenn er eidlich versichern kann, keine entehrende Strafe (wegen Hochverrat, Mord, Schändung,

Diebstahl, Betrug, Meineid und Fälschung) erlitten zu haben, — wenn er beweisen kann, daß er ein unbelastetes Eigentum im Werte von 150 Pfd. St. besitzt, oder eine Hausmiete von 50 Pfd. St. im Jahre bezahlt, oder festes Gehalt von 100 Pfd. St. bezieht, oder eine selbständige Existenz durch Landbau oder Viehzucht hat — endlich, wenn er den Treueid leistet.

Nach Artikel 2 wird die Naturalisation zwei Jahre nach der Niederlassung, das volle Stimmrecht fünf Jahre nach der Naturalisation erworben und muß beides sechs Monate vorher beantragt werden. Artikel 4 giebt dem Gesetz insofern rückwirkende Kraft, als alle bereits neun Jahre Ansässigen das volle Stimmrecht erhalten. Artikel 5 giebt der Regierung das Recht, Naturalisationsbriefe mit oder ohne volles Stimmrecht auch an andere um das Land verdiente Personen zu verleihen. Die farbige Bevölkerung ist nach Artikel 8 grundsätzlich ausgeschlossen.

Diese Bestimmungen bleiben, wie ersichtlich, hinter der von Milner als minimale Grenze gestellten Forderung (fünfjähriger Aufenthalt) nicht unwesentlich zurück. Es war deshalb zu erwarten, daß man in London damit um so weniger sich einverstanden erklären würde, als ja die Wahlrechtsfrage der Uitlanders überhaupt nichts anderes als der Stützpunkt war, an den man den Hebel ansetzte, um Transvaal zur Unterwürfigkeit zu zwingen und den Widerstand des holländischen Elementes gegen die britische Herrschaft zu brechen. Die Londoner Presse war deshalb einig in der Verurteilung des neuen Gesetzesvorschlages, man verlangte unbedingte Annahme der Milnerschen Forderungen und erging sich in Drohungen, daß diese noch viel weiter gehend gestellt werden würden, wenn die Republik noch länger sich ihrer Annahme widersetzen würde; wobei man sich bis zu so unvorsichtiger Äußerung verstieg, daß es ja wohl den Staat Krügers ernstlich schädigen möge, daß es aber darauf gar nicht ankomme, ob dieser dabei zu Grunde gehe.

Es ist selbstverständlich, daß auch die Hetzpartei in Johannesburg durchaus unzufrieden war und nicht nur unbeschränktes, bedingungsloses und sofortiges Bürger- und Stimmrecht für den ersten und zweiten Rat, sondern auch die Erklärung der englischen Sprache zur gleichberechtigten offiziellen Landessprache und Beseitigung der Johannesburger Forts verlangte. In diesem wilden Drängen, der Republik unter jeder Bedingung den Garaus zu machen, übersah man vollständig, daß es sich erstens bei den Uitlanders durchaus nicht nur um Engländer und bei den Kapitalien nicht nur um britisches Geld handelt, sondern daß Deutschland und Frankreich mit einem gleichen Äquivalent in Transvaal beteiligt sind. Indes daß dies wüste Vorgehen gegen die Republik, diese wohl dem britischen Joch unterwerfen, aber Handel und Industrie, an denen jene Staaten gleichwertig beteiligt sind, nur auf das äußerste schädigen kann, das verlor man völlig aus den Augen. Ferner ist es kaum verständlich, daß die Bergwerksmagnaten den immer weiter gehenden

Forderungen bezüglich Wahlrecht und Vertretung im Volksraad nicht energisch entgegentraten. Denn nach den in Australien gemachten Erfahrungen wird nach Erreichung des angestrebten Zieles: parlamentarisches Übergewicht der Uitlanders, die Blüte der Goldbergwerke ihr Ende erreicht haben. Die Besitzer werden dann nicht imstande sein, dem Verlangen der wahlberechtigten Arbeiter nach unmäßiger Lohnerhöhung, Ausschließung farbiger Arbeiter ꝛc. einen Halt zu gebieten, und die Betriebsunkosten werden dann in solcher Weise steigen, daß die immer als unerträglich dargestellten Kosten des Dynamitmonopols dagegen verschwindend kleine sind. Es ist der Fluch dieses wüsten Treibens, daß man von dem berechtigten Verlangen, der Industrie und ihren Arbeitern in ökonomischer Beziehung Erleichterung zu schaffen, ganz auf das politische Gebiet sich von Chamberlain hinüber reißen ließ, wo in jener Beziehung gar nichts zu erlangen ist, als Verteuerung und Steigerung der Löhne. So hat die ungebändigte Gier, die Goldfelder ganz in die Hand zu bekommen, zu einem Vorgehen geführt, welches nur den Ruin des ganzen Betriebes herbeiführen könnte.

Glücklicherweise machte sich jetzt ein Faktor geltend, mit dem Chamberlain bisher nicht gerechnet hatte. Der Premierminister der Kapkolonie, Schreiner, erklärte den Gesetzesvorschlag Krügers für vollständig ausreichend, um den Bedürfnissen der Uitlanders Rechnung zu tragen. Wie ein Strahl kalten Wassers wirkte diese Stellungnahme des mächtigen Repräsentanten der Afrikaner in London. Jedem schiedsrichterlichen Spruch hatte sich Chamberlain bisher hartnäckig widersetzt und hiermit die schönste Illustration zu dem bei der Friedens-Konferenz im Haag gespielten Rolle gegeben, da England hier für Schiedsgerichte direkt eingetreten war. Nun ward ihm ein Schiedsgericht aufgedrängt. Denn wenn die in Schreiner vertretene Rasse, welche die Überhand in Südafrika hat, auf Seite der Republik trat, war thatsächlich der ganze Streit entschieden. Weder ein weiterer politischer Druck, noch eine Drohung mit Gewaltmaßregeln kann mehr einen Erfolg erzielen, sobald die Kapkolonie sich für Transvaal entschieden und seine Bewilligungen für billig erklärt hat.

So hat Chamberlain, um Zeit zu gewinnen, noch einige Redensarten gemacht, aber es ist wohl keine Frage, daß er sich mit Krügers Vorschlägen zufrieden geben wird. Damit hat er aber, so weit auch letzterer nachgegeben hat und so sehr man dies als einen Sieg der englischen Politik ausposaunen wird, thatsächlich den Kampf verloren: das englische Element mußte dem niederdeutschen der Buren und Afrikaner in Süd-Afrika weichen. Es ist anzunehmen, daß fürs erste ein Waffenstillstand eintreten wird, aber nicht, daß England die Hoffnung aufgeben wird, wieder das Übergewicht zu gewinnen. Es wird abwarten, wird die Unabhängigkeit nicht anerkennen und für einen günstigen Augenblick alles in Bereitschaft setzen, um das verlorene Terrain und mehr als dieses wieder zu gewinnen. Freilich

wird es in Zukunft schwieriger sein, denn das Element, welches man bisher in vereinzelten Teilen zu bekämpfen hatte, hat sich jetzt in Rassengemeinschaft zusammengeschlossen und sein Kraftbewußtsein ist durch die soeben bestandene Probe mächtig gewachsen.

Betreffs der Vertretung der Goldfelder im Parlament beabsichtigt die Regierung, je sechs Vertreter für den ersten und zweiten Volksraad zu bewilligen; der Minen-Distrikt Witwatersrand soll in vier Wahlbezirke eingeteilt werden, Klerksdorp und Potchefsstrom sollen den 5. und Baberton den 6. Wahlbezirk bilden. Die Wahlrechts-Vorlage wurde am 19. Juli mit 22 gegen 5 Stimmen angenommen, und Chamberlain erklärte am 20. Juli, daß das neue Gesetz sich als Basis einer Verständigung erweisen werde.

Die Truppenverstärkungen, welche Portugal nach der Provinz **Mosambik** entsendet, scheinen in Transvaal kein Mißtrauen zu erwecken. Man meint, es sei besser, daß sie ihre Kolonie selbst mit stärkeren Kräften besetzen, als daß sie es der Besitzergreifung der Engländer offen lassen. Gegen die aufrührerischen Eingeborenen will man auch mit größerer Energie vorgehen. Nachdem der Küstenstrich beruhigt ist, sollen größere Unternehmungen in das Innere unternommen werden, und wurde bereits eine Strafexpedition von 100 Mann Infanterie, 50 Mann Artillerie, 30 Mann Kavallerie und einigen Angola-Truppen unter Major Machado über Quelimane nach dem Njaßa gesandt, um den aufständischen Häuptling Mataka zu züchtigen. Er hat eine englische Karawane überfallen. Der Gouverneur Alvaro Ferreira wird später die Leitung selbst übernehmen.

Die Baiway-Bahn in **Deutsch-Südwest-Afrika** ist am 8. Mai bis Schakalswater auch für Güterverkehr freigegeben, die Einstellung eines Personenzuges, der die ganze Linie in sechs Stunden zurücklegen soll, ist in Aussicht genommen. Der in Swakopmund eingetroffene landwirtschaftliche Beirat des Gouvernements, Herr Watermeyer, wird mit Oberleutnant Kecker die Trace der Eisenbahn bis Windhoek abreiten, um sein fachmännisches Gutachten über die für die Wasserversorgung in Aussicht genommenen Örtlichkeiten abzugeben.

Der Berginspektor Duft, welcher beauftragt war, die Kupferlager von Otavi in Ovambo-Land, welche von der bergmännischen Expedition der South West Afrika Company 1893 bereits aufgefunden waren, einer nochmaligen Untersuchung zu unterwerfen, hat die Angaben nur bestätigen können, und auf grund seines Gutachtens ist eine große kapitalkräftige deutsche Gesellschaft für den Zweck der Ausbeutung dieser Minen in der Bildung begriffen. Sie wird auch den Bau einer Eisenbahn zur Küste übernehmen behufs Beförderung der Erze. Schon im kommenden Herbst soll eine technische Expedition abgesandt werden, um für diese die Vorarbeiten zu beginnen. Ein nicht unwesentlicher Teil der der South West Afrika Company eingeräumten Rechte wird hiermit wieder in deutsche Hände gelangen.

Im Herero-Land sind im März starke Regen gefallen. Zwar haben sich mit ihnen auch die Heuschrecken eingestellt; der von ihnen angerichtete Schaden wurde aber durch den nachfolgenden Regen wieder gut gemacht. In Grootfontein machen sich bereits die segensreichen Folgen der planmäßig und sorgfältig ausgeführten Entwässerungen der Sümpfe bemerklich. Der Gesundheitszustand hat sich wesentlich gebessert, das durch die Entwässerung gewonnene Wasser konnte für die Bedürfnisse großer Gartenanlagen verwendet werden und bei dem guten Boden überraschende Erfolge erzielen lassen. Der Bezirkshauptmann v. Estorff beantragte bei dem Gouvernement die Anlage einer botanischen und landwirtschaftlichen Versuchsstation in größerem Umfange, von der er sich im Interesse der landwirtschaftlichen Besiedelung viele Vorteile verspricht.

In Swakopmund sind — nachdem vier Jahre lang dergleichen nicht vorgekommen — zwei Unglücksfälle bei den Landungsarbeiten zu beklagen. Am 24. Mai kenterte das Landungsboot infolge des unzweckmäßigen Verhaltens der im selben beförderten 15 Mann der Ablösungsmannschaften, und 3 von ihnen ertranken. Am 31. Mai kenterte bei hohem Seegang ein Boot, und ein Mann kam hierbei ums Leben. Der Verkehr in Swakopmund ist in stetem Wachsen, es liegen fast ständig zwei oder mehr Dampfer auf der Rhede und auch der Ort ist in fortschreitender Entwickelung begriffen. Außer den Gebäuden der Bezirks-Hauptmannschaft und der Schutztruppe, des Hafenbauamtes, der Eisenbahn- und der Zollverwaltung sind dort Niederlassungen von acht größeren Firmen, fünf Hotels und Gastwirtschaften, verschiedene Spezialgeschäfte, Privatwohnungen und Arbeiterwohnhäuser. Das neue große Bahnhofsgebäude und das Lazareth-Depot werden massiv in Cementbau hergestellt.

Im **Kongo-Staat** ist ein neues Projekt zur Eisenbahnverbindung des Kongo mit dem Seengebiet aufgestellt, und das alte, welches mittelst des Uelle-Thales den Nil und durch das Lukugathal den Tanganika erreichen wollte, ist definitiv aufgegeben worden. Man beabsichtigt, von Stanley-Falls ausgehend im Thal des Tschopo oder auf der Wasserscheide Tschopo-Kinena das Plateau auf dem Äquator zu erreichen, welchem Lenda (Aruwimi-Zufluß) und Oso (Lowa-Zufluß) entspringen. Hier soll die Bahn sich teilen und nach Nord-Osten zum Südende des Albert-Sees, nach Süden zum Nordende des Tanganika laufen. Die Schwierigkeiten sind groß, da der Urwald zu durchschreiten und die Höhenzüge westlich der Seen zu überwinden sind. Zur Erkundung sind am 6. Januar der Ingenieur Dutoit mit zwei Kondukteuren, am 6. Februar Ingenieur Cotigny, am 6. April noch zwei Kondukteure abgereist. Die Oberleitung ist dem Ingenieur Adam, dem alten Betriebs-Chef der Kongo-Eisenbahn, anvertraut worden.

Die Einnahmen dieser Bahn, welche bis Februar 1899 festgestellt sind, sind im steten Steigen begriffen. Im Juli 1898 mit

ca. 527000 Fr. beginnend, haben sie im Mai mit ca. 1160000 Fr. die Million überschritten.

Aus dem Hinterlande von **Kamerun** ist ein Bericht des Hauptmann v. Kamptz eingetroffen, welcher die Eroberung der Stadt Tibati bestätigt und geeignet ist, alle Befürchtungen zu zerstreuen, da dieses mit stürmender Hand geschehen ist. Am 22. Februar verließ Kamptz Ngilla-Stadt und erreichte am 1. März Joko. Um den Lamido zu überraschen und möglichst empfindlich zu treffen, marschierte er direkt auf die alte Hauptstadt von Süd-Adamana, Tibati. Mit anstrengenden und entbehrungsreichen Märschen langte er dort an und nahm es am 11. März im Sturm. Reiche Beute ward gewonnen, dabei Elfenbein im Werte von 20—30000 Mark. Nachhaltig verfolgt entwich der Feind mit starken Verlusten (über 300 gezählte Tote), während die Schutztruppe nur 3 Tote und 12 Verwundete hatte. Bis zum 2. April verblieb Kamptz in Tibati und sandte einen gefangenen Fullah nach Sanserni, um den Lamido zur Unterwerfung aufzufordern, gleichzeitig der Oberleutnant Dominik mit seiner Kompagnie und mit Geschenken zum Lamido von Ngaundere, um diesen der Freundschaft der deutschen Regierung zu versichern. Letzterer Offizier kam am 29. März mit Ergebenheitsversicherungen von Ngaundere zurück. Der Lamido wird sich mit der in Joko zu gründenden Station in Verbindung setzen und erbot sich, Gesandte nach Bubanjida zu schicken. Offenbar stehen die sämtlichen Fulbe-Fürsten der Haussa-Staaten unter dem Eindruck der Niederlage des Mahdi, und dieses kommt dem deutschen Vorgehen wesentlich zu gute.

Da die Botschaft nach Sanserni unbeantwortet blieb, brach Kamptz am 2. April dorthin auf, kam am 13. nach Ngambe und fand Sanserni seit 3 Tagen geräumt und abgebrannt. Der Lamido von Tibati soll schwer an Dysenterie erkrankt sein, Kamptz erwartet mit Bestimmtheit, daß er sich unterwerfen wird. Ferner stellt er dem Handel mit besseren Stoffen in Joko gute Erfolge in Aussicht. Der Gouverneur fügt hinzu, daß nunmehr der Handelsweg quer durch Adamana bis an die französische Grenze offen stehe. Oberleutnant Nolte soll Station Joko, Leutnant v. Arnim Jaunde übernehmen, Dominik zur Küste zurückkehren.

Durch diese über alles Erwarten großen Erfolge ist auf günstigste Weise der durch Major von Wißmann zu leitenden Tsadsee-Expedition vorgearbeitet worden.

Auch vom Forstassessor Dr. Plehn liegen bezüglich der neuen Station am Sanga-Ngoko günstige Nachrichten vor. Die 640 km von Bonga (an der Mündung des Sanga) bis Ngoko legte er in 32 Tagen (einschl. 4 Ruhetagen) zurück und begann nach seiner Ankunft an einem unzweifelhaft auf deutschem Gebiet liegenden Hügel, etwa 100 m über dem Flußspiegel, die Anlage der Station. Die Schiffbarkeit des Flusses erreicht hier ihr Ende, also die Faktoreien werden ihre Hauptdepots hier haben müssen. Die ganze Gegend

ist sehr fruchtbar, und da die Ankunft der deutschen Expedition der Vergewaltigung eines hier ansässigen Volksstammes durch seine Nachbaren ein Ende gemacht hat, wird es auch an Nahrungsmitteln nicht lange fehlen.

Die beiden für die Süd-Kamerun-Gesellschaft bestellten Dampfer werden im Oktober und Januar nach Afrika abgehen. Die Abgrenzung des Gebietes ist mit den Franzosen vereinbart, und der Verkehr der Handelsniederlassung mit den Eingeborenen entwickelt sich aufs beste. Es wird voraussichtlich bereits das erste Jahr ein recht ergiebiges sein.

Die vom Schatzkanzler Hicks Beach beantragte Resolution betreffs der Übernahme der Gebiete und Rechte der **Niger-Gesellschaft** durch die englische Regierung wurde in der zweiten Lesung am 19. Juli angenommen. Die Gesellschaft erhält für Aufhebung ihres Freibriefes 865000 £ und auf 99 Jahre die Hälfte der Abgaben für durch britisches Gebiet ausgeführte Mineralien. Das gesamte westafrikanische Gebiet wird in 3 Abteilungen geteilt, nämlich Lagos, Südnigeria nebst Nigerküsten-Protektorat und Nordnigeria. Das gesamte Gebiet wird der Verwaltung des Kolonialamtes unterstellt; alle inländischen Zölle werden aufgehoben und völlige Handelsfreiheit eingeführt; nur für Sprit werden die jetzigen Beschränkungen aufrecht erhalten, nach Nordnigeria wird die Einfuhr gänzlich untersagt und wahrscheinlich zwischen diesem Teil und Südnigeria eine neutrale Zone eingerichtet, woselbst Sprit wohl verkauft, aber nicht gelagert werden darf. Lugard wird Gouverneur Nordnigerias.

Geographische Nachrichten.

Major Gibbons hat der Londoner geographischen Gesellschaft einen kurzen Bericht über seine bisherigen Erlebnisse gesandt. Er ist den Sambesi, so weit wegen der Wasserfälle und Stromschnellen möglich, mit einem zerlegbaren Dampfer hinaufgegangen und hat die Lage dieser Hindernisse festgelegt. Vom König der Barotse, in Lialui, gedenkt er nach seinem Schreiben vom 10. März westwärts nach den Oberläufen des Kuando, Okavango und Kuito vorzudringen und dann die Sambesi-Quellen aufzusuchen. Seine Aufnahmen des Sambesi sind bereits übersandt.

Man spricht davon, daß Voulet und Chausius zurückberufen und durch Oberstleutnant Klobb ersetzt werden sollten, da sich die Expedition Brutalitäten gegen Eingeborene habe zu schulden kommen lassen. Thatsächlich ist Klobb beauftragt, sich an die Thatorte zu begeben, eine strenge Untersuchung vorzunehmen und die beiden Expeditionsführer abzulösen, falls sie belastet sein sollten.

Kleine Mitteilungen.

Die Brüsseler Konferenz in Sachen des afrikanischen Branntweinhandels. — Die Konferenz zur Revision der auf den Branntweinhandel in Afrika bezüglichen Bestimmungen der Brüsseler Generalakte von 1890/91 hat im April und Mai cr. in Brüssel stattgefunden. Das Protokoll derselben liegt bisher noch nicht vor. Unsere Regierung hat über die Verhandlungen und deren Ergebnis bisher auch nur dem Kolonialrat vertrauliche Mitteilungen durch einen ihrer Delegierten, Herrn Geheimen Legationsrat Göhring, machen lassen. Indes hat Mr. Chamberlain im englischen Parlament wenigstens so viel verraten, daß der Minimal-Einfuhrzoll auf Spirituosen für die in betracht kommenden Gebiete Afrikas eine Erhöhung erfahren hat. Während der bisherige Minimal-Einfuhrzoll 15 Fr. pro hl betrug, ist er nunmehr auf 70 Fr. festgesetzt. Nur für Togo und den östlich vom Volta gelegenen Teil der englischen Goldküsten-Kolonie, sowie für das französische Dahome ist er auf 60 Fr. bemessen worden. Diese Vereinbarungen bedeuten gegenüber dem bisherigen Stande der Dinge immerhin einen Fortschritt, dessen die Freunde der afrikanischen Eingeborenen sich freuen dürfen. Nähere Mitteilungen über den Verlauf der Konferenz werden wir bringen, sobald das Protokoll veröffentlicht ist.

Eine Druckerei in Moschi. — Die Leipziger Mission hat auf ihrer Station Moschi am Kilimandscharo eine Druckerei aufstellen lassen, die seit kurzem in Betrieb gesetzt ist. Ein Schüler der Kostschule, Namens Marco, hat unter Anleitung der Missionare das Setzen erlernt und kleine Lesestücke in der Mamba- und Madschame-Mundart gedruckt. (Evgl. luth. Missionsblatt 1899, 306.)

Über **das Abfassen einer Sklaven-Dhau in Sansibar** berichtet laut der „Central-Afrika“, Organ der Universitäten-Mission, die „Zanzibar Gazette“ vom 10. Mai: Nachdem es der Polizei in der letzten Zeit gelungen war, eine ganze Anzahl von Sklaven zu befreien, welche von Deutsch-Ost-Afrika herüber gebracht waren und nach Maskat geschleppt werden sollten, kam ihr am 3. Mai cr. die Nachricht zu, daß eine große arabische Dhau im Begriffe sei, unter französischer Flagge mit geraubten Sklaven nach Maskat zu segeln. Der französische Konsul ließ durch seinen Askari und einen Beamten der Sansibar-Polizei die verdächtige Dhau untersuchen, und es wurden 18 Sklavenknaben und 2 Mädchen entdeckt, welche an Land gebracht und befreit wurden. Der Kapitän der Dhau und seine ganze Mannschaft, 24 Mann stark, wurden zur Aburteilung dem Gericht übergeben. Von denen, welche die Sklaven verkauft hatten, sind 2 ergriffen worden. Bis zum Mai hat die Polizei von Sansibar bereits mehr als 60 Sklaven, die vom Festlande nach der Insel hinüber geschafft waren, in diesem Jahre befreit.

Die Wanjamwesi-Träger, die den größten Teil der Träger in unserer ostafrikanischen Kolonie ausmachen, beschreibt der Missionar

Stern im „Missionsblatt der Brüdergemeinde“ (1899, Nr. 7) folgendermaßen: Sie sind meist mittelgroße, kräftige Gestalten, die sich durch einigermaßen anständige Kleidung von den Waschensi, den eigentlichen Wilden, vorteilhaft unterscheiden. Auffallend tragen sie ihr Haar in wunderlichen Formen ausrasiert; häufig erscheint der Kopf fast ganz kahl. Andere wieder, Männer und Frauen, flechten eine Unmenge Zöpfchen und behängen sie mit allen möglichen Dingen. Was ihren Charakter angeht, so machten die 60 Wanjanjembe unter ihrem Oberführer Chamusi einen weit besseren Eindruck als die 150 Wanjamwesi aus der Gegend von Urambo, wohin der Missionar Stern reiste. Diese gehorchten selbst ihrem Oberhaupte Mabuyu schlecht und kannten eigentlich nur eine Autorität, den Stock. Einmal hatten sie sich beim Lebensmitteleinkauf Unredlichkeiten zu schulden kommen lassen. Da bestieg Mabuyu in seinem besten Kostüm eine Kiste und hielt eine donnernde Strafpredigt. Sie machte aber wenig Eindruck. Ihre Ausdauer richtete sich ganz nach der augenblicklichen Stimmung. Waren sie zufrieden mit Weg und Lohn, so hielten sie lange Märsche aus, fühlten sie sich gekränkt, dann klagten sie bald über Mattigkeit. Gelobt werden muß durchaus die Geschwindigkeit und Geschicklichkeit, mit der die Wanjamwesi ihre Lasten aufzubinden verstanden. Sie trugen diese Centnerpakete nicht, wie viele ihrer Kollegen, auf dem Kopfe, sondern auf dem Rücken und befestigten sie da in ähnlicher Weise, wie etwa die Riesengebirgsführer ihre Bündel; nur daß sie in Ermangelung civilisierter Tragevorrichtungen die Last zwischen 3 biegsame Stangen mit Schnüren aus Kokosnuß einschnallten. Was an den Trägern am besten gefällt, ist ihr unverwüstlicher Frohsinn, ihr Singen und Jodeln auf dem Marsch. Jede Gruppe hat ihren Vorsänger, dem gewöhnlich ein Fahnenträger folgt. Kommen sie in die Nähe des Lagerplatzes, so setzen die Vordermänner mit einem Singsang ein, und die folgenden nehmen die Schlußworte als Kehrreim auf. Meist handeln ihre Lieder von der Heimat, die noch „kule, kule“, d. h. fern, fern liegt. Besonders wenn Berge am Horizont auftauchen, ergreift die Wanjamwesi das Heimweh nach ihrem Hochland. Und so erschallt denn manch sehnsuchtsvoller Jodler auf die Berge zu, die mit vielfachem Echo antworten.

Verordnung des Gouverneurs von Südwest-Afrika zur Verhütung der Verschuldung der eingeborenen Bevölkerung. — Die im „Deutschen Kolonialblatt“ vom 1. April cr. veröffentlichte Verordnung geht davon aus, daß „in neuerer Zeit sich die Fälle, in welchem weiße Händler sehr alte Schulden gegen Eingeborene eingeklagt haben, in auffallender Weise gemehrt haben. Und zwar richten sich diese Einklagungen in der Regel nicht gegen den einzelnen eingeborenen Schuldner, sondern gegen dessen ganzen Stamm, mit dem Ziel, durch Landkonzessionen eine Begleichung der Schuld zu erwerben. Bis jetzt sind das Gouvernement sowie die übrigen Verwaltungsbehörden des Schutzgebietes hierbei vermittelnd

eingetreten und haben in der Regel einen Ausgleich zwischen beiden Teilen zu erzielen vermocht. Die Folge war indessen, daß Landstrecken von Besorgnis erregender Höhe allmählich in die Hände der Storebesitzer übergegangen sind und nicht der wirtschaftlichen Entwickelung des Schutzgebietes dienen, sondern zu Spekulationsobjekten geworden sind. Dieser Zustand erscheint um so unhaltbarer, als nach so langer Zeit die Richtigkeit der betreffenden Schuldforderungen sich schwer kontrollieren läßt und die in solchen Dingen wenig bewanderten Eingeborenen sich leicht übervorteilen lassen. Ferner vermag die Gewißheit, bei der Regierung stets hilfreiche Hand zu finden, zum leichtsinnigen Gewähren neuen Kredits an die in dieser Beziehung unverständigen, Kindern gleichenden Eingeborenen zu verleiten. Die Folge würde der Fortgang des Prozesses des Überganges des Landes in tote Hand sein. In absehbarer Zeit müßte aber auch der Fall eintreten, daß die Eingeborenen-Reservate nicht mehr genügten, woraus für die Regierung sich schwere Unzuträglichkeiten ergeben würden."

Es handelt sich bei diesen alten Forderungen um sehr beträchtliche Summen. So teilen die „Berichte der Rheinischen Missions-Gesellschaft" (1899, S. 161) mit, daß mehrere Geschäfte bei der Regierung alte Forderungen gegen die Bastards von Rehoboth in Höhe von ca. 80000 Mk. angemeldet haben. Und sie fügen hinzu: „Leider scheinen damit die Forderungen und Gebietsverluste noch nicht am Ende zu sein. Doch hat die Regierung vorläufig den Bastards eine zinsfreie Stundung anderer Schulden erwirkt.

Die oben erwähnte Verordnung des Gouverneurs sucht nun dem Übel an der Wurzel beizukommen. Zur Verhinderung neuer Kredite ist festgesetzt: „Forderungen gegen Eingeborene, welche von dem Tage der Verkündigung dieser (vom 1. Januar 1899 datierten) Verordnung ab dadurch entstanden sind, daß an dieselben Waren auf Kredit gegeben wurden, sind nicht mehr klagbar. Ausgenommen hiervon sind nur Forderungen, die dadurch entstanden sind, daß in Fällen eines nachweislich dringenden Bedürfnisses Nahrungsmittel (außer alkoholhaltigen Getränken) auf Kredit verabfolgt sind". Außerdem „hat bei Eingehung neuer Verbindlichkeiten der betreffende Gläubiger stets nur einen Anspruch gegen denjenigen Eingeborenen, welcher diese Verbindlichkeiten übernommen hat. Ist dieser, wie solches bei den einzelnen Eingeborenen wohl die Regel, ohne Vermögen, so kann der Kapitän deswegen nicht in Anspruch genommen und dazu angehalten werden, mit dem Stammesvermögen für den Schuldner einzutreten."

„Was dagegen die Einklagung alter Schulden betrifft, so verjähren nach den Grundsätzen des Preußischen Landrechts, insbesondere nach § 1 des Gesetzes wegen Einführung kürzerer Verjährungsfristen vom 31. März 1834 alle Forderungen von Kaufleuten nach zwei Jahren, in der Weise, daß der Beklagte den Einwand der Verjährung erheben kann und alsdann die Forderung nicht

mehr klagbar ist. Nach diesem Grundsatze ist künftig auch im Schutzgebiete zu verfahren und betreffenden Falles der eingeborene Beklagte zu belehren."

Das deutsche Kolonial-Museum, Berlin NW. (Alt Moabit 1), ist nach Vollendung der Umbauten im Begriff die Sammlungen aus den einzelnen Kolonien zu ordnen und zu gruppieren. Das Institut wird die deutschen kolonialen Interessen dadurch zu fördern suchen, daß es außer einer Import- und Export-Ausstellung eine Anzahl von Sonderausstellungen in charakteristischen Gebäuden veranstaltet und dadurch die Anschauung zu fördern sucht. Die Verwaltung des Museums richtet an alle Kolonialfreunde die Bitte, seine Ziele durch Überlassung von Sammlungen, Photographien, Modellen u. s. w. zu unterstützen.

Bücherbesprechungen.

Vom **Herausgeber.**

28) **A. v. Dewitz, In Dänisch-Westindien.** Anfänge der Brüdermission in St. Thomas, St. Croix und St. Jan von 1732—1760. — 2. Auflage. Mit 5 Illustrationen und 1 Karte. Herrnhut, Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.

Dies Werk erschien 1882 in erster Auflage und sollte nach des Verfassers Absicht den ersten Teil bilden zu einer Gesamtgeschichte der Brüdermission in Dänisch-Westindien. Leider war es dem Verfasser nicht vergönnt, seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Nachdem seit Jahren auch dieser erste Teil im Buchhandel völlig vergriffen war, hat sich der bekannte Missionsschriftsteller der Brüdergemeinde H. G. Schneider ein Verdienst damit erworben, daß er eine 2. Auflage unter etwas verändertem Titel: „Anfänge der Brüdermission" ꝛc. besorgt hat, und zwar so, daß „abgesehen von einer Anzahl nur unbedeutender und völlig unwesentlicher Veränderungen, die zweite Auflage bloß einen Wiederabdruck der ersten bildet". Was den Inhalt des Buches angeht, so giebt es nach einer kurzen Einleitung die Geschichte der ersten Anfänge der Mission in Dänisch-Westindien in 5 Abschnitten. Von diesen behandeln die beiden ersten die Vorgeschichte und zwar von Herrnhut und von den dänischen Inseln. Der dritte Abschnitt schildert den allerersten Anfang, der durch den Tod der ausgesandten Kolonisten gekennzeichnet, fast das Scheitern des ganzen Missionsunternehmens bedeutete. Im vierten Abschnitt — das ist der Hauptteil des ganzen Buches — wird uns die eigentlich grundlegende Arbeit Friedrich Martins dargestellt, durch die das Missionswerk trotz aller Angriffe, die dagegen gerichtet wurden, infolge deren die Missionare sogar ins Gefängnis geworfen wurden, in überraschender Weise gedieh. Den fünften und letzten Abschnitt füllen die Jahre nach Martins Tode, von 1750—1760, aus, während deren das Werk „im Frieden" sich weiter entwickelte. „Es ist recht eigentlich eine Missionsschrift, wie sie sein soll", urteilt der im vorigen Jahre erschienene „Wegweiser durch die wissenschaftliche und pastorale Missionslitteratur" über die erste Auflage. Diesem Urteil schließe ich mich ohne irgendwelche Einschränkung an.

---

29) P. **Paul Döring,** Missionar. **Morgendämmerung in Deutsch-Ost-Afrika.** Ein Rundgang durch die ost-afrikanische Mission (Berlin III). Berlin 1899. Verlag von Martin Warneck. — Preis brosch. 1 Mk.

In der vorliegenden Schrift giebt Missionar Döring, einer der Begründer der Usambara-Station Bethel, einen Führer durch die 7 Stationen der 1886 gegründeten, also jüngsten evangelischen deutschen Missionsgesellschaft. Nachdem er in großen Zügen uns die „Geschichte von Ost-Afrika" mitgeteilt hat, läßt er uns die „Reise nach Ost-Afrika" machen und geleitet uns darauf der Reihe nach nach Tanga, Dar-es-Salam, Hoffnungshöhe bei Kisserawe, Maneromango, Wuga, Hohenfriedeberg und Neu-Bethel, indem er auf der Reise zu den letzten 3 Stationen uns auch über Usambara im allgemeinen orientiert und über seine Bewohner uns mancherlei mitteilt. Anschließend an diese Rundreise giebt der Verfasser die „Statistik", sowie einige Skizzen unter der Überschrift: „Die richtige Missionspraxis" und schließlich eine gedrängte „Geschichte der Gesellschaft und Ausbildung ihrer Missionare".

Das in anmutigen und lebhaftem Plauderton geschriebene und interessant zu lesende Büchlein ist wohl geeignet, der jungen Gesellschaft neue Freunde zu werben. Der überaus billige Preis kommt dabei sehr zu statten und die durchweg sauberen Bilder werden auch das Ihre thun. Wir wünschen, daß es in viele Hände kommt.

---

30) **Die offizielle Festfahrt zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem am 31. Okt. 1898.** Vortrag, gehalten auf dem 18. ordentlichen Adelstage von Freiherr v. Durant-Baranowitz. Preis 1 Mk. Verlag von H. L. Thilo, Berlin W. 50, Tauenzienstr. 11.

Der erhebende Eindruck, den die Festtage im gelobten Lande den Teilnehmern brachte, gelangt in dieser Broschüre, deren Ertrag für den Jerusalem-Verein und für den Deutschen Hilfsbund für christliches Liebeswerk im Orient bestimmt ist, zu begeistertem Ausdruck. Auch andere hieran teilnehmen zu lassen, sie aber auch gleichzeitig in den Stand zu setzen, ein Scherflein zur Stärkung der im Orient in segensreichster Thätigkeit stehenden Vereine beizutragen, ist der Zweck der Veröffentlichung des Vortrages.

---

31) **R. Carow, Deutsch-Südwest-Afrika.** Plaudereien nach eigenen Erfahrungen. Druck und Verlag der „Buchdruckerei Oranienbaum", Oranienbaum i. Anh. Brosch. 1,20 Mk.

Die Plaudereien sind flott geschrieben und wohl geeignet, für unsere Kolonie Interesse zu erwecken. Es geht durch sie ein Zug freudiger Begeisterung für das Land hindurch, in dem der Verfasser als ein Glied der Schutztruppe sich aufgehalten hat, und wohlthuend berührt sein Verständnis für die Eingeborenen, das uns durchweg entgegen tritt. Auch für die Mission hat er im allgemeinen Verständnis, da er mit seinen eigenen Augen die erzieherischen und kulturellen Erfolge derselben gesehen hat. Es ist nur zu bedauern, daß er im eigensten Intresse sich nicht dazu verstanden hat, das persönliche Erlebnis, das er mit einem der Missionare gehabt hat, der die ihm angegebenen Paten zurückwies und die Taufe des Kindes des Verfassers von der Wahl anderer Paten abhängig machte, für sich zu behalten. Er hätte wirklich auch seinem Buche damit einen guten Dienst erwiesen.

Briefkasten.

Frau Pfarrer D. in R. Herzlichen Dank für die Briefmarken! Zugleich aber die Bitte, die ich schon früher begründet habe, keine mehr zu sammeln. Den Erlös werde ich erst nach sehr geraumer Zeit mitteilen können und dazu dann eine Postkarte benutzen. -er.

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage

des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller

in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Sechster Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Generalsekretär: Pastor **E. Otto**, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Redaktion der „Afrika": Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Zur gefälligen Beachtung:

Geld- und Wertsendungen werden an die Adresse des **Schatzmeisters** erbeten.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck**, Coblenz.
Schriftführer: Pfarrer **Keller**, Coblenz.
Geschäftsführer: cand. min. **Brüning**, Coblenz.
Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., Coblenz.

Quittungen.

Für den Evangelischen Afrika-Verein gingen ein bis zum 31. August:

R. Fischer, Postgehilfe, 1 Mk. — A. H., Berlin, Camphausenerstr. (zur Lind. der Hung.), 5 Mk. — Dr. Hermes, Sanitätsrath, Erxleben, 3,05 Mk. — Neubauer, Schuldirektor, Erfurt, 3 Mk. — Frau von Rebeur-Paschwitz, Potsdam, 3 Mk.

Berlin W., Behrenstr. 48, 31. Aug. 1899.

Der Schatzmeister.
Veit.

Vereinsnachrichten.

Aus **Lutindi** wird uns von dem Vorsteher unserer Sklavenfreistätte aus der Zeit vom Mai bis Juni Nachstehendes berichtet.

Die erste Hälfte des Mai war für uns ein kleiner Winter; der ununterbrochene in gewaltigen Strömen vom Himmel herniederkommende Regen beschränkte uns aufs Haus und häusliche Thätigkeit. Indessen fühlten wir uns im Hause recht wohl, denn draußen war es feucht und kühl. So manche kleine Arbeit, Ausbesserung hier und da und andere, zu der wir bei schönem Wetter weniger Zeit und Gelegenheit fanden, ist in diesen Tagen gefördert worden.

Die Regenzeit ist in diesem Jahre so andauernd und der Regen so stark gewesen, wie wir es hier noch nicht erlebt haben. Wie lange hatten wir um diesen Regen gebeten! Da hat nun der Herr uns reichlich Wasser in die Flüsse und Feuchtigkeit in die dürstende Erde gegeben, daß alles mit erneuter Kraft herrlich wachsen und gedeihen kann. Unser ganzer Mais, mit dem wir eine Reihe von Feldern bepflanzt hatten, und der eine gute Ernte erhoffen ließ, ist leider durch den starken Regen vollständig vernichtet, denn so weit er schon kleine Kolben angesetzt hatte, ist er vollständig verfault, die zarteren Pflänzchen aber sind vom Sturm und Regen geknickt und zerschlagen, und so haben wir denn wieder einmal von neuem anfangen müssen zu pflanzen. Dafür aber werden hoffentlich die kräftig entwickelten Bananen, welche ja das Hauptnahrungsmittel der Waschambaa bilden, bald aller Not ein Ende machen. Schon jetzt können sich viele durch Kraut und Gemüse mancherlei Art sättigen.

Von großem Segen sind die uns zur Linderung der Hungersnot von unseren Freunden überwiesenen Gaben, für welche wir ihnen von Herzen Dank wissen. Die größte Wohlthat können wir damit den Kranken und durch Hunger Entkräfteten erweisen, deren Zahl zwischen 20 und 60 schwankt. Viele sind darunter, die überhaupt nichts weiter zu essen haben als das Wenige, was wir ihnen verabfolgen können. Täglich um 12 Uhr mittags ist Speiseausgabe für die Kranken. Die Schwachen und Elenden, die arbeitsunfähig sind, erhalten die Speise umsonst. Andere aber, die wenn auch nur teilweise zu arbeiten imstande sind, müssen je nach ihrem körperlichen Zustande einen halben Tag oder auch nur wenige Stunden arbeiten, hacken oder jäten, je nach dem. Das ist freilich nach der Ansicht mancher unter ihnen eine große Härte, und nur zu gern suchen sie sich der Arbeitsleistung zu entziehen, doch ist es, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, für ihre Erziehung unbedingt nötig, daß sie nach Maßgabe ihrer Kräfte zur Arbeit angehalten werden.

Gesunde Arbeiter kamen einige Wochen hindurch nur einzelne auf die Station. Fragte man sie, wenn sie um Speise baten, warum sie nicht zur Arbeit kämen, um sich Speise zu verdienen,

antworteten sie: „Wir würden sehr gern zur Arbeit kommen, wenn wir uns Speise mitbringen könnten, aber wir haben nichts, und ohne Speise können wir nicht arbeiten.“ Das veranlaßte uns nun die benachbarten Häuptlinge zu einer Beratung zusammenzurufen, deren Ergebnis war, daß wir versprachen sämtlichen Arbeitern, die da kommen wollten, die fertig zubereitete Haupt-(Mittags-)Mahlzeit zu geben, wofür dann dem einzelnen Arbeiter 3 bis 4 Pesa vom Tageslohn abgezogen werden sollten. Daraufhin kamen sie denn in den folgenden Tagen in Scharen zur Arbeit, auch viele Frauen und Kinder, die für 1 bis 2 Pfund Hirse arbeiten. Somit sind nun auch die Gesunden in der Lage, sich auf ehrliche und ordnungsmäßige Weise ihren Lebensunterhalt zu verschaffen.

Die geregelte Arbeit aber hat, ganz abgesehen von der Linderung der augenblicklichen äußeren Not, nicht nur einen erziehlichen Wert für die Eingeborenen, sie dient auch andererseits zur Förderung der Kultur im Gebiete von Lutindi, wodurch der Wert desselben sich erhöht und uns später die Gelegenheit zur Erhaltung und vielleicht auch zur Erweiterung und Vergrößerung dieser für die Eingeborenen so segensreichen Erziehungsanstalt gegeben wird.

So sind wir denn, groß und klein, zur Zeit täglich ganz besonders damit beschäftigt, einzelne Teile des nahen Waldes niederzulegen, um für unsere Kaffeepflanzungen mehr Raum zu gewinnen, dann aber auch die Felder zu erweitern, die uns zur Beschaffung des nötigsten Lebensunterhaltes dienen. Das Fällen der Bäume ist namentlich bei den Knaben eine sehr beliebte Arbeit. Da hallt der Wald oftmals wieder von frohem Jubel und Hallohgeschrei, wenn am Tage 20 bis 30 mehr oder weniger große Bäume durch Feuer, Axt oder Säge gestürzt werden. Da wird so mancher alte Riese, der vielleicht Jahrhunderte von Lutindis Höhe in die unermeßliche Ebene hinunter oder zu den Bergen und Thälern des südlichen Usambara hinüber geschaut hat, ins Schwanken gebracht, bis er mit donnerndem Getöse seinen erhabenen Standpunkt verläßt und gebrochen thalabwärts stürzt. Einer von diesen Riesen, die wir kürzlich zu Falle brachten, hatte die stattliche Länge von 52 und einen Umfang von 5 Metern.

Wird nun auch auf Lutindi zur Zeit mit ganz besonderem Fleiße im Freien gearbeitet, so wird doch dabei die Erziehung und Unterweisung im Christentum nicht verabsäumt. Solches geschieht täglich in der ersten Morgenstunde, während zu anderen Zeiten, da in Wald und Feld sich weniger Beschäftigung findet, dem Unterrichte mehr Zeit gewidmet wird.

Hin und wieder gesellen sich zur Schar unserer Zöglinge von neuem solche hinzu, die infolge der Sklaverei heimat- und obdachlos geworden sich selbständig zu ernähren noch nicht imstande sind, nun aber auf Lutindi Zuflucht und eine neue Heimat finden. Denn, wie sehr auch die europäischen Mächte sich darum mühen, ausgerottet ist die Sklaverei in Afrika noch lange nicht, und wenn auch

nicht mehr so offenkundig wie früher, so dauern doch immerhin noch die Greuel des Sklavenhandels mehr oder weniger im Geheimen, namentlich im Inneren des Landes fort.

Aus den letzten, soeben eingetroffenen kurzen Mitteilungen vom 24. Juli entnehmen wir noch, daß mit dem Abholzen auf Lutindi noch etwas fortgefahren werden, sodann die abgeholzten Flächen abgebrannt und der Boden zum Pflanzen von Kaffeebäumen zugerichtet werden soll. Es besteht die Absicht, unter anderem wo möglich 1000 Bäumchen zu pflanzen.

Die Nachrichten über den Gesundheitszustand lauten nach wie vor recht erfreulich. Da heißt es: „Trotz der nassen und kühlen Witterung, die seit einiger Zeit herrscht, sind doch Kinder und Erwachsene wohl und munter." Auch unter den Waschambaa schwinden die Folgen der Hungersnot, Krankheit und Schwäche mehr und mehr. O.

Enthaltsamkeit

von geistigen Getränken in den Tropen.

Von D. A. Merensky.

Unsere Zeitschrift „Afrika" ist tapfer und freudig mit eingetreten in den Kampf gegen den verderblichen Branntweinhandel, welcher Afrikas Völker zu ruinieren droht. Aber der Alkohol ist in Afrika nicht allein den Schwarzen gefährlich, sondern bringt auch den dort lebenden Europäern schwere Gefahr. Nicht entschieden genug kann jedem Europäer, der seine Gesundheit und sein Leben lieb hat, für die Zeit seines Aufenthaltes in den Tropen völlige Enthaltsamkeit von allen Arten geistiger Getränke angeraten werden. Für solche völlige Enthaltsamkeit spricht das Leben der allermeisten Missionare, zeugen die Erfahrungen der Expedition Graf Götzen bei ihrer Durchquerung des Kontinents, und ist neuerdings ein höchst beachtenswerter Zeuge aufgetreten in der Person des Generals Gallieni, des berühmten Gouverneurs von Madagaskar. Dieser Mann hat vor kurzem bei dem internationalen Enthaltsamkeits-Kongreß in Paris nachstehenden Vortrag gehalten, den wir um seines praktischen Inhalts willen hier wörtlich wiedergeben.

„Bis 1887, sagte der General, habe ich Weine und Liköre getrunken, wie jeder andere; nicht weniger oder mehr als alle meine Kameraden in der Kolonialtruppe. Ich hatte dieselbe Meinung, wie die meisten, daß bei dem schwächenden Einfluß des kolonialen Klimas es notwendig sei, die Blutarmut durch eine Diät zu bekämpfen, welche den mäßigen aber beständigen Gebrauch von guten Weinen und Magenlikören einschloß. Dabei wollte es mir aber scheinen, als ob mein Magen mit dieser Diät nicht besonders zufrieden sei. Augenscheinlich sind die Ursachen für Siechtum in

den Kolonien zahlreicher und stärker als im gemäßigten Klima Europas, wo man Blutarmut leichter bekämpfen kann. Aber ist es denn nicht klar, daß es bei diesem Kampfe die erste Bedingung ist, die Leber und den Magen, also die Organe, welche bei der Ernährung des Körpers die wichtigste Rolle spielen, im möglichst besten Zustande zu erhalten, um den Schaden zu ersetzen.

Im Juni 1887 hatte ich einen sehr schwierigen Feldzug im Sudan gegen den Marabut Lamine durchgeführt, und die Folge davon war, daß mein Magen sich in jämmerlichem Zustande befand, so daß ich meine Mahlzeiten nicht bei mir behalten konnte, und da geschah es, daß ich den Gebrauch von Wein, Bier, Branntwein und Kaffee vollständig aufgab und nichts als Wasser trank. Einen besseren Gedanken habe ich in meinem ganzen Leben nicht gehabt! Seit der Zeit ist Wasser mein einziges Getränk gewesen, und seitdem ist auch mein Magen vollständig gesund. Ich bin fähig gewesen, die schweren Feldzüge und Reisen seit zwölf Jahren im Sudan, in Tonkin und Madagaskar bei der allerbesten Gesundheit durchzumachen. Ich habe dabei wirklich nichts als Wasser getrunken und behaupte sogar, daß es viel besser ist, schlechtes Wasser zu trinken als irgend ein alkoholartiges Getränk. Ich will hinzufügen, daß seit einigen Jahren in den Kolonien schwacher Thee das gewöhnliche Getränk bei den Mahlzeiten geworden ist. Damit ist ein Protest erhoben gegen den eingewurzelten Gebrauch von Wein und Likören, der in den Kolonien noch so häufig gefunden wird. Diese Ausführungen beziehen sich auf alle Länder, jedenfalls auf die, in denen ich in den letzten zehn Jahren gelebt habe. Die heiße Luft erzeugt auch im Körper brennende Hitze, und es ist gewiß nicht richtig Spirituosen zu trinken und dadurch diese Hitze noch zu vermehren. In Madagaskar giebt es mehr Leute, die bloß Wasser trinken, als in unseren übrigen Kolonien. Ich habe aber auch in Kochinchina, in Tonkin und am Senegal Leute angetroffen, welche dort lange Zeit in bester Gesundheit gelebt und dabei niemals etwas anderes als Wasser getrunken hatten, und zwar Wasser so rein als sie es hatten erhalten können. Alle solche Leute scheinen das ungünstige Klima dieser Länder besser zu ertragen als die, welche Wein und Spirituosen gebrauchen. Wir haben dafür in Madagaskar ein überzeugendes Beispiel an den Missionaren der verschiedenen Religionsgemeinschaften, welche seit 15 oder 20 Jahren aus Prinzip oder um ihrer Gesundheit willen sich des Weins und noch mehr des Branntweins gänzlich enthalten haben. Sie sind deshalb nicht weniger gesund, sie sind auch nicht bleichsüchtiger als solche, welche sehr kleine Quantitäten von starken Getränken zu sich nehmen, während solche Leute, die viel Alkohol tranken, jedenfalls viel schlechter daran waren. In Tonkin hatten wir bei den Feldzügen von 1893—95 oft Sümpfe zu passieren und oft Ströme zu durchwaten, in denen uns das Wasser bis an die Brust reichte. Neuerdings habe ich eine Reise rund um Madagaskar gemacht, welche

fünf Monate dauerte, und bei der ich die ungesundesten Gegenden der Küste passieren mußte. Dabei habe ich nichts als Wasser getrunken und bin niemals eine Stunde krank gewesen. In Antananariwo besteht ein französisches Offizierskasino, dessen Mitglieder seit zwei Jahren bei ihren Mahlzeiten nichts als Thee genossen haben, und sie erfreuen sich einer besseren Gesundheit als ihre Kameraden. Es ist klar, daß es gewisse Krankheiten der Organe giebt, welche durch Malariafieber verursacht sind, aber ich bin trotzdem der Überzeugung, daß der Hauptanteil bei vielen Erkrankungen, welche die Leute auf Rechnung des Fiebers setzen, dem Genuß von Alkohol zuzuschreiben ist."

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. August.)

In anbetracht der gegen Transvaal eingenommenen Haltung, welche jeden Augenblick zum Ausbruch des Krieges und zur Notwendigkeit führen kann, alle verfügbaren Truppen nach Süd-Afrika zu werfen, sieht sich die britische Regierung offenbar veranlaßt, im **östlichen Sudan** alle Unternehmungen gegen den Mahdi — mag dieser auch in unbequemer Nähe des Nils sich festgesetzt haben und seine Fouragierungszüge bis zum Strome ausdehnen — fürs erste aufzuschieben. Spricht man doch sogar davon, dem Sirdar Kitchener die Führung der Truppen gegen die Südafrikanische Republik anzuvertrauen in der Erkenntnis, daß hierfür kaum der Beste gut genug sein möchte. Man begnügt sich also im Sudan mit der Förderung des Eisenbahnbaues. Die Linie ist bis Schendi (140 km von Khartum) fertig und hat nur noch eine schwierige Stelle zu überwinden, nämlich die Felsufer von Shabluka. Allerdings ist die Atbara-Brücke noch nicht fertig gestellt und die provisorische Überführung vom Hochwasser weggerissen worden.

Auch macht die Grenzregulierung den Engländern einige Schwierigkeiten. Mit den Italienern scheinen sie ja ziemlich freundschaftlich sich auseinanderzusetzen; mit dem Negus von Abessinien konnte aber trotz langer Verhandlungen noch kein Einverständnis über die Provinzen Gedaref und Galabat erzielt werden, bezüglich deren Menelik seine Ansprüche nicht aufgeben will.

An der Eisenbahn im **französischen Somali-Land** wird zur Zeit mit großer Energie gearbeitet. Ende 1898 war sie erst bis auf 35 km von Djibuti fertig gestellt. Durch die Feindseligkeiten der Isa Somali und Danakil, welche sich in ihrem aus dem Karawanen-Verkehr gezogenen Verdienst beeinträchtigt sahen und am 22. Februar die Spitze der Vorarbeiterkolonne überfielen und niedermachten, wurde die Arbeit auf Monate unterbrochen. Erst, nachdem

die Sicherheit im Lande wieder hergestellt und durch Anlage eines kleinen Forts befestigt worden war, konnte weiter gearbeitet werden. Neuerdings wird ein zweiter befestigter Posten bei km 92, nahe der äthiopischen Grenze erbaut, und außer der Arbeiterkolonne, welche den Bau zwischen km 50 und 80 ausführt, ist eine zweite unter Favier bei letzterem Punkte angesetzt worden, um gleichzeitig bis km 105 die Bahnlinie vorzutreiben. Die Trase ist so weit festgelegt. Nach Überschreiten der abessinischen Grenze übernimmt Menelik vertragsmäßig die Garantie für die Sicherheit der Arbeiter.

In **Deutsch-Ost-Afrika** wird die Grenzregulierung mit dem Kongo-Staat nun wohl zum Abschluß gebracht werden müssen. Es wurde bereits öfter auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, diese Frage zur Erledigung zu bringen, bevor sie zu ernsten Streitigkeiten führt. Über die Grenze zwischen dem Nordende des Tanganika- und dem Albert-Edward-See ist bisher in Deutschland keine andere Abmachung bekannt, als die der Brüsseler Übereinkunft vom 8. November 1884, welche besagt, daß die Grenze von der Einmündung des Russisi in den Tanganika zum Schnittpunkt des 30. Längen- und 1. Breiten-Grades verlaufen solle. Infolge dessen wurden auf den Karten beide Punkte provisorisch durch eine gerade Linie verbunden. Daß eine Festlegung der Grenze erst in späterer Zeit auf grund der — damals noch gänzlich mangelnden — geographischen Untersuchungen stattfinden könne, war selbstverständlich. Im Jahre 1894 wurde der Kivu-See, welcher in Verbindung mit dem Russisi die Verlängerung des Grabens des Tanganika bildet, zuerst von Graf Götzen erreicht und befahren. Die natürliche Grenzlinie war hiermit geographisch gegeben. Die Belgier säumten aber nicht, an den Kivu-See vorzugehen und nicht nur am westlichen, sondern auch am östlichen Ufer Stationen anzulegen und sich hierdurch in Besitz des Gebietes zu bringen. Durch die meuternden Batetela wurden diese zerstört, und das Gouvernement von Deutsch-Ost-Afrika sah sich veranlaßt, Truppen nach der durch aufrührerische Stämme bedrohten Grenze zu entsenden, um Unruhen im deutschen Gebiet vorzubeugen. Ob bei dieser Gelegenheit das streitige Gebiet besetzt wurde, ist noch nicht festgestellt worden. Hingegen hat seitens des Kongo-Staates Kommandant Humbert bereits im April in Stanleyville eine Kolonne von 500 Mann zusammengestellt in der ausgesprochenen Absicht, nach dem Kivu-See vorzurücken. Er hat an Weißen 4 Offiziere und 3 Unteroffiziere unter seinem Kommando und ist den Kongo bis zum Lova hinaufgegangen, um weiterhin diesem zu folgen.

In Brüssel wird neuerdings der Auffassung Raum gegeben, die von Deutschland gewünschte Grenzverschiebung würde annehmbar sein, wenn eine Gebiets-Kompensation geboten würde. Eine solche soll nicht in Deutsch-Ost-Afrika zu suchen sein, sondern anderswo sich gefunden haben, wo es sich um die Anerkennung des Besitzes durch Deutschland handele. Es bleibt bisher nur

Geheimnis, wo diese Kompensation zu finden sein soll, vielleicht im Bahr-el-Ghazal?

Die transafrikanische Telegraphenlinie macht starke Fortschritte. Schon ist Abercorn (Kituta) am Südende des Tanganika-Sees erreicht; mit Eifer wird in der Richtung auf Udschidschi am Ostufer vorgearbeitet und hiermit das deutsche Gebiet betreten. Sobald die Uganda-Bahn sich dem Victoria-See hinreichend genähert hat, soll sie zum Transport des Materials, namentlich der eisernen Stangen, benutzt werden. Wir stehen also vor der beschämenden Thatsache, daß die telegraphische Verbindung des westlichsten Teiles unserer Kolonie mit Kapstadt eher erreicht wird, bevor wir es für angebracht gehalten haben, auch nur eine Verbindung mit unserer Küste in Angriff zu nehmen. Die Schwerfälligkeit der deutschen Kolonisation wird dadurch in helles Licht gestellt gegenüber dem planmäßigen Vorgehen mit Telegraphenlinien in allen anderen Kolonien Afrikas. Daß unsere wirtschaftliche Unabhängigkeit dadurch immer mehr gefährdet wird, bedarf keines Nachweises.

Daß aus demselben Grunde die schleunige Herstellung der Centralbahn und die Weiterführung der Usambara-Bahn dringend erforderlich ist, ist ja nun längst allseitig anerkannt. Aber trotzdem verlautet nichts von der Inangriffnahme. Und doch lassen die Ergebnisse der in Vergleich zu stellenden fertigen afrikanischen Bahnen erkennen, daß auch die befürchtete Unrentabilität gar nicht eintreten wird. Alle neuen Bahnen erzielen bereits Überschüsse. Gar nicht zu sprechen von der Kongo-Bahn, deren Einnahmen vom Mai (1160000 Frs.) im Juni bereits wieder überholt sind (1310000 Frs.), hat die Buluwayo-Bahn schon einen Reingewinn von 150000 Pfund Sterling abgeworfen und die Transportkosten nach Matabele-Land um $^1/_5$ vermindert; und selbst die Uganda-Bahn weist schon auf ihrer Teilstrecke einen wöchentlichen Reingewinn von 25000 Rupies auf und hat die Transportkosten einer Tonne Waren von Mombas nach Uganda von 200—250 auf 80 Pfund ermäßigt. Um aus unserer Schwerfälligkeit bei der Weiterführung der Usambara-Bahn den dargebotenen Vorteil zu ziehen, ist man im Begriff eine Zweigbahn von der Uganda-Bahn nach dem Kilimandscharo anzulegen. So lassen wir uns einen Vorteil nach dem anderen aus der Hand nehmen, da es uns an Wagemut fehlt.

Eine größere Aufmerksamkeit als dem Binnen-Verkehr, wird seitens der Regierung dem See-Verkehr der Kolonie zugewandt. Dies zeigt sich in der Anbahnung einer 14tägigen Dampferverbindung mit Ost-Afrika, welche vom Mai 1900 ab in Funktion treten soll. Es wird beabsichtigt, auf der Hauptlinie 14tägige Rundfahrten, und zwar abwechselnd mit der Ost- und der West-Küste beginnend, und für die Ostküste eine Zwischenlinie einzurichten, welche für diese (im deutschen und portugiesischen Schutzgebiete) die 14tägige Verbindung ergeben würde.

Wegen seiner wiederholten Unbotmäßigkeit mußte der Häuptling Machemba im Hinterlande von Mikindani gezüchtigt werden. Es wurden 2 Kompagnien der Schutztruppe zu der Expedition aufgeboten, welche den Häuptling nach leichtem Kampfe vertrieb und die Ruhe wieder herstellte.

Die Hoffnung, welche man Ende Juli zu hegen wohl berechtigt war, daß die englische Regierung unter dem Druck der Stellungnahme der Afrikander-Partei mit dem neuen Wahlgesetz der **Südafrikanischen Republik** sich einverstanden erklären und wenigstens einen kurzen Waffenstillstand eintreten lassen werde, hat sich nicht erfüllt; auf die erste Krisis folgte eine zweite, und sie giebt kaum noch einige Hoffnung auf eine friedliche Lösung des Konfliktes.

Zunächst hatte es Chamberlain durchaus nicht eilig mit Erledigung der Angelegenheit. Wenngleich der Burenstaat — und am meisten die Industrie der Goldminen — unter der Verschleppung und Hinanszögerung des Konfliktes unsäglich leidet, obgleich in Johannesburg alles über den wirtschaftlichen Niedergang klagt, welcher dadurch veranlaßt wird, hält Chamberlain an dieser seiner Behandlungsweise fest, sei es um Zeit zu gewinnen für Kriegsvorbereitung, sei es, um die Unzufriedenheit der Johannesburger Reformpartei immer mehr zu steigern und dadurch der Buren-Regierung unbequem zu machen. Die Londoner Zeitungen benutzten diese Zeit, um Gift und Galle gegen die Republik und ihren Präsidenten auszuschütten und sich in lügenhaften und allen Anstand beiseite setzenden Anklagen gegen Krüger zu überbieten, dessen überlegene Klugheit und maßvolle Politik dem englischen Hochmut im Gefühl des eigenen Unrechtes ein unerträglicher Dorn geworden ist. Da kam am 24. Juli die Nachricht, Krüger wolle abdanken; und eine allgemeine Bestürzung bemächtigte sich der Schreier; denn sein persönlich entscheidender Einfluß bot ja die einzige Gewähr, daß der anscheinend bereits aus dem Bereich der Möglichkeit verschwundene südafrikanische Krieg nicht am Ende doch noch geführt werden müsse.

Es scheint das Gerücht nicht ganz unbegründet gewesen zu sein. Krüger war mit dem Ausführenden Rat bezüglich der Dynamit-Frage in Widerspruch geraten, da dessen Mehrheit die Aufhebung des Monopols vorschlug, während der Präsident mit der Minderheit für dessen Ankauf durch den Staat stimmte. Die Verstimmung hat aber jedenfalls nicht länger, als vom 21. bis 24. gedauert, an welchem nach einer geheimen Sitzung der Volksraad dem Präsidenten die Versicherung des äußersten Vertrauens gab.

Wie sich später herausstellte, hatte Chamberlain bereits am 12. Juli gegen das neue Wahlgesetz einen neuen Schachzug gethan, indem er der Republik die Hoffnung ausgesprochen hatte, sie werde das Wahlgesetz nicht zur Anwendung bringen, bevor die englische Regierung es geprüft und ihre Ansicht darüber ausgesprochen hätte. Der Staatssekretär Reitz hatte hierauf geantwortet, infolge der

Weigerung Milners, in Erörterungen über den Entwurf Krügers einzutreten, sei die Regierung der Republik der Ansicht, daß der Entwurf nun nicht mehr Gegenstand eines Einvernehmens mit England sein könne; der neue Entwurf, der fast vollständig mit den Wünschen Milners übereinstimme, sei inzwischen dem Volksraad bereits vorgelegt und die Regierung deshalb nicht mehr in der Lage, die Durchführung des Gesetzes auf Verlangen Chamberlains zu verhindern.

Es spricht sich in diesem Notenwechsel deutlich der von beiden Teilen eingenommene und hartnäckig vertheidigte Standpunkt aus: einerseits das Aufdrängen der Entscheidung in inneren Angelegenheiten des Staates, also das Verlangen, das Superioritätsverhältnis thatsächlich zur Anwendung zu bringen, andererseits die Wahrung der Unabhängigkeit, die Abwehr solch gefährlicher Eingriffe. Das immer schärfere Hervortreten dieser Gegensätze charakterisiert die Vorgänge des August.

Die ablehnende Haltung der Republik, die ihr sympathische Stellungnahme der Afrikander-Partei ließen es der britischen Regierung äußerst gefährlich erscheinen, länger mit energischen Maßregeln zu zögern, wollte sie nicht die Macht in Süd-Afrika sich entschlüpfen lassen. In der Parlamentssitzung des 28. Juli stellte sich Salisbury offen auf Seite Chamberlains. Die Minister waren sich einig in der Auffassung und Auslegung der Konventionen von 1881 und 1884. Sie machten kein Hehl daraus, daß Verträge keine Gesetze für sie, daß sie sterblich seien und nur so lange aufrecht erhalten würden, als sie ihrem Staate, also England, nützlich und zweckdienlich seien. Die Verträge mit den Buren gar seien in sentimentaler Schwäche abgeschlossen, Akte der Gnade der Königin, nicht zwischen gleich stehenden Staaten vereinbart, sondern von dem Souverän dem Vasallen geschenkt. Darin liegt die Ansicht, daß man sie auch nach Belieben rückgängig machen, daß man der Republik das Gnadengeschenk der Selbständigkeit wieder entziehen kann; und dabei wird ganz außer acht gelassen, daß die Buren sich diese erkämpft haben, daß die Briten zu ihrer Anerkennung als die Besiegten gewungen worden sind. Salisbury aber sowohl als Chamberlain gaben den festen Willen zu verstehen, daß sie den Burenstaat unter den Willen Englands beugen würden, wenn möglich mit friedlichen, wenn nötig, mit kriegerischen Mitteln. Und letzterer gab dieser Absicht Ausdruck durch den Vorschlag, welchen er am 1. August der Republik übermittelte, nämlich durch eine aus Engländern und Buren zusammengesetzte Kommission das neue Wahlgesetz auf seine Zweckmäßigkeit prüfen zu lassen.

Aus dieser Forderung ergiebt sich, daß es dem englischen Minister gar nicht um die politischen Rechte der Uitlander zu thun ist, — denn solche werden ihnen in vollständig angemessener Weise durch das Gesetz gewährt, — daß ihm das weitestgehende Entgegenkommen der Republik nicht genügt, so lange es aus deren eigener Initiative

18*

hervorgeht, sondern daß er auf einen Akt der Unterwerfung unter den Willen der britischen Regierung drängt, welcher als eine Anerkennung der Superiorität geltend gemacht werden kann. Deshalb mußte Milner die Konferenz abbrechen, als Krüger sein Programm nicht unbedingt annahm, deshalb wurden weder von ihm Krügers Vorschläge, noch jetzt das neue Wahlgesetz von Chamberlain einer Prüfung unterzogen; die Briten wollen die Gesetze diktieren, und wenn sie um keinen Deut mehr Rechte gewähren.

Für die Buren war in dem Vorschlage des Kolonialministers ein Ultimatum enthalten. Sie wurden vor die Wahl gestellt: entweder gestattet Ihr den Briten den Eingriff in Eure heiligsten Rechte der Gesetzgebung und gebt die Selbständigkeit auf oder — Ihr habt zu gewärtigen, daß Ihr mit Waffengewalt gezwungen werdet. Es war eine schwere Entscheidung; und es ist nicht zu verwundern, daß sie lange auf sich warten ließ. Sehr bald verlautete allerdings, daß der Volksraad sich mit der Regierung darin einig sei, die Kommission abzulehnen; aber man suchte nach Mitteln, welche die britische Regierung von der Friedensliebe der Republik überzeugen und ihr beweisen sollten, daß sie zu allen Opfern bereit sei, nur nicht zu dem einzigen ihrer Freiheit und Unabhängigkeit. Es ist selbstverständlich, daß auch jetzt der Freundesrat der Afrikander-Führer und des Oranje-Freistaates eingeholt wurde, und es ist vorauszusetzen, daß Krügers Antwort deren Beistimmung fand. Sie traf endlich am 22. August in London ein. Ihr Wortlaut ist zwar noch nicht bekannt, aber aus südafrikanischen Mitteilungen kann man schließen, daß der Präsident unter Ablehnung der Kommission den Gegenvorschlag gemacht hat, den Uitlanders das volle Wahlrecht, auch für die Präsidentenwahl, schon noch fünfjährigem Aufenthalt zu gewähren und dem Gesetz rückwirkende Kraft zu geben. Während hiermit Krüger die Milnerschen Vorschläge vollständig annimmt, bringt er für die Beilegungen der sonstigen Differenzen ein Schiedsgericht in Vorschlag.

Wenn sich dieser Inhalt der Antwort bewahrheitet, hat die Republik das äußerste Opfer gebracht, das sie ihrer Unabhängigkeit bringen konnte. Die Forderungen Englands bezüglich des politischen Rechts der Uitlander wären vollständig erfüllt und eine Veranlassung zu kriegerischer Verwickelung läge nicht mehr vor. Anders wird sich die Sache in den Augen des britischen Ministeriums darstellen: Die Republik sucht ihrem Verlangen, die Oberherrschaft anzuerkennen, zu entschlüpfen; die in der Selbständigkeit der Republik für die Herrschaft in Süd-Afrika liegende Gefahr ist nicht beseitigt, im Gegenteil durch die Ereignisse nur verstärkt; die britische Politik hat keinen Sieg errungen, und dessen bedarf sie, um in Süd-Afrika ihr Ansehen wieder zu kräftigen. Es ist notwendig, daß die Republik sich unter das Joch beuge, und so wird man voraussichtlich einen neuen Weg einschlagen, um sie hierzu zu zwingen. Ist es der Krieg, so ist er auf die frivolste Weise herbeigeführt, und die Sympathien Europas stehen auf seiten des Burenstaates.

Eine erste Kriegshandlung ist bereits darin zu Tage getreten, daß die portugiesische Verwaltung von Lourenço Marques in der Delagoa-Bai gelandetes Kriegsmaterial für Transvaal angehalten und den Durchgang verweigert hat. Sie hat hierzu kein Recht, denn nach § 6 der Konvention mit der Republik steht der Regierung Portugals allerdings das Recht zu, die Einführung von Kriegsbedarf in Lourenço Marques zu verhindern, ausgenommen aber alle Fälle, wo es sich um Transvaal handelt. Das Verhalten der Portugiesen ist um so auffallender, als gleichzeitig der Durchgang von Kriegsmaterial für den Oranje-Freistaat durch die Kap-Kolonie nicht beanstandet worden ist, da der Minister-Präsident Schreiner, wie er im Parlament sich äußerte, sich nicht für befugt hielt, gegen die vertragsmäßigen Rechte die Waffeneinfuhr einem Staate zu hindern, mit dem man im Frieden lebe. Der Schluß ist gerechtfertigt, daß Portugal unter englischem Druck handelt, auch allen Bemühungen der Buren-Regierung zum Trotz sich hierin nicht beirren läßt, und daß diese im zu erwartenden Kriege die portugiesische Kolonie — hoffentlich nicht auf grund des englisch-deutschen Vertrages — auf Seite Englands sehen wird.

Im Kap-Parlament suchte Cecil Rhodes am 22. August seinen Einfluß geltend zu machen, indem er dazu aufforderte, jede Einmischung in den Transvaal-Streit zu vermeiden. Er sei überzeugt, daß es nicht zum Blutvergießen komme, sondern Krüger nachgeben werde. Transvaal müsse ein englisch sprechendes Gemeinwesen werden, und die Uitlander, welche die erdrückende Mehrheit daselbst bildeten, würden eine Regierung nach ihrer Auffassung und ihren Anschauungen schaffen. Diesem Programm, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, antwortete Schreiner äußerst vorsichtig und politisch: er spreche mit Überlegung und wohl wissend, was er sage, wenn er erkläre, die Kolonie sei im Begriff, zu den Zeiten ihrer höchsten Blüte zurückzukehren. Es ist für Schreiner unmöglich, diese Hoffnung auf die Vernichtung der südafrikanischen Republik zu basieren.

Wenn man hieraus auch vielleicht auf die vollste Sympathie der Afrikander und auf ihre Erhebung zu Gunsten der beiden Buren-Staaten schließen darf, so ist die Lage Transvaals in einem Kriege mit England doch nicht ohne große Gefahren. Die Truppenzahl, welche dieses aufzustellen gedenkt, ist zwar nicht überwältigend. Die zur Zeit in Süd-Afrika stehenden etwa 10000 Mann sollen durch 10—12000 Mann aus Indien, durch Freiwillige und Polizei-Truppen, sowie durch Truppen aus England und europäischen Stationen auf 32000 gebracht werden; an ihre Spitze wurde bereits General Walker anstatt des General Butler gestellt, da letzterer aus seiner Mißbilligung anzuwendender Gewaltmittel kein Geheimnis machte. Mit dieser Streitmacht würden die beiden Buren-Republiken, wenn sie allein und geschlossen gegen sie aufträte, leicht fertig werden, denn die Zahl ihrer Wehrpflichtigen vom 16. bis zum

60. Lebensjahre wurde vor 3 Jahren auf ca. 47000 geschätzt; es sollen aber, da sich zahlreiche ältere Männer zum Kriegsdienste gemeldet haben, zur Zeit mehr als 70000 Mann ins Feld rücken können.

Die Gefahr liegt in dem allseitigen Angriff, da sich auch die portugiesischen Truppen im Osten und die — wie man erwartet — auf 2000 Mann zu bringenden Kräfte Rhodesias im Norden beteiligen werden, und in dem zu erwartenden Aufstand der Eingeborenen, welche die Engländer nicht unterlassen haben werden, gewohnheitsgemäß aufzuwiegeln. Ob sie mit ihren bekanntermaßen auch für den Krieg mit Transvaal in Masse angefertigten scheußlichen Dum-Dum-Geschossen besondere Wirkung erzielen werden, ist freilich fraglich. Die Buren pflegen sich nicht in Masse zu formieren, wie die Mahdisten, und verstehen die Deckungen des Geländes so vorzüglich auszunützen, daß nur eine vorzügliche Schießausbildung, aber viel weniger die Geschoßwirkung ihnen gegenüber in Frage kommt. Wenn also auch nicht zu leugnen ist, daß das mächtige England mit viel Menschen-, Geld- und Zeitopfern schließlich imstande sein wird, die Buren-Staaten zu überwinden, wobei ihm die allseitige Abschließung in erster Linie zu statten kommt, so ist ein schneller und entscheidender Sieg nicht zu gewärtigen. Und während dieses langwierigen Krieges mag sich noch manches andern Ortes ereignen. Die in Süd-Afrika entzündete Brandfackel möchte leicht ihre Funken weit herumschleudern, wo Brennstoff genug aufgehäuft ist.

Die Buren, welche alles gethan haben, um unter Wahrung ihrer politischen Freiheit den Frieden zu sichern, bereiten sich in durchaus würdiger Weise für den Krieg vor. Als die Antwort an Chamberlain abgegangen war, hielt der Präsident persönlich in der Kirche den Gottesdienst ab und betete, Gott möge für den Fall, daß der Krieg unvermeidlich werden sollte, das Recht und die Wahrheit auf seiten der Afrikander finden. Auch ließ er sich im übrigen nicht beirren in seinen unausgesetzten Bestrebungen, durch gerechte und humane Verbesserungen der Staatseinrichtungen den berechtigten Beschwerden Abhilfe zu schaffen und den inneren Frieden zu festigen. Allerdings ward sein am 31. Juli eingebrachter Gesetzentwurf, welcher die mit dem Glaubensbekenntnis zusammenhängenden Beschränkungen der politischen Rechtsfähigkeit aufheben sollte, von den in ihrem Glauben unduldsamen Buren abgelehnt, aber er ließ sich nicht abschrecken, sondern gab eine Broschüre heraus, in welcher er auf das wärmste für gleiches Recht der Katholiken und Juden eintritt und seine Mitbürger über die Irrtümer ihres zelotischen Protestantismus zu belehren strebt.

Eine neue und zwar sehr originelle Expedition wird auf dem Gebiet des **portugiesischen Ost-Afrika** geplant. Geleitet und finanziell gestützt durch Engländer hat sich eine portugiesische „Njaßa-Gesellschaft" gegründet, welche das Njaßa-Land dem allgemeinen Verkehr zugänglich machen will. Der Führer, Major Spilsbury,

welcher sich „König von Njaßa-Land" nennt, will an der Bai von Pemba eine neue Stadt gründen und eine Straße, später auch Eisenbahn- und Telegraphen-Linien nach dem Njaßa-Land anlegen; allen Handels-Unternehmungen soll Vorschub geleistet werden, und zum Zweck der Überwindung des Widerstandes Eingeborener (Matacu, König von Yaos) die Expedition auch militärisch stark ausgerüstet werden. Nicht weniger als 110 Europäer, mit 150 Maultieren, Pferden und Eseln ausgestattet, werden sie begleiten.

An der Mosambik-Gesellschaft sind neuerdings auch die Belgier beteiligt; Major Roget ist zum Direktions-Mitglied ernannt worden.

Seitens des Oranje-Freistaates und der Kap-Kolonien wird ein Projekt geplant, welches auch für **Deutsch-Südwest-Afrika** von großer Bedeutung ist. Verschiedene Wahrnehmungen, wie das allmähliche Austrocknen des Ngami-Sees und die Abnahme des Grundwassers machen die Annahme nicht unwahrscheinlich, daß in Süd-Afrika ein immer zunehmender Wassermangel sich geltend machen wird. Man will den hiermit verbundenen Gefahren vorbeugen durch eine Eindämmung des Oranje-Flusses. Wenn man hiermit eine Regelung der südafrikanischen Flüsse in die Wege leiten will, wird unsere Kolonie nicht zurückbleiben dürfen, sich zu beteiligen, da die Wasserfrage für sie keine geringere Bedeutung hat.

Allerdings ist in diesem Jahre der Regen in ungewöhnlicher Menge gefallen und infolge dessen das von der Rinderpestzeit übrig gebliebene Vieh und sein Nachwuchs vorzüglich gediehen. Auch für die Erhaltung der bisher durch die „Pferdesterbe" alljährlich bedrohten Pferde ist jetzt bessere Aussicht, da der in Grootfontein stationierte Dr. Kuhn ein Impfmittel dagegen gefunden haben will.

Am 1. und 2. Juni fand in Windhoek die erste landwirtschaftliche Ausstellung des Schutzgebietes statt, welche allgemein große Teilnahme erregte und den Beweis erbrachte, daß die einheimischen Rassen, Rindvieh und Ziegen, durch europäische Zucht wesentlich verbessert werden können. Auch die ersten Erzeugnisse des Weinbaues, welche in Berlin eingehend untersucht wurden, berechtigen zu den besten Hoffnungen.

Über die Otavi-Minen, welchen jetzt das ihnen gebührende Interesse zugewendet wird, wird berichtet, daß sie in einem Kalkgebirge des Nordherero-Landes liegen, etwa bei 19° 40′ südlicher Breite und 17° 20′ östlicher Länge. Infolge reichlicher Niederschläge zeigt das Gebirge in seinen zahlreichen Thälern ausgedehnte grasbedeckte kulturfähige Flächen und namentlich Wälder mit den mannigfachsten Nutzhölzern, welche den südlichen Teilen des Schutzgebietes fehlen. Die für den Bergbau vornehmlich in betracht kommenden Stellen sind Groß- und Klein-Otavi, sowie Amoab am Südrande und Tsumeb am Nordrande des Gebirges. Das Ausgehende der Erzlagerstätten ist nicht überall gleich geartet, aber durchweg äußerst reich, meist Kupfererze, daneben auch, aber getrennt von jenen anstehend, Bleierze. Die bisherigen Aufschluß-

arbeiten lassen überall eine nach der Tiefe mächtigere Entwickelung vermuten, so daß in anbetracht des außerordentlichen Reichtums der Erze (im Kupferglanz 79,7%) die Ausbeute sehr lohnend erscheint, sobald durch Anlage einer Eisenbahn der Transport zur Küste ermöglicht wird. Diese würde sich bereits durch den Erztransport bezahlt machen (die Kupferpreise ergeben einen Wert von 1545 Mk. pro Tonne), die mit dem Betrieb verbundene und durch den Charakter des Geländes außerordentlich begünstigte Besiedelung würde die Einnahmen wesentlich steigern. Also auch hier heißt es, mit dem Eisenbahnbau vorgehen, um sicheren Gewinn zu erzielen!

Gegen den Kapitän Simon Kooper in Gochas (Groß-Nama-Land) wurde anfangs des Jahres ein kleiner Streifzug unternommen, weil er die Einschmuggelung von Gewehren durch einige seiner Leute nicht verhindert hatte. Er wurde mit einer Geldstrafe belegt, einige Hauptübelthäter nach Gibeon abgeführt.

Aus **Kamerun** ist abermals ein Bericht des Hauptmann von Kamptz eingetroffen, welcher aus Joko den 11. Juni meldet, daß der Lemido von Tibati durch Gesandte um Frieden gebeten habe. Dr. Passarge weist im Anschluß an die Siegesnachrichten auf die Notwendigkeit hin, mit einer militärischen Besetzung unseres ganzen Gebietes ohne Zögern vorzugehen, um es durch Anlegung von Straßen wirtschaftlich und kommerziell nutzbar zu machen. Erst nach Besetzung des Landes wird den verheerenden Sklavenjagden ein Ende gemacht, der Bevölkerung Sicherheit und Frieden gegeben werden können, während ein einmaliger Vorstoß, so glücklich und geschickt er auch gewesen sein möge, die Fulbe nicht hindern wird, ihr altes Wesen wieder anzufangen, sobald die Truppe sich wieder zurückgezogen hat. Adamaua ist ein reichen Gewinn versprechendes Land, aber es will in fester Hand gehalten sein angesichts der zu brechenden Macht der Fulbe-Fürsten. Dazu bedarf es einer stärkeren Schutztruppe und vor allem einer berittenen Truppe, um ihnen beikommen und sie im Schach halten zu können.

Bei dem stetig steigenden Preise der guten Kautschuksorten hatte das kolonial-wirtschaftliche Komitee in Berlin sein Augenmerk auf die Anpflanzung besonders guter Kautschuk liefernder Pflanzen in Kamerun gerichtet und den Botaniker Schlechter mit einer Expedition in Lagos beauftragt, um solche daselbst aufzusuchen. Es ist ihm gelungen, obgleich diese Bäume infolge falscher Behandlung auch dort schon selten werden, Kickxia-Bäume der wertvollen Art zu finden und etwa 30000 Samenkörner nach Kamerun einzuführen. Da Dr. Preuß, der Leiter des botanischen Gartens in Victoria, im Kamerun-Gebiet vereinzelt diesen selben Baum auch bereits gefunden hat, ist zu erwarten, daß die Stecklinge hier nicht, wie andernorts fast stets, degenerieren, sondern gedeihen und unter richtiger Behandlung den besonders wertvollen Silk-rubber liefern werden.

An der Straße Victoria-Buea ist unter Leutnant Oskar Schmidt mit starken Arbeitskräften (200 Mann) gearbeitet worden,

und man hofft am 1. Oktober die Strecke Buea-Boana, bis zum 1. Januar 1900 die ganze Straße bis Victoria dem Fahrverkehr übergeben zu können. Dann will man sie über Buea bis Lisoko und ferner über den Richard-See nach Albrechtshöhe verlängern. Ferner soll eine Straße von Victoria nach Boniadikombo und von da quer durch das Terrain der Moliwe-Gesellschaft nach dem Markt Buenga, die langersehnte Verbindung mit dem Mungo, hergestellt und schließlich der Reitweg Victoria-Kriegsschiffhafen zum Fahrwege ausgebaut werden.

Von der Expedition nach Garua schweigt zur Zeit wieder alles; die günstige Jahreszeit ist ungenutzt verstrichen, und man muß sich auf künftiges Jahr vertrösten. Hoffentlich ist dann die Auseinandersetzung der britischen Regierung mit der Niger-Company so weit vorgeschritten, das der Benutzung des Wasserweges keine Schwierigkeiten mehr in den Weg treten. Auch die Tsadsee-Expedition scheint wieder zweifelhaft geworden zu sein. Dagegen nähern sich die Franzosen diesem ihrem Ziele von allen Seiten. Gentil sammelt seine Expedition zur Zeit noch am Schari; er wird sie durch die Truppen des Königs von Baghirmi verstärken. Die Karawane Foureau-Lamy hat im April Air erreicht. Dagegen hat die dritte Kolonne ein schweres Schicksal getroffen.

Aus dem **westlichen Sudan** kam die schreckliche Botschaft, daß Oberstleutnant Klobb, welcher die Führer der dritten Expedition, Voulet und Chanoine, ablösen sollte, auf des ersteren Befehl ermordet wurde. Der Vorgang ist folgender: Einer der Offiziere, welche die Kolonne begleiteten, machte brieflich Mitteilung von Brutalitäten, welche sich deren Führer zu Schulden kommen ließen; Oberstleutnant Klobb wurde beauftragt, mit Leutnant Meynier und einer kleinen Eskorte der Expedition zu folgen, die Angelegenheit zu untersuchen und im Fall der Bestätigung das Kommando über diese zu übernehmen. Es blieb dem Offizier, da er nur zu viele Beweise für die Schuld der beiden Führer fand, kein anderer Ausweg, als sie zu verhaften. Bevor er sie erreichte, erhielt er einen Brief von Kapitän Voulet: „Was ist das für eine neue Infamie? Will man uns die Früchte unserer Arbeit zum Vorteil eines anderen entreißen? Lassen Sie uns unseren Weg verfolgen! Wehe demjenigen, der versuchen sollte, uns Hindernisse zu bereiten! Wir haben 600 Flinten zur Verfügung, um uns Achtung zu verschaffen.“

Klobb ließ sich natürlich hierdurch nicht abhalten, am 14. Juli in Damangar bei Zinder der Kolonne sich zu nähern. Voulet verbot ihm, heranzukommen, und als jener hierauf keine Rücksicht nahm, ließ er auf 100—150 Meter dreimal Salvenfeuer abgeben, wobei Klobb und Meynier, sowie 9 Soldaten getötet, 9 verwundet fielen. Die überlebenden Begleiter entkamen nach Dosso, um Bericht von der unglaublichen That zu erstatten. Es ist am auffallendsten, daß sich unter den 8 Europäern (dabei 5 Offiziere) der

Expedition keiner fand, der das Verbrechen zu hindern Gelegenheit hatte. Sowohl die Expedition Foureau-Lamy, als Gentil haben nun den Befehl erhalten, auf die Kolonne Voulet-Chanoine Jagd zu machen. Welch widerwärtiges Schauspiel wird da den Afrikanern geboten!

Houdainville, welcher eine Eisenbahnlinie von der Küste nach Kong zu erkunden hatte, bringt in Vorschlag, diese von Petit-Alépé (bis wohin der Comoë mit Dampfschiffen fahrbar ist) in gerader Linie nach Nordosten auf die Ortschaften Denguera, Kumanie, N'Dolo, Kodioso 2c. auf Seka-Seka (oder Mope) 107 km vom Anfangspunkt zu führen und dann nach Tummodi in Baule zu verlängern, um zunächst diese reiche Landschaft zu erschließen. Eine Weiterführung nach Kong ist dann nicht ausgeschlossen.

Die Fortsetzung der Eisenbahn von Konakry nach Futa-Djallon und dem Niger, welche von der Kolonie Französisch-Guinea seit Jahren erstrebt wird, ist nunmehr durch eine Anleihe von 8 Millionen ermöglicht worden. Mit den Arbeiten soll vor Ende dieses Jahres noch begonnen werden.

Geographische Nachrichten.

Die letzte Nachricht von der Expedition Lemaire (s. S. 105) ist vom 3. März datiert und meldet, daß nach Durchquerung der Berge Kundelungu Losoï in Katanga erreicht wurde. Sofort nach der Regenzeit sollen die Johnston-Fälle und der Bangweolo-See aufgesucht werden, worauf man 4 Monate rechnet. Nach Rückkehr nach Losoï soll bei günstigen Witterungs- und Träger-Verhältnissen noch eine Unternehmung nach dem Dilolo-See mit Rückweg über Lusambo gemacht werden.

Major Gibbons sendet einen Brief vom 10. März vom Kazungula, einem Nebenfluß des Kwando. Wegen allzugroßer Schwierigkeiten hat er den Plan aufgegeben, die großen Seen mittelst des Kafukwe zu erreichen, ist von den Katarakten Sishiwene nach Sesheke und Lialui gegangen und will den Kwando, Okwango und Kwito erkunden, sowie den Zambesi bis an die Quelle verfolgen.

Béhagle hat den Gribingui in allen Armen vom 6° 20′ N bis 8° 40′ aufgenommen und ein Croquis seiner Erkundungen gesandt.

Fourneau-Fondère sind auf der Rückkehr nach Frankreich.

Der Professor der Geographie Mackinder verläßt England, um den Kenia zu erkunden. Er wird begleitet von 2 schweizer Führern und 2 Naturforschern.

Die Geschichte der afrikanischen Kultur.

Von L. Frobenius.

In schlichter und klarer Weise möchte ich hier die Hauptzüge der Entwickelungsgeschichte der materiellen Kultur eines Erdteils darstellen. Es ist nicht nur mein Wunsch dies auszuführen, sondern ich muß es auch; es ist eine Verpflichtung. Weshalb? das will ich kurz voraussenden.

Es ist ein altes, schweres Übel, das die Völkerkunde verfolgt und arg schädigt, daß die Verwandtschaft der Kulturformen so schwer zu beweisen ist. Ich hatte es mir als Aufgabe gestellt zu schaffen und zu studieren, bis ich ein Mittel gefunden hätte, dem abzuhelfen, eine Methode „zu beweisen". Ich hatte Glück und mein Suchen ward reich belohnt. In dem Augenblicke nun, als ich mich daran machte, meine Methode darzulegen und die mit ihr erzielten Resultate auszukramen, da wollte es das Unglück, daß mir Beweise der Verwandtschaft, ganz neue und von bekannten Männern stammende Arbeiten zugingen, die jeder Beschreibung spotteten und die zwar in persönlicher Rücksprache von den Kollegen belächelt, in der Rezension aber mit keinem Worte gerügt wurden. Ich schrieb mein Buch „Der Ursprung der afrikanischen Kulturen", las dann nochmals die Rezensionen über das Unglaubliche und erfüllt von innerem Grimme und jugendlichem Siegesbewußtsein verfaßte ich das Programm zu diesem Werke, mich mehr der Stimmung hingebend als gut war. Ich sollte das sehr schnell merken; denn nun begann ein regelrechter Kriegszug gegen mich im Kritisieren, das genau dem Tone entsprach, in dem ich der Wissenschaft meine Vorwürfe gemacht hatte. Ich hatte außerdem Fehler begangen, hatte vor allem zu viel Voraussetzungen übergangen, die ja berechtigt sind, aber erwähnt werden müssen, hatte nicht genügend scharf definiert und wie gesagt, einen sehr scharfen Ton angeschlagen. Die Rezension haftete an den kleinen Mängeln und beschränkte sich im übrigen auf das billige: „es ist verfehlt".

Ich sehe nichts Entehrendes darin, die eigenen Fehler zuzugeben und habe den Mut zu bekennen, daß ich falsch vorgegangen bin. Um die eine Seite wieder ins Geleise zu bringen, schrieb ich demnach die kleine Broschüre: „Die naturwissenschaftliche Kulturlehre", die Dümmler in Verlag nahm. Darin legte ich mit größerer Klarheit nochmals meine Methode dar und ich hatte die Freude, daß sie nunmehr anerkannt und sanktioniert wurde; zunächst brieflich, aber mit dem Versprechen, dies auch zu publicieren. In der vorliegenden kleinen Abhandlung will ich nun die zweite Seite der Angelegenheit zu ordnen suchen, indem ich die Resultate meiner Arbeiten, wie sie sich im Laufe des dazwischen liegenden Jahres abgeklärt haben, zusammenfassen; ganz einfach und allgemein verständlich, ohne wissenschaftlichen Ballast und ohne Voraussetzungen. Gegen früher habe ich den großen Vorteil, daß inzwischen die Arbeiten über die oceanischen Kulturen (von Malakka bis zur Osterinsel, Australien einbegriffen) zum Abschluß gelangten. Im Anfange des kommenden Jahres werden Petermanns Mitteilungen die kartographischen Darstellungen publicieren und so zugänglich machen. Wer sich also des weiteren zu orientieren wünscht, der wird in den oben erwähnten Werken und in dieser Zeitschrift alles finden, was ich hier übergehe.

Es ist nicht nur mein Wunsch, mich selbst zu korrigieren, sondern auch das Bestreben, andere, der Wissenschaft ferner Stehende zum Verständnis für unsere großen Probleme anzuregen, und in diesem Sinne empfehle ich nach dem Lesen den Besuch eines Museums für Völkerkunde, in dem dann jeder Laie selbst die Originaltexte zu diesen Ausführungen durchsehen kann.

1. Die Elemente der afrikanischen Kultur.

Das wichtigste Material für die Untersuchung der vorgeschichtlichen Kulturgeschichte bietet das von den Menschen geschaffene Gerät, das in verschiedener Richtung ihnen das Leben, d. h. die Lebensform sichern und erleichtern soll, die Hütte, die ihnen gegen die Unbilden der Witterung, die Waffe, die ihnen gegen menschliche und tierische Feinde Schutz bieten, das Werkzeug, mit dem die Arbeiten des Feldes und Hauses ausgeführt werden etc. Jedes einzelne unter diesen Geräten, unter diesen Schätzen des materiellen Kulturbesitzes besitzt eine Entwickelungsgeschichte, die je weiter hinab in die unteren Stufen der Kultur wir steigen, um so ausgeprägter auf einer Bahn, in einer geographischen Richtung Merkmale zurückgelassen hat, indem dem Centrum der Ausbildung zu die Formen am entwickelsten, der Peripherie der Ausstrahlung oder dem Rande der flutartig sich fortpflanzenden Verbreitung oder Wanderschaft zu dagegen am primitivsten sind. Diese einfache Sache bietet der Völkerkunde nun die Möglichkeit nachzuforschen, von wo eine Kulturform stammt. Es ist aber ganz natürlich, daß wir für die Wege, die eine solche Entwickelungsreihe wandert, oder auch die Summe derartiger Umbildungen, die eine Kulturform ausmachen —, ich sage, es ist ganz natürlich, daß wir für diese Bahnen die Beschaffenheit der Erdoberfläche als ursächlich und maßgebend bezeichnen müssen.

Für die Geschichte der afrikanischen Kultur wird zum Beispiel stets und ewig das Plateau des Nordens, Ostens und Südens, die Niederung des Westens ein Ausschlag gebendes Moment ausmachen, das eine wie das andere. Wir müssen und dürfen annehmen, daß die Erscheinungen, die sich heute gelegentlich der Ausbreitung der europäischen Kultur in Afrika abspielen, sich schon oftmals wiederholt haben. Die Wanderstraßen, die unsere Kultur und unsere Expeditionen wenden, sind vordem schon den verschiedensten Strömungen dienstlich gewesen. Nehmen wir die Nordachse, das heißt die Plateaubahn vom Nil zum Senegal! Das ist die Bahn der ostwestlichen oder westöstlichen Strömungstendenz. Da können wir schon viele Faktoren feststellen. 1. Die alten Ägypter suchten stets und immer wieder ihr Reich auszudehnen nach dem oberen Nil. Und immer wieder fielen die Völker der westlich und östlich gelegenen Gebirgsplateaus ein. 2. Die neue ägyptische Regierung schob sich bis zum Viktoria-See mit ihrer Äquatorialprovinz vor. Aber wieder trat die Spaltung ein, diesmal durch den Mahdi, der sich dazwischen

schob und Chartum zu Falle brachte. 3. Die Engländer marschierten den Nil hinauf und — was ist der „Fall Faschoda“ anders als die Wiederholung des erwähnten Prozesses? Denn jedes Volk, jede Strömung, die im Westen ihren Ausgang nimmt, prallt zuletzt im Nilgebiet mit den schwächeren Strömungen der kleinen Straße längs des Niles zusammen. Die Fulbe gingen aus dem Gebiet des Senegals (Futa Djalon) aus und erreichten auf ihrer Wanderschaft den Nil. Es fehlt nicht an Streitern für die Hypothese, daß diese gleichen Fulbe denselben Weg in umgekehrter Richtung schon einmal gemacht und so den Hinmarsch nach Futa Djalon gemacht hätten. Und die Straße dieser Fulbe ziehen heute in weiten Expeditionen die Franzosen, und so gerieten sie bei Faschoda mit den vom unteren Nil heraufziehenden Engländern in Konflikt.

Die zweite große Wanderstraße ist für uns Deutsche von ebenso großem Werte wie für die Engländer. Es ist die Südachse, auf der die Völker und Kulturen nordsüdlicher oder südnördlicher Wandertendenz pilgern. Es ist die Straße der Zuluvölker, die auf diesem Wege im Süden unserer ostafrikanischen Schutzgebiete einfallen und bis zum Viktoria-See vordringen, wo sie mit den Völkern der Nordachse in Kollision geraten. Es ist die gleiche Bahn, auf der der unternehmungslustige Engländer seine Telegraphen- und Eisenbahnlinie ziehen will.

Die dritte Zone ist ein Gebiet der Zurückgedrängtheit, der Abgeschlossenheit, das aber auf zwei Seiten zugänglich ist, das ist die Region des Westens des Kongostaates im wesentlichen, wenn auch die Niederguineaküste dazuzurechne nist. Im Innern ist ein reger und leichter Verkehr geboten, durch die Nebenstraße des Kongo. Daher die unglaubliche Schnelligkeit, mit der der Kongostaat Fuß gefaßt und sich ausgedehnt hat, nachdem einmal der schwere Zugang durch die Pforte des Kongostrombettes errungen war. Denn dieses westliche Ablagerungsgebiet ist leichter von innen her zu erreichen als von der Küste. Von Norden gelangen die Völker des Sudan (der Nordaxe) verhältnismäßig bequem herein, wenn sie einmal nach Süden von ihrer Wandertendenz abweichen. Von Süden her aber strömt die Flut der Südachse, die die Sudan- und Balubareiche gegründet und den Völkern die Sprachgemeinschaft mit den Stämmen des Südens verliehen hat. Alle Kongovölker sprechen fast die Bantusprache.

Die Zugänglichkeit des Innern des Erdteiles ist recht schwierig, denn das Plateau fällt nach den Rändern zu ab. (Der bekannte Vergleich mit einem umgekehrten Präsentierbrett!) Prüfen wir den Eintritt in Afrika, wie ihn die Entdeckungsgeschichte darstellt. Die von Norden kommende Kultur hat nur einen guten Weg, die Nilstraße, die aber, wie schon erwähnt, mit der Nordachsenströmung kollidiert. Ist aber einmal ein Reisender hineingedrungen in den Strom dieser Tendenz, dann hat er leichter Fahrwasser nach Osten und Westen. (Man denke an die weiten Fahrten Barths und

Nachtigalls.) Viel leichter wird es den von Senegambien Kommenden, wie es das Beispiel der Franzosen und deren Kolonialreiches in Sudan lehrt. Wie schwierig es ist, von Osten aus in das Innere vorzudringen, zeigt die alte arabische Kultur, die nur an der Küste Fuß fassen konnte. Aber der Widerstand ist hier so schwierig nicht zu überwinden, wenn auch nicht so leicht wie im Süden, wo der Europäer (Holländer) spielend leicht Eintritt fand. Für den Westen ist das Beispiel der alten und neuen Kolonisation gleich wichtig. Aus beiden spricht das gleiche Faktum, daß nur der Küstensaum einen verhältnismäßig sehr bequemen Raum für den Zutritt und die Kolonisation bietet.

Doch nicht nur die Leichtigkeit eines Zutrittes ist zu berücksichtigen, sondern eine noch größere Rolle spielt die Umgebung des Erdteiles, die direkte Umgebung, also das Meer und die weitere, die dargestellt wird durch gegenüberliegende Küsten. Wir müssen in der Entwickelungsgeschichte der Kultur jedes Erdteiles und jeder Küste des Erdteiles zwei Epochen unterscheiden, eine erste, in der das Meer eine Kluft, einen unüberschreitbaren Zwischenraum bildet und eine zweite, in der es die Verbindungsstrecke darstellt. Die obige Betrachtung lehrt uns die innere oder engere Geschichte eines Erdteiles, diese aber die weitere, die Stellung im Ganzen, inmitten aller anderen Kulturen der Erde verstehen. In diesem Sinne also ist es, wenn wir einen Blick über die Kulturgeschichte der Afrika umgebenden Ländermassen werfen. Ich berücksichtige vier Epochen oder Kulturformen:

1. die südasiatischen Kulturen,
2. die südwestasiatischen Kulturen,
3. die mediterranen Kulturen,
4. die osteuropäischen Kulturen.

So wir nämlich die Entwickelung der asiatisch-europäischen Kultur verfolgen, bemerken wir die Verschiebung des Schwerpunktes nach Westen oder in westlicher Richtung: a) Kleinasien, b) Griechenland, c) Italien, d) Spanien-Portugal, e) England. Das sind der Reihe nach die kolonisierenden Staaten. Und je weiter die Kulturmittel sich ausbildeten, desto weiter nach Westen verschob sich das kolonisierende Ausstrahlungscentrum und auch der Machtkreis. Wir können das an Afrika ganz genau feststellen. Über Kleinasien kommt die ägyptische Kultur. Griechenland ist beteiligt an der Gründung der Kolonien an der Nordküste Afrikas, aber erst Rom unterwirft den ganzen Norden. Die Staaten der Pyrenäenhalbinsel kolonisieren den Westrand und umschließen Afrika. Denn die Kultur konnte den Atlantischen Ocean erst überbrücken und dem Verkehr eröffnen, sobald ihr Centrum aus dem Mittelmeer an den Rand des Atlantischen Oceans verschoben war. Dann kommt England, das nun als erstes seine Kolonien weit in das Innere vorschiebt. Das sind die großen lehrreichen Sphären der afrikanischen Kulturgeschichte der neueren Zeit.

Wir sehen damit die Thatsache, daß erst in historischer Zeit Afrikas Westküste in den Bereich der außerafrikanischen Kultur von Westen her gezogen wurde. Vordem war der Atlantische Ocean eine trennende Kluft. Und was den Norden anbelangt, so sehen wir das Anwachsen eines wirklich bedeutungsvollen Einflusses auch erst in historischer Zeit. Hierfür ist die Epoche der südostasiatischen Kultur, sowie die der mediterranen maßgebend. Vordem aber habe ich oben noch eine Kultur angegeben, die südasiatische, das ist diejenige, die den Osten in ihren Bereich gezogen hat. Und damit müssen wir ein Gebiet betreten, dessen Geschichte nicht bekannt ist. Deshalb muß ich hier ein wenig eingehender und ausschweifender erörtern. Veranlassung hierzu bietet die merkwürdige Erscheinung einer malajischen Kultur auf der ostafrikanischen Insel Madagaskar. (Hova.) Prüfen wir die Zusammensetzung dieser, die sich von Malakka bis zur Osterinsel und von den Marianen bis Neuseeland erstreckt.

Als ursprünglich in den malajischen Ländern des ostindischen Archipels und auf Neuholland (Festland Australien), also als älteste Kultur in diesen Gegenden muß die nigritische Kultur bezeichnet werden. Das ist eine Kultur mit sehr niedrigem und geringem materiellen Besitz. Charakteristisch sind: 1. die Behausung, ein Wetterschirm, die Kugelhütte, die aus in die Erde gesteckten und halbkreisförmig gebogenen Stöcken gebildet wird; 2. das Werkzeug, vor allem ein Steinbeil, dessen Kelt nur geschlagen, nicht geschliffen und mit einem um ihn geschlungenen und unter ihm zusammengebundenen Rotangstreifen oder Ast- oder Baumrindenstück als Griff versehen ist; 3. als Kriegswaffe ein Speer, dessen dreiseitige aus Stein geschlagene Spitze mit Harz befestigt, in den Stab ein wenig eingelassen und hie und da auch festgebunden ist; 4. Schild, aus Holz, einfacher dicker Knüppel mit einem Loch, einer länglichen Durchbohrung, durch die die Hand greift; 5. als Jagdwaffe eine Wurfkeule, oder ein Wurfholz (Bumerang); 6. als Musikinstrument ein klingender Stab (Klangstab), der mit dem Bumerang oder dem Grabstock geschlagen wird; 7. als Ackerwerkzeug der einfache unten zugespitzte Grabstock, mit dem Wurzeln ausgegraben werden; 8. als Feuerzeug das einfache Rohrinstrument, (ein senkrecht stehender Stab wird auf einem wagerechten, in einer Vertiefung stehenden Holze mit den Handflächen gequirlt, bis der abfallende Holzstaub zu rauchen anfängt); 9. Zahlen 1—2.

Von Hinterindien zieht sich eine Kultur über die ostindischen Inseln und Neuguinea hin, die ich als die vormalajische bezeichnet habe. Charakteristisch für sie sind: 1. als Behausung der Barla-Stil, ein Pfahlbau mit aufgesetzten Wänden; 2. das Werkzeug ein in einen Klammerverband gefaßter und mit diesem auf ein T-förmiges Holz aufgebundener geschliffener Stein; 3. als Kriegswaffe vor allem der mit Rotang oder Bambus besehnte einfache Bogen, der an seinem Unterende weniger zierlich ausgearbeitet ist als am Oberende und

der mit Verdickungen zum Festhalten der Sehnenschlinge ausgerüstet ist; 4. die Bambuspauke, bestehend aus einem der Länge nach aufgeschlitzten Gliede dieses Rindenrohres oder aus einem ebenso geschnitzten Holzblock; 5. ein Schild, der umgehängt wird und aus Rotang geflochten ist; 6. als Feuerzeug das Bambussäge- oder Holzreibe-Instrument; 7. Zahlen 1—5; 8. das einfache Auslegerboot ꝛc.

Aus der gleichen Richtung kommt von Vorder- und Hinterindien endlich die malajo-asiatische Kulturströmung, die folgende neue Elemente neben anderen dazuführt: 1. In der Behausung den nordischen Wetterschirm (ein Ausläufer des innerasiatischen Zeltes?); 2. den wagerecht liegenden Kelt, der geschliffen wird, nachdem er geschlagen ist; 3. die Eisenindustrie, die aber nur da Fuß fassen kann, wo das Material gefunden wird; 4. der asiatische Bogen; 5. die Saiteninstrumente mit Sehnen als Saiten; 6. den asiatischen Rundschild mit einem Arm- und einen Handgriff; 7. für den Schiffsbau das Segel; 8. die Fellpauke; 9. Zahlenreihe von 1—10 und Ähnliches mehr.

Diese drei Elemente mischten sich im ostindischen Archipel und aus ihrer Mischung ging die malajische Kultur hervor und alle jene einzelnen Wanderzüge, die bis Neuseeland zur Osterinsel, Madagaskar, ja nach Norden und Osten wahrscheinlich noch weiter sich erstreckten. Es ist diejenige Kultur, welche die Küsten des stillen Oceans in gleicher Weise besiedelt hat, wie einst die griechische Kultur die Gestade des Mittelmeeres. Wie man gewohnt ist, von der Mittelmeerkultur zu sprechen, so dürfen wir hier diese gewaltige Kultur des Mittelländischen Oceans (große oder stille Ocean) zwischen Amerika bis Australien und Indischen Ocean zwischen Australien und Afrika als Kreis der Mitteloceankultur umgrenzen.

In das Gebiet der Mitteloceankulturen fällt aber auch die Vorderindiens, die zum Beispiel die Baumwollweberei bis zu den Philippinen und bis nach Ostafrika gesandt hat, die den Blasebalg und damit wohl die ganze Eisenindustrie den Afrikanern vermachte und ebenso den Hirsebau. Aber die indischen Kulturen sind jünger als die malajischen. Sie enthalten nicht nur einen größeren Prozentsatz innerasiatischer Elemente, sondern haben auch den malajischen Kulturen Gaben überwiesen, wie den Blasebalg und die Baumwollspinnerei. Denn, was man bisher meistens übersah, ist, daß der malajische Federblasebalg mit dem Kolben nichts weiter als ein Nachkomme des indischen mit dem Felltrichter ist. Also, wir müssen im Bereiche der mitteloceanischen Kultur zwei Formen unterscheiden, wenn ihre Bedeutung für Afrika in Frage gezogen wird, einmal die ältere malajische, dann die jüngere indische.

Die Betrachtung der Afrika umgebenden Kulturen und der der Geschichte angehörenden Thatsachen lehrt uns demnach folgende Reihenfolge außerhalb des Erdteiles sich abspielender und auf Afrika rückwirkender Epochen beachten.

1. Epoche. Die Ausdehnung der malajischen Kulturen, Einfluß auf die Südostküste über Madagaskar;
2. „ Die Ausdehnung der indischen Kulturen, Einfluß auf die Ostküste;
3. „ Die Ausdehnung der südwestasiatischen Kulturen, Einfluß auf die Nordostküste;
4. „ Die Ausdehnung der mediterranen Kulturen, Einfluß auf die Nordküste;
5. „ Die Ausdehnung der westeuropäischen Kulturen, Einfluß auf die West-, Süd- und Ostküste.

Den Ethnologen interessieren nun die außerhalb der Geschichte liegenden Vorgänge mehr als die geschichtlichen. Demnach sind es die drei ersten Kulturformen, die unsere Interessen in Anspruch nehmen. Von diesen fallen aber wieder die zweite und dritte so eng zusammen — der inneren Verwandtschaft und des gemeinsamen Einflusses respektive Eintrittsraumes wegen, — daß wir sie unter dem Titel: „Die asiatische Kultur“ zusammen fassen. Nehmen wir dazu noch, daß in Afrika in gleicher Weise wie in Australien die nigritische Kultur allen anderen zuvor ansässig gewesen ist, so ergiebt sich eine Dreiteilung der vorgeschichtlichen Kulturelemente in Afrika.

1. Die nigritische Kultur, alteingesessen;
2. Die malajische Kultur auf den Südostrand, also die Südachse wirkend;
3. Die asiatische Kultur, auf den Nordostrand, also die Nordachse wirkend.

Unsere Aufgabe ist es nun, an der Hand bestimmter Geräte (Leittypen) die Bedeutung und Einwirkung dieser Elemente festzustellen.

2. Die nigritische (eigentlich afrikanisch-nigritische) Kultur.

Die engere Darstellung will ich mit der Erklärung der Namen der einzelnen Kulturformen beginnen, wobei ich es der ferneren Entwickelung und Entscheidung der Wissenschaft vollkommen anheimstelle, das eine dem anderen im Namen vorzuziehen. Für die Benennung einer Kulturform giebt es zweierlei Ausgangspunkte. Einmal liegt es nahe, sie mit dem Namen des Erdteiles, aus dem sie stammt, zu versehen, oder wenn es eine Rasse ist, dann mit deren oder mit dem eines Volkes ꝛc., jedenfalls also in dem Namen die Anerkennung der früheren oder ursprünglichen Träger oder des Ursprungslandes festzulegen. Das wäre sozusagen der Familienname, zu dem dann noch der Eigenname gehört. Diesen würde man nach dem Beispiele anderer Wissenschaften und dem Wissen der Sache entsprechend nach dem jeweiligen Wohnsitze erteilen, wie man den indischen und den afrikanischen Elephanten unterscheidet. Dieser Bei- oder Eigenname würde dann aber nicht nur den Wohnsitz bezeichnen, sondern er würde dann gleich die Eigenart der betreffenden

Variation für den Kenner verraten. Wenn ich von einem Bogen von Allor (im Bandameer) sage, er sei fast ein afrikanischer Typus, so sehe ich einen runden Querschnitt, langsame und regelmäßige Verdünnung der Enden sowie Herabbiegung der Enden. Zu diesen Eigenschaften neigen nämlich fast alle Bogenformen in Afrika.

Wenn aber die Bezeichnung des Bei- und Eigennamens eine sehr einfache, von der Natur gebotene und selbstverständliche ist, so ist das hinsichtlich des Geschlechtsnamens der Kulturformen nicht der Fall. Völlige Klarheit über die Richtigkeit der Geschlechtsnamen wird erst nach völliger Klarheit über die Geschichte der Kulturformen in Asien zu erreichen sein. Dann erst gilt es feststellen, woher eine Kulturform kommt und wer sie trug. Und wenn ich auch nachweisen kann, daß die sogenannten malajischen Kulturen aus den Südostländern Asiens, aus den indischen Regionen stammen, so wäre es doch falsch, sie als „indisch“ zu bezeichnen, weil wir hierunter etwas ganz anderes verstehen. Auf diese Schwierigkeit der Benennung muß ich hinweisen, weil ich mich selbst arg „verhauen“ habe, indem ich seinerzeit die westafrikanische Kulturform malajo-nigritisch benannte; sie müßte eigentlich afrikanisch-malajisch heißen. Wie ich zu diesem Irrtum kam, ist sehr einfach. Ich hatte mir das Problem der Nomenklatur nicht so klar gemacht, wie heute. Ich halte es aber für richtiger, selbst auf diesen Fehler aufmerksam zu machen, ehe ihn andere entdecken.

Die afrikanisch-nigritische Kultur aber bringt uns in eine ganz arge Lage. Andere haben unter „Nigritier“ die Afrikaner zusammengefaßt. Ich verstehe weder die Afrikaner, noch überhaupt dunkle Völker (oder gar schwarze) unter den Trägern der nigritischen Kultur. Das stelle ich hier ein für allemal fest.

Die nigritische Kultur ist eine solche, die ich vorderhand sowohl in Oceanien als in Afrika nachgewiesen habe und deren eine, die afrikanische Variante, wir nunmehr näher kennen lernen wollen.

Unter den Leittypen der Kultur wird die Hütte stets eine sehr wesentliche Rolle spielen. Die Urform der nigritischen Hütte vermögen wir noch sehr wohl im südafrikanischen „Scherm“ zu erkennen. Der Buschmann begnügt sich auf Wanderungen mit dieser sehr einfachen Vorrichtung, welche auch von anderen Südafrikanern als Notbehelf angewendet und in kolonialer Bezeichnung der „Scherm“ genannt wird. Man wählt einen dichten Busch als Schutz, entfernt die überflüssigen Äste, verflicht nach der Wetterseite zu die übrigen, zieht sie herunter und verstopft die Zwischenräume mit Reisig, so daß ein niedriges, überhängendes Schutzdach entsteht, unter dem man sich behaglich zusammenrollen kann. Daraus entsteht die südafrikanische Kugelhütte. Rings um die kreisförmige Bodenfläche werden biegsame Hölzer in dem Erdboden befestigt, die gegenüberstehenden oben zusammengebogen und verbunden, das giebt das Gerüst. Die Vervollständigung zum Raumbau verlangt eine Ausfüllung der Zwischenräume in zweiter Linie. Dies kann je nach

dem vorhandenen Material geschehen, entweder durch Verflechten der Gerüste mit anderen Ruten, oder durch Zwischenstellen zahlreicher dünner Stöcke oder Schilfbüschel oder starrer Grasstengel oder endlich durch Bedecken mit einer Decke, sei es ein Fell, eine Matte oder Grasbüschel.

Das Bezeichnende an dieser Konstruktion ist das Herauswachsen der Flächen aus dem Boden, das Zusammenwachsen in der Mitte, die keines Stützbalkens bedarf. Nach Norden zu treten nun allerdings Säulen im Innern auf, Träger, die den an Umfang und Höhe gewaltig wachsenden Bau stützen müssen. Aber das Bauprinzip bleibt das gleiche, stets geht der Bau von den Wänden aus. Bis in das südliche Kongobecken erstreckt sich diese Kugelhütte auf der einen Seite, bis in das Seenbecken auf der anderen östlichen. Einzelne ganz primitive und echte Kugelhütten treten inmitten der großen Wälder im östlichen und nördlichen Kongobecken auf. Aber die Buschvölker gebrauchen sie nur, einer der Beweise, daß wir diese kleine Rasse als die einstigen Träger dieser nigritischen Kultur ansehen müssen. (Vergleiche m. Arbeit: „Die Buschvölker" in der „Afrika" 1898). — Im Osten geht dieser Baustil in den der von Norden kommenden afrikanisch-asiatischen Kegelhütte über.

Eine zweite Form des nigritischen Hüttenbaues beruht im Erdbau. Theophil Hahn schildert, wie der wandernde Buschmann ein Feuer auf dem trockenen Sande entzündet, und wenn dasselbe eine angenehme Wärme angenommen hat, eine Höhlung hineingräbt, in die er sich, mit dem Sande sich wieder deckend, einbettet. Unter dem Einfluß asiatischer Kulturen hat sich dieser schlichte Höhlenbau — ich betrachte das Sandbett der Buschmänner als einen kümmerlichen Rest — zu komplizierten Erdbauten entwickelt, die H. Frobenius eingehend behandelt hat. — Wo aber die Elemente der nigritischen Kultur im afrikanisch-asiatischen Kreise sich überhaupt erhalten haben, da zeigen sie eine hohe entwickelte und eigenartige Gestalt.

Ein zweites, wesentliches Leitelement der nigritischen Kultur ist im Schilde zu erkennen. — Die Völker des südlichen Afrika üben die eigenartige Kunst der Stockgefechte. Die beiden Gegner sind jeder mit zwei Stöcken ausgerüstet, die an einem Ende etwas verdickt, an beiden aber stumpf zu sein pflegen. Sie fechten mit beiden Händen zugleich, wie die Japaner mit zwei Schwertern. Mit dem einen Stock suchen sie die Hiebe des anderen, der zumeist auf die Schienenbeine zielt, aufzufangen, mit dem anderen gleichzeitig zu schlagen. Das ist nigritische Kampfweise — wir würden es mehr Schlägerei, oder ganz edel Duell nennen. Diese Sitte der Stockkämpfe erstreckt sich bis ins Marutse-Mambunda Reich, also in das Kongo-Becken auf der einen Seite, bis fast an den Viktoria-See auf der anderen, entspricht also der Verbreitung der afrikanisch-nigritischen Kugelhütte. Zu bemerken ist aber, daß wir im Nilgebiet bei den Dinka und Mondu auch noch Reste dieser dem Stockkampfe entsprechenden Stockschilde nachweisen können.

Vom Schilde selbst vermögen wir 4 Formen zu unterscheiden. Die einfachste ist der einfache Stock der Südafrikaner, der Kirri der Hottentotten. Der den australischen Varianten entsprechende zweite Typus ist der der Dinka und Mondu; ein dicker Holzklotz läuft nach oben und unten in eine dünne Spitze aus. In dem dicken Mittelteil ist ein halb kreisförmig von der gleichen Seite ausgehender und nach der gleichen mündender Kanal geschnitten, durch den die Hand greift. Neben diesen beiden Gestaltungen kommt eine unter afrikanisch-asiatischem Einflusse ungebildete und eine malajische, im nächsten Abschnitt zu erwähnende hervor.

Die bekanntesten Vertreter der unter afrikanisch-asiatischem Einflusse stehenden nigritischen Schilder sind im Süden der Suluschild, im Norden der Massaischild. Die Entwickelungsgeschichte ist die folgende. Beim eigentlich nigritischen Schilde schützt die den Kanal oder Handgriff umgebende Verdickung des Holzes die Hand gegen die Schläge des Gegners. Bei dem einfachen südafrikanischen Stockschild versieht ein um die Hand gewickeltes Fellstück diesen Dienst. Dasselbe wächst zu der großen ovalen Gestalt des Suluschildes an. Weiter nördlich: an Stelle des Felles erscheint Leder; der Rand wird versteift, ja ein kleiner Buckel tritt in der Mitte hervor. Das ist der Massaischild, und die erwähnten Merkmale sind die der durch die Wölbungselastizität ausgezeichneten asiatischen Buckel-Rundschilde, denen die Formen des oberen Nil (Schilluk, Darfor etc.) noch näher kommen. Also eine ausgeprägte Ausgleichung zwischen nigritischen und asiatischen Elementen auf der Südachse. — Der Nordachse scheinen nigritische Schildformen zu fehlen.

Ein weiteres Leitelement des nigritischen Kultur- und Waffenschatzes stellt das Wurfgeschoß der Jagd dar: Wurfkeule, Wurfstab und Wurfholz. Die Wurfkeulen gehören Südafrika, die Wurfhölzer Nordafrika an. Die Wurfkeulen sind kurze, rundliche, mit einem dick-kugelförmig angeschwollenen oberen Ende versehene Stöcke. Sie werden bei den Sulu und Kaffern zwar häufig als Waffe erwähnt, und zwar als sehr gefürchtete und außerordentlich geschickt gehandhabte. Man hat aber die Wirkung übertrieben und der Gebrauch bei der Jagd ist von wesentlicherem Vorteile wie der im Kriege.

Dem Norden zu finden wir nur im östlichen Nilgebiet Wurfkeulen; sonst fehlen sie hier, wie im Süden das Wurfholz zu fehlen scheint. Das Wurfholz, eine gebogene, flache, meist gleichbreite, streifenförmige Holzmasse, ist im ganzen Nordafrika nachgewiesen. Die alten Ägypter verwandten es zur Vogeljagd. Wurfhölzer der Tuareck befinden sich im Britischen Museum. Bei den Nilvölkern sind sie ebenso nachgewiesen wie bei den Senegambiern. — Man hat mehrfach darüber gestritten, ob das afrikanische und das neuholländische Wurfholz die gleiche Waffe sei, und namhafte Gelehrte haben dies verneint, weil der australische Bumerang die Eigenschaft habe, zurückzukehren. Es ist ein wenig berechtigter Streit. Denn die erwähnte Eigenschaft des australischen Bumerang ist auch auf Neuholland

nur einer Gruppe dieser Waffe eigen und gar nicht etwa allen. Wir dürfen das als eine australische Errungenschaft bezeichnen.

Das Wurfholz Nordafrikas hat eine eigenartige und höchst lehrreiche Umbildung erfahren, die uns an die an Schild und Hütte gemachte Erfahrung gemahnt. Es ward nämlich unter dem afrikanisch-asiatischen Einfluß zu einer eisernen Waffe, dem Wurfmesser. Die einfachste Form des Wurfeisens stellt ein streifenförmiges, oben gekrümmtes und zugespitztes Eisen dar. Dasselbe erlebte eine Weiterentwickelung, indem mehrere Eisenzacken nach verschiedenen Richtungen aus diesem Grundstabe herauswuchsen, die jedoch alle miteinander auf einer Fläche liegen. Diese Wurfeisen finden sich vom östlichen Nilgebiet bis westlich der Länder am westlichen Ufer des Tsadsees, gehören also der Nordachse an. So weit sie auf diesem Gebiete vorkommen, sind es tüchtige und verwendbare Kriegswaffen, sobald sie aber nach Süden ausbiegend die Nordachse verlassen, beginnt eine Wucherung. Die Zacken nehmen bis zur Doppelteilung (die äußersten Spitzen teilen sich nochmals) zu, werden bald blatt-, bald scheiben-, bald axtklingenförmig, verschmelzen mit einander und dringen nicht als Angriffs-, sondern als Drohwaffen bis an den Kongo vor. Ja, sie wandern noch weiter und am Unterlauf des Kassai führen Zweck und Form ein getrenntes Dasein, indem eine Waffe aus einem anderen Formkreis (ein annähernd diskusförmiges Messer) dem Zwecke dient, gegen die Beine des Feindes geschleudert zu werden und eine hölzerne aus dem vielzackigen Wurfmesser hervorgegangene Form als — Friedenszeichen gebraucht wird.

So hat die afrikanisch-asiatische Kultur sich das nigritische Element angeeignet und es sogar in drolliger Umgestaltung in Wesen und Form nach dem Süden geschleppt.

Doch ist damit der Wirkungskreis dieses nigritischen Elementes noch nicht erschöpft. Die malajische Kultur hat nämlich das Wurfholz zu einer gebogenen Blattkeule umgewandelt, die im afrikanisch-malajischen Kulturkreis des Westens wieder auftritt — aus Eisen. Ich will übrigens nicht leugnen, daß in anbetracht des Vorkommens dieser eisernen, messerartigen Waffen im Norden des Kongobeckens und im Süden der Nordachse die Ansicht viel für sich hat, daß wir es in diesen säbelartigen Waffen mit einer südlichen, einfachen Umbildung des nördlichen einfachen Wurfeisens zu thun haben.

Ein weiteres wichtiges Leitelement der nigritischen Kultur ist das Steinbeil, respektive eine Beilform, die aus dem nigritischen Typus hervorgegangen ist, wie wir ihn noch in Australien, zumal im südwestlichen Australien erhalten sehen. Dieses ist höchst einfach. Um den der Breitseite nach stehenden Steinkelt, der vorn und hinten geschärft ist, wird ein Rotangstreifen (Streifen Stuhlrohr) geschlungen und unter dem Steine fest zusammengebunden. Ein Hammer aus dem Quellgebiet des Kongo ist ganz genau so konstruiert, und auf das gleiche Motiv führe ich die süd- und ostafrikanische Streit-

art zurück, die aus einem am oberen Ende keulenförmig verdickten Stabe besteht, der an seiner dicksten Stelle durchbohrt ist zwecks Aufnahme der durch die Öffnung geführten auch stehend gelagerten, langen, vorn und hinten weit herausschauenden Eisenklinge. Dies einfache Beil kommt im Süden des Erdteiles bis in das Seengebiet einerseits, bis zum Sambesi und noch weiter nordwärts auf der andererseits vor.

Nehmen wir hierzu noch das Vorkommen des einseitig zugespitzten Grabstockes in Südafrika, des einfachen Klangstabes in mehreren Gebieten und der Verbreitung des einfachen Feuerquirls (zur Feuergewinnung) über den größten Teil des afrikanischen Kontinentes, so haben wir eine ganz ansehnliche Reihe wichtiger nigritischer Leitelemente beisammen. (Über Pfeilspitzen ein anderes Mal.)

Was sie uns lehrte, ist hier kurz nochmals zusammen zu fassen. Im Süden treten die nigritischen Merkmale gedrängt und ziemlich rein erhalten auf. Auf der Nordachse ist eine starke Umbildung durch die afrikanisch-asiatische Kultur sehr bemerkenswert. Zwischen dem Norden und Süden läßt sich im Osten des Kontinentes längs der Südachse ein Ausgleich zwischen den Extremen feststellen in der Weise eines ziemlich starken Anwachsens von Wesenszügen der asiatischen Kultur dem Norden zu. Sobald die nigritischen Elemente der Nordachse in das Gebiet der malajonigritischen Kultur (afrikanisch-malajischen Kulturkreis) treten, bilden sie sich zu außerordentlicher Mannigfaltigkeit der Form um.

Eine Abhandlung in der „Afrika" hat sich nach anderer Richtung mit dieser Kultur beschäftigt. In ihr habe ich zu beweisen gesucht, daß die nigritische Kultur ursprünglich in den Händen jener kleinen, hellen Rasse lag, die im allgemeinen mit dem verwirrenden und falsche Vorstellungen hervorrufenden Namen der Zwergenrasse versehen wird. (Fortsetzung folgt.)

Bücheranzeige.

L. Frobenius, Die naturwissenschaftliche Kulturlehre. — Berlin 1899. — Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Actes de la Conférence pour la revision du régime des spiritueux en Afrique. — Bruxelles, Hayez, imprimeur de l'académie royale de Belgique. 1899.

P. Steiner, Am Goldstrand. Missions- und kulturgeschichtliche Schilderungen. — Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung.

Evangelischer Missions-Kalender 1900. — In gleichem Verlage.

W. Rottmann, Der Götze Odente. Ein Nachtstück aus dem westafrikanischen Heidentum. — In gleichem Verlage.

Im Dienst des Meisters. Züge aus dem Leben des † Pfr. Rud. Wenger. — In gleichem Verlage.

E. Gründler, Frauenelend und Frauenmission in Indien. — In gleichem Verlage.

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Nr. 10. Oktober. 1899.

Afrika.

Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller

in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Sechster Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Abonnementspreis jährlich 3 M. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postämter.

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Generalsekretär: Pastor **E. Otto**, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Redaktion der „Afrika“: Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Zur gefälligen Beachtung:

Geld- und Wertsendungen werden an die Adresse des **Schatzmeisters** erbeten.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck**, Coblenz.
Schriftführer: Pfarrer **Keller**, Coblenz.
Geschäftsführer: cand. min. **Brüning**, Coblenz.
Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., Coblenz.

Quittungen.

Für den Evangelischen Afrika-Verein gingen ein bis zum 30. September:

Einmalige Gabe des Herrn Bankier Sanden in Potsdam, 100 Mk. — Jahresbeitrag für 1899: Frau Prof. Froriep, Tübingen, 5 Mk. — Oberpf. Seiler, Ruhland, 5 Mk. — Frau von Estorff, Veerßen bei Uelzen, 5 Mk. — R. Fischer, Postgehilfe, z. Z. Ortrand, 1 Mk. — H. Mewes (Teterow), Wismar, 3 Mk. — Pastor Sachse, Großwenden, 1,50 Mk. — Otto Ulrich, Hamburg, 4 Mk. — Pastor Nierhoff, Berlin, 1 Mk.

Berlin W., Behrenstr. 48, 30. Sept. 1899.

Der Schatzmeister.
Veit.

Die Schule des Evangelischen Afrika-Vereins in Kamerun.

Von Missionar Bohner.

Es ist dem Schreiber in der letzten Zeit wiederholt die Ansicht begegnet, als unterstütze der Evangelische Afrika-Verein das ganze Schulwesen der Basler Mission in Kamerun. In Wirklichkeit unterstützt der genannte Verein die Basler Missionsschulen nicht, sondern er hat nur der Basler Mission in Kamerun zur Gründung einer höheren Schule verholfen, die nach Wunsch des Vereins obigen Namen trägt. Wenn wir nun in diesen Zeilen davon handeln wollen, so reden wir

1. Über Zweck und Entstehung dieser Schule.

Der einflußreichste Ort in Kamerun ist Bellstadt oder Belldorf, von den Eingeborenen Bonanjo genannt. Er besteht aus den drei Ortsteilen Bonaduma (von den Europäern Tokoto genannt), Bonapriso (Joßtown) und Bonamandone, ist Sitz des Oberhäuptlings (King) Bell und wird darum auch Bellstadt (Belltown) genannt. Dieser Ort war von jeher in Kamerun deshalb so einflußreich, weil Bell den ausgebreitetsten Handel hatte, ein verständiger Mann war, bei den Europäern großes Ansehen genoß und es auch verstand, die Stämme des Inlandes an sich zu ziehen, so daß sie ihn als ihren Richter und ihr Oberhaupt anerkannten und freiwillig ihm tributär wurden.

Dieser Einfluß stieg dann noch bedeutend durch den Umstand, daß die Deutschen, als sie 1894 die gegen Bell widerspenstigen Bonapriso oder Joß-Leute besiegt hatten, sich das Terrain ihres Ortes als Sitz der Regierung ausersahen und die Bewohner anwiesen, ihre Hütten weiter landeinwärts zu errichten. Dadurch ist von dem großen Ansehen und Einfluß, den die deutsche Regierung bei den Eingeborenen in Kamerun genießt, ein gut Teil auf „King Bell“ und seine Leute übergegangen.

Dieser Einfluß konnte mir, als ich 1890 von der Goldküste weg nach Kamerum versetzt wurde, nicht gleichgiltig sein; denn blieb derselbe heidnisch, so hatten wir im ganzen Land dagegen zu kämpfen, gelang es uns aber ihn zu christianisieren, so mußte uns das überall zu gute kommen. Aber auch noch eine andere Seite kam in betracht: Wie schon in Europa mancher Herrscher seine Umgebung durch die Brille seines Beamten betrachtet, so ist das bei Europäern, die in ein ganz fremdes Land kommen, noch viel mehr der Fall. Von Bellstadt aber beziehen unsere Beamten und Unterbeamten naturgemäß nicht allein ihre Privatbediensteten, sondern die Regierung selber ihre Schreiber, Dolmetscher und andere Angestellte. Es konnte mir deshalb nicht gleichgiltig sein, ob dieselben heidnisch bleiben oder Katholiken werden, oder in evangelischem Geiste erzogene Leute seien. Und so wünschte ich schon von 1891 an, dort

eine Erziehungsanstalt zu haben, in der begabte junge Leute, die die Volksschule durchlaufen haben, eine weitere Ausbildung von 3 bis 4 Jahren erhalten könnten, um sich, hauptsächlich auch durch Erlernen des Deutschen, für den Dienst bei Europäern vorzubereiten. Die Schule sollte kein Vorseminar, auch keine Kostschule, sondern eine Freischule sein, in welcher jeden Tag eine Stunde Bibelunterricht, die übrigen Vormittagsstunden aber auf Erlernung des Deutschen ꝛc. verwendet werden sollten. Am Nachmittag sollten die Schüler für die Erwerbung ihres Unterhalts sorgen, aber angehalten werden, im Schulhause zu schlafen, überhaupt dasselbe als ihre Heimat zu betrachten. Durch das letztere würden die Schüler zugleich an europäische Ordnung gewöhnt und am nächtlichen Herumschwärmen verhindert.

Eine solche Schule in oder in der Nähe von Belldorf zu errichten, war, wie gesagt, schon 1891/1892 mein Wunsch, und ich plante deshalb unser im Entstehen begriffenes Vorseminar (auch Mittelschule genannt) dort zu errichten. Dieser Plan wurde aber infolge meiner Erholungsreise nach Europa (1893) nicht ausgeführt, sondern das Gebäude an einem andern Orte errichtet. Ich gab aber meinen Plan nicht auf, weil ich die Notwendigkeit immer mehr einsah, konnte aber keinen Ausweg finden, ihn auszuführen, weil das Missionskomite fast immer mit einem Defizit zu kämpfen hatte. Als nun aber 1896/1897 die katholischen Missionare Schritte thaten, sich in Kamerun selber niederzulassen und zwischen unserer alten Station Bethel und dem Sitz der Regierung ein großes Grundstück erwarben, da konnte ich mich nicht länger zurückhalten, sondern ich erließ einen Notschrei an den Evangelischen Afrika-Verein, worin ich die Verhältnisse darlegte, die Notwendigkeit einer solchen Schule und einer Mädchenanstalt betonte und um Unterstützung bat. Die Korrespondenz ging durch Herrn Pastor Müller in Groppendorf, und wir erhielten dann auch von diesem die Antwort, daß der Evangelische Afrika-Verein bereit sei, vorderhand für die nächsten zwei Jahre eine solche Schule mit je 2600 Mk. in halbjährigen Raten zu unterstützen. Die Unterstützung einer Mädchenschule wurde dagegen abgelehnt. Die Folge dieser freundlichen Zusage war, daß unser Komite im April 1898 einen Missionar (Gutekunst) mit der Bestimmung nach Kamerun sandte, eine solche Schule zu beginnen. Zu gleicher Zeit gelang es mir, in Belldorf eine billige und doch brauchbare Wohnung für Missionar Gutekunst zu erwerben, und da schon eine aus Wellblech gebaute Kapelle sich dort befand, so konnte im August 1898 die Schule eröffnet werden. Sie befindet sich zur Zeit mit 60 Schülern im schönsten Gedeihen. Ebenso hat das Missions-Komite selbst zu gleicher Zeit in Bethel (Bonaku) eine Mädchenanstalt errichtet, und die Weiterführung der zweiten Regierungsschule in Bonebela übernommen, so daß die Unterstützung, die der Evangelische Afrika-Verein uns zu teil werden läßt, doppelt wohlthätig ist.

2. Einige Wünsche und Pläne die Zukunft dieser Schule betreffend.

Zuerst etwas Nebensächliches. Da unser Vorseminar oder Mittelschule sich in Bonaberi und die übernommene Regierungsschule in Bonebela befindet, und diese Namen, wie Thatsachen zeigen, leicht mit Bonanjo verwechselt werden, so schlage ich vor, daß die Schule, die Br. Gutekunst leitet, als „Deutsche Schule des Evangelischen Afrika-Vereins in Belldorf" (nicht Bonanjo) bezeichnet werde. Der letztere Name ist bei den Europäern nicht bekannt, der erstere auch besser zu behalten. Wird einmal ein Schulhaus gebaut,



Die „Schloßkapelle" in Bellstadt.
Einstweiliges Schullokal des Evangel. Afrika-Vereins in Kamerun.

(Aus: Album von Kamerun; Verlag Gustav Poetzsch, Magdeburg.)

dann schreiben wir diesen Namen mit vergoldeten Lettern so ans Haus hin, daß man ihn von dem Dampfer aus lesen kann.

Nun kommt mein zweiter Wunsch und zwar der Hauptwunsch. Derselbe betrifft die Art und Weise, wie für die Schule durch Erbauung eines Schulhauses gesorgt werden soll. Daß die Erbauung eines Schulhauses mit der Zeit notwendig werden würde, habe ich, soviel ich mich erinnere, s. Zt. schon in meinem Notschrei erwähnt, und diese Notwendigkeit fängt nun an einzutreten. Zunächst macht sie sich beim Schulzimmer geltend. Dieses bildet eine von Blech, ohne innere Verschalung gebaute Kapelle, und ist zum Schulehalten für den Europäer nur ein Notbehelf; denn scheint die Sonne, so ist es drinnen unerträglich heiß, und regnet es, so versteht man wegen des Geplätschers sein eigenes Wort nicht. Zudem erhält die

Schule bald eine dritte Klasse, so daß ein Raum nicht mehr genügt. Es ist deshalb wahrscheinlich schon eine Bitte um Erbauung eines Schullokals ans Komite unterwegs.

Aber auch eine bessere Wohnung für den Schulvorsteher wird mit der Zeit nötig werden, denn die Zimmer der jetzigen sind sehr niedrig und winklich. Auch steckt sie zu sehr unter den Wohnungen der Schwarzen, und es ist kein Platz für ein Schulhaus in der Nähe. Weil nun nicht allein das Bedürfnis eines besseren Schullokals dringend ist, sondern auch das Bedürfnis einer besseren Wohnung mit der Zeit sich fühlbar machen wird, und die Basler Mission einen großen, sehr schön auf hohem Flußufer gelegenen Bauplatz besitzt, so schlage ich vor, diesen zu benutzen, und von vornherein die Befriedigung beider Bedürfnisse ins Auge zu fassen, indem man dort ein ähnliches Gebäude errichtet wie das Gebäude der Mittelschule in Bonaberi. Dieses gilt allgemein als Mustergebäude, und sein Modell ist auch in Berlin ausgestellt gewesen. Es wäre dies 1. ein zweistöckiges Hauptgebäude, das unten im Parterre einen großen und zwei kleinere luftige Schulräume und im oberen Stock die Wohnung des Europäers enthält, 2. ein Nebengebäude, Küche, Dienstbotenwohnung ꝛc. enthaltend, 3. Schlafräume und Spielplatz für etwa 100 Schüler. Der letztere würde, wo die Gebäude ihn nicht abschließen, mit einem Zaun von Wellblech umgeben werden, so daß das Ganze ein geschlossenes Anwesen bilden würde. Da nun aber ein solcher Bau, abgesehen von der Bauleitung, etwa 30000 Mark kosten würde, und die Mittel nicht so bald bei einander sein dürften, so geht mein Rat dahin, für das Ganze den Plan und den Voranschlag zu machen, aber zunächst das untere Stockwerk des Hauptgebäudes, also die Schulräume, so zu bauen, daß man bei der Errichtung des zweiten Stockwerks den Dachstuhl ꝛc. wieder verwenden kann. Ist der europäische Vorsteher dann einmal umgezogen, so kann man, falls seine jetzige Wohnung nicht vorteilhaft verkauft werden kann, das Material derselben zur Errichtung der Schlafräume und des Blechzaunes verwenden.

Meine Gründe für diesen Plan sind außer denen, die schon in dem Gesagten liegen, folgende:

1) Nur wenn man ein solches Gebäude, in dem sich alles bei einander befindet, errichtet, kann der Europäer seiner Pflicht als Lehrer und Erzieher völlig genügen.

2) Führt man dasselbe, wie in Bonaberi, in solider Weise auf, dann ist die Schule für immer mit Bauten versorgt, und man ist auch auf lange Zeit hinaus der Reparaturen überhoben.

3) Will man ein kühles Schullokal, in welchem man nicht von dem Regen oder der Sonne gestört wird, bauen, so muß es solide, bezw. verschalte Wände, eine verschalte Decke und auch eine Veranda haben. Dieses an und für sich würde aber auch schon viel Geld kosten. Fehlt aber das eine oder andere, so erfüllt es seinen Zweck nicht.

4) Die Schule des Evangelischen Afrika-Vereins ist derjenige Punkt, an dem die evangelische Arbeit am meisten der europäischen Beobachtung ausgesetzt ist. Wer von Reisenden oder Schiffsleuten ans Land geht, wird sie in Augenschein nehmen, gerade wie dies mit den, wenn auch unsoliden, so doch in die Augen fallenden Bauten der katholischen Mission am Wege von Belldorf nach Bonaku (Akwadorf) der Fall ist. Neben diesen schönen Anlagen der Katholiken macht es nun jetzt schon einen etwas kläglichen Eindruck, wenn der evangelische Missionar mitten unter den Schwarzen wohnt und in einer heißen Blechkapelle Schule halten muß. Dieser Eindruck wird auch nicht besser, wenn man jetzt statt der Kapelle irgendwo ein niedriges Schullokal hinbaut. Ich gestehe nun, daß mir persönlich an der ehrenden Anerkennung und den Lobhudeleien der Reisenden nicht viel gelegen ist: aber ich glaube, an der Ehre unserer evang. Kirche darf uns doch etwas gelegen sein. Zudem vertrauen uns doch die evang. Christen Deutschlands große Geldsummen an, und wenn sie nun immer sehr abfällige Urteile von Reisenden lesen müssen, so ist das nicht dazu angethan, ihre Opferwilligkeit zu vermehren. Nun ist es mir noch nie vorgekommen, daß ein Beamter oder ein Seeoffizier — und ihrer sind viele — die unsere Mittelschule in Bonaberi mit den Schul- und Schlafräumen sich angesehen und die Arbeitshefte unserer Schüler durchblättert haben, sich abfällig über die Arbeit der Basler Missionare in Kamerun geäußert hätten. Allen, die ich herumgeführt habe, Katholiken wie Protestanten, habe ich es vom Gesicht abgelesen, und auch aus ihrem Munde vernommen, wie befriedigt sie waren über das, was sie sahen. Meine zuversichtliche Hoffnung ist deshalb die, daß, wenn mein Plan ausgeführt, und die Schule mit derselben Sorgfalt fortgeführt wird, mit der sie begonnen ist, die Schule des Evang. Afrika-Vereins zugleich in gewissem Sinn eine sprechendere Ehrenrettung der ev. Missionsarbeit sein wird, als lange Artikel, die man gegen solche böswillige oder gedankenlose Verleumdungen derselben schreibt.

Nun bleibt noch die Frage übrig, wer die Kosten aufbringen soll. Ich denke, man wird mich nicht für undankbar halten, wenn ich kurzweg sage: der Evangelische Afrika-Verein. So dankbar ich auch bin für die Unterstützung, die uns von demselben schon jetzt zu teil wird und so sehr ich den Schein der Undankbarkeit und Begehrlichkeit von mir abwälzen möchte, so kann ich doch nicht umhin, diese Antwort zu geben, denn

1) fürchte ich bei unserem Missionskomite, dem ein großes Defizit in Aussicht steht, mit meinem Vorschlag jetzt taube Ohren zu finden.

2) Wenn wir an das geplante Schulhaus „Deutsche Schule des evangelischen Afrika-Vereins" schreiben, so ist doch dies der Wahrheit nur dann ganz entsprechend, wenn auch das Gebäude aus den Mitteln des Vereins errichtet worden ist.

Es ist mir zwar bekannt, daß die Mittel des Evang. Afrika-Vereins beschränkt sind, und ich kann und will demselben auch nicht zumuten, daß er über seine Kräfte die Basler Mission unterstützen soll. Aber ich meine, er sollte seiner eigenen Ehre wegen in Kamerun etwas Ganzes thun. Reichen die gewöhnlichen Jahreseinnahmen nicht hin, so könnte es vielleicht durch eine besondere Sammlung für diesen Zweck geschehen, wozu der Verein einen Aufruf an die deutschen Patrioten zu erlassen hätte. Man erinnere — wie es auch in dem Notschrei in der „Afrika" März 1898 geschehen — an die großen Gaben von Katholiken. Wenn die kathol. Missionare es uns an den Fingern herzählen, wie ein Freund ihnen ein Mutterhaus in Limbach a. L., ein anderer eine Dampfpinasse, ein dritter ein Maultier zu 1000 Mark Ankauf schenkt, ein vierter ihnen einige Dutzend Zuchthühner und ein fünfter so und so viele Paare Madeira-Ziegen sendet, so stehen wir oft beschämt da und wissen wenig solche besondere Freunde aufzuführen.

Faßt man die Sache etwa nach der angezeigten Weise an, dann richtet man sich bei der Ausführung meines Planes einfach nach dem Erfolg, den der liebe Gott einem solchen Aufruf zu teil werden läßt, und es liegt mir durchaus fern, den Afrika-Verein veranlassen zu wollen, von vornherein sich für die Aufbringung der zum Bau erforderlichen Mittel verbindlich zu machen.

Am schönsten wäre es, wenn ein einzelner reicher Freund sich durch die Erbauung eines solches Hauses ein Denkmal setzen würde.

Noch bemerke ich, daß die europäische Bauleitung natürlich gratis von dem Basler Missions-Komite gestellt werden würde und schließe mit der herzlichen Bitte, mir meine freie Aussprache nicht übel nehmen zu wollen.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 27. September.)

Die Erwartung, daß der **Mahdi** sich still verhalten und die Engländer, welche alle Kräfte an anderen Orten dringend nötig haben werden, nicht zu einem Vorgehen zwingen werde, scheint sich nicht zu erfüllen. Es machen sich im Gegenteil Anzeichen dafür geltend, daß sein Einfluß im Wachsen begriffen ist, und daß seine Anhänger gegen die britische Herrschaft den Kopf zu erheben sich erkühnen. Hat doch einer der vom Mahdi eingesetzten Chalifas, Mahomed Scherif, dem es gestattet worden war, in Shukaba am weißen Nil zusammen mit 2 Söhnen des Mahdi sich niederzulassen, hierselbst einen Aufstand angezettelt und einer ägyptischen Truppenabteilung, welche ihn verhaften sollte, mit den Waffen entgegenzutreten gewagt. In ihrem Fanatismus suchten sie im Kampfe den Tod, ihr Dorf ward eingeäschert. Wieder spricht man jetzt von der

festen Stellung des Mahdi am Djebel Gedir und von seiner zunehmenden Gefolgschaft; man glaubt mit Recht, sein immer kühneres Auftreten nicht mehr ruhig ansehen zu dürfen und trifft Vorbereitungen für eine sofortige Expedition. Der Sirdar und eine Anzahl Offiziere sind bereits nach Omdurman abgegangen; an Stelle der britischen Regimenter, welche für die Unternehmung in Aussicht genommen waren, werden aber nur ägyptische Truppen herangezogen. Natürlich! man wird jene in Süd-Afrika brauchen.

Die Abgrenzung des französischen und italienischen Gebietes an der Küste von **Erythrea** ist nun zu einem Abschluß gekommen. Es handelte sich zuletzt um die Insel Dumeira, welche von den Italienern als eine natürliche Fortsetzung der Felsküste betrachtet und deshalb nur mit ihrem südöstlichen Gestade abgetreten werden sollte. Leutnant Blondiaux (vgl. S. 213) ist es gelungen, nachzuweisen, daß diese Annahme geologisch nicht aufrecht zu erhalten sei, und Italien hat infolge dessen die ganze, strategisch wichtige Insel an Frankreich abgetreten.

Von Leontieff liegt die Nachricht vor, daß er zur Zeit in Baku, nördlich des Rudolf-Sees, also in dem ihm zugewiesenen Gebiet, sich befindet.

Über das Vorgehen Martyr's am oberen Nil wird jetzt festgestellt, daß er im September 1898 in Wadelai und Lamogi (zwischen Foweira und Dufilé) Stationen gegründet habe. Hierauf ging er mit Zustimmung der Belgier am linken Ufer weiter vor und legte anfangs dieses Jahres eine Station in Berkeley an, um von hier aus mit seinem Dampfer die Sedd-Verstopfung zu untersuchen und zu beobachten, welche den ganzen Strom unterhalb anfüllt und unpassierbar macht.

Das bereits früher gemeldete Unternehmen der kongostaatlichen Truppen gegen Bahr-el-Ghazal scheint noch so lange hinausgeschoben zu werden, bis die Frage wegen der Grenze zwischen Tanganika und Albert-Edward-See mit **Deutsch-Ost-Afrika** geregelt ist. Es stellt sich immer deutlicher heraus, daß die vom Kongostaat beanspruchte Kompensation in der Anerkennung seiner Anrechte auf das Bahr-el-Ghazal-Gebiet besteht. Es liegt durchaus in Englands Interesse, den Vertrag von 1894, gegen welchen damals Frankreich Einspruch erhob, zur Geltung zu bringen und dem Kongostaat die Arbeit aufzubürden, das ganze linke Ufer des Nilstromes bis zur Sobat-Einmündung durch seine starken militärischen Kräfte okkupieren und sichern zu lassen; um vieles leichter wird es dann für England sein, die bisher immer noch mißlungene Verbindung zwischen Uganda und dem besetzten Teil des Sudan herzustellen. Von Frankreich wird jetzt dem Vorgehen des Kongostaates kaum mehr widersprochen werden können, und Deutschland dürfte kaum ein Interesse daran haben, die Zustimmung zu verweigern, wenn damit das streitige Gebiet bis zum Kiwu-See wieder für Deutsch-Ost-Afrika gewonnen wird.

Mit seinen Dampfern für die afrikanischen Seen hat Deutschland ganz hervorragendes Unglück. Nachdem der „Hedwig v. Wißmann" nun endlich am Tanganika angelangt war und in der hierfür erbauten Werft zusammengesetzt wurde, ist diese vollständig abgebrannt, und da hierbei auch Kesselarmatur, Flanschen, Packungen u. s. w. mit verbrannt sind, wird die Fertigstellung des Dampfers wieder eine bedeutende Verzögerung erleiden. Die erforderlichen Ersatzstücke sind zwar am 13. September mit dem Reichspostdampfer „Admiral" abgegangen; ihr Transport wird aber wieder Monate erfordern.

Der Njaßa-Dampfer „Hermann v. Wißmann" macht dagegen gute Geschäfte; seine Einnahmen betragen für eine Fahrt mindestens 7000 Mark. In 2 Monaten macht er dreimal die Reise Langenburg — Fort Johnston und zurück, sowie kleinere Zwischenfahrten. Er kann den Ansprüchen des Handels und Verkehrs kaum mehr genügen, wird aber bald unterstützt werden durch ein großes Segelschiff, das die Firma Deuß u. Kahn erbaut. Im vorigen Jahre noch der größte Dampfer des Sees, ist er jetzt bereits durch 2 andere ausländische überholt worden. Im Bezirk Langenburg errichtet die Firma M. Texeira de Mattos u. Co. mehrere Stationen für den Pflanzungsbetrieb; Versuche mit Kaffee sind günstig ausgefallen.

Die Beamten der Pangani-Gesellschaft, welche zur Zeit die Zuckerfabrik einrichten und für den Zuckerrohrbau geeignete Ländereien aufsuchen, haben bei dieser Gelegenheit auch den Pangani bis zu den Pangani-Fällen mit dem Dampfer „Gustav Meinecke" befahren (der erste gelungene Versuch) und festgestellt, daß die Fahrt lediglich durch die im Fluß liegenden Baumstämme erschwert wird. Sollten sich diese nicht entfernen lassen? — Von den Plantagen laufen im allgemeinen günstige Berichte ein.

In **Sansibar** ist der Freihafen aufgehoben worden. Zollfrei bleiben nur Münzen, Kohlen, Elfenbein, Kautschuk und Schildpatt. Von allen übrigen Waren wird ein Einfuhrzoll von 5% erhoben.

Die Antwort der **Südafrikanischen Republik** auf Chamberlains Vorschlag, eine gemeinsame Kommission zur Prüfung des Wahlrecht-Gesetzes (bezeichnet mit Nr. 3, 1899) einzusetzen, wurde nach Feststellung der einzelnen Punkte in Übereinstimmung mit dem britischen Agenten Mr. Greene am 19. bzw. 21. August erteilt und enthielt unter Ablehnung dieser Kommission das Anerbieten, dem Volksraad ein weiteres Nachgeben bis zu der Gewährung des vollen Wahlrechtes an die Uitlanders bereits nach fünfjährigem Wohnsitz und einer größeren Anzahl Sitze im ersten sowie im zweiten Volksraad anzuempfehlen, stellte es aber als Bedingung hin, daß die britische Regierung nicht weiter auf den beanspruchten Suzeränitäts-Rechten bestehe, um späteren Einmischungen in die inneren Angelegenheiten der Republick vorzubeugen.

Chamberlain, welcher am 22. diese Antwort erhalten hatte, sprach sich in Highbury am 26. August dahin aus, daß die gegen-

wärtigen Schwierigkeiten behoben sein würden, wenn Krüger den abgeänderten Reformforderungen zustimmen würde, betonte aber scharf die Stellung Transvaals als eines Vasallenstaates, welchem die englische Regierung ein Übermaß von Geduld entgegenbringe. In seiner am 28. August erteilten Antwort lehnte der Kolonialminister sodann das Fallenlassen der beanspruchten Suzeränitäts-Rechte mit der Begründung ab, daß die britische Regierung sich nicht selbst der ihr gemäß Konventionen zustehenden Rechte entkleiden und auch nicht der Pflicht entziehen könne, die eigenen Staatsangehörigen im Auslande gegen Ungerechtigkeit zu schützen. Dem von Krüger wiederholt und auch in der letzten Note wieder ausgesprochenen Verlangen einer schiedsgerichtlichen Entscheidung der schwebenden Fragen stellt sich jetzt Chamberlain nicht mehr so schroff ablehnend gegenüber, tritt aber nun damit hervor, daß mit der Bewilligung der politischen Vertretung der Uitlanders durchaus nicht alle Schwierigkeiten behoben seien, sondern daß es noch streitige Punkte gäbe, welche sich auch für eine schiedsgerichtliche Entscheidung nicht eigneten.

Chamberlain glaubte danach wohl, die Ansprüche bezüglich der politischen Rechte der Uitlanders nun erreicht zu haben und schickte sich an, Krüger auf weitere, neue Forderungen vorzubereiten. Er glaubte dies vielleicht auf Anregung Milners, jedenfalls in Übereinstimmung mit ihm thun zu können, wie sich aus dessen am 23. August verfaßter Depesche ergiebt. Er stellt darin die Behauptung auf, daß das Anerbieten Transvaals als eine liberale Erfüllung der auf der Konferenz in Bloemfontein gestellten Forderungen nicht zu betrachten sei, denn diese von ihm damals gestellten Forderungen hätten durchaus nicht den ganzen Plan für die Reform der Regierung der Republik enthalten. Diesen zu entwickeln, sei er infolge von Krügers Widerstand bereits gegen die ersten Punkte gar nicht in der Lage gewesen. Es gebe noch eine ganze Reihe weiterer Forderungen, die zum Teil schiedsrichterlich gar nicht zu entscheiden seien. Übrigens drängt er auf Beschleunigung der Angelegenheit, da eine starke Reaktion der Stimmung in Süd-Afrika gegen die Regierung zu fürchten sei.

Krüger las ganz richtig aus Chamberlains Antwort heraus, daß man jetzt, auf seine Nachgiebigkeit rechnend, ein Schraube ohne Ende anzusetzen im Begriff sei, um Forderung auf Forderung zu stellen und das feste Gebäude des Staates Stück für Stück zum Einsturz zu bringen. Er antwortete am 2. September mit Zurückziehen seines Anerbietens, dessen Abweisung durch die britische Regierung er um so mehr bedauert, als er aus den vorhergehenden mündlichen Besprechungen mit dem britischen Agenten in Pretoria (Coningham Greene) habe schließen können, daß sein Vorschlag von der britischen Regierung werde angenommen werden. Im übrigen hält er seine bereits früher (16. 4. 98) eingehend begründete Ansicht über die Art des Suzeränitätsverhältnisses aufrecht und verlangt

nicht, daß die englische Regierung ein ihr aus der Konvention von 1884 zustehendes Recht aufgebe. Den Vorschlag einer gemischten Kommission lehnt er nicht ab, sondern bittet um weitere Vorschläge bezüglich Zusammensetzung und Ort der Zusammenkunft, macht aber zur Bedingung, daß sie sich lediglich mit der technischen Seite des Wahlrechtes befasse, daß sie sich in innere Angelegenheiten nicht einmische, und daß ein Präcedenzfall hieraus nicht abgeleitet werde. Bezüglich des ihm erwünschten Schiedsgerichtes bittet er um Bezeichnung der diesem vorzulegenden Fragen.

Am 8. September versammelte sich der Ministerrat in London, am 12. ward aber die betreffende Note erst in Pretoria überreicht. In dieser hält es Chamberlain gar nicht für nötig, auf die von Krüger ausgesprochenen Wünsche irgendwie einzugehen und zu antworten, sondern erklärt die Gewährungen des Wahlrechtgesetzes Nr. 3 von 1899, welche ja nach dem früheren Verlangen durch eine Kommission geprüft werden sollten, auch ohne Prüfung nicht mehr für genügend und will die von Krüger am 19. bzw. 21. August gemachten Anerbietungen, welche bereits zurückgezogen sind, nun dieser Kommission unterbreiten. Ferner kommt aber eine erste neue Forderung ans Tageslicht, die Gleichberechtigung der englischen Sprache bei den Kammerverhandlungen. Aus dem Satze: „Die Annahme dieser Bedingungen würde aller Wahrscheinlichkeit nach eine weitere Intervention von Ihrer Majestät Regierung unnötig machen," ist die Perspektive weiterer Eingriffe deutlich heraus zu lesen, sehr vorsichtig aber der Schluß gefaßt: Im Falle einer negativen oder ausweichenden Antwort habe ich festzustellen, „daß Ihr. Maj. Regierung sich das Recht vorbehält, die Lage von einem neuen Standpunkt aus zu betrachten und eigene Vorschläge zu machen, um die endgiltige Erledigung herbeizuführen."

Mit allgemeiner Spannung ward die Antwort der Republik erwartet, deren sofortige Erteilung in der Note verlangt, am folgenden Tage aber „mit Rücksicht auf den Ernst der Lage" fallen gelassen wurde. Sie lief am 17. September in London ein und war durchaus negativer Natur. Alles, was die englische Note mit Willkür beiseite geschoben hat, hält sie aufrecht. Sie läßt klugerweise eine weitere Erörterung der Suzeränitätsfrage fallen, stellt aber fest, daß es sich wohl um eine kommissarische Prüfung des Wahlgesetzes Nr. 3 von 1899, nicht aber um die Vorschläge vom 19. bzw. 21. August handeln dürfe, da kein Grund vorliege, jene ohne Prüfung für ungenügend zu erklären; den Gebrauch beider Sprachen in den Volksraaden weist sie als unnötig und nicht wünschenswert ab. Auf den in der englischen Note gemachten Vorschlag, andere schwebende Fragen durch eine Konferenz zwischen den Vertretern der Regierungen zu erledigen, ist die Republik nicht abgeneigt, einzugehen, jedoch erhebe sich eine Schwierigkeit, weil die Annahme des Vorschlages davon abhängig gemacht worden sei, daß

die Transvaal-Regierung vorher Bedingungen annehme, welche sie dem Volksraad nicht unterbreiten könne. Ihr ganzer Wunsch ist auf schiedsgerichtliche Entscheidung gerichtet.

Die britische Regierung war durch diese Antwort vor die Aufgabe gestellt, nunmehr den „neuen Standpunkt“ zu bezeichnen, von dem sie die Lage betrachten wolle, und eigene Vorschläge zu machen, „welche geeignet sind, die endgiltige Erledigung herbeizuführen“. Um die Schwierigkeit dieser Aufgabe zu beurteilen, muß man einen Blick auf die politische und militärische Lage werfen, so weit die afrikanischen Verhältnisse sie erkennen lassen.

Die Einschließung der Republik durch die britische Machtsphäre kann man als vollkommen betrachten; es ist keine Frage mehr, daß mit dem Ausbruch des Krieges auch die letzte Öffnung, die portugiesische Besitzung, sich den Buren verschließt; aber mit dem Unternehmen, bereits jetzt, zur Friedenszeit, dies Thor ihnen zu sperren und bis zu der vielleicht noch auf Monate hinausgezögerten Entscheidung über Krieg und Frieden sie die Unannehmlichkeiten der Abschließung (zunächst mit Bezug auf Kriegsmaterialien-Zufuhr) fühlen zu lassen, hat England kein Glück gehabt. Portugal hat infolge der Intervention einer europäischen Großmacht die festgehaltenen Transporte freigegeben. Wahrscheinlich war ihm die Entschädigung der Lieferanten in Aussicht gestellt worden, und es erschien etwas zu kostspielig, England zu Gefallen länger den Kontraktbrüchigen zu spielen. Das giebt aber Schreiner eine wesentliche Rückenstärkung, um trotz des Geschreies der Rhodes-Partei auch seinerseits die Waffendurchfuhr nicht zu sperren. Englands Macht erweist sich hier also nicht hinreichend, und das fehlgeschlagene Unternehmen wird sein Ansehen in Süd-Afrika nicht mehren. Daß dieses bei der holländischen Bevölkerung — und diese ist in der Mehrzahl — überhaupt mehr und mehr — durch eigenes Verschulden — im Sinken begriffen ist, bestätigen alle zur Entscheidung drängenden Berichte Milners. Es ist also für die englische Regierung dringend geboten, die bereits seit 4 Jahren hinausgezerrte Angelegenheit zum Ende zu bringen, und Transvaals Widerstand endlich zu brechen, wenn es nicht auf die Machtstellung in Süd-Afrika verzichten will.

Aber mit welchen Mitteln dies erreichen? Daß das Drohen mit der Gewalt nur einem starken Druck dienen sollte, liegt auf der Hand; man hat sich bei England daran gewöhnt, sein Kriegsgeschrei nicht mehr ernst zu nehmen. Die Engländer hofften, Krüger einzuschüchtern und, so grimmig sie in die Kriegstrompete stießen, hatten sie stets und haben sie auch zur Zeit herzlich wenig Lust, das Schwert wirklich aus der Scheide zu ziehen. Man hat in England berechnet, daß ein Krieg mit Transvaal nicht weniger als 75 Millionen Pfund Sterling kosten und das jährliche Budget mit 40 Millionen Mark belasten wird. Sind das die Goldminen wert? Ja wenn man sie mit diesem Gelde sich jetzt kaufen könnte,

so in vollem Betriebe, wie sie sind! Aber wie lange wird der Krieg dauern? In welchem Zustande werden sich die Minen und die kostbaren maschinellen Einrichtungen befinden, wenn endlich die Buren zu Boden geworfen und die Minen erobert sind? Ruinen wird man finden, Milliarden werden verloren sein und immense Kapitalien angelegt werden müssen, um die Industrie wieder in Gang zu bringen. Ja, selbst die außerhalb Transvaals gelegenen wertvollen Objekte, nehmen wir nur die nächstliegenden, die Buluwayo- und die Beira-Bahn, werden zerstört werden. — Die Buren wären Narren, wenn sie diese leistungsfähige Waffe ihren Feinden nicht entrissen! — Das ganze Land Rhodesia wird abgeschnitten, es wird wieder eine Beute der Eingeborenen werden, und auch dort, wo so viele Millionen bereits vergeudet sind, wird man von neuem anfangen müssen. Wäre es nicht klüger, wirtschaftlicher, menschlicher, die Buren ungeschoren zu lassen, und sei es um das Opfer der Machtstellung in Süd-Afrika?

Im Jahre 1881 nahm Chamberlain als Mitglied der — liberalen — Regierung keinen Anstand, für die Buren einzutreten, welche ihm mit ihrer unbesiegbaren Liebe zur Freiheit so sympathisch waren, als es sich um den Friedensschluß der besiegten englischen Truppen mit den Siegern Transvaals handelte. Damals verurteilte er die ungerechte Annexion durch Lord Beaconsfield, nannte den Krieg ein elendes und unrühmliches Ringen und rief aus: „Sollen wir gegen ein solches Volk wohl die furchtbare Entscheidung der Waffen anrufen?“ Heute ist die Sache aber eine andere. Nicht die Buren, das „einfache, arbeitsame und freiheitliebende Volk“, haben sich verändert; aber ihr Land ist begehrenswert geworden. Nicht die Buren haben das englische Ansehen in Süd-Afrika zu beeinträchtigen gesucht, sondern die Briten selbst haben durch ihr eigenes, von Gewinnsucht diktiertes schändliches Vorgehen gegen die Republik ihr Ansehen untergraben. Und die Folge ist, daß ihnen nun keine Wahl bleiben wird, daß sie sehr gegen ihr pekuniäres Interesse, gegen ihre bessere Einsicht und gegen ihren Willen gezwungen sein werden, einen zum mindesten ebenso unrühmlichen Krieg zu beginnen, wie der war, den Chamberlain 1881 verurteilte.

Nun ohne weiteres loszuschlagen, daran ist freilich nicht zu denken, und wenn die Buren jetzt, des langen Hinzögerns, bei dem sie nur allein zu leiden haben, satt, zum Schwerte greifen und die Grenze überschreiten, so sind ihnen volle Erfolge sicher. Von den Pässen der Drakens-Berge (v. Reenen-Paß), welchen die Truppen des Oranje-Freistaates besetzt halten, ist nur eine Entfernung von einigen 40 Kilometer bis nach Ladysmith in Natal, wo die englischen Truppen sich sammeln, und die Eisenbahn nach Buluwayo läuft auf wenige Kilometer Entfernung an der Grenze der Republiken entlang. Über die Beteiligung des Oranje-Freistaates kann kein Zweifel mehr bestehen, da er zu allen Maßnahmen Krügers seine Zustimmung erteilt hat, und so hat sich auch Chamberlain bereits

genötigt gesehen, den Präsidenten Steijn durch Milner befragen zu lassen, welche Haltung er einzunehmen gedenke. Die Antwort war ziemlich deutlich, und seit dieser Zeit stellt sich der Oranje-Freistaat ganz freimütig an die Seite Transvaals, eine Thatsache, die man in England doch nicht erwartet zu haben scheint. Ob die Afrikander der englischen Besitzungen ruhig zuschauen würden, wenn die englischen Truppen durch ihre Brüder aus den Freistaaten angegriffen und bedrängt würden, ist mindestens zweifelhaft. Wie lange aber kann es dauern, bis jene hinreichend verstärkt sind? Man berechnete sie bisher auf 10000 Mann, ein erster Transport indischer Truppen sollte am 16. 9. aus Simla, der Rest (zusammen 11 bis 12000 Mann) am 25. 9. abgehen. Dann würden, Freiwilligenkorps einbegriffen, etwa 24000 Mann zur Stelle sein. Weitere Unterstützung muß aber aus Europa kommen, und, wenngleich 1000 bereits unterwegs sind, ist auf eine volle Gefechtsbereitschaft der geplanten Armee von 32000 Mann vor Ende Oktober nicht zu rechnen. Daß diese nicht ausreichen wird, ist kaum fraglich.

So lange mindestens gilt es also, Zeit zu gewinnen, eine im Grunde genommen unwürdige Lage für das übermütige Albion. Es wird ihm ja gelingen, mit ausweichenden, versöhnlich angehauchten Noten die Angelegenheit in die Länge zu ziehen; als erstes Zeichen kann man es betrachten, daß auf die am 17. eingelaufene Antwort Krügers noch keine energische Erwiderung erfolgt ist. Man begnügte sich mit einer formellen Antwort, welche die endgiltigen Vorschläge erst in Aussicht stellt. Und in dieser Weise wird man voraussichtlich fortfahren, bis man hinreichende militärische Kräfte in Süd-Afrika versammelt haben wird. Diese berechnet man, nachdem der Oranje-Freistaat die Partei der Republik ergriffen hat, jetzt kläglicherweise bereits auf 50000 Mann. Vielleicht wird man genötigt, die Rechnung noch wesentlich höher zu stellen, denn die Stellungnahme der Afrikander-Abgeordneten des Kap-Parlamentes giebt zu denken. Sie traten zusammen, um durch einen Briefwechsel mit Präsident Krüger festzustellen, daß dieser alles gethan hat, was mit der Wahrung der Selbständigkeit seines Staates irgend vereinbar ist. Sie schufen damit die Grundlage für weitere Entschlüsse.

Sehr eigentümlich klingt gegenüber dem würdigen und nur auf Freiheit und Recht gerichteten Verhalten des ganzen holländischen Elementes in Süd-Afrika die Nachricht, daß Chamberlain und seine Familie nicht nur politisch, sondern auch finanziell bei dem Konflikt mit Transvaal durchaus nicht unbeteiligt sein sollen. Die an den Haaren herbeigezogene Frage des Dynamit-Monopols würde allerdings ihre Erklärung finden, wenn es sich bewahrheitet, daß Chamberlains Bruder Direktor einer großen englischen Sprengstoffabrik und mit einem sehr hohen Aktienkapital dabei beteiligt ist. Ein ungefähr gleich hohes Kapital (46430 £ nom.) ist für einen „Anonymus“ eingetragen, hinter dem man natürlich, sich seiner Beteiligung an der Niger-Compagnie erinnernd, den Kolonialminister zu erblicken

meint. Und deshalb das Wüten gegen das Dynamit-Monopol? Chamberlain wird kaum umhin können, sich zu dieser Anklage zu äußern. Sein Auftreten gegen das Monopol war ja selbst von englischen Rechtsgelehrten (z. B. Professor Westlake) als ganz ungerechtfertigt verurteilt worden.

Eine gute Illustration der nach Chamberlains Darstellung durch die Burenregierung veranlaßten Unzufriedenheit der Uitlander giebt endlich deren Entschluß — soweit sie nicht Engländer, sondern Deutsche, Norweger, Schweden, Dänen und selbst Irländer sind — den Buren mit Gut und Blut im Kampf zur Seite zu stehen. Man sieht, auf welche Basis Chamberlains Forderungen sich gründeten.

Von der **Expedition der Dr. Peters Estates-Co.** liegt eine Nachricht vom 17. August aus Injanga vor. Danach hat Peters von April bis Juni das Fuka-Gebirge durchsucht und neben alten semitischen Ruinen auch eine Reihe gute Goldreefs gefunden, welche er als Eigentum der Gesellschaft hat eintragen lassen. Hierauf ging der Reisende mit geringer Begleitung von NO. nach SW. quer durch das Gebiet des gefürchteten Häuptlings Makombe, mit dem er Freundschaft schloß. In Injanga von den Engländern freundlich aufgenommen, beschäftigte er sich mit der Untersuchung dieses geheimnisvollen ruinenreichen Landes längere Zeit. Mit Eintritt der Regenzeit will er den Pungwe-Fluß hinabgehen, nach deren Beendigung aber seine Forschungen wieder aufnehmen und in der Richtung auf Mossamedes vordringen.

In **Deutsch-Südwest-Afrika** ist am 2. September mit der vormittags 11 Uhr in feierlicher Weise vollzogenen Grundsteinlegung der Molenbau in Swakopmund begonnen worden. Die Eisenbahn war Ende Juli bis Kilometer 115 im Geleise, bis 132 im Unterbau fertig, das wiederholt gebrochene Kabel ist im Juli wiederhergestellt und etwas anders verlegt worden, wodurch man einer Wiederholung der unerklärlichen Beschädigung vorzubeugen hofft. Bei Windhoek wird zu den vorhandenen zwei größeren Stauanlagen (Farm „Voigtland" und „Hoffnung") jetzt eine dritte ausgeführt, deren Baukosten auf 50000 M. veranschlagt worden sind. Man hofft mit diesem ein großes Wasserbecken zu erhalten und sieht mit Spannung der nächsten Regenzeit entgegen; denn, wie der Baumeister Rehbock in seinem Werke („Deutsch-Südwest-Afrika") mit Recht hervorhebt, es fehlen leider in der Kolonie bisher alle auf Messungen und Beobachtungen gegründete Urteile über die Wassermassen, welche zur Regenzeit fallen und von den einzelnen Flüssen geführt werden; und wie dringend notwendig für die Erschließung des Landes auch die Wasserbau-Anlagen sind, so müssen ihnen doch erst Beobachtungen vorangehen, um die wissenschaftliche Grundlage wenigstens für größere, besonders kostspielige Bauten zu gewinnen.

Im Juli sind mit dem Wörmann-Dampfer zwei für das Gestüt in Nauchas bestimmte Hengste in Swakopmund angekommen;

im Monat August wurde neben Eisenbahn-Material auch eine zerlegbare Kirche für Swakopmund verladen.

Nach langer Zeit kommt wieder eine Kunde von Erfolgen, welche der **Kongo-Staat** gegen die rebellischen Batetela errang. Dhanis hat am 20. Juli vorwärts Sungula nach mehrstündigem Kampfe die Batetela in das Gebiet östlich des Luama zurückgeworfen. Er konnte ihnen, wie es heißt, nicht folgen, weil in dem wüsten Lande seine Truppen verhungern müßten. Man scheint dies jetzt von den Batetela zu hoffen, vergißt aber, daß man dies schon öfter glaubte und jenen ein weniger zähes Leben zutraute, als sie besitzen. Die Verluste Dhanis' betrugen 25 Tote an eingeborenen Soldaten, die Batetela verloren über 100 Mann und 60 gezogene Gewehre.

Zur Festlegung der Grenzen ihres Gebietes hat die Katanga-Gesellschaft gemeinsam mit dem Staat eine Expedition entsandt, welche am 16. September sich in Marseille einschiffen und über Sambesi, Shire, Njaßa und Tanganika das Innere erreichen sollte. An der Spitze stehen Kommandant Vandermoer und M. Lauvereiner.

Bei der Grenzregulierungs-Kommission in **Togo** scheint nicht alles nach Wunsch zu gehen. Vor allem sind es außerordentlich ungünstige Gesundheitsverhältnisse, welche auf das Fortschreiten der Arbeiten verzögernd einwirken; der deutsche Oberleutnant v. Massow ist einem schweren Fieberanfall erlegen, die französische Kommission mußte sich des Fiebers wegen auf Bassila zurückziehen. Es scheinen ferner einige Mißhelligkeiten zwischen den Mitgliedern vorgekommen zu sein. Neuerdings begannen auch die Eingeborenen sich schwierig zu zeigen. Unter Leitung des französischen Kommissars Major Plé mußte man sich gewaltsam den Weg bahnen und am 17. September bei einem Dorfe Lama die Kafiri zurückwerfen. Hierbei fiel ein eingeborener Reiter.

In Frankreich erregte die im **westlichen Sudan** vorgekommene Unthat einen solchen Schrecken, daß man gar nicht an die Wahrheit der Nachricht glauben wollte und sich bemühte, rechnerisch die Unmöglichkeit nachzuweisen, daß Voulet den Oberst Klobb habe töten können. Sei er tot, so müsse er an einem anderen Orte — es ist derselbe, an welchem auch Cazemajou gemordet wurde — und von anderer Hand — also von Eingeborenen — getötet worden sein. Die Bestätigung der Greuelthat ist aber leider nicht ausgeblieben.

Leutnant Cornu, Kommandant in Dosso, traf am 1. August in Garu bei einer Inspizierungsreise den Rest der Expedition Klobb, 1 Sergeant, 2 Korporale, 29 Schützen und 2 Spahis, davon 7 verwundet. Da der Sergeant Mahmadu Katte persönlich die zwei von Klobb an Voulet gesandten Briefe überbracht und dessen Antworten zurückgebracht hatte, konnte er über alle Vorgänge genau Bericht erstatten. Es erscheint unnötig, die greulichen Einzelheiten zu wiederholen; nur sei erwähnt, daß Voulet seine Soldaten dadurch für sich gewann, daß er ihnen sagte, Oberst Klobb wolle ihnen die

Gefangenen, also Sklaven, wegnehmen, die er ihnen gegeben hätte (hierdurch sind seine Übergriffe erwiesen), daß er am 14. Juli der Kolonne Klobb mit seiner Truppe entgegenging, und daß sich außer ihm kein Europäer bei dieser befand, als er den Mord vollbrachte. Weitere Nachrichten von der Expedition Voulet fehlen vollständig.

Dagegen kam eine vom 11. September datierte Nachricht aus Tripoli, daß die Kolonne Foureau-Lamy in Aïr durch eine starke Macht der Tuareg angegriffen und nach verlustreichen Kämpfen vernichtet worden sei. Es ist wenig wahrscheinlich, daß die starke Expedition, nachdem sie die ganze Sahara glücklich durchschritten hat, an deren südlicher Grenze noch von den Tuareg sollte angegriffen und aufgerieben sein; auch glaubte man sie schon seit Monaten auf dem Wege von Aïr nach Zinder, wo sie sich mit Voulet-Chanoine treffen sollte. Jedoch soll neuerdings die Nachricht auf anderem Wege eine Bestätigung gefunden haben.

In Paris beschäftigt man sich mit der Einrichtung einer neuen Verwaltung für den französischen Sudan. Man beabsichtigt die Teile, welche als durchaus pazifiziert betrachtet werden können, den Civil-Gouvernements von Senegambien, Elfenbeinküste, Guinea und Dahomey anzugliedern, für den großen, das Niger-Gebiet bis zum Tsad-See umfassenden Rest aber das Militär-Gouvernement in Geltung zu erhalten. In Dahomey sind die Vorarbeiten für die Eisenbahn abgeschlossen. Anfang November soll mit dem Bau begonnen werden; die Franzosen sind zu beneiden um ihre schnellen Entschlüsse beim Eisenbahnbau. Coppolani ist von seiner Reise mit dem glücklichen Ergebnisse zurückgekehrt, daß durch seine Verhandlungen mit den Mauren- und Tuareg-Stämmen eine Mehreinnahme von etwa 50000 Frcs. für aus den von ihnen zu zahlenden Steuern dem Staate erwächst.

Geographische Nachrichten.

Der im Auftrage des kolonial-wirtschaftlichen Komitees zu Berlin zur Teilnahme an der Kunene-Sambesi-Expedition entsandte Botaniker Baum berichtet am 10. August von Massamedes, daß diese am 11. August von hier mit 4 Ochsenwagen aufbrechen, zuerst dem Koroka bis zu seiner Nord-Biegung folgen, dann den Kunene etwa bei Humbe, den Kubango über Handa bei Mossuko erreichen und weiterhin etwa auf den Grad $16^{1}/_{2}$ südl. Br. nach dem Sambesi vordringen will, wobei sie die fast unberührten oberen Stromgebiete der Sambesizuflüsse durchmessen wird.

Rittmeister Bulawitsch, welcher an der abessinischen Expedition durch Central-Afrika teilnahm, hat dabei am westlichen Ufer des Omo eine mehrere hundert Kilometer von N. nach S. sich hinziehende Bergkette entdeckt und mit dem Namen „Kaiser Nikolaus II." getauft. Nach seiner astronomischen Bestimmung liegt sie zwischen 8° 30′ und 6° nördl. Breite und auf 36° 30′ östlicher Länge.

Kapitän Cabra, welcher jetzt 38 Monate in Afrika weilt, die portugiesisch-kongostaatliche Grenze festgelegt und zuletzt Mayumbe erforscht hat, ist im Begriff, von der Küste aus im Oktober eine neue wissenschaftliche Reise nach dem Kuango zu unternehmen.

Die Gerüchte über die Expedition Foureau-Lamy fanden bereits oben Erwähnung.

Die Geschichte der afrikanischen Kultur.

Von L. Frobenius.

(Fortsetzung.)

3. Die malajonigritische (eigentlich afrikanisch-malajische Kultur.

Südlich der runden Kegelhütten Nordafrikas, westlich und nördlich der Kegel- und Kugelhütten Ost- und Südafrikas ist eine rechteckige Satteldachhütte, d. h. ein Haus mit rechteckigen und zwei sich schneidenden Dachflächen heimisch und zwar auf dem Küstensaume Neuguineas und im Kongobecken. Oberflächliche Beobachter haben diese eigenartige Bauart als eine Nachahmung europäischer Baukunst bezeichnet, obgleich es ihnen hätte auffallen müssen, daß schon die ersten Entdecker des Mittelalters und der Neuzeit in besagtem Gebiete besagten Baustil fanden, der näher betrachtet, mit der europäischen Bauart nichts gemeinsam hat, mit Ausnahme der äußeren rohen Gestalt und der, um mit H. Frobenius zu reden, seine Entstehung dem tropischen Pflanzenwuchs verdankt. Wir haben es mit dem ersten wichtigen Leitelement der afrikanisch-malajischen Kultur zu thun. Es sind vor allem drei Hauptformen dieses Baustiles in Afrika zu unterscheiden, wobei dann noch mehrere seltenere Erscheinungen wichtige Beiträge für die Entwickelungsgeschichte liefern.

1. Form. Der ganze Raumbau wird durch sechs Tafeln gebildet, deren vier die senkrechten Wände, zwei die Dachflächen bilden. Man stellt diese Tafeln einzeln aus leichtem Flechtwerk her, Raphiablattschäfte mit verschiedenen Flecht- und Füllmitteln, wie sie gerade zur Hand sind, durch Binden, Flechten oder Nähen einheitlich verbunden, stellt sie auf die geebnete, vielfach mit einem Estrich versehene Bodenfläche und verknüpft ihre Kanten. Das ist also das reine Kartenhaus.

2. Form. Dies ist ein Pfahlbau. In zwei Reihen werden je drei Gabelstützen in die Erde gelassen, von denen die vier auf der Ecke gleich hoch, die zwei in der Mitte der beiden Reihen aber etwa ein halb mal höher sind. Über die vier Eckpfähle werden Querbalken und eine Dielung, auf die beiden Mittelbalken aber ein das Dach tragender Firstbalken gelegt. Zwei Platten bilden das nach den Seiten abfallende Dach. Sie lagern in der Mitte auf dem von den beiden längeren getragenen, mit den Kanten teilweise auf dem von den beiden niedrigeren gestützten Balken auf. Also Wände fehlen diesem Bau.

3. Form. Das Gerüst gleicht der zweiten Form. Die Dielung zwischen Dach und Erdboden fehlt. Aber das Dach ist mit der Erde durch vier der oben beschriebenen Tafeln, also durch Wände verbunden.

Wir haben hier also einen Mischstil vor uns. Das einfache Kartenhaus bildet den einen Ausgangspunkt, das Gerüst mit Gabelstützen und Plattform den anderen Ausgangspunkt der Entwickelung, die in der dritten Form ihre innige Verbindung findet. Wir haben es mit einem Elemente der afrikanisch-malajischen Kultur zu thun, deren Eltern in der Südsee zu beobachten sind. Die Analogie der afrikanisch-malajischen und der oceanisch-malajischen Bauformen ist eine erstaunliche, die sich bis in die kleinsten Details erstreckt. Ehe ich noch wagte, der Sache eine so weitgehende Bedeutung beizulegen, beschrieb ich schon im Globus die „Fensterthüren" des Kongo-Beckens. Am Kassai Lulongo, Ruki 2c. finden wir häufig ein sehr hoch liegendes Fenster, das von außen durch eine kleine Plattform erreicht wird und gleichzeitig Thür darstellt. Die Konstruktion ist auf Neuguinea weit verbreitet heimisch und hier sehen wir auch die große Bedeutung, die die Plattform des Bali oder Barla hat. Von hier (Oceanien) stammt nicht nur der im Kongogebiet sehr häufige Pfahlbau, sondern auch die Kartenhauskonstruktion.

Aber wohl ist ein Unterschied wesentlicher Art in Afrika und Oceanien bemerkbar, es ist der Unterschied, der für die Umgestaltung der beiden Varianten des malajischen Kulturkreises sowie für die Ursprungsfrage von eminenter Bedeutung ist. In Oceanien ist der Pfahlbau und die Barla überhaupt eine natürliche, selbstverständliche Erscheinung im Leben des Fischer- und Insel-Volkes. In Afrika dagegen ist das Grundprinzip der Kultur ein anderes. Dort erscheint der Pfahlbau als etwas Kräftiges, Allgemeines, Notwendiges, hier kümmerlich, selten und zwecklos. Es ist die Fensterthür mit der vorgelagerten Bank etwas Drolliges und sie gleicht einer Spielerei. Die Barla der Oceanier aber ist eine wichtige Sache. Es ist ein Küstenbau.

Ein anderes Leitelement: Der Bogen. Der westafrikanische Bogen ist mit einer Sehne aus Rotang versehen. Um sie festzuhalten, müssen bestimmte Vorrichtungen getroffen sein, denn der Rotang (Stuhlrohr) läßt sich nicht fest anziehen, umwickeln, verknoten am Stabe wie eine Schnur oder Sehne, sondern es läßt sich nur eine Schleife an der Sehne bilden. die über das Ende des Bogenstabes gehängt wird. Es gleitet die Sehne beim Anspannen aber sehr leicht über den Stab der Mitte zu, wenn nicht eine Verdickung an diesem sie zurückhält. Diese Verdickung wird in Knotenform zunächst aus dem Vollen ausgespart, wenn der Bogenstab geschnitzt wird. Das sind die angewachsenen Knaufenden. Dann wird ein Holzring über das Ende geschoben, der bewegliche Holzknopf entsteht. Da die Sehne sich an diesem leicht durchreibt, wird er mit feinem Rotanggeflecht überzogen. So entsteht eine birnenförmige Verdickung. Endlich wird der Kragen nur aus Rotang geflochten. Das ist der Rotangknopf. Endlich kann auch das Ende des Bogens durch seitliche Einschneidung plötzlich verdünnt werden. Diese eine Eigenschaft des Bogens muß auf die Notwen-

digkeit einer vorgerichteten Schlinge an der Sehne zurückgeführt werden. Die Sehne hat aber noch eine Wirkung. Da dieselbe bei fortgesetzter Spannung leiden und platzen würde, wird sie in Ruhezustand versetzt und abgehängt, wenn nicht dicht vor Gebrauch. Daher ist das Holz des Bogens fast gerade und keinerlei Biegung bemerkbar. Erst wenn er gespannt ist, ist der Bogen schwach gewölbt. — Dann noch eine Erscheinung. Im Innern (der Sehne zu) ist der Bogen gemeiniglich mit einer Rinne versehen, oder mit Riefen oder mit einer der Rinne entsprechenden Abflachung, so daß das Bogenholz im Durchschnitt nach außen stets zur convexen, nach Innen stets zur concaven Bildung neigt.

Diese große Reihe von Eigentümlichkeiten wiederholt sich durchgehend in Oceanien. Hier stammt der Bogen aus der sogenannten (provisorisch) vormalajischen Epoche.

Im übrigen sind nicht alle Bogen mit Rotangsehne in Afrika durchaus auf Konto der afrikanisch-malajischen Kulturform zu setzen. Es giebt zum Beispiel eine kleine, starkgebogene Form im nördlichen Kongo-Becken, die eine festangelegte Sehne aus Rotang besitzt. Aber diese Sehnenbefestigung ist sehr eigenartig. Die Sehne geht von der oberen oder Außenseite des Bogens aus, läuft über eine Kerbe nach innen, am anderen Ende dann wieder über eine gleiche Kerbe nach außen. Diese Bogen des nördlichen Kongo-Beckens (Aruwimi, Equateur, Bangala, Bateke, Loango) sind ein Ausläufer des Sudan-Bogens, einer afrikanisch-asiatischen Bogenform, die wir später näher kennen lernen werden. — So mischen sich in die afrikanisch-malajische Kultur des Kongobeckens afrikanisch-asiatische Elemente der Nordachse.

Für den Schild haben wir mehrere, vor allem zwei verschiedene Ursprungstypen im afrikanisch-malajischen Kulturkreise zu unterscheiden. Die Völker der oceanischen Kulturkreise führen teilweise den Speer, teilweise den Bogen. Nun ist die Erkenntnis schon älter, daß nur die Speerträger auch Schildträger sind, dem Bogenführenden aber diese Vertheidigungswaffe fehlt. Das ist ja ganz natürlich. Denn wie soll ein Bogenschütze, wo er doch beide Hände zur Handhabung seiner Schutzwaffe gebraucht, noch den Schild halten, wenn er ihn nicht über den Arm schiebt, wie dies einige asiatische Völker thun? Und wenn der Bogenschütze den Schild besitzt, dann muß er anders konstruiert sein, wie die analoge Waffe der Schildträger. Daher die beiden verschiedenen Schildformen der oceanischen Kultur.

Der erste Schild ist ein seltener Gesell auch in Oceanien. Ganz ursprünglich und vollkommen ist er nur noch bei den Völkern der Aru-Inseln (Bandameer, westlich von Neuguinea), einem der ausgeprägtesten Bogenvölker der Erde. Der Schütze hängt hier eine große geflochtene Platte um, die über der rechten Schulter mit zwei von den oberen beiden Ecken ausgehenden Schnüren festgebunden ist. Unter dem oberen Rande ist eine Öffnung, eine

Klappe ausgeschnitten. Durch diese steckt der Schütze seinen Arm (den linken), den Bogen zu ergreifen. Beim Schießen kniet der Mann. — Von dieser komplizierteren abstammende einfache Formen sind auf anderen Inseln des Bandameeres und im südöstlichen Neuguinea nachweisbar. Sie alle zeichnen sich durch die Schnur zum Umhängen sowie den oberen Einschnitt aus. In Afrika erkennen wir Nachkommen der oceanischen Bogenschilde der malajischen Kultur in geflochtenen Platten mit Hängeschnur und Einschnitt. (Obere Aruwimi. Stuhlmann!) Aber auch Rückenschilder und um den Leib gelegte breite Rotangbinden stammen aus der gleichen Quelle, sowie vor allem der Rotangüberzug an Schildern, die nunmehr zur Sprache kommen.

Die zweite Form der Schilde der malajischen Kultur ist nichts als eine Erweiterung der schon besprochenen nigritischen Schilde. Der eigentliche nigritische Schild ist ja zuletzt nur eine gegen Stockschläge und hölzerne Wurfgeschosse anwendbare Parierwaffe. Daher die Schmalheit. Im malajischen Archipel, dem Gebiete der Speerkämpfer und Blasrohrbläser nimmt er an Breite gewaltig zu. Wir haben entweder gewaltige Holzplatten vor uns oder Holzleisten mit einem Rotanggeflecht. in großer Fläche. Wie in Afrika der nigritische Stockschild unter dem Einfluß verbesserter asiatischer Waffen zum Sulu- und Massai-Schilde wächst, so der oceanisch-nigritische Schild unter dem Einfluß der vormalajischen und malajischen Kultur und Waffentechnik zum großen Flächenschilde. Allen diesen ist aber die merkwürdige Grifform eigen, eine durch einen Kanal und ausgesparten senkrechten Griffstab erhaltene Handhabe. In Afrika kommen diese beiden Varianten des malajischen Schildes im ganzen Kulturkreise vor, von Oberguinea bis zum Tanganika. Dabei ist im Norden und Westen mehr die Rohrplatte mit kleinem hölzernen Griffbrett, im Osten dagegen die große Holzplatte häufiger vertreten, ohne daß sich dabei irgend eine besondere Entwickelungstendenz nachweisen ließe.

Ein sehr wichtiges und charakteristisches Leitelement der malajischen Kulturformen stellt die Bambus- oder Holzpauke dar. Während in Afrika nur eine Form dieses merkwürdigen Gerätes vorkommt, besitzt Oceanien mehrere, zwei hängende, eine liegende, eine stehende. Der Körper dieser Pauken stellt eine an beiden Enden geschlossene, der Längsachse nach aber mit einem Spalt oder Schlitz versehene Röhre dar. Wohl die meisten oceanischen Instrumente dieser Art bestehen aus Bambus, aus einem Gliede eines Rohres, das außerhalb der Scheidewände abgeschnitten ist. Wir müssen wohl auf jeden Fall den Bambus verantwortlich machen für die Figur überhaupt. Denn nur dieses riesige Rohr bietet die Eigenschaften, die dem Instrument von Nöten sind, den natürlichen Hohlraum, Scheidewände, Spaltbarkeit in der Längsachse ꝛc. Schon in Indonesien, so auf Malakka, Borneo, den Philippinen ꝛc. werden die Pauken kunstreich aus dem Holze geschnitzt. Ich sage kunst-

reich, denn es ist keine Kleinigkeit, mit den schlichten Instrumenten von einem schmalen Spalte aus den Innenraum auszuhöhlen. — Die Instrumente haben eine kleine Eigentümlichkeit, die wir nur in Oceanien verstehen, wie ja die Entstehung überhaupt. Eine ursprüngliche Form der Bambuspauke hängt nämlich. Um sie bequem festbinden zu können, ist sie deshalb mit einem Fortsatz, einem Ohr oben versehen, um den der Strick geschlungen ist. Auch die hölzernen hängenden Instrumente Oceaniens haben einen solchen Fortsatz, der dann durchbohrt ist. Aus dieser hängenden geht die liegende Form hervor. Zunächst hat sie noch das eine Ohr, dann aber, in größerer Entfernung vom Ausstrahlungscentrum, tritt an jede Seite ein Ohr auf, — eine Folge der Freude am Symmetrischen.

In Afrika kommen nur hölzerne Formen vor. Die Fortsätze oder Ohren treten nur symmetrisch und beiderseits auf. Die ältere Hauptform fehlt. Zwar ist die Röhren- oder Walzenform die verbreitetere, aber die Gestalt weicht dort häufiger und weiter von der durch den Bambus gebotenen Urgestalt ab, indem entweder eine ovale Gestalt oder eine Tonnenform oder gar endlich eine kantige Keilform auftritt oder das Gerät mit Beinen versehen wird. Die Verbreitung dieser wunderlichen Geräte entspricht der der Rotangsehne und der Mattenhütte (Kartenhausform).

Und zu diesem Instrument gehört eine seltsame Kulturerwerbung, eine aus Signalen hervorgegangene vollendete Sprache. Viele haben schon über die eigenartige Trommeltelegraphie sowohl aus Kamerun wie aus dem Kongogebiet berichtet. Nun, ihr dient dies Instrument, das sich durch einen merkwürdig weit sich ausdehnenden Schall auszeichnet. Zu bemerken ist ein weitverbreiteter Irrtum. Die Trommelsprache ist nicht nur ein ausgebildetes Signalsystem, sondern thatsächlich eine ausgebildete Sprache, die mit dem Munde und in kümmerlicher Weise auch mit einer Flöte nachgeahmt werden kann. Über Thäler und weite Gefilde vermögen sich mit ihrer Hülfe zwei Häuptlinge zu necken, zu schimpfen, zum Kriege aufzurufen und einen Todesfall, Geburten und Tagesereignisse zu erzählen. Das ist keine Kleinigkeit, sondern eine der ganz großen Kulturerwerbungen, die sowohl Oceanier wie Afrikaner besitzen.

Ganz vereinzelt treffen wir auch in Ostafrika eine verwandte Sache, die Vilangwe der Wabondei im östlichen Deutsch-Ostafrika (Usambara). Sie befindet sich stets am Dorfthore und besteht 1) aus zwei grünen Bananenstämmen, die auf den Boden gelegt werden; 2) lotrecht dazu darübergelegten, flach abgerundeten Holzscheiten, die durch in den Boden geschlagene Pflöcke festgehalten werden. Auf diesem primitiven Cymbal pflegen halbwüchsige Jungen mit Schlägeln erstaunlich geschickt zu trommeln. Durch Verschieben und Vertauschen wird das Instrument gestimmt, worauf ein Junge, sich niederkauernd, das Spiel beginnt und ein anderer, ihm gegenüber sitzender mit ganz wunderbarer Präzision und Taktfertigkeit einfällt. Das Instrument klingt sehr angenehm und laut

und läßt sich am ehesten dem Cymbal der Zigeunermusiken vergleichen. Besonders von ferne gehört, erinnert es auch lebhaft an die Holztrommeln, die im Westen der ausgebildeten Trommelsprache dienen. Thatsächlich verstehen auch die Wabondei diese Angelegenheit mit der Vilangwe zu üben. Auf große Entfernungen machen sie sich mittelst dieser Instrumente eingehende Mitteilungen.

Diese Vilangwe ist eine große Ausgabe eines dem malajischen Kulturkreise angehörenden Instrumentes, das im gesamten westafrikanischen, afrikanisch-malajischen Kulturkreise in kleinerer Ausgabe als Marimba bekannt ist. In Oceanien verstehen wir die Entstehung. Es ist eine Erweiterung des nigritischen Klangstabes. — Die beiden Formen der malajischen hölzernen Schlaginstrumente verhalten sich also genau wie die beiden Schildformen. Die Bambus- oder Holzpanke gehört der inselbewohnenden malajischen Kultur an, die Vilangwe-Marimba stammt aus dem nigritischen Kulturschatz.*)

Eine asiatische Beigabe des malajischen Kulturschatzes mag noch ganz kurz erwähnt werden, eine sonderbar durch Pflöcke und Stricke gespannte Felltrommel. Die Spannung ist sehr eigenartig, sie kommt nur in Indonesien, Westafrika und an einem dritten Orte vor, den wir später einmal erörtern werden, der aber auch sonst Zeugnisse des Vorhandenseins malajischer Elemente reichlich aufzuweisen vermag.

Ferner wollen wir die afrikanisch-malajischen (oder malajo-nigritischen) Saiteninstrumente Revue passieren lassen. Ein tiefgehender Unterschied trennt die Entwickelungsgeschichte asiatischer und oceanischer respektive malajischer Saiteninstrumente. Die ersteren sind zurückzuführen auf die Eigenschaft der Sehne, die letzteren auf eine solche des natürlichen Schallkastens. Denn die scharfgespannte Sehne aus tierischer Sehne am Bogen vibriert von Natur sehr stark, einen hellen und lautklingenden Ton hervorbringend, die pflanzliche Sehne des indonesischen, ursprünglichen Saiteninstrumentes dagegen summt nur ganz leise, und zwar weil ein natürlicher Schallkasten den Ton auffängt, denn Saite und Schallkasten sind verwachsen.

Das typische malajische Saiteninstrument besteht nämlich aus einem Stück Bambus, das außerhalb zweier Scheidewände abgeschnitten ist. Aus der äußeren Schale sind nun zwei Streifen losgetrennt, so daß sie an den Enden festbleiben. Damit sie gespannt sind, werden kleine Stöckchen oder Holzscheibchen (der Ursprung des Steges) untergeschoben, damit aber sie nicht abreißen, werden sie mit einem festen, um den Bambus am Knotenteil (auf beiden Seiten) oder an der Scheidewand geschlungenen Rotangflechtring umgeben (Spannring). Eine abgewandelte Form treffen wir auf Borneo. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß die Saiten nicht am Schallkasten festgewachsen, sondern übergezogen sind.

*) Auf die formale Übereinstimmung der afrikanischen und oceanischen Holzpauken hat s. Z. zuerst Schmeltz im „Ausland“ hingewiesen.

Afrika nun besitzt nicht nur eine aus — allerdings weit ungeeigneterem, anderem Material nachgebildete Form in dem Kameruner Saiteninstrument, sondern eine Unmenge umgebildeter Typen, die alle durch Steg und Spannring charakterisiert sind. Von Norden her kommt nun die asiatische Guitarre, die durch die Wirbel und tierischen Saiten ausgezeichnet ist. Im nördlichen Kongo-Becken und an der Guineaküste (Hinterland) mischen sich beide und es entsteht so eine große Gruppe der Mischtypen. Es ist mir aber sehr bemerkenswert, daß auch Ostafrika solche Instrumente malajischer Verwandtschaft besitzt, daß aber hier dieselben nur sporadisch, nicht in großer flächenartiger Verteilung vorkommen wie im Westen.

Die nigritische Form der Feuerbereitung erwähnten wir oben. In einen auf der Erde liegenden Stabe und zwar in einer darin befindlichen Grube wird ein senkrecht stehender Stab so lange gequirlt, bis sich in der Grube Holzpartikelchen (Holzmehl) ansammelt und dieses bei fortgesetztem Quirlen erwärmt wird, raucht und glimmt. Durch Blasen wird die Lohe hervorgerufen. Der Malaje kennt neben dem Feuerquirlen auch das Feuersägen. Ein Bambus wird halb durchschnitten, gespalten, aus dem Innern die feine Membrane (die „Seele") zusammengeschabt, zu einem Kügelchen geballt und unter die eine mit der concaven Seite nach unten gelegte Bambusschiene auf die Erde gedrückt. Über diesem leicht sich entzündenden Kügelchen wird mit dem andern Scheite und zwar mit der Kante in senkrechter Richtung über die erste Schiene gegeigt bis die Oberfläche durchschnitten und das Kügelchen von dem heißgewordenen Splitter berührt wird. Nun fängt es alsbald an zu glimmen. Aus der Verbindung des Quirlens und Sägens ist das Feuerreiben oder Feuerschleifen, wie es zumal von den östlichen, polynesischen Völkern geübt wird, entstanden. Ein Brett mit einer Rinne längs der Fassung wird fest auf den Boden gedrückt. Mit einem vorn bzw. unten abgeschrägten Stab wird so lange in der Rinne hin- und hergefahren, bis die abgeriebenen Holzteilchen zu glimmen beginnen. — Beide Methoden sind auch in Afrika bekannt und besonders die zweite ist am Kongo und anscheinend auch am Ubangi sehr weit verbreitet. Die erstere ist insofern anders, als nicht ein halber Bambus, sondern ein ganzes Rohr quer durchsägt wird.

Auch das Rauchgerät, die Pfeife der Oceanier, der berühmte Baubau derer von Neuguinea verdient Beachtung. Diese Pfeife besteht aus einem Bambusrohr, welches kurz vor dem Ende eine Öffnung trägt. In diese wird ein Trichter aus Blattscheide, der Tabak enthält, eingefügt. In Afrika tritt dasselbe Gerät bei den Völkern des oberen Uelle und Arumini auf. Die lange Mittelrippe eines Bananenblattes dient hier als Rohr, nachdem sie der Länge nach vermittelst eines Stockes durchstoßen worden ist; kurz vor dem unteren dicken Ende desselben wird dann ein kleiner Einschnitt gemacht, welches das durchbohrte Innere freilegt. In diesen

Einschnitt steckt man eine mit Tabak angefüllte Tüte, aus dem Blatte derselben Pflanze geschnitten und wechselt beim jedesmaligen Gebrauche mit dem Tabak zugleich auch die Tüte. Später wurden Tüte und Pfeifenende, aus einem Stück Thon geformt oder aus Holz geschnitten; alle verwandten Pfeifen aber erkennt man sogleich daran, daß der Kopf etwas vom Ende entfernt oben senkrecht auf dem Rohre oder Stiefel aufsitzt.

Endlich mag noch die Weberei als eine Eigenart dieser Kulturform berücksichtigt werden. Sie ist von der indischen Baumwollweberei, die weit entwickelter ist, dadurch unterschieden, daß keine gesponnenen Fäden verwebt werden, daß der Rahmen höchst primitiv und wenig beweglich ist, und daß die Trittvorrichtung des eigentlichen Webstuhles fehlt. Es ist also dieses Weben eigentlich nichts anders als eine entwickeltere Form des Flechtens, ein wahrer Übergang zwischen Flechten und Weben. — Auch diese Eigenart beschränkt sich auf einen schmalen Streifen an der Westküste, auf das Kongogebiet und ein kleines Gebiet nahe der Ostküste.

Andere Eigenarten der afrikanisch-malajischen Kultur liegen in Beilformen, Schmucksachen, Pfeilen ꝛc. Es genügt für unsere Zwecke aber wohl die gewonnene Erfahrung.

Die afrikanisch-malajische Kulturform ist also ein hauptsächlich an der Niederguineaküste und im Kongo-Becken angesessene, vom malajischen Archipel über Madagaskar gekommene, in Afrika nach Westen zurückgedrängte Kultur. Spuren im Osten zeigen die Wanderwege an. Wir wollen dazu feststellen, daß diese Kultur, die zu allem materiellen Besitz Stoffe des tropischen Pflanzenwuchses bevorzugt, auf den Steppen- und Hochländern des Ostens sich nicht hat erhalten können, daß ihr Urspung in Oceanien vielfach feststellbar, und eine leichte Umgestaltung in Afrika eine naturgemäße Folge der veränderten Lebensverhältnisse ist. Der Hüttenbau zeigt dies klar. Die afrikanisch-malajische Kultur konnte ebenso wenig, wie sie auf der Südachse lebensfähig war, zur Nordachse vordringen. Von dieser aus erfuhr sie aber mancherlei Umgestaltung und Bereicherung. Da Westafrika ebenso gut unter dem Einflusse der nördlichen wie der südlichen Achse steht, wäre es falsch, in seinen Regionen nur nach afrikanisch-malajischen Elementen Umschau zu halten. Es kommen ebensowohl asiatische wie nigritische Formteile vor. Diese zeigen dann aber stets eine Umgestaltung im Sinne der durch Formreichtum und Pflanzenfaserverwendung ausgezeichneten malajischen Kulturen. Ich verweise als Beispiel auf die erwähnte kleine Bogenform, auf die Umbildung der Wurfmesser zu Säbelmessern ꝛc., sowie auf Eigenarten, die in dem folgenden Abschnitt eine eingehende Erörterung erfahren werden.

Ich stelle aber, um alle Mißverständnisse nach Möglichkeit zu vermeiden, fest, daß die Bezeichnung malajo-nigristisch nicht besonders günstig gewählt war, da sie leicht eine falsche Vorstellung hervorruft.

4. Die asiatische, (eigentlich afrikanisch-asiatische) Kultur.

Unter afrikanisch-asiatischer, oder schlechtweg asiatischer Kultur in Afrika ist diejenige zu verstehen, die den Übergang afrikanischer zu asiatischen Formen darstellt, die sich direkt unter der auch historisch und rasselich nachweisbaren asiatischen Oberhoheit eingebürgert hat. Wissen wir doch aus der Geschichte, wie Ägypten schwankte zwischen der Übermacht Asiens und der Afrikas, Ägypten, das auf afrikanischem Boden liegt und doch die Rudimente einer Schrift bis zu einer vollständigen Schrift in enger Berührung mit dem benachbarten Kulturkreise der ältesten Welt entwickelte. Und weitere Spuren! Der Islam der Neuzeit will wenig sagen. Aber die arabische Wissenschaft, die in den Reichen des Sudan wohnte, die in Timbuktu sich eine Pflanzstätte und bis nach Baghirmi hin Kolonien gezüchtet hatte, — die maurisch-arabische Wissenschaft ist eine Leiterscheinung, die wir nicht anders deuten können, denn als Zone des Überganges zwischen den nördlichen und nordöstlichen Kulturländern und den südlichen Naturvölkern, so wie das Ratzel und andere hell sehende Gelehrte auch aufgefaßt haben.

Die Frage, die, nachdem das festgestellt ist, noch weiter als wichtige Haupt- und Kapitalfrage herantritt, ist die, wie weit sich diese Kulturform erstreckt, wo wir ihre äußersten Ausläufer aufzusuchen haben. Und das wollen wir an der Hand einiger wichtiger Leitelemente versuchen.

Die Behausungsform mag auch hier zuvörderst Erwähnung finden. — Im wüsten Norden des Erdteiles bei den räuberischen und Vieh züchtenden (es gehört das zusammen bei den Naturvölkern) Stämmen treffen wir eine schlichte und auch entwickeltere Formen des Nomadenzeltes. Dasselbe ist am meisten ausgezeichnet durch die Stütze; und zwar ist es meistens eine hohe Mittelstütze, die das Hauptmotiv des Gerüstes darstellt.

Den Ackerbau treibenden und seßhaften Völkern des Südens fehlt das Zelt und wir treffen eine Kegelhütte an, eine im Grundriß runde Wand mit einem am Rande überhängenden kegelförmigen, von einem Mittelpfahl gestützten Dach. Die Gabelstützen, die das Verbindungsglied des Kranz-Rahmens tragen, dürfen hier im weiten Norden auf asiatische Beziehung gedeutet werden, wie in noch berechtigterer Bestimmtheit vor allem die Mittelstütze. Wenn die Hütten mit Lederdecken bekleidet sind, tritt der asiatische Charakter noch klarer hervor.

Diese Hüttenform ist schon ein Ausgleich asiatischer und afrikanisch-nigritischer Elemente. Das beweist der Übergang auf der Südachse. Hier nimmt nämlich die nigritische Kugelhütte den asiatischen Mittelpfahl an. Und nur ganz im Süden fehlt die Mittelstütze. So treten 4 Zonen hervor. 1. (Süden) rein nigritische Kugelhütte; 2. nigritische Hütte mit asiatischem Mittelpfahl; 3. asiatisches Gerüst

mit nigritischer Form (Kegelhütte); 4. rein asiatisches Zelt. Die zweite Form gehört der Südachse, die dritte der Nordachse an.

Nehmen wir ferner den Bogen. Der asiatische Bogen ist ein komplizierter, stark mehrfach oder einfach gekrümmtes, jedenfalls doppelschenkliges, aus mehreren Stoffen zusammengesetztes und mit einer Sehne aus tierischer Form versehenes Kriegsgerät. Die alten Ägypter kannten den asiatischen Bogen, auch kommt er hier und da nördlich des Sudan, d. h. des Landes der Schwarzen bei den maurischen Stämmen vor und ist so von den Händlern bis in die südlichen Länder verschleppt worden.

Auf der Nordachse treten nun Bogen auf, die als direkte und abgewandelte Formen dieses Typus bezeichnet werden müssen; ich erwähne von Westen nach Osten gehend folgende Formen. 1. den Mandingo-Bogen; 2. den Haussa-Bogen; 3. den Dinka-Bogen; 4. den Nil-Bogen; 5. den Galla-Somal-Bogen. Der erstere ist ein allerdings meist nur einfach gekrümmter Stab, der aber der ganzen Länge nach mit feinem Leder bezogen ist. Nicht allein hierin kennzeichnet sich die asiatische Verwandtschaft, sondern auch in der Befestigung der Sehne, die von außen nach innen über eine parallel der Sehne laufende Kerbe über den Stab gespannt ist. Der Haussa-Bogen ist nur auf einzelnen Strecken mit Haut überzogen, die Sehne läuft nur an einem Ende über das Stabende, aber erstens der Bogenstab ist in der Mitte eingesenkt, d. h. also zweischenkelig und zweitens außen abgeflacht, so daß der Querschnitt des Holzes ein halbkreisförmiges Segment darstellt. Der Dinka-Bogen ist extrem ∩-förmig, d. h. im Mittelteile ziemlich gestreckt und wenig eingebogen, aber die Enden laufen in starker Krümmung erst nach innen, dann der Mitte des Bogens zu und dann wieder nach außen; sind also S-förmig. Dazu ist der ganze Bogen mit Eisen überzogen, das bandförmig umwickelt ist. Der Nilbogen ist durch eingedrückten Scheitel, Umwindung mit Eidechsenhaut und zuweilen Aufbiegung der Enden charakterisiert, der Galla-Somal-Bogen dagegen durch die Zweischenkelbildung, also eingedrückten Scheitel, sowie die nicht seltene äußere Abflachung. — Das sind die wesentlichen afrikanisch-asiatischen Formen der asiatischen Bogen. Untersuchen wir nunmehr, wie weit sich dessen Einflußgebiet ferner erstreckt und zwar einmal in den westafrikanischen, afrikanisch-malajischen oder malajo-nigritischen und dann in den Kulturkreis der Südachse.

Im Kongogebiet müssen drei afrikanisch-asiatische Bogen erwähnt werden. 1. der kleine Nordkongo-Bogen; 2. der Balolo-Bogen; 3. der Mangbattu-Bogen. Den ersten derselben habe ich im vorigen Abschnitt behandelt; wir sehen hier eine Mischung mit afrikanisch-malajischer Kultur; daher die Rotangsehne. Die Form der Sehnenbefestigung, das Zurücklaufen über eine Kerbe an den Enden ist jedoch typisch asiatisch und läßt dieser Typus dem Haussa-Bogen verwandt erscheinen. Der Balolo-Bogen dagegen ist ein

Nachkomme des Nil-Bogens. Es ist eine lange gestreckte Gestalt einfacher Krümmung, aber mit abgeflachten Rücken und partieller bis vollkommener Fellbekleidung. Bis zum oberen Ruki und Lulongo reicht das Verbreitungsgebiet dieser schönsten und stattlichsten Bogenform Afrikas, während kleinere Verwandte am Lac Leopold II. und unteren Kassai heimisch sind. Die Sehne dieser Bogen besteht aus gedrehter Pflanzenfaser.

Der dritte Typus dieser Gruppe, der Mangbattu-Bogen, hat nur eine Eigenschaft, die ihn mit dem afrikanisch-asiatischen Bogen in Beziehung bringt; sonst zeigt er unwesentliche (rundes Holz, einfache Biegung) oder afrikanisch-malajische (die Rotangsehne) Merkmale. Es ist nämlich am Stabe ein verschiebbares weberschiffförmiges Holz angebracht, welches die Hand schützen soll und nach Schweinfurts Angabe zur Aufnahme von Pfeilgift ausgehöhlt ist. In Afrika kehrt nur im westlichen Sudan solches Holz in der Mitte des Bogenstabes wieder. (Beleg z. B. in der Reichlin-Meldegg'schen Sammlung in Karlsruhe!) Es ist hier aber gewöhnlich festgeschnürt. Erst nach gründlichem Studium der asiatischen Bogenformen gelang mir die Enträtselung der wunderlichen Verschiebung des Bogenholzes, die sich auch an alten europäischen sowie vorder- und hinterindischen, also überall an der Grenze asiatischer Formen vorkommende Gestalten findet, und deshalb schon Aufsehen erregt. In der That ist dieses Hölzchen der Rest des Mittelteiles des einfachen asiatischen Bogens, der aus einem kurzen Mittelstück und zwei langen Armen besteht. (Am klarsten erkennbar an Eskimo-Bogen!) — Soweit die südlichen Verwandten im westlichen Gebiet.

In Ostafrika treffen wir die größten afrikanischen Bogen in der Länge von über 2 m am Viktoria an. Eine leichte Einbiegung läßt viele der Zwischenseen-Bogen als nahe Verwandte des Nil-Galla-Somal-Bogens erscheinen. Sonst zeichnet ein rundes, an den Enden langsam verdünntes und spitz auslaufendes Holz, ziemlich starke Herabbiegung der Enden sowie eine einseitig zurückgewundene Sehne aus tierischer Faser diese Bogen aus. Letzte beide Momente lassen um so mehr auf abgewandelte asiatische Typen schließen, als teilweise und auch weitergehende Umwickelung mit Sehnen und Leder nicht selten ist. Die vielleicht noch feineren, aber schwer zu beschreibenden Eigentümlichkeiten machen es mir unmöglich, hier noch eingehender die Beweise der Verwandtschaft zu erbringen. Jedenfalls wird die Bogenform, je weiter wir nach Süden auf der Südachse vordringen, immer kümmerlicher — eine Abwandlung, die nur einmal durch eine Wiederkehr asiatischer Elemente am Njaßa unterbrochen wird — und zuletzt verschwindet der Bogen fast, lebt im Herero-Ovambo-Lande aber nochmals auf, um wieder ein geklärtes asiatisches Merkmal, die äußere Abflachung zu zeigen.

Alles in allem genommen erscheint also der asiatische Bogen in Nordafrika in der üblichen centralen Vollendung, nimmt auf der Nordachse bestimmte afrikanisch-asiatische Typen an, — die dann

bis in das nördliche Kongobecken sickern, — tritt mit diesen in die Südachse ein und verkümmert dann bis zum fast vollkommenen Verschwinden an der Südspitze. (Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

Vom **Herausgeber.**

32) **L. Frobenius. Die naturwissenschaftliche Kulturlehre.** Sonderabdruck aus der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift". Redaktion Dr. H. Potonié. — Allgemein-verständliche naturwissenschaftliche Abhandlungen. Heft 20. — Berlin 1899. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. — 32 S. Preis?

Der Verfasser giebt in dieser Abhandlung eine knappe und durchsichtige Darlegung seiner Methode, nach welcher er die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Kulturbesitzes von naturwissenschaftlichem Standpunkte aus gewinnen will. Durch Anführung einzelner Beispiele liefert er den Nachweis, daß — er bleibt bei diesem Erdteile stehen — die afrikanischen Kulturformen keine selbständigen Erscheinungen sind, sondern offenbar im engsten Zusammenhange mit asiatischen und ozeanischen stehen. Dabei ist es, meines Erachtens, dem Verfasser durchaus gelungen, die Berechtigung nicht nur, sondern auch die Richtigkeit seiner Methode dadurch nachzuweisen, daß er die für die Naturwissenschaften, er beruft sich auf S. 20 ff. besonders auf die Zoologie, anerkannten Grundsätze auch auf die Kulturlehre anwendet. Der Verfasser selbst weist darauf hin, daß bereits Prof. Ratzel in seiner Abhandlung über die afrikanischen Bogen mit der Anwendung dieser Methode, welche „der Auffassung der Kulturgebilde als sich forterbender oder fortpflanzender, wachsender und vergehender, also lebendiger Elemente entspringt", einen ersten Anfang gemacht hat Ihm selbst aber gebührt die Anerkennung, daß er der erste ist, welcher diese Methode in ein System gebracht hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er der Ethnologie mit seiner Arbeit einen wertvollen und bleibenden Dienst geleistet hat.

Die Arbeit zerfällt in 4 Kapitel: Stoff und Ziel der Kulturlehre. — Gesetze des anatomischen und physiologischen Baus der Kulturformen — Abhängigkeit der Kulturformen vom Boden; Kampf ums Dasein. — Entstehung und Fortpflanzung der Kulturformen.

---

33) **Album von Kamerun.** — Druck u. Verlag: Gustav Poetzsch, Magdeburg. — 1,50 Mk.

Nachdem die Verlagshandlung mit ihren bekannten Kameruner Ansichtspostkarten willkommene Aufnahme gefunden hat, hat sie jetzt ein Album herausgegeben, das wirklich tadellose Bilder, die nach Originalphotographien hergestellt sind, bietet. Die eine der Ansichten giebt die vorliegende Nummer wieder. Von den übrigen hebe ich, ohne sie vor den anderen bevorzugen zu wollen, hervor das „Panorama von Kamerun, von der Landungsbrücke gesehen", das über den Raum von vier anderen Bildern sich ausdehnt, das „Denkmal des Freiherrn von Gravenreuth", das „Kanzlerhaus".

Zugleich bemerke ich, daß in demselben Verlage binnen kurzem ein größeres Werk „Unser Kamerun" erscheinen wird, das aus einigen 20 nach Photographien hergestellten Kunstblättern besteht, zu denen eine kurze Beschreibung gegeben ist. Nach den mir vorgelegten Probeblättern wird dies Werk ein wirkliches „Prachtwerk" werden.



Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Dr. G. E. Burkhardt's
Kleine Missionsbibliothek.

Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann.

Vier Bände. 1876—1881.

Herabgesetzter Preis für das vollständige Werk 20 M.

Daraus einzeln:

I. Band: Amerika.			
	1. Abteilung:	Die Eskimos in Grönland und Labrador.	1 M. 20 Pf.
	2. „	Die Indianer in Nord- und Süd-Amerika.	2 M. 40 Pf.
	3. „	Die Neger in West-Indien und Süd-Amerika.	2 M.
II. Band: Afrika.			
	1. Abteilung:	Die befreiten und die freien Neger in West-Afrika.	2 M.
	2. „	Die Völkerstämme Süd-Afrikas.	3 M.
	3. „	Das Festland und die Inseln von Ost-Afrika.	1 M. 60 Pf.
III. Band: Asien.			
	1. Abteilung:	Vorder-Indien.	3 M. 60 Pf.
	2. „	Ceylon und Hinter-Indien.	2 M.
	3. „	China und Japan.	3 M. 60 Pf.
IV. Band: Ozeanien.			
	1. Abteilung:	Der indische Archipel.	3 M.
	2. „	Polynesien, Neuseeland und Mikronesien.	3 M. 60 Pf.
	3. „	Melanesien und Australien.	3 M.
Register zu Band I—IV.			60 Pf.

Der Reichtum des Werkes, sowohl an missions- und religionsgeschichtlichem, wie namentlich auch an ethnographischem Inhalt, giebt diesem bahnbrechenden Werke einen dauernden Wert, wenn auch einzelne Partien durch die neueste Entwickelung der Mission überholt sein mögen. Um die Anschaffung dieses namhaften Bibliothekwerkes zu erleichtern, haben wir den Preis des vollständigen Werkes **auf 20 M.** ermäßigt. (Einzelne Bände behalten den bisherigen Preis.)

Hierzu ist erschienen:

Grundemann, D. R., Die Entwicklung der evangelischen Mission in dem letzten Jahrzehnt. Ein Beitrag zur Missionsgeschichte, zugleich als Ergänzungsband zur zweiten Auflage der „Kleinen Missionsbibliothek". 1890. Preis geh. 3 M. 60 Pf.

Durch diesen Ergänzungsband wird die „Kleine Missionsbibliothek" bis an die Gegenwart fortgeführt. Es besteht die Absicht, ähnliche Ergänzungsbände in angemessenen Zwischenräumen folgen zu lassen.

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Nr. 11. November. 1899.



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung
der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage
des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor **Gustav Müller**
in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.
Verantwortlicher Redakteur.

Sechster Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

Abonnementspreis jährlich 3 M. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postämter.

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.**

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.**

Generalsekretär: Pastor **G. Otto, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.**

Schatzmeister: Geheimer **Kommerzien-Rat Veit, Berlin W., Behren-Straße 48.**

Redaktion der „Afrika“: Pastor **Gustav Müller, Groppendorf** bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Zur gefälligen Beachtung:

Geld- und Wertsendungen werden an die Adresse des **Schatzmeisters** erbeten.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck, Coblenz.**
Schriftführer: Pfarrer **Keller, Coblenz.**
Geschäftsführer: cand. min. **Brüning, Coblenz.**
Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., **Coblenz.**

Quittungen.

Für den Evangelischen Afrika-Verein gingen ein bis zum 31. Oktober:

Gouverneur Oberstleutnant Leutwein, Windhoek, 100 Mk. — Fr. Major Bergemann, Sagan, 3 Mk. — Pfarrer R. Meyer, Blessenbach, 3 Mk. — Kollekte daselbst 18,31 Mk. — E. Jordan u. Frl. M. Jordan, Kuhhorst, 20 Mk. — A. Wunder, Nürnberg, 3 Mk. — W. Heuschkel, Realschullehrer, Apolda, 3,05 Mk.

Für die Weihnachtskiste:

E. L. Oderbruch, 1 Mk. — Hildegard Schultze; Albrecht Schultze; Käthe Schultze, zusammen 5 Mk. — Servus D. Schönau, 3 Mk.

Zum Besten der Hungernden in Ost-Afrika:

Ungenannt, Berlin W., 300 Mk.

Berlin W., Behrenstr. 48, 31. Okt. 1899.

Der Schatzmeister.
Veit.

Vereinsnachrichten.

Aus **Lutindi** liegen mancherlei Nachrichten vor. Der Vorsteher unserer Freistätte, Diakon Bokermann, teilt mit: „Die größeren Knaben sind fleißig in ihren Schamben am Bäume fällen u. s. w. Sie haben in jeder Woche 2 Tage frei, um in ihrer eigenen Schamba arbeiten zu können und öfter helfen wir ihnen mit allen Kindern. Alle 7 wollen nämlich noch vor der kommenden kleinen Regenzeit Bananen pflanzen und dazu müssen sie noch recht fleißig sein."

Auf der Station befindet sich ein junger Bursche namens Mpera, der von einem Löwen gebissen worden ist. Von ihm wird berichtet: „Mpera läuft jetzt an seinen beiden Krücken ganz munter umher. Er macht augenblicklich Rafia-Bast und Schnüre aus wilden Bananen für die Station. Wir suchen noch immer nach einer passenden Beschäftigung für ihn, d. h. nach einer, bei der er sitzen kann und mit der er wenigstens so ziemlich seinen Lebensunterhalt verdienen kann."

In der Umgegend von Lutindi herrschen augenblicklich die Pocken. Sie scheinen teilweise bösartig aufzutreten, da es in dem Briefe Bokermanns heißt: „In einem kleinen Dorfe sollen 19 Personen gestorben sein." Durch die Vermittelung des Herrn Amtmann Meyer, der unserer Station bereits manche sehr schätzbare Hilfe hat zu teil werden lassen, hat Bokermann Lymphe bekommen. Daher sind denn nicht nur unsere Kinder sämtlich geimpft, sondern „auch eine große Menge der umwohnenden Washambaa". Noch weitere 50 oder mehr aber sollten der schützenden Wohlthat teilhaftig werden.

Über den wirtschaftlichen Notstand, der die Folge der langen Dürre ist, heißt es in dem Briefe: „Die Not der Eingeborenen scheint doch noch länger anhalten zu wollen. Es will gar nicht recht wachsen trotz des vielen Regens, und auch die Bananen entwickeln sich nur sehr langsam. Es bitten jetzt täglich große Scharen um Arbeit, so daß wir mit Frauen und Kindern stets 40—50 anstellen. Da der wenige Mais, der geerntet war, bereits verzehrt ist, so sind die Washambaa ganz auf die Bananen angewiesen und die tragen, wie erwähnt, nur sehr wenig. Vor 2 Monaten schon glaubten wir, die letzten 50 Lasten Mtama gekauft zu haben. Aber die sind längst verbraucht und wir haben bereits 20 andere Lasten aus Korogwe holen lassen. Ja in den nächsten Tagen wollen wir uns von Herrn Amtmann Meyer weitere 50 Lasten erbitten. Indes ist die Not bei uns nicht so schlimm, wie unter den Washambaa im Norden. Das mag zum Teil daher kommen, daß hier durch die Plantagen und unsere Station mehr Gelegenheit zum Verdienst ist."

Leider hat Bokermann über einen Unfall berichtet, der einem der in Arbeit genommenen Washambaa begegnet ist. Am 15. September ist nämlich ein Arbeiter, namens Kilua, von einem herabrollenden Baume erschlagen. „Der Unglücksfall hat sich folgendermaßen zugetragen. Wir waren, wie alle Morgen, zur Andacht in der Kapelle

gewesen. Darnach hatte jeder sein Handwerkszeug, Axt oder Buschmesser zur Hand genommen, um die gefällten Bäume zu zerkleinern. Ich hatte soeben sämtlichen Männern ihre Arbeit angewiesen und wollte mich eben anschicken, auch die Frauen und Kinder anzustellen. Plötzlich höre ich oberhalb des Abhanges, an dem ich mich befand, das Brechen eines durchschlagenen Baumes; und als ich mich umschaue, sehe ich zu meinem großen Schrecken, daß ein 5 Meter langer Baum sich ins Rollen setzt. Kilna, der den Baum durchschlagen hat, springt thalwärts, um vor dem hinter ihm her rollenden Baume zu fliehen, kommt aber zu Falle. Als ich bemerke, daß er sich nicht sogleich erheben kann, springe ich hinzu, erfasse einen Fuß, um ihn seitwärts zu schleppen, muß es aber aufgeben, weil sein Lendentuch hinter einer Wurzel festhängt. Da gewahrte ich die Gefahr, in der ich selbst mich befand, denn der Baumstamm war bereits unmittelbar hinter dem Kopfe Kilnas. Ich gab mich schon für verloren und wollte mich hinwerfen, um den Baum über mich hinrollen zu lassen, sprang aber doch im letzten Moment noch zur Seite, und kaum hatte ich das gethan, so sauste auch der Baum schon mit furchtbarer Geschwindigkeit über die Stelle hinweg, auf der ich soeben noch gestanden hatte. Nachdem ich mich von dem ersten Schrecken erholt hatte, wandte ich mich mit den Arbeitern zu dem armen, verunglückten Kilna und mußten sehen, daß der Baum seinen Kopf platt gedrückt und oberhalb der Nase durchschlagen hatte, so daß der Tod auf der Stelle eingetreten war. Da auch zwei seiner Brüder in der Nähe gestanden und das Unglück hatten kommen sehen, so gab es viel Jammerns und Weinens. Von den Arbeitern erfuhren wir, daß sich Kilna thörichterweise unterhalb des zu durchschlagenden Baumes gestellt hatte. Da nun der Baum dem Abhang parallel lag, so mußte ja das abgeschlagene Stück ins Rollen geraten. Weil wir wegen der Hungersnot täglich eine größere Anzahl von Leuten beschäftigen, so ist es uns rein unmöglich, auf jeden einzelnen Arbeiter genau zu achten. Infolge dessen hatte ich es auch nicht bemerkt, daß dieser Mann sich so ungeschickt unter den Baum gestellt hatte."

Wenige Tage zuvor hatte ein anderer Todesfall sich auf der Station ereignet. Davon berichtet Bokermann unter dem 7. Sept.: Heute schickte uns der Vorsteher der Kaffeeplantage Sakarre einen verunglückten Mnjamwesi, dem ein fallender Baum den Oberschenkel zerbrochen hatte. Wir machten dem Manne einen festen Verband. Indes konnte er nicht verstehen, weshalb wir sein Bein so fest einbanden. Die Folge davon war, daß er in der kommenden Nacht den ganzen Verband so ziemlich entfernte. Am folgenden Morgen legten wir dann einen Streckverband an, mußten aber bald erfahren, daß außer dem Beinbruch auch eine Darmzerreißung vorlag, an der er bereits gegen Abend starb."

Über die Anlage von Höhensanatorien in Tropenkolonien.

Von Dr. C. Däubler, Berlin.

In neuester Zeit und auch nicht zum wenigsten in Verbindung mit den neuesten Malariaforschungen ist über die Anlage von Höhensanatorien in den Tropen viel gestritten worden. Theoretisch kam man zu dem Schluß, daß es in dieser Beziehung für die durch Anwesenheit von Parasiten im Blut verursachte Malariakrankheit gleichgiltig sei, wo der Patient sich befände; ebenso möge für wenige Krankheitszustände die Translokation in die kühleren, erfrischenden Höhenbezirke sich auch nur indirekt nützlich erweisen. Kleine mosquitofreie Inseln oder Schiffssanatorien seien vielleicht vorzuziehen, wobei man nicht bedachte, daß dorthin leicht Mosquitos für immer importiert werden können.

Da das Thema mit dem ganzen Gebiete der Tropenpathologie wie auch des öffentlichen Sanitätswesens in engster Verbindung steht, wollen wir uns in unserer Besprechung wesentlich beschränken und eingehend nur Hauptfragen erörtern.

Die erste Frage, welche jeden Leser interessieren muß, ist die nach den bisherigen Erfahrungen und Erfolgen der Höhensanatorien in den Tropen. Es könnte von vornherein von absoluten Gegnern der Höhensanatorien entgegnet werden, daß diese Erfahrungen mehr empirisch gewonnen seien und sich auf nicht genaue Beobachtungen stützen, ebenso würden dann die Erfolge in Zweifel zu ziehen sein. Die Medicin und Hygiene ist allerdings jetzt mehr und mehr eine der exakten Wissenschaften geworden, sie stützt sich auf Naturwissenschaften und auf den experimentellen Beweis. Wie leicht begreiflich, läßt sich diese exakte Beweisführung aber in der menschlichen Pathologie nicht direkt durchführen und der Schluß per analogiam, die genaue Beobachtung, wie die Statistik, spielen daher, und mit Recht, eine große Rolle bei jeder Argumentation.

Zieht man diese Wege bei der Beantwortung der aufgeworfenen Frage, so muß man sie zu gunsten der Anlage von Höhensanatorien in den Tropen beantworten.

Das Material, woraus diese günstige Antwort resultiert, finden wir allerdings in erster Linie bei den älteren kolonisierenden Nationen, erst in zweiter in unseren noch jungen Kolonien selbst. Es ist gewiß keine Unehre, beim Betreten eines für uns Deutsche noch unbekannten Gebietes und jetzt bei seiner Entwickelung, das, was unsere Nachbarnationen während ihrer Kolonisation in Tropenländern in Erfahrung brachten und anlegten, nicht unberücksichtigt zu lassen. Dieses geschieht auch nicht auf anderen Gebieten des Kolonisationswesens, am wenigsten sollte es auf tropenhygienischem praktiziert werden, wegen persönlicher Vorteile oder falscher Ehrbegierde.

Sehen wir uns zuerst diese Verhältnisse ganz kurz bei einer der ältesten und am ausgedehntesten kolonisierenden Nation, bei den Engländern, an. Aus einem Vergleiche der englischen Truppenstatistik mit der französischen, innerhalb 20 Jahren, bis vor 5 Jahren, ergiebt sich, daß die Engländer 16 pro 1000 Mann weniger an Krankheiten im tropischen Klima, in den ungesundesten Gegenden, verloren, als die französischen Kolonialtruppen. Noch höher ist diese Ziffer zu gunsten der Engländer beim Vergleich zwischen den auf beiden Seiten, infolge von Krankheiten und von Entkräftung durch den Tropendienst, erfolgten Invalidisierungen und Zurücksendungen in das europäische Klima. Solche Vergleiche haben dazu geführt, daß die Franzosen, welche z. B. auf Reunion vor 17 Jahren noch eine Truppensterblichkeit von 29, auf Guadeloupe von 50, im Senegalgebiete von 75, in Guayana, allerdings mit geringer Besatzung auf sehr ungesundem Terrain, sogar 237 auf 1000 Mann zu verzeichnen hatten, genau die Ursachen ihrer Inforiorität gegenüber den Engländern zu erforschen strebten. Es stellte sich heraus, und das seit 1894 in Paris existierende Komite zur Bearbeitung der Kolonialhygiene bestätigte es, daß die Engländer ihre Erfolge zum größten Teile der Wohnungshygiene und der Anlage von Sanatorien, oder besser gesagt hochgelegenen Kantonnements, zu danken haben. Wir gebrauchen den Namen „Sanatorium" für einen gesunden Aufenthaltsort von Kranken und Rekonvaleszenten, mit der Vorstellung, es sei eine Art von Krankenhaus. Schon lange vernachlässigen Engländer und Holländer, jetzt auch die Franzosen diesen Ausdruck und brauchen ihn dem Sinne nach für gesunde Stationen, als Wohnorte für Civil und Militär. Ehe die Engländer diese Stationen planmäßig so anlegten, war die Truppensterblichkeit enorm, ebenso die der Holländer, jetzt giebt es englische Sanatorien, resp. Höhenkasernements und auch einige in Niederländisch-Indien, wo die Mortalität dieselbe, ja während einzelner Jahre geringer war, als in vielen englischen Garnisonen Europas. Nur die genauesten Nachforschungen, in eigenen und englischen Kolonien, führten die niederländische Regierung dazu, seit etwa 10 Jahren prinzipiell keine Kasernements und neue Krankenhäuser mehr in der heißen Alluvialebene zu errichten, für die hier zeitweilig kommandierten Truppen liegt der eigentliche Wohnplatz in der Höhenzone, wovon, wie sich herausgestellt hat, schon ein 300 Meter hoher Verbleib günstig influiert. Die jungen, noch nicht völlig ausgebildeten Mannschaften, werden sogleich nach der Landung nach solchen Höhenorten — Buitenzorg — dirigiert und daselbst gedrillt.

Während bis 1828 in Niederl.-Indien die europäischen Truppen eine Mortalität von 170 auf 1000 aufwiesen, ist sie seit 1889 auf 16 pro 1000 gesunken, die der Engländer auf kaum 13 pro 1000 Mann. Es würden wohl gewiß nicht zwei alte Kolonialmächte wie England und Holland solche Anlagen mit großen Mitteln geschaffen und sonstige Einrichtungen umgestaltet haben, wenn sie nicht genau

ihren Vorteil und den Grund ihrer günstigen Wirkung herausgefunden hätten. Ihre Untersuchungen erstrecken sich auf Jahrzehnte und auf ein sanitär genau zu kontrollierendes Menschenmaterial — Soldaten — zu Hunderttausenden. Verfasser muß es sich hier versagen, die gefundene günstige Wirkung gradweise in ihre Komponenten zu zerlegen, in weiterer Entwickelung dieses kleinen Aufsatzes wird man die hauptsächlichsten herausfinden und darüber nachdenken können. Die Franzosen fingen erst später an, sog. gesunde Wohnorte oder Sanatorien zu errichten, so Fort St. Jacob, Balata auf Martinique, Chilons auf Reunion, Salazie, Malfatte, Chonakry u. s. w. Ihre Sachverständigen erklären die Frage der Höhensanatorien wegen ihres genau zu beobachtenden Erfolges für eine der wichtigsten in den Tropen.

Die Erfahrung lehrte also die hygienische Notwendigkeit des Höhenaufenthaltes für Europäer in den Tropen, wir fragen weiter, worin das Wesen dieser Wirkung besteht, warum Sanatorien in der Höhe notwendig sind.

Um dies einzusehen, muß man den Zustand des noch gesunden und des kranken Europäers in den Tropen betrachten. Der Kürze und des Verständnisses wegen soll der letztere allein, bezw. hauptsächlich nur in bezug auf die Hauptkrankheit, auf tropische Malaria, in betracht kommen.

Der noch gesunde Europäer in den Tropen ist nicht mehr der kräftige, energische, gesundheitsstrotzende junge Mann, wie er Europa verließ, in der heißen Alluvialzone der Tropen geht er langsam dahin, in Schweiß gebadet, sowie er anhaltendere leichte Bewegungen, wie Spaziergänge, ausführt; ein drückendes Gefühl von Schwüle beengt ihn und läßt ihn instinktiv Kühlung suchen, wenn auch nur, um durch bessere Wärmeleitung, wie Anlehnen an im Schatten befindliche Holzbänke oder Steine seine im Übermaß produzierte Wärme physikalisch abzuleiten und los zu werden. Haben auch die Eykmannschen Untersuchungen im Laboratorium zu Batavia ergeben, daß der Weiße in den Tropen chemisch nicht mehr Wärme produziert als in Europa, und daß nur geringe Unterschiede zwischen der physikalischen Wärmeregulierung von Schwarzen und Weißen vorhanden seien, so ist damit das Augenfällige nicht erklärt, nämlich die ungeschwächte Arbeitskraft der Farbigen und die Schwäche des Weißen, der keine anhaltende oder irgendwie anstrengende Arbeit verrichten kann, ohne Hitzschlag oder Ohnmacht zu bekommen. Vor allem aber das Gefühl der drückenden Schwüle, welches dem Farbigen resp. Eingeborenen fremd ist, der ohne stark zu schwitzen leichte Bewegungen ausführt, ist in die Augen springend. Außerdem hat man jetzt beim Bau der Kongoeisenbahn konstatiert, daß die sonst wie in Europa gleiche Körpertemperatur des noch gesunden Weißen, bei anhaltenden Bewegungen der Aufseher, wie Hin- und Hergehen, Niederbeugen, Einziehen von Schrauben und sonstigen, vom Aufseher zu erledigenden, körperlich wenig anstrengenden Arbeiten

auf 38° stieg, so daß die Arbeit eingestellt werden mußte, wozu auch subjektiv die Betreffenden nach kurzer Zeit sich nicht mehr fähig fühlten. Für die Schwarzen waren solche Arbeiten nicht irgendwie anstrengend, sie trugen die schwersten Lasten und hämmerten als Eisenbahnarbeiter, oder schaufelten stundenlang ohne Temperaturerhöhung ihres Blutes. Danach muß der Schwarze für Wärmeproduktion und ihre Abgabe in den Tropen anders eingerichtet sein, als daß wir es auf den von dem niederländischen Tropenforscher Eykmann eingeschlagenen Wegen eruieren können. Übrigens benutzte Eykmann den Zuntz-Geppertschen Apparat für seine Gaswechseluntersuchungen, der kaum genügend ist für eine halbe Stunde Versuchszeit, und brauchte Leichenhaut zu seinen Untersuchungen. Erst genauere Gesamtstoffwechseluntersuchungen und solche über die Gewebsatmung, meßbar durch den Prozentgehalt von Blutgasen, besonders Sauerstoff und Kohlensäure, werden uns wissenschaftlich in dieser Beziehung Aufschluß geben.

Es ist wohl leicht begreiflich, daß ein Europäer, besonders jemand, der nicht den ganzen Tag sitzend oder ruhend zubringt, bald wünscht, aus einer solchen Atmosphäre fort zu kommen, namentlich wenn er weiß, daß die Kühlung in den sichtbaren Bergeshöhen so nahe ist, daß er dort wieder auflebt und es riskieren kann, tüchtige Fußwanderungen und anstrengendere Bewegungen ohne Ermattung und gesundheitsschädliche bez. lebensgefährliche Folgen auszuführen. Eine Strafe müßte es für den Europäer sein, von der Benutzung der erfrischenden Höhen ausgeschlossen zu werden, und selbst der fanatischste Theoretiker würde es als solche in diesem Falle empfinden und danach verlangen, weil er ein Weißer ist.

In den Berggebieten, in der mosquito- und meistens malariafreien Zone, fühlt sich der Europäer wohler und kann etwas arbeiten, er erkrankt auch seltener an anderen als Malariakrankheiten, besonders an Leberkrankheiten, welche so oft das Hinsiechen oder den Tod langjähriger europäischer Tropenbewohner veranlassen. Man kann sich wissenschaftlich diese Veränderung sehr wohl erklären und sie ist auch durch Untersuchungen des Verfassers, besonders des Blutes, und durch andere Beobachtungen erwiesen. Der Europäer leistet nämlich in den Tropen schon an und für sich durch größere Anstrengung seiner inneren Organe eine größere innere Arbeit. Vor allem ist das Herz in Anspruch genommen, dann die Leber. Der Endzweck, die normale Körpertemperatur aufrecht zu erhalten, nimmt ja auch eine Menge Arbeit in Anspruch, der Blutdruck steigt, die Schweißsekretion ist abundant, das alles kostet Arbeit, das Gehirn wird außerdem nicht, wie in der gemäßigten Zone, von Blut nur in mäßigem Grade erfüllt, der Schlaf ist infolge dessen nicht ausgiebig, die Nerven werden bei der inneren gesteigerten Organarbeit und steten Einwirkung der Wärme abgenutzt und entbehren des gewohnten, auch täglich abwechselnden Kältereizes.

Das ändert sich bei der Translokation in die Höhenregion ganz bedeutend. Hier treten Verhältnisse, ähnlich denen der Mittelmeerländer im Herbst oder Frühling ein, je nachdem man höher oder niedriger wohnt. In diesem Klima ist die Mosquitoplage, wie die Malaria ausgeschlossen, hier erholt sich der geschwächte europäische Organismus des noch Gesunden, wie muß es da beim Kranksein stehen, wo die letzten Kräfte unten im Strandklima rasch dahinschwinden!

Auch bei Annahme der Theorie der Übertragung von Malariaparasiten durch Mosquitos, wie sie Professor Dr. R. Koch lehrt und die ich, wie hinzugefügt werden muß, in vollem Sinne der Italiener und des Engländers Roß, sowie auch R. Kochs, der uns neue Richtungslinien gab, anerkenne und selbst an der Malariaforschung beteiligt bin, ist die Anlage von Höhensanatorien sehr notwendig, wie ich erklären werde. Die italienischen Forscher konnten experimentell die Übertragung resp. Einimpfung von Malariakeimen vom Kranken auf den Gesunden durch Mosquitos feststellen, auch entstand dieselbe Art des Fiebers, und es fand sich dieselbe Parasitenart. Solcher Versuche sind natürlich nur einzelne gemacht, es handelte sich um Feststellung des Prinzips, wozu zwei bis drei gelungene Versuche an Menschen genügen. Dabei ersah man aber, daß nur eine Mückenart schädlich sei. Erst vor kurzem bestätigte der englische Forscher R. Roß die letztere Behauptung, jedoch in der Weise, daß er in Freetown im Militärlazaret, in der Malariabaracke, eine kleine und eine große Anophelesart mit Malariaparasiten infiziert fand, die letztere große Art entwickelt alle Arten von Malariaparasiten nach Saugen des Blutes von Malariakranken in sich, und ein solcher Mosquito ist, wie bei anderen in Italien durch Grassi nachgewiesen, fähig, später mehrere Personen zu stechen und zu infizieren. Außerdem aber konnte in Freetown nachgewiesen werden, daß schon an Malaria Leidende, welche zwei Generationen von Parasiten im Blute zeigten und Chinin nahmen, immer wieder aufs neue infiziert wurden und zuletzt so, daß mehr als 15 Parasitengenerationen im Blute vorhanden waren, sie waren, wie der Bericht sagt over and over infiziert. Die Mosquitos an den Wänden der Baracke und aus ihren Winkeln wurden in Scharen gefangen und waren fast sämtlich infiziert. Sie infizieren sich auch leicht durch das Blut von an Recidiven Erkrankten, so daß die Malaria auf diese Weise wieder weiter verbreitet wird. Es bildet also jeder Malariakranke in nicht mosquitofreiem Gebiet, wie stets in der Ebene oder an der Küste, eine Gefahr für seine Mitmenschen, die erst bei seiner Translokation in die Höhenzone, wo keine Mosquitos, aufhört. Aber noch wichtiger, und zur Verhütung stärkerer Infektion und Herbeiführung von Heilung notwendig ist diese Translokation für den Malariakranken selbst, besonders in der ersten Zeit der Erkrankung. Das Nichtweichen des Fiebers und der Parasiten gegenüber den richtigsten Chiningaben und sonstiger Behandlung, das Überhandnehmen der

Parasiten im Blut, die ausgedehnte Zerstörung lebenswichtiger roter Blutzellen, ohne daß die blutbildenden Organe Kraft und Zeit zu ihrer Regeneration finden, zerstören jede Hoffnung auf Heilung. Je länger der Patient da bleibt, desto schlimmer die Prognose. Ist er nur einige Tage länger geblieben, so daß er wiederholt zu oft gestochen und infiziert wurde, so ist er verloren. Der frühere Satz, den ich während langen Tropenlebens aus dem berufensten Munde öfters hörte, „wäre der Betreffende früh genug in die Berge evacuiert, so könnte er noch am Leben sein" der bisher nur ein Erfahrungsgrundsatz war, ist durch die Mosquitotheorie und wurde durch R. Roß' Entdeckungen, welche R. Koch kontrollieren wird, erklärt, und wird **beibehalten.** Erst die weitere Reifung der Mosquito-Malariatheorie und ruhige Beobachtung werden noch andere Übereinstimmungen und Erklärungen ergeben. Für uns aber sollte die Anlage und ausgiebigste Benutzung von Höhensanatorien in den Tropen ein Gesetz sein, das wir nur mit schweren Bedenken eingeschränkt sehen wollen.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. Oktober.)

Bei dem allgemeinen großen Interesse, welches mit Recht dem in Süd-Afrika entbrannten Kriege zwischen zwei Nationen europäischen Ursprungs sich zuwendet, treten die spärlichen Nachrichten aus anderen Teilen des Erdteils, beinahe unbeachtet, in den Hintergrund, und doch erscheint es geboten, auch die Ereignisse im Auge zu behalten, welche dort sich abspielen oder vorbereiten.

So wie die Engländer in früheren Jahren den Mahdi, je nachdem die Umstände es ihnen ratsam erscheinen ließen, bedrohlich vorgehen oder eingeschüchtert sich zurückziehen ließen, wissen sie auch jetzt die Berichte aus dem **östlichen Sudan** bald so zu färben, daß ein Angriff auf seine Stellung als notwendig erscheint, bald derartig abzuschwächen, daß eine Verschiebung der Expedition durchaus angängig erscheint. Anfang Oktober wurde nicht nur von der Abreise des Sidar Lord Kitchener, Oberst Wingate, Hickman und anderer bekannter Offiziere nach Omdurman berichtet, es wurde auch die zu verwendende Truppenmacht mit zwei Brigaden ägyptischer — hauptsächlich sudanischer — Infanterie, drei Batterien, ein paar Regimentern Kavallerie und einem Kameelreiter-Korps genau bestimmt und deren zum Teil bereits erfolgter Abmarsch von Omdurman nach Süden gemeldet. In Kaka — das wäre nun wohl etwas sehr weit südlich, mag aber mit El Kaua verwechselt sein — sollte sich das Expeditionskorps sammeln, und die beiden Brigaden der bewährten

Führung der Obersten Maxwell und Lewes anvertraut werden. Auch sprechen die Äußerungen des durch seine sudanische Gefangenschaft bekannten Carl Neufeld für den Ernst der Lage. Ihm sind die beiden Emire, welche im Begriff sind, die Autorität des Khalifa wieder herzustellen, Arabi Dafalla und Ali Dinar, wohl bekannt, und er schätzt ihren Anhang auf ungefähr 16000 Mann, während die Macht des Mahdi selbst, mit der er Djebel Gedir besetzt hält, von den Engländern auf 8000 geschätzt wird. Einer Vereinigung dieser Kräfte vorzubeugen, würde eine Beschleunigung der Expedition doch wohl am Platze sein.

Überraschenderweise wird nun — Ende Oktober — die Nachricht verbreitet, vom Khalifa drohe keine Gefahr, er habe seine Stellung geräumt, und daran die Folgerung geknüpft, daß die Truppen nach Omdurman wieder zurückkehren können, nachdem sie eine Erkundung nach Djebel Gedir ausgeführt haben. Aus dem ist nur zu entnehmen, daß den Engländern das Unternehmen, lediglich mit ägyptischen Truppen, doch vielleicht etwas bedenklich erscheint, wenngleich diese unter britischen Offizieren stehen. Englische Truppenkörper ihm beizugeben, sind sie ja jetzt nicht in der Lage, und vielleicht veranlaßt der starke Verlust an Offizieren in Natal sogar zu einer Verminderung der im östlichen Sudan und Ägypten stehenden britischen Offiziere. Merkwürdigerweise ist auch der Bau der letzten 80 Kilom. Eisenbahn, welche noch bis Omdurman herzustellen waren — des schlechten Wetters wegen — auf spätere Zeiten verschoben worden.

Neue Verlegenheiten scheinen den Engländern auch an der **Somali-Küste** zu erwachsen, woselbst ein neuer Mahdi erstanden ist, welcher Unruhen stiftet und Berbera bedroht. Die Regierung nahm hiergegen indische Hilfe in Anspruch und befahl, ein Regiment Eingeborenen-Kavallerie von Bombay nach Berbera zu senden, welchem 400 Mann Infanterie aus Aden zugefügt wurden.

Wegen der Abgrenzung der Machtsphäre zwischen England und Abessinien in den von Leontieff zur Zeit besetzten Gebieten am Omo- und Rudolf-See sind nach Angabe des Lord Balfour Unterhandlungen mit Menelik im Gange.

Hocherfreulich ist der Entschluß der deutschen Regierung, den Bau der Centralbahn in **Deutsch-Ost-Afrika** selbst zur Ausführung zu bringen, wenngleich eine gewaltige Enttäuschung durch das Gerücht hervorgerufen wurde, daß nur eine Summe von 100000 Mark für Vorarbeiten in den Etat eingesetzt werden sollen. Das Projekt dieser Bahn ist älter, als das der englischen Uganda-Bahn; Vorarbeiten sind bereits seit Jahren ausgeführt worden, und wenn auch der Regierung das Recht einzuräumen ist, daß sie diese durch ihre Organe genau prüfen, vervollständigen und für die Bauausführung speziell durcharbeiten lassen wird, so ist nicht zu leugnen, daß zum mindesten viel wertvolles Material bereits vorliegt und daß für die 258 Kilometer lange Strecke Dar-es-Salaam nach

Kilossa, welche zunächst nur in Angriff genommen werden soll, diese Durcharbeitung doch nicht abermals ein ganzes Jahr in Anspruch zu nehmen braucht. Man darf nicht außer Augen lassen, welche Anstrengungen die Engländer machen, um mit ihrer Eisenbahn den Viktoria-See zu erreichen, welche nie wieder einzuholenden wirtschaftlichen Vorteile sie dadurch gewinnen, und wie sie im Begriff sind, den Handel im deutschen Hinterlande ganz an sich zu reißen. Es ist wahrlich Jahr auf Jahr genug überlegt und gestritten worden; es ist endlich an der Zeit, zu Thaten überzugehen und diese nicht im Schneckengange, sondern mit äußerster Energie und Beschleunigung zu betreiben. Es ist deshalb zu hoffen, daß die Regierung nicht nur Vorarbeiten, sondern auch den Beginn des Bahnbaues für das nächste Etatsjahr ins Auge fassen und eine wesentlich höhere Summe in Vorschlag bringen wird.

Infolge des Ministerrates am 22. September hatte Chamberlain zwei Depeschen an Milner behufs Mitteilung an die Regierung der **Süd-Afrikanischen Republik** übersandt. In der ersten erklärte er die am 8. September gestellten Bedingungen als unabänderlich und teilte mit, daß sich infolge der Weigerung der Buren, diese Vorschläge anzunehmen, die britische Regierung gezwungen sehe, die Lage von einem neuen Gesichtspunkte aus zu betrachten und selbst Vorschläge zu machen zur Beseitigung der Übelstände. Gleichzeitig stellte er die Mitteilung solcher Vorschläge in Aussicht. In der zweiten Depesche wies er den England gemachten Vorwurf des Vertrauensbruches zurück.

Von der hiermit gestellten Gnadenfrist machte Präsident Krüger keinen Gebrauch, sondern antwortete, die Republik erwarte, daß England sich gleich ihr auf den Boden der Konvention von 1884 stelle, welche die innere Unabhängigkeit Transvaals sicher stelle, und sie wünsche, daß etwaige Vorschläge für irgend welche Änderungen von England kommen, nicht von Transvaal.

Am 29. September fand in London abermals ein Ministerrat statt, und in diesem soll — nach englischen Nachrichten — Chamberlain folgende der Republik zu stellende Forderungen vorgeschlagen haben: 1. Erteilung des Wahlrechtes nach fünf Jahren ohne einschränkende Bedingungen; 2. städtische Verwaltung für Johannesburg; 3. Trennung der Rechtspflege von der ausführenden Gewalt und Unabhängigkeit der Rechtssprechung vom Volksraad; 4. Abschaffung des Dynamit-Monopols; 5. Schleifung des Johannesburg beherrschenden Forts; 6. Unterricht in der englischen Sprache in den Schulen.

Diese Bedingungen wurden aber nicht abgesandt. Chamberlain wußte, daß die Ablehnung dieser — als Ultimatum zu betrachtenden — Bedingungen notgedrungen die Kriegserklärung nach sich ziehen müßte. Hierzu war aber England noch lange nicht gerüstet. Es galt also Zeit zu gewinnen, und deshalb schob er die Übermittelung der am 22. September in Aussicht gestellten Vor-

schläge hinaus und suchte durch Milners Vermittelung den Oranje-Freistaat zu benutzen, um durch Verhandlungen die Sache in die Länge zu ziehen. Gleichzeitig suchte er aber den Widerstand des Lord Balfour zu brechen, um Geldmittel für die Mobilisierung stärkerer Truppenkontingente zu erhalten. Wenngleich sich der Schatzkanzler zu einigen Bewilligungen herbeiließ, machte er doch die Mobilmachung in größerem Maßstabe von dem Parlament abhängig, dessen Einberufung deshalb für den 17. Oktober ins Auge gefaßt werden mußte.

Inzwischen ließ die Lage in Süd-Afrika es notwendig erscheinen, die in Natal befindlichen Truppen sofort in Ladysmith zusammenzuziehen und auch aus der Kapkolonie alle abkömmlichen Kräfte dorthin zu leiten. Gleichzeitig erhielt (am 28. Sept.) das 2. Bataillon der Garde-Grenadiere in Gibraltar Befehl, am 29. nach Süd-Afrika abzugehen, und in England ward die Absendung von Truppen eifrigst betrieben. Hierbei ereignete sich das Mißgeschick, daß 2 Schiffe, auf welchen 3 Batterien verladen waren, wegen Havarien in Häfen einlaufen mußten. Die beste Hilfe leistete Indien, von wo vom 4. Oktober an die Truppentransporte in Durban und Kapstadt einliefen. Am 7. Oktober wurden durch Armeebefehl die Reserven von 8 Kavallerie-Regimentern, 1 Garde-Artillerie-, 1 Feld-Artillerie-, 1 Pionier-Regiment, 3 Garde- und 26 Linien-Infanterie-Regimentern für den 9. Oktober behufs Verstärkung der nach Afrika gehenden Truppen (auf 1000 Mann pro Bataillon) einberufen.

Die Regierung der Republik war sich nach Absendung ihrer letzten Antwort dessen bewußt, daß jeden Tag das Eintreffen des englischen Ultimatums zu gewärtigen und damit der Krieg unvermeidlich sei. Sie erkannte es als ihre Pflicht, diesem wohlgerüstet und in strategisch günstiger Lage entgegenzutreten. Schon am 28. September begann sie, Kommandos von bewaffneten Burghers und Feldartillerie nach der Grenze von Natal zu senden; die ziemlich gleichzeitig ausgesprochene allgemeine Mobilmachung ging mit außerordentlicher Schnelligkeit vor sich, denn am 29. waren bereits 26 Truppenzüge nach der Grenze von Natal abgegangen, und am 6. Oktober konnte der Aufmarsch für beendet angesehen werden. Selbstverständlich begann mit dem Aufgebot der Buren zum Kriegsdienst auch die Auswanderung der britischen Uitlanders aus Johannesburg, während die Männer aller anderen Nationen freiwillig sich in die Reihen der Buren mischten.

Während dieser Kriegsvorbereitungen wurden die Verhandlungen zwischen Milner und dem Präsidenten Steijn fortgesetzt. Letzterer betonte am 27. September, daß er zwar zur Vermittelung bereit sei, aber den thatsächlichen Umfang der britischen Forderungen zu wissen wünsche und erwarten müsse, daß die englischen militärischen Vorwärtsbewegungen während der Dauer der Verhandlungen unterblieben. Obgleich an diesem Tage die Buren noch keine militärischen Maßnahmen getroffen hatten, erwiderte Milner, daß

die Rüstungen Transvaals die englischen Truppenanhäufungen veranlaßt hätten. Und in dieser Weise zogen sich die Verhandlungen bis zum 6. Oktober hin, an welchem Tage Steijn sich gezwungen sah, zu erklären, daß die Transvaal-Regierung alle Unterhandlungen unter militärischem Druck ablehnen würde, und daß die ständige Vermehrung der britischen Streitkraft während der Verhandlungen thatsächlich als ein Akt der Feindseligkeit betrachtet werden müsse.

Die Stellungnahme des Oranje-Freistaates selbst war bereits durch den Beschluß des Raades vom 27. September festgestellt worden. Er zieht in Erwägung, daß ein aus den Meinungsverschiedenheiten Englands und Tranvaals entstehender Krieg einen Haß zwischen den europäischen Rassen Südafrikas erzeugen werde, welcher auf lange jede gedeihliche Entwickelung hindern müsse. Obgleich die Bemühungen der Südafrikanischen Republik, den Wünschen Englands gerecht zu werden, nur den Erfolg gehabt haben, daß englische Truppen an ihren Grenzen angesammelt werden, sei der Volksraad doch damit einverstanden, daß die Regierung des Freistaates auch weiterhin jedes Mittel versuche, um den Konflikt zu lösen, so lange dies ohne Verletzung der Ehre und Unabhängigkeit der beiden Republiken geschehen könne. Unzweideutig wolle er erklären, daß ein Grund zum Kriege nicht bestehe. Frevelhaft sei es, ihn herbeizuführen; was aber auch geschehe, treu werde der Freistaat seinen Verpflichtungen gegen die Republik nachkommen.

Eine vielleicht nicht weniger bedeutungsvolle Kundgebung liegt in der Petition von 53 Mitgliedern des Kap-Parlaments an die Königin von England, worin sie um Einsetzung der gemischten Kommission bitten, mit welcher sich die Buren-Republik einverstanden erklärt hatte. Chamberlain antwortete ihnen in einer am 4. Oktober eingegangenen Depesche, mit Rücksicht auf die Weigerung Transvaals, das versöhnliche Anerbieten Englands anzunehmen, sei letzteres gezwungen, eigene Vorschläge zu formulieren.

Aber in Pretoria wartete man vergebens auf deren Übersendung. Von Tag zu Tag vermehrten sich die Zuzüge der Engländer, und die Gefahr lag nahe, daß durch langes Hinausschieben der Entscheidung die Vorteile verloren gingen, welche die Buren durch ihre schnelle Kriegsbereitschaft und große Truppenüberzahl besaßen. Es galt, diese Vorteile auszunutzen und sich nicht hinzögern zu lassen, bis die Engländer durch eine gewaltige Mehrheit an Truppen ihnen ihre Vorschläge überreichen ließen.

Am 3. Oktober waren die Volksraade in beiden Staaten vertagt worden; es war eine unvermeidliche Maßregel, denn die Volksvertreter mußten nicht weniger als alle anderen zu den Waffen greifen. Krüger schloß die letzte Sitzung in seiner schlicht ergreifenden Weise, indem er den Krieg als unvermeidlich bezeichnete, aber der Herr sei der letzte Richter und er werde entscheiden. Besser sei es aber, nicht das Leben, als kein Land zu haben.

Dann entschloß er sich zu dem überaus kühnen Schritt, den im Stillen Viele im sympathisierenden Verständnis wünschten, den ihm aber beinahe keiner zugetraut hätte, er stellte, des Abwartens müde und durch die englische Mobilmachung auf die Gefahr des längeren Sichgeduldens aufmerksam gemacht, am 9. Oktober dem großen Weltreiche Großbritannien seinerseits ein Ultimatum, in welchem er ausführte, die englische Regierung habe zuletzt auf baldige Regelung gedrungen und schließlich auf Erteilung einer Antwort innerhalb 48 Stunden bestanden, was allerdings später geändert worden sei. Hierauf seien die Verhandlungen abgebrochen und Transvaal sei benachrichtigt worden, daß ein Vorschlag zur endgiltigen Regelung binnen kurzem erfolgen werde. Ein solcher Vorschlag sei Transvaal aber noch nicht zugegangen. Dagegen habe Englands unrechtmäßige Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Republik eine unerträgliche Sachlage geschaffen, welcher die Transvaal-Regierung so bald als möglich ein Ende machen müsse. Er müsse deshalb verlangen: 1) daß alle zwischen England und Transvaal schwebenden streitigen Angelegenheiten durch Schiedsspruch oder auf andere freundschaftliche, zwischen England und Transvaal zu vereinbarende Weise geregelt werden; 2) daß die englischen Truppen sofort von den Grenzen Transvaals zurückgezogen werden; 3) daß alle englischen Verstärkungstruppen, die seit dem 1. Juni 1899 in Süd-Afrika angekommen sind, in einem angemessenen, zwischen England und Transvaal näher zu bestimmenden Zeitraum wieder aus Süd-Afrika zurückgezogen werden, während Transvaal seinerseits sich verpflichtet, sich jeden Angriffs auf irgend eine englische Besitzung während der einzuleitenden neuen Verhandlungen zu enthalten und die bewaffneten Buren von den Grenzen zurückzuziehen; 4) daß die englischen Truppen, die auf dem Meere sind, an keiner Stelle in Süd-Afrika gelandet werden. Eine Antwort werde bis spätestens Mittwoch 11. Oktober um 5 Uhr abends erwartet und das Nichteingehen einer zufriedenstellenden Antwort in dieser Frist als eine formelle Kriegserklärung angesehen werden; ebenso werden neue innerhalb dieser Frist stattfindende Truppenbewegungen gegen die Grenzen von Transvaal als eine formelle Kriegserklärung angesehen werden.

Die Antwort Chamberlains an Milner lautete: „Die Regierung Ihrer Maj. erhält mit großem Bedauern die peremptorischen Forderungen der Regierung der Südafrikanischen Republik. Teilen Sie der Regierung als Antwort mit, daß die Forderungen derartig sind, daß die Regierung Ihrer Majestät es für unmöglich erachtet, über dieselben zu diskutieren.“ Am 11. Oktober verließ der britische Agent Greene mittels Extrazug Pretoria.

Präsident Steijn erteilte auf eine von Milner an ihn gerichtete Anfrage die formelle Antwort, daß der Oranje-Freistaat mit der Südafrikanischen Republik gemeinsam handeln werde, und erließ am 11. Oktober in Bloemfontein eine Proklamation, in

welcher er die Bürger des Freistaates aufforderte, der Schwesterrepublik Hilfe zu leisten beim Widerstande gegen den Angriff eines skrupellosen Gegners, welcher schon lange nach einem Vorwande suchte, um die Afrikander zu vernichten.

Hiermit hat Steijn durchaus das Richtige getroffen, denn Salisbury trug kein Bedenken, am 17. Oktober im Oberhaus sich noch deutlicher als früher von der Verbindlichkeit der Konventionen freizumachen: Wie England in Süd-Afrika stehe, habe es die Vormacht daselbst und Verpflichtungen, welche von Konventionen und von der Suzeränitätsfrage unabhängig seien. Welche Veränderungen in den Ansichten der britischen Staatsmänner über Englands Verhältnis zu Transvaal vor sich gegangen sind, ist am deutlichsten daraus zu entnehmen, daß Mr. Bulaerts van Blokland als bevollmächtigter Minister der Republik von allen diplomatischen Vertretern Großbritanniens im Haag, Berlin, Paris, Lissabon und Brüssel anstandslos anerkannt wurde. Nach seinem Tode 1897 ward aber seinem Nachfolger Leyds von denselben Vertretern der offizielle Empfang verweigert, da die von der Regierung ihnen gegebenen Instruktionen es ihnen unmöglich machten, die diplomatische Mission des Vertreters der Südafrikanischen Republik anzuerkennen. Gleichzeitig mit diesem ersten Verstoß gegen die Konvention von 1884 begann die britische Regierung den nebelhaften Begriff der „Vormacht in Süd-Afrika“ aufzustellen, welcher ihr das Recht zu jeder Einmischung und Vergewaltigung verleihen mußte. Daß es auch in England noch billig nud anständig denkende Männer giebt, welche das Verfahren der Regierung im Schlepptau der City und des Herrn Cecil Rhodes, welcher das vor dem Bankerott stehende Rhodesia um jeden Preis retten will, mißbilligen, haben die Parlamentsverhandlungen vom 17. bis 27. Oktober gezeigt*). Am gröbsten, aber darum nicht unrichtigsten, hat Patrick O'Brien sich ausgedrückt, als er am 23. Oktober sagte, die Hände Chamberlains hätten sich in dieser Angelegenheit so besudelt, wie die des größten Verbrechers, der je zum Schafott geschritten sei.

Am 11. Oktober, nachmittags 5 Uhr, begann der Kriegszustand; die Buren überschritten die Grenze.

Man darf die Zahl der dienstpflichtigen Buren (zwischen 16 und 60 Jahre alt) in Transvaal auf 30000, im Freistaat auf 20000 schätzen. Hierzu kommen an Freikorps der Ausländer ca. 2000 Deutsche, je 1000 Holländer und Iren und einige kleinere Abteilungen anderer Nationalitäten. Der Zuzug aus den englischen Kolonien ist am wenigsten abzuschätzen; er mag im Anfang nur wenige Hundert Mann betragen haben, kann aber recht bedeutende Verhältnisse annehmen, wenn den Buren ein weiteres Vordringen in die Kapkolonie gelingt. Zunächst darf man die Summe der Burenstreitkräfte auf höchstens ungefähr 60000 Mann veranschlagen, wobei ungefähr 1100 Mann Artillerie mit etwa 86 Geschützen und eine Telegraphen-Abteilung.

---

*) Unter anderen in hervorragendem Grade der Brief von Sir William Harcourt an die „Times“, in welchem er die Republik gegen die burenfeindliche Tagespresse in Schutz nimmt.

Diese Kriegsmacht war am 11. Oktober ungefähr folgendermaßen verteilt: An der Grenze von Natal im Norden (Sandspruit, Wakkerstrom, Volksrust) 10—12000, im Osten 3000, im Westen (Drakensberg-Pässe) 8000 Mann (einzelne Nachrichten lassen diese Zahl von 21—23000 durch stärkere Beteiligung der Freistaatler auf etwa 30000 wachsen). An der portugiesischen Grenze stand bei Komati-Poort eine Abteilung von etwa 2000, an der Nordgrenze gegen Fort Tuti in Rhodesia (wo der engl Oberst Plumer mit 400 Mann Freikorps) etwa 2000 Mann; an der Westgrenze gegen Mafeking Kommandant Cronje mit 4—5000 Mann und 10 Kanonen, gegen Kimberley mindestens 3000 Mann. Eine größere Truppenzahl stand jedenfalls im Süden des Freistaates und kleinere Abteilungen an der Westgrenze verteilt, wie sich aus den seitherigen Ereignissen ergiebt. Eine stärkere Reserve steht in Pretoria, welches als Kreuzungspunkt der Eisenbahnen und als befestigte Hauptstadt von Wichtigkeit ist. Die hauptsächlichsten Bahnlinien sind: im Osten die Delagoa-Bahn (Komati-Poort an der Grenze) und Volksrust-Durban (Laings-Nek), im Süden nach Bloemfontein und dann gegabelt über Burghersdorp nach East-London und über Colesberg nach Port Elizabeth und Prince Alfred (beide Bahnen mit Querverbindung nach De Aar in der Kapstadt-Bulawayo-Bahn. Kürzere Eisenbahnlinien führen nach Klerksdorp (140 Kilometer von der Westgrenze) nach Pietersburg und Leydsdorp (beide etwa 200 Kilometer von der Nordgrenze).

Die britischen Streitkräfte betrugen am 11. Oktober höchstens 20000 Mann, nämlich 16 Bataillone Infanterie, 5 Regimenter Kavallerie, 10 Feld- und 1 Gebirgs-Batterie, 2 Genie-Kompagnien. Sie sollten nach früherem Plane auf etwa 32000 Mann ergänzt werden; jedoch wurde am 7. Oktober die Mobilmachung eines ganzen Armeekorps von 2 Kavallerie-Divisionen mit 24 Schwadronen und 2 Bataillonen berittener Infanterie, 32 Bataillonen Infanterie (hiervon 7 für Etappen), 19 Batterien verfügt, und neuerdings soll angesichts der schwierigen Lage die Mobilmachung eines zweiten Armeekorps beabsichtigt, wenn nicht unter der Hand schon im Werke sein.

Vorderhand hatten es die Buren nur mit etwa 20000 Mann zu thun, deren Mehrheit (mindestens 12000) sich in Ladysmith in Natal gesammelt hatte. Der nördlichste Zipfel des Landes war — weil zu stark exponiert — bereits vor dem 11. Oktober geräumt und als vorgeschobene Stellung Dundee-Glencoe (etwa 55 Kilometer nördlich Ladysmith) stark besetzt worden (mit 5 Bataillonen, 3 Kavallerie-Regimentern, 5 Feld- und 1 Gebirgs-Bataillon, 2 Genie-Kompagnien). In Ladysmith verblieben etwa 3000 Mann in Erwartung eines baldigen Nachschubes über Pietermaritzburg.

In der Nacht zum 12. Oktober machten sämtliche Burenlager an der Grenze von Natal sich fertig zum Aufbruch, so daß der Vormarsch gegen die feindliche Grenze gleichzeitig früh am 12. beginnen konnte. Auf 9 Wegen gingen die Kolonnen vor: im Norden von Sandspruit über Laings Nek gegen Newcastle, im Osten von Wackerstroom auf der Straße nach dieser Stadt zum Buffalo-Fluß, der nachmittags erreicht wurde und von Utrecht und Vryheid auf der Straße gegen Glencoe, wo Jagers Drift abends erreicht wurde. Von Doornberg endlich schob sich eine Kolonne auf Rocker Drift vor, um im weiteren Vorgehen die Verbindung zwischen Ladysmith und Glencoe zu unterbrechen. Im Westen gingen 5 Kolonnen vor über den Butha- und Müller-Paß gegen Newcastle, über den Vanreenen-Tintwa- und Bezuitenhout-Paß gegen Ladysmith. Am Abend des 12. befanden sich trotz der zum Teil sehr starken Märsche sämtliche Pässe in Händen der Buren.

Gegen die von Westen ihm drohende Gefahr ging General White, der Oberkommandierende in Natal, in der Nacht zum 13. auf der Straße nach Acton Home vor, um die Vereinigung der 3 Kolonnen zu verhindern, ward aber in seiner Rückzugslinie bedroht und langte am 13. abends wieder in Ladysmith an. Die Buren folgten ihm langsam und bemächtigten sich aller wichtigen Punkte im Norden und Westen der Stadt.

Im Norden von Glencoe vereinigten sich die 4 nördlichsten Kolonnen am 13. nachmittags bei Jugogo und besetzten am 14. Newcastle. Am 16. stand ihre Avantgarde bei Dannhauser und das Gros in Jugagani. Die Buren gingen

sehr vorsichtig und langsam vor, indem sie sich überall befestigte Stellungen schufen, so namentlich in Laings Nek, das mit 14 schweren und Schnellfeuer-Kanonen besetzt sein soll. Außerdem stellten sie fortschreitend die telegraphische Verbindung her. Sich dessen wohl bewußt, daß ihre Reiterscharen zu einem regelrechten Infanterie-Angriff auf eine feste und von europäischen Truppen verteidigte Stellung nicht geeignet sind, ließen sie sich zu keinem Angriff verleiten, sondern hielten von Anfang an das Prinzip fest, den Gegner zum Angriff auf ihre Stellungen zu veranlassen. Dieses erforderte aber ein langsames Vorschieben einer befestigten Stellung vor die andere.

Am 19. Oktober hatten die Buren sowohl an Glencoe-Dundee, als an Ladysmith ihre Stellungen so weit vorgeschoben, daß ein Entscheidungskampf von den Engländern für den 20. erwartet wurde. Es kam auch zum Kampf, aber es scheint, daß die Buren überall nur Vortruppen und Seitenkolonnen vorgeschoben hatten, ihre größeren Massen aber zurückhielten. Diese kleinen Abteilungen gelang es den Engländern, mit großen Opfern zurückzudrängen, woraus sie sich große Siege zurechtlegten, aber dem Ansturm der Hauptkorps mußten sie dann weichen.

Es kommt hinzu, daß bei dem ersten Zusammenstoß, bei Glencoe am 20. Oktober bei den Buren das beabsichtigte Ineinandergreifen der verschiedenen Detachements nicht gelang, wie es bei den außerordentlich schwierigen Verhältnissen leicht erklärlich ist, und daß hierdurch die Absicht nicht voll erreicht wurde. Während nämlich eine Kolonne Jouberts westlich an Glencoe vorbei auf dem direkt nach Ladysmith führenden Wege über Mkupe Fort vorging, um den rechten Flügel der Stellung zu umgehen, waren 3 Abteilungen beordert, gleichzeitig gegen diese vorzugehen. Eine nördliche unter Erasmus sollte den Gegner auf sich zu locken und in einen Kampf zu verwickeln suchen, die östliche (unter Lukas Meyer), welche wir als Seitenkolonne von Vryheid aus vorgehen sahen, sollte dann in der rechten Flanke, eine dritte unter Viljoen, welche von Westen sich bis Waschbank vorgeschoben hatte, im Rücken die Engländer angreifen. Meyer aber schlug zu früh los, lenkte durch das Feuer seiner wenigen Geschütze den Angriff zunächst der stark überlegenen Artillerie (20 Geschütze) und dann auch den der Infanterie auf sich und ward, nachdem er mehrere Angriffe blutig abgeschlagen hatte, zum Zurückgehen gezwungen, wobei er ein demontiertes Geschütz zurückließ. Die Verluste der Engländer waren aber sehr bedeutend. Außer dem Kommandierenden, General Symons (der schwer verwundet, bald darauf starb), blieben tot und verwundet 31 Offiziere und 182 Mann, nach späterer Angabe sogar 65 Offiziere und 422 Mann.

General White ging nun am 21. mit $2^1/_2$ Bataillonen, 7 Schwadronen und 2 Batterien in der Richtung auf Glencoe vor, wahrscheinlich um dem an Stelle von Symons jetzt dort kommandierenden General Yule Unterstützung zu bringen. Er traf bei Elandsgate auf eine von Buren schwach besetzte Stellung, welche er um $3^1/_2$ Uhr nachmittags angriff. Auch hier gelang es, mit Hilfe der starken Überlegenheit an Artillerie und Infanterie, den Feind zurückzuwerfen; aber White konnte ihn nicht verfolgen, sondern mußte mit einem Verlust von 35 Offizieren und 222 Mann den Rückmarsch nach Ladysmith antreten, das von allen Seiten bedroht war. Auch hier hatte er es nur mit einer schwachen Abteilung zu thun gehabt und trotz enormer Verluste seinen Zweck nicht erreicht. Denn am gleichen Tage gingen nun die Hauptkräfte Jouberts von Norden und Westen gegen General Yule vor und zwangen ihn, mit Zurücklassung seines Lazaretts und seiner Ärzte die Stellung zu räumen und auf weitem Umweg durch das Gebirge die Verbindung mit Ladysmith aufzusuchen.

Der direkte Weg war ihm versperrt durch die Besetzung der Höhen am Waschbank- und Sontagsfluß-Thal, sowie durch Zerstörung der Verbindungslinien. General White machte einen zweiten Versuch, seinem Kameraden die Hand zu reichen, am 24. Oktober, aber dieser läßt nach den bisherigen sehr undeutlichen Meldungen nichts weniger als einen Erfolg vermuten.

Der Rückzug des Generals Yule nach Ladysmith scheint allerdings gelungen zu sein, auch sollen dort Verstärkungen an Infanterie und Artillerie eingetroffen sein, jedoch darf man auch andererseits den Nachrichten Glauben schenken,

daß die Buren südlich der Stadt in Colenso die Eisenbahnverbindung abgeschnitten und alle taktisch wichtigen Punkte ringsum besetzt, daß sie Ladysmith eingeschlossen haben. Eine neue Kolonne ist in Melmoth (im südlichsten Zipfel von Transvaal) gemeldet worden, welche wahrscheinlich über den Tugela-Fluß gegen Pietermaritzburg vorgehen wird.

Tagelang kommen von Ladysmith keine Nachrichten. Auf günstige Vorgänge läßt das nicht schließen.

Auch an der Westgrenze ward am 12. Oktober der Vormarsch begonnen. Diesen im einzelnen zu verfolgen, würde zu weit führen. Der Erfolg der Buren ist die vollständige Isolierung Rhodesias durch teilweise Zerstörung, teilweise Besetzung der Bahn auf 500 Kilometer Länge von Ramathlabama bis Hopetown, wo die Engländer selbst — ein böses Zeichen — am 18. die wichtige Oranje-Brücke zerstörten*). Die wichtigsten Punkte Mafeking und Kimberley sind umschlossen und werden beschossen; in letzterer Stadt ist Cecil Rhodes eingeschlossen, welcher dort ein Freikorps aufzustellen gedachte. Die Besatzungen sind klein (in Mafeking unter Oberst Baden Powell 600 berittene Freiwillige und bewaffnete Eingeborene, in Kimberley 2 Kompagnien Infanterie, 20 Kanonen und Maximgeschütze, etwa 1500 Freiwillige), in Mafeking das Wasser abgeschnitten und Lebensmittel wie in ganz Betschuana- und Griqua-Land sehr knapp. Vryburg hat bereits — am 15. — kapituliert. Die 3 gepanzerten Eisenbahnzüge, welche zu verschiedenen Zwecken Verwendung fanden, haben wenig Erfolg gehabt; einer oder wahrscheinlich zwei von ihnen sind bereits zerstört worden.

Nachdem die Übergabe der beiden Städte nur eine Frage der Zeit ist**) und hinreichende Unterbrechungen der Bahn ihre Benutzung zum Entsatz unmöglich machen, gehen die Buren weiter vor gegen die Kapkolonie. Sie haben (am 21. Okt.) die Annexion von Griqua- und Betschuanaland proklamiert und die Südgrenze des Freistaates überschritten, um sich in Besitz von Colesberg, wie man meldet, auch von Aliwal North zu setzen und vom Riet-Fluß gegen Douglas vorzugehen.

Aus Rhodesia wird ein Gefecht zwischen Oberst Plumer und den Buren bei Fort Tuti gemeldet.

Die Vorgänge ließen sich, wie ersichtlich, von vornherein so an, daß man in England eine noch stärkere Beanspruchung der Armee ins Auge fassen mußte, denn diesmal giebt sich kein fremder Staat dazu her, den Briten die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Es verursachte aber doch eine große Aufregung, als am 18. Oktober die Einberufung der Milizen verfügt wurde. Man wird sich kaum täuschen, wenn man ihre Verwendung auch außerhalb des Landes, um die Besatzungen frei zu machen, voraussieht. Gleichzeitig trat eine von Tag zu Tag sich steigernde Indienststellung von Kriegsschiffen ins Leben.

Mit Spannung sieht man dem ferneren Verhalten Portugals entgegen, das bisher gewillt zu sein scheint, trotz der in der Delagoa-Bai ankernden starken britischen Flotte, die Neutralität zu wahren, und eine Truppenverstärkung nach Lourenço Marquez gesandt hat, um dieser Absicht Nachdruck zu geben. So sehr einerseits durch den jetzt zu gewärtigenden Schiedsspruch in der Delagoa-Bahn-Frage eine Beeinflussung zu Gunsten Englands zu befürchten ist, so möchten doch weitere Erfolge der Buren dazu dienen, die Neutralität zu erhalten.

---

*) Auch die Beira-Bahn ist zur Zeit unbenutzbar, da sie im Umbau des Geleises begriffen ist.

**) Mafeking soll nach einer noch nicht bestätigten französischen Nachricht gefallen sein.

Im Bezirk Windhoek in **Deutsch-Südwest-Afrika** hat sich eine Gesellschaft mit Namen „Damara-Farm-Gesellschaft m. b. H." zum Zweck des Farm-Betriebs gebildet und nahe bei Okahandja einen wasserreichen Platz Okakango von den Herero gekauft. Das event. um 35000 M. zu erhöhende Stammkapital beträgt 87000 M.

Namentlich die Ausführung der Verordnung über Waffenstempelung scheint die Veranlassung zu Mißhelligkeiten zwischen den Behörden und dem Häuptling Tjêtjao im Bezirk Gobabis gegeben zu haben, welche der Gouverneur gelegentlich persönlich zu schlichten versprochen hatte. Am 26. August hat er mit der Feldbatterie und einer Kompagnie den Zug nach Osten unternommen, nicht so sehr, weil er glaubt, Waffengewalt anwenden zu müssen, als in der Absicht, im Osten wieder einmal stärkere Streitkräfte sehen zu lassen, um die etwa vorhandene Neigung zu Aufsässigkeiten zu dämpfen.

Aus dem **Kongostaat** meldet Unterleutnant Paternoster aus Sungula vom 20. Juli, daß die Truppen mit aufständischen Bakussu einen heftigen Kampf zu bestehen hatten, welcher 6 Stunden dauerte. Es sollen nahezu 300 Bakussu tot und ebensoviel verwundet gefallen sein. Handelt es sich hier wieder um eine neue Emeute?

Am oberen Nil sind jetzt 2 Militärzonen gebildet worden, deren erste (Kapitän Adam) die Stationen Kero (5° 30'), Lado, Redjaf und Bedden, der zweite (Leutnant Kops) Labori, Dufilé, Wadelai umfaßt. Die Truppen der zweiten Zone sollen später die Verbindung mit den Stationen am Tanganika- und Kivu-See herstellen.

Im Hinterlande von **Kamerun** ist Hauptmann von Kamptz am 25. August zu einem zweiten Einmarsch in Tibati veranlaßt gewesen und hat nun den Lamido gefangen genommen. Die Entblößung von Schutztruppen benutzte ein Buli-Stamm, um überraschenderweise Kribi anzugreifen. Dem kommissarischen Bezirksamtmann Frh. v. Malsen gelang es in mehrtägigen Gefechten, den Angriff abzuschlagen. Auf Requisition des Gouverneurs ist S. M. S. „Habicht" zum Schutze der Niederlassungen der Europäer nach Kribi und Groß-Batanga gegangen und ebendorthin ein Kommando von 30 Mann Polizeitruppe geschickt worden.

Das Drama im **westlichen Sudan** hat einen schauerlichen Abschluß gefunden. Die Depeschen, welche Leutnant Pallier, der jetzige Führer der Expedition, zwischen dem 17. Juli und 26. September abgefaßt hat, die aber erst am 11. Oktober vom Postbureau in Diafaga abgegangen sind, besagen, daß Voulet im Einverständnis mit Chanoine durch die Flucht sich dem Oberst Klobb zu entziehen vor hatte, plötzlich aber seine Absicht änderte und am 14. Juli allein mit 100 Mann Klobb entgegen ging, um sich ihm entgegenzustellen. Nach vollbrachter That zu seinen Kameraden zurückgekehrt, erzählte er, was geschehen war und erklärte, in Afrika einen unabhängigen Staat gründen zu wollen. Von Chanoine und den Schützen begleitet, trennte er sich von den anderen Europäern, welche nach

Nafuta gingen und dort Leutnant Meynier nicht tot, sondern verwundet vorfanden. Die Schützen revoltierten am 16. Juli und verließen Voulet und Chanoine in Mayhri mit samt den Kanonen. Als sie hierauf das Dorf beschossen, wurde Chanoine getötet; Tags darauf auch Voulet, der geflohen war, als er nach dem indessen von den Schützen wieder besetzten Mayhri zurückkehrte, von den Schildwachen. Die Schützen stellten sich hierauf wieder unter Befehl des Leutnant Pallier, welcher den Vormarsch auf Zinder fortsetzte, um sich mit Foureau-Lamy zu vereinigen.

Von dieser Expedition ist die Nachricht eingelaufen, daß sie allerdings mit einer Schaar Tuareg in Aïr einen Zusammenstoß gehabt habe und sich in der zweiten Hälfte auf Ahmet zurückgezogen habe. — Ein Bote, welcher am 15. September von Ghat nach In-Salah ankam, erzählte, die Expedition habe sich von Erasar (140 Kilometer südlich Assiou) auf Aghades gewandt, da hätten 700 Einwohner dieser Stadt ihr den Weg verlegt; in 2 Kämpfen hätte sie ihnen aber 35 Menschen getötet und 100 Kameele weggenommen, worauf die Leute von Aghades sich unterworfen hätten.

Die Geschichte der afrikanischen Kultur.

Von L. Frobenius.

(Schluß.)

Der Schild bietet insofern ein anderes Bild, als im Gegensatze zum Bogen im Süden ein gleiches Gerät nigritischer Verwandtschaft in Afrika lebendig ist. Wir können deshalb die Analogie zum Hüttenbau als die weitergehende bezeichnen.

Der asiatische Rundschild ist auf die Wölbungselasticität berechnet, d. h. während der nigritische Schild mit einer Achse versehen ist und dem Parieren dient (also seine Führung eine große Gewandtheit beansprucht), der vormalajische oder afrikanisch-malajische Schild durch die Zähigkeit der geflochtenen Matte wertvoll wird (weshalb er vor dem Gebrauch in das Wasser gesteckt wird), wird der runde Buckelschild durch die Härte seines Materials ebensowohl als durch die Wölbung des Buckels eine starke Waffe. Gemeiniglich ist der asiatische Schild mit zwei ledernen Griffriemen versehen, von denen der eine über den Arm geschoben, der andere dagegen von der Hand gepackt wird. Die echt asiatische Form ist gepreßt, mit einem Randwulst und mit Eisenbeschlägen versehen.

Diese echt asiatische Form tritt rein und typisch in Abessynien auf, ganz unverfälscht und unverkennbar. Aber schon bei Somal und Nubiern tritt eine Abwandlung ein, er wird von geringerer Wölbung oder mit übermäßigem clownshutartigem Buckel ohne Randwulst, groß, schlapp, ohne Eisenbeschläge 2c. gebildet. Das ist

der Schild der Nordachse, der, je weiter er zum Westen vordringt, desto schwächlicher, haltloser und größer wird. Er ist überall am Rande der asiatischen Kulturen bei schwächeren Völkern, daß die Stärke der Waffen, die ursprünglich in der Konstruktion beruht, durch die Größe zu ersetzen versucht wird. Daher deckt der Togoschild wohl Reiter und Roß, aber er ist so schwach, daß er zusammengerollt und unter dem Arm getragen werden kann. Und dann verschwindet auch die runde Form und der Schild wird viereckig. Nur noch der Griff verrät die Abkunft.

Auf der Südachse der gleiche und noch ausgeprägtere Entwickelungsgang. Der letzte Rundschild mit asiatischem Griff ist bei den Völkern zwischen dem Viktoria-See (Albert-See) und Rudolph-See anzutreffen. Ward er dem Westen zu riesengroß, so verkümmert er hier zur Miniaturausgabe, zu einem Schilde, der nur noch die Faust schützt. Aber die Wesenszüge der asiatischen Schilde reichen noch weiter nach Süden, wie der nigritische Schild noch weiter nach Norden vorkommt. Asiatische Wesenszüge sind es, wenn am Schilluk-(Nil-) und Massai-Schilde bei ovaler Gestalt der Rand versteift und die Mitte leicht gebuckelt wird, trotzdem der Stab in der Mitte diese Schilde als eigentliche Waffen kennzeichnet. Wenn südlich vom Viktoria-See die Schilde gepreßt werden, so ist das noch asiatisch. Ja der Einfluß des nördlichen Schildes reicht so weit wie Leder zur Verwendung kommt. Erst sobald das Fell an seine Stelle tritt, d. h. etwa in der Mitte Deutsch Ostafrikas, klingen die kräftigen Spuren des asiatischen Schildes aus. Aber ganz verschwinden sie auch hier noch nicht, denn die große ovale Fläche der Suluschilder, der bis zur Südspitze und bis in das Marutse-Land hinein vorkommt, ist ein Ausklingen der asiatischen Rundschilde. Es ist ein asiatischer Einfluß, der die nigritische Waffe, den Stockschild zum Suluschilde vervollkommnete.

Also der echte asiatische Rundschild wandert abgeflacht über die Nordachse hin. In das Kongogebiet tritt er nicht ein. Im Nilgebiet, im Norden der Südachse kommt er mit dem nigritischen Schilde in Berührung und vererbt diesem seine Eigenschaften. Und wenn er selbst auch verschwindet, so wandert der Einfluß dieser Erbschaft doch bis zur Südspitze des Erdteiles.

Das Grundprinzip der asiatischen Saiteninstrumente erwähnte ich schon oben. Die Saite, eine leicht vibrierende Tiersehne, wird über einen Schallkasten gezogen. Oben wird sie mit einem Wirbel gespannt, festgehalten, reguliert.

Drei asiatische Saiteninstrumente treten in Afrika ein. Die arabische Rababa hatten schon die alten Ägypter. Es ist nichts anderes als eine Lyra. Sie kommt heute nur noch im oberen Nilgebiet und bei einigen Stämmen um den Viktoria herum vor. Die Violine wanderte von Ägypten bis Senegambien und in die Haussa-Länder. Die Guitarre endlich hat eine bezeichnende Form. Ein langer gekrümmter Hals endet unter dem hölzernen Schallkasten, der

mit Haut oder Därmen bezogen ist. Am Oberteile wurden die Saiten mit Wirbeln aufgezogen, während sie unten durch feine Löcher in der Decke des Schallkastens bis auf dessen Boden und wieder durch ein Loch unten herauslaufen. Dieses Instrument kommt im ganzen Süden vor bis nach Senegambien, dringt tief in Kamerun bis zum Gabun, im Kongogebiet bis zu den Ubangi und in die Quellländer des Aruwimi am Ostrande des Erdteiles bis über den Viktoriasee hinaus nach Süden vor.

Es ist aber noch eine zweite Gruppe der Saiteninstrumente zu vermerken; jene Formen, die die Gelehrten wohl mit Recht auf den Ursprung der asiatischen Saiteninstrumente aus dem Bogen schließen ließen. Diese einfachen Geräte haben denn auch ganz das Aussehen eines einfachen Bogens, werden mit einem Stäbchen geschlagen und mit der Spitze in eine Erdgrube oder den Mund gesteckt, so daß die Erdgrube oder der Kopf des Spielenden den Resonanzboden abgeben. Diese einfachen Instrumente kommen im ganzen Südafrika, aber auch in Kamerun und an der Westküste (Nordguinea) vor.

Es ist möglich, daß wir in denselben eine Erfindung der Afrikaner zu erblicken haben; diese ist dann aber auch nichts anderes als die Ausnutzung eines von der asiatischen Kultur gebotenen Elementes, nämlich des Klanges des mit der tierischen Sehne ausgerüsteten Bogens. Der afrikanisch-malajische Bogen dürfte mit seiner Rotangsehne kaum diese Musikinstrumente in das Leben gerufen haben. In diesem Sinne fasse ich also die einfachen Bogeninstrumente als eine südliche schwache Wirkung asiatischer Merkmale zusammen, denen sich die große Gruppe der nördlichen und echt asiatischen Musikinstrumente gegenüberstellt.

Die Beobachtung eines weiteren asiatischen Leitelementes, der Trommel wollen wir im Süden Afrikas beginnen, wo wir nun schon gewohnt sind, die schwachen Ausklänge asiatischer Elemente zu erkennen.

Wir treffen in Südafrika keine eigentliche Trommel, aber den Anfang eines aufkeimenden Trommelns. — Die Kürschner der Hottentotten nehmen die frischen und noch rauchenden Häute, reiben sie stark mit Fett ein, bis dies recht eingedrungen ist, ergreifen hierauf zu zweien die Haut, gleichwie zwei Dienstmädchen einen staubigen Teppich, und klopfen sie vermittelst starker Stöcke und mit großer Stärke ꝛc. Die Marutse schließen die Prozedur der Fellbearbeitung, nachdem mit dem Schabbeilchen oder anderen Werkzeugen die Fleischrestchen, Sehnenfasern ꝛc. entfernt, das Fell beiderseits mit öligen oder fettigen Substanzen gut eingerieben ist, damit, daß 2 bis 6 Männer in hockender Stellung im Takte und unter Gesang das Fell mit ihren Händen pressen, Stelle an Stelle aneinander reiben, bis sich das Fell trocken und geschmeidig anfühlt. — Den sehr mühsamen und umständlichen Prozeß des Fellpräparierens verstehen nach Fritsch die Betschuanen besser als irgend ein anderer Stamm in Südafrika; er wird, obwohl dabei auch heftige Körper-

bewegungen unvermeidlich sind, doch mit einem Eifer und einer Energie ausgeführt, die den Eingeborenen bei keiner anderen Gelegenheit eigen zu sein pflegen. Die anstrengende Arbeit, an der sich bei größeren Häuten mehrere Personen zu beteiligen pflegen, wird ihnen zu einem geselligen Vergnügen, und das taktmäßige Walken mittelst der Hände oder Füße begleiten sie mit einem eigentümlichen, einförmigen Summen, wodurch das Vergnügen noch wesentlich erhöht zu werden scheint. Dieselben Betschuanen, denen das taktmäßige Walken mit Händen und Füßen in der Geselligkeit zum Vergnügen wird, wissen bei den Mannbarkeitsfesten die Trommel dadurch zu ersetzen, daß ihrer mehrere eine Ochsenhaut gespannt halten und mit Stöcken gehörig bearbeiten. Dazu erklingt dasselbe Summen.

Vermögen wir demnach im Süden nicht die Trommel, wohl aber einen Anfang des Trommelns zu konstatieren, so steht ganz im Norden die ureigentliche Form der Trommel, z. B. bei den Somal. Es ist ein mit einem dicken Fuß versehenes, nach oben breiter werdendes Kelchgefäß, das mit einer Rinderhaut überzogen ist. Hier steht auch gleich die Erklärung der eigenartigen Gestalt beigeschrieben: es ist ein Hirsemörser. Je weiter wir vom Norden nach Süden wandern, desto weiter entfernt sich die Gestalt von der Urform, indem der Fuß an Umfang zunimmt und so das Ganze zu einem sanduhrenförmigen Gerät sich umwandelt. — Also fließen hier zwei Motive zusammen, das asiatische Hirsekornstampfen — ein Beispiel des Ackerbaues — und das Fellwalken — ein nigritisches, auch bei den Neuholländern einheimisches Arbeits- und Trommelverfahren, das mit der Jagd und Fellindustrie in Zusammenhang zu bringen ist.

Dem Norden gehört zudem noch eine entwickeltere Form der Trommel, ein echter Asiat, die Kesselpauke an. Von Ägypten bis nach Senegambien ist sie nachgewiesen, ist also ein afrikanisch-asiatisches Leitelement. Eine ausgeprägte Form dieser Verwandtschaft tritt noch in Uganda und auch wohl noch weiter südlich auf. Diese kleine Ablagerung am Nordende der Südachse ist eine uns schon bekannte Erscheinung, die die Lyra und der Bogen auch zeigt.

Genau das gleiche Bild, das Hütte, Bogen, Schild, Saiteninstrument, Trommel &c. bieten, ergiebt sich bei einer näheren Betrachtung von Schwertern, Dolchen, Sesseln, Pfeifen &c. Immer sehen wir das asiatische Element klar und unverkennbar im Nordosten eintreten, sich zu bestimmten Typen auf der Nordachse umbilden, als abgewandelter Typus im Norden der Südachse auftreten und dann langsam dem Süden nach zu verkümmern und verschwinden. Oft erreichen die afrikanisch-asiatischen Elemente den westlichen Kulturkreis, ziehen nach Süden hin bis an und über den Kongo hin, bringen hier an der Grenze einer anderen Kulturform aber wohl stets eigenartige Mischformen hervor. Aber der Westen bietet doch bei weitem nicht den Reichtum wie der Norden und der Osten, für welche Thatsache der Ersatz durch afrikanisch-malajische Kulturgüter

und andersartige, wirklich wesentliche tropische Lebensbedingungen verantwortlich gemacht werden müssen.

5. Zusammenfassende Darstellung.

Abgesehen von der europäischen Beeinflussung lassen sich in Afrika demnach die folgenden 3 Kulturformen nachweisen. 1. Die afrikanisch-nigritische; 2. die afrikanisch-malajische; 3. die afrikanisch-asiatische, wobei von den beiden Beiwörtern das zweite stets das Geschlecht, das erstere den Beinamen, die Variante angiebt.

Die nigritische Kultur ist auch in Asien und Oceanien nachgewiesen. Hier überall trägt sie den gleichen Charakter, einer uralten, unbeweglichen, ein kümmerliches Dasein fristenden Kultur. Sie hat sich überall am Rande der Ökumene, der bewohnten Erde und auch nur dann dort erhalten können, wenn kümmerliche Lebensbedingungen nicht den Neid oder die Habgier anderer Kulturen zur Ansiedelung anregten.

Die afrikanische Variante, die afrikanisch-nigritische Kultur ist demzufolge auch so ziemlich auf den Süden zurückgedrängt worden. Wir sprachen von den nigritischen Hütten, Schilden, Wurfkeulen und Wurfhölzern, Beilen, Grabstöcken und Feuergeräten 2c. Im Süden erscheinen diese Dinge in ihrer ursprünglichen Gestalt, einfach und ohne fremden Einfluß. Dem Norden zu macht sich eine Umwandlung bemerkbar, die gleich bedeutend mit einem Aufschwung, einer Verbesserung ist. Im Nordgebiete der Südachse erkennen wir an unverkennbaren Eigenarten auch die Ursache: Die afrikanisch-asiatische Kultur übt ihren erziehenden Einfluß aus. Noch klarer und schärfer bemerkbar sind die Form und der Quell der neuen Entwickelungstendenz auf der Nordachse, wo zumal Wurfmesser und Erdbau unter asiatischem Einfluß entwickelte nigritische Elemente, die Zelthütte oder Kegelhütte dagegen die letzte Spur eines nigritischen Einflusses auf ein asiatisches Element darstellen.

Demnach erscheint die nigritische Kultur in Afrika als alteingeboren und nur da umwandlungsfähig, wo sich fremder Einfluß bemerklich macht.

Die malajische Kultur ist auch im südlichen Asien und vor allem in Oceanien heimisch, wenn auch in letzterem Gebiete nur dicht an der asiatischen Grenze wirklich eingeboren, oder gar entstanden. Es ist, wie sich hier nachweisen läßt, eine bewegliche, in lebhafter Umbildung begriffene Mischkultur, der nigritische Elemente ebenso wenig fehlen wie asiatische.

Die afrikanische Variante, die afrikanisch-malajische Kultur muß als eine Kolonialkultur zu bezeichnen sein, die von Indonesien (dem ostindischen Archipel) ausgesandt wurde, als ein stärkerer Zufluß asiatischer Elemente in dieser Inselwelt neues Leben, neue Beweglichkeit und Ausdehnungsfähigkeit wachrief. Wir sprachen von den Hütten, Bogen, Schilden, Bambus-Holzpauken, Saiteninstrumenten,

Feuerzeugen, Pfeifen, der Weberei ꝛc. Hier und da lassen sich zwar an der Ostküste schwache Reste früheren Vorkommens, sonst aber eine starke Verschiebung nach Westen in das Kongo-Becken und an die Niederguineaküste nachweisen. Eine Entwickelungstendenz in irgend einer Richtung ist nicht feststellbar, dagegen leichte Anpassung an afrikanische Verhältnisse, die nur verraten, daß diese Kultur hier nicht entstanden sein kann. Vielmehr muß der ganze Formenschatz „complet“ aus Oceanien herübergebracht worden sein und nur von der Laune des Schicksals hängt es ab, ob hier die runde, dort die kantige und anderen Ortes die ovale Paukenform sich einbürgert. — Nur oben im Norden, an der Grenze der afrikanisch-asiatischen Kultur ist eine leichte Nachbildung der Formen im Sinne asiatischer Verwandtschaft bemerkbar.

Demnach erscheint die afrikanisch-malajische oder malajo-nigritische Kultur wie eine Kolonialkultur, die nur da lebendig bleiben konnte, wo der tropische Pflanzenwuchs und leichte Verkehrswege (Kongostraße, Küste) die ihr notwendigen Lebensbedingungen boten. Aus diesem Grunde ward sie von der Südachse vertrieben und konnte die Nordachse nicht betreten.

Die asiatische Kultur ist nicht nur im inneren Asien, sondern überall bemerkbar, wo Landwege und Halbinseln den Übergang aus dem Muttererdteile nach anderen führen, daher in Nordamerika, Oceanien und Europa. Es ist die große und siegreiche Kultur, die allerorts auf der Erde und in allen ihren Varianten den älteren Kulturformen überlegen ist, zumal deren jüngste, die europäische.

Die afrikanische Variante, die afrikanisch-malajische Kultur ist deshalb im Nordteile des Erdteiles vor allem und unverkennbar ausgebildet. Ich zog die Hütten, Bogen, Schilde, Saiteninstrumente, Trommeln als Beispiele heran. Auf der Nordachse bilden sich die asiatischen Elemente zu afrikanischen Varianten aus, bis in das nördliche Kongogebiet, also den afrikanisch-malajischen Kulturkreis Formen aussendend. Am weitesten nach Süden reichen aber die direkt als afrikanisch-asiatische Elemente zu bezeichnenden Formen auf der vom Nil ausgehenden Südachse. Im Seenbecken beginnt eine starke Degeneration, die nach dem Süden zu anschwillt und mit vollkommener Verkümmerung und Verschwinden an der Südspitze Afrikas ausklingt. Dabei ist auf der Südachse ein Ausgleich asiatischer mit nigritischen Elementen nachweisbar, indem Formen beider Kulturen entweder neben einander bestehen (der Schild bei Nilvölkern) oder das eine Eigenschaften der anderen übernimmt.

Jung und siegreich dringt demnach die asiatische Kultur in Afrika als afrikanisch-asiatische Variante vor und es wäre sicher, daß, wenn der Prozeß der Asiatisierung nicht von den Europäern unterbrochen worden wäre, Afrika alsbald und in absehbarer Zeit nur noch die afrikanisch-asiatische Kultur voll erhalten hätte, daß die anderen aber bis auf kümmerliche Reste verdrängt worden wären.

Aber Europa selbst trat dazwischen und übernahm das Zersetzungswerk, so eine vierte große Kulturepoche in Afrika einleitend, die afrikanisch-europäische. Der Unterschied von den anderen Kulturen ist der, daß die europäische derzeitige Kultur eine Inselkultur (oder Halbinselkultur) ist, die von den Küsten, und zwar auch von der früher sonst nicht von Westen her besiedelten Westküste aus eindringt, aber nicht wie die asiatische von Norden aus. Mir als Ethnologen fällt nicht die Aufgabe zu, die Geschichte dieser erst im Werden begriffenen Kulturformen der afrikanisch-europäischen Kultur zu schildern, und deshalb schließt hier fürs erste die Geschichte der afrikanischen Kulturen.

Was ich hier den Lesern der „Afrika“ biete, ist eine aus einem schweren Kampfe und Ringen der Wissenschaft hervorgegangene geklärte Auffassung der afrikanischen Kultur. Lange Dezennien hat die kleine ethnologische Gelehrten-Gemeinde an diesem Werke geschaffen und so zuletzt trotz der schlechtesten Auspizien ein schönes, wenn auch zunächst nur in den Umrissen klares Bild gewonnen. Wenn die Sache soweit gedieh, so macht das vor allem der allseitige gute Wille und gegenseitiges Wohlwollen und Anerkennen möglich bei sachlicher und tief gehender Erwägung, die stets bereit ist, den eigenen Irrtum ebenso wie eine verfehlte Auffassung der Leistung der Kollegen einzugestehen. Möge das zum Ruhme der Wissenschaft auch fernerhin so bleiben.

Mitteilung.

Das „Deutsche Kolonialblatt“ vom 1. November cr. veröffentlicht folgende **Verordnung des Kaiserlichen Gouverneurs von Kamerun, betreffend Kleinhandel mit geistigen Getränken und deren Ausschank in Kamerun.**

§ 1.

Der Kleinhandel mit geistigen Getränken jeder Art und deren Ausschank in Kamerunstadt, Viktoria, Edea und Kribi und in der unmittelbaren Umgebung dieser Orte ist nur mit Genehmigung des Kaiserlichen Gouverneurs gestattet.

§ 2.

Der Antrag auf Erteilung der Erlaubnis, in welchem der Ort und die Lage der Verkaufsstelle angegeben sein muß, ist bei dem zuständigen Bezirksamt anzubringen.

§ 3.

Die Erlaubnis wird nach freiem Ermessen des Gouverneurs, aber jedenfalls nur dann erteilt, wenn ein Bedürfnis zur Errichtung

einer neuen Schankstätte nachgewiesen wird und sofern der Gesuchsteller die Gewähr dafür bietet, daß Sitte und Anstand in den für den Ausschank bestimmten Räumen herrschen werden.

§ 4.

Für die Erlaubnis zum Kleinhandel und zum Ausschank von geistigen Getränken ist eine halbjährig im Voraus bei den Kaiserlichen Zollkassen in Kamerun, Viktoria, Kribi oder der Amtskasse in Edea zahlbare Abgabe von jährlich 100 Mark für jede Schankstätte zu entrichten.

Wird diese Abgabe binnen zwei Wochen nach Fälligkeit des Termins nicht entrichtet, so ist die Erlaubnis verfallen.

§ 5.

Die Erlaubnisscheine werden bei den Kaiserlichen Bezirksämtern in Empfang genommen. Den Bezirksämtern ist ein Schild von 60 cm Länge von weißer Farbe einzureichen. Nachdem dasselbe mit dem Reichsadler und der Aufschrift „Erlaubnis zum Kleinhandel mit geistigen Getränken und Ausschank“ in schwarzer Farbe versehen ist, ist dasselbe von dem Berechtigten wieder abzuholen. Für jede Erneuerung des Schildes ist eine Gebühr von 3 Mark zu entrichten. Das Schild ist außerhalb des Verkaufsplatzes der geistigen Getränke sichtbar anzubringen.

§ 6.

Der Kleinhandel mit geistigen Getränken und deren Ausschank darf nur an Plätzen stattfinden, welche mit dem in § 5 erwähnten Schilde gekennzeichnet sind.

§ 7.

Unter dem Ausdruck „Kleinhandel“ wird die gewerbs- oder gewohnheitsmäßige Abgabe von 4 Litern und weniger auf einmal an dieselbe Person verstanden.

§ 8.

Es ist verboten, in den öffentlichen Schankstellen Glücksspiele abzuhalten oder geistige Getränke an Betrunkene abzugeben.

§ 9.

Wer Kleinhandel mit geistigen Getränken betreibt oder geistige Getränke ausschänkt, ohne im Besitze der Genehmigung des Kaiserlichen Gouverneurs hierzu zu sein, oder wer sich einer Zuwiderhandlung der §§ 6 und 8 dieser Verordnung schuldig macht, wird

mit Geldstrafe von 10—500 Mark bestraft. Auch kann auf Einziehung der entgegen den Vorschriften dieser Verordnung zum Kleinhandel oder Ausschank bereitgestellten geistigen Getränke erkannt werden.

Im Falle einer rechtskräftigen Verurteilung nach Maßgabe dieses Paragraphen oder, falls die an die Person des Antragstellers zu knüpfenden Voraussetzungen für die Erteilung der Erlaubnis zum Kleinhandel und zum Ausschank von geistigen Getränken nicht mehr vorliegen, kann der Kaiserliche Gouverneur die erteilte Erlaubnis zurücknehmen und den oder die erteilten Erlaubnisscheine wieder einziehen, ohne daß hiermit ein Anspruch auf Rückgewähr der etwa bereits gezahlten Abgaben erwächst.

§ 10.

Die Polizeivorschrift, betreffend das Verbot der Abgabe von geistigen Getränken an die Soldaten der Schutztruppe wird durch diese Verordnung in keiner Weise berührt.

§ 11.

Diese Verordnung tritt am 1. November d. Js. in Kraft.

Bücherbesprechungen.

Vom **Herausgeber.**

34) **Unser Kamerun, Deutschlands älteste Kolonie.** Dem Deutschen Volke in Wort u. Bild gewidmet. Mit 26 Illustrationen. Magdeburg. Verlag von Gustav Poetzsch. 1899. Brosch. 6 Mk., geb. 8,50 Mk. 10 Exempl. 50 Mk.

Das von mir bereits in der Oktober-Nr. in Aussicht gestellte Werk liegt nunmehr vor. Die 26 Illustrationen sind in der That ganz ausgezeichnet, so daß das Werk als Weihnachtsgeschenk sehr empfohlen werden kann. Die Bilder bieten uns Ansichten aus der Kolonie, erinnern an ihre junge Geschichte, die uns manches Opfer auferlegt hat, lassen uns erkennen, daß Kamerun in einer gedeihlichen wirtschaftlichen Entwickelung begriffen ist, sowie das an der geistigen und geistlichen Hebung und Bildung ihrer Bewohner gearbeitet wird und gewähren uns einen Einblick in das alltägliche Leben und Treiben. Zu statten kommt es den Bildern, daß ihnen eine knapp gefaßte Schilderung unserer Kolonie vorauf geschickt ist, welche auf die einzelnen Bilder Bezug nimmt. So können wir der Verlagshandlung für diese Gabe nur aufrichtig dankbar sein und wünschen, daß durch dies Werk das Interesse für unsere Kolonien im allgemeinen sowohl als besonders für Kamerun gefördert werden möge. Zu bemerken bin ich gebeten, daß der Verleger von jedem verkauften Exemplare des Werkes 50 Pf. zu Gunsten von Kamerun verwenden wird.

35) Schwester **Johanna Wittum. Unterm roten Kreuz in Kamerun und Togo.** Heidelberg. Evangelischer Verlag. G. m. b. H. 1899. Brosch. 1,80 Mk., geb. 2,80 Mk.

Es sind einzelne Skizzen, welche die Verfasserin aus ihrem arbeitsreichen und aufreibendem Dienste barmherziger Liebe, der ihr hohe Befriedigung gewährt hat, uns darbietet. Sie läßt uns einen Blick thun in die Arbeit, welche der Verein für Krankenpflege in den Kolonien übernommen hat und versteht es, sowohl uns an der Freude teilnehmen zu lassen, wenn ihre Patienten unter der Pflege der Schwestern genesen als auch unser Herz zu bewegen, wenn sie den Opfern der Malaria- und der andern Fieber die letzten Liebesdienste erweist. In ihrem Schlußworte richtet die Verfasserin einen warmen Appell an die „vielen Mädchen, deren Leben so nutz- und thatenlos dahingeht und die in ihrer Berufslosigkeit sich unglücklich fühlen", sich der Krankenpflege zu widmen, „um hier einen segensreichen Wirkungskreis, eine befriedigende Lebensaufgabe, einen wahren Beruf zu finden". Wir wünschen mit ihr ihrem Büchlein den Erfolg, daß es manche Leserin dazu anregt.

Wenn übrigens Herr D. A. Thoma in seinem „Geleitwort" sagt, daß hier zum ersten Male ein weiblicher Mund von „unserm" Afrika erzähle, so trifft das nicht zu. Ich erinnere nur an die „ostafrikanischen Erinnerungen einer freiwilligen Krankenpflegerin" von H. v. B.

---

36) Missionar **A. Gsell, Im Urwald von Akem.** Auf der Predigtreise unter Christen und Heiden. Basel. Verlag der Missionsbuchhandlung. 10 Pf.

Das Heftchen erzählt, wie der Titel sagt, von einer Predigtreise. Dabei erhalten wir einen Einblick in den verschiedenen Stand der Christengemeinden in der durchreisten Gegend, in die Geschichte der Goldküsten-Mission und in die Arbeit eines reisenden Missionars.

---

37) **Ch. Römer. Kamerun, Land, Leute und Mission.** 8. Auflage. Ergänzt und bis auf die Gegenwart fortgeführt von P. Steiner. Mit einer neuen Karte von Kamerun und 16 Bildern. Basel. Verlag der Missionsbuchhandlung. 1899. 25 Pf.

Dies Heft ist noch immer die beste, kurze und bündige Beschreibung sowohl unserer Kolonie im allgemeinen als auch der dortigen Arbeit der Basler Missions-Gesellschaft. Von den früheren Auflagen unterscheidet sich die neue Auflage zu ihrem Vorteil durch die berichtigte Karte und die Illustrationen, die ebenso wie jene ungleich besser sind.



Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Nr. 12. Dezember. 1899.



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor **Gustav Müller**

in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Sechster Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Abonnementspreis jährlich 3 M. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postämter.

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Generalsekretär: Pastor **E. Otto**, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Redaktion der „Afrika": Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Zur gefälligen Beachtung:

Geld- und Wertsendungen werden an die Adresse des **Schatzmeisters** erbeten.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck**, Coblenz.
Schriftführer: Pfarrer **Keller**, Coblenz.
Geschäftsführer: cand. min. **Brüning**, Coblenz.
Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., Coblenz.

Die Verhandlungen der Brüsseler Konferenz zur Revision des afrikanischen Spirituosen-Einfuhrzolles.

Vom Herausgeber.

Gemäß Artikel XCII der Brüsseler Akte von 1890/91 sollte das Kapitel VI derselben mit seinen Bestimmungen zur Beschränkung des afrikanischen Branntweinhandels nach Ablauf von 6 Jahren einer Revision unterzogen werden. Diese Revisions-Konferenz, die danach bereits im vorigen Jahre hätte zusammentreten sollen, hat vom 20. April bis 8. Juni cr. in Brüssel stattgefunden. Die Verhandlungen derselben liegen nunmehr vor*). Sie haben natürlich für die an der Zivilisierung Afrikas interessierten und eben deshalb an der Bekämpfung des dortigen Branntweinhandels beteiligten Kreise das größte Interesse. Wir geben deshalb auf Grund der Protokolle in großen Zügen eine Darstellung des Verlaufs der Konferenz.

Im allgemeinen ist zu bemerken, daß diese Konferenz sich insofern von der früheren**) unterschied, als die vertretenen Regierungen sämtlich von vornherein sich darüber einig waren, daß der Minimal-Einfuhrzoll auf Spirituosen in Afrika erhöht werden müsse. Nur darüber hatte man sich zu verständigen, in welchem Umfange

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Generalsekretär: Pastor **G. Otto**, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Redaktion der „Afrika“: Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Die Verhandlungen der Brüsseler Konferenz zur Revision des afrikanischen Spirituosen-Einfuhrzolles.

Vom Herausgeber.

Gemäß Artikel XCII der Brüsseler Akte von 1890/91 sollte das Kapitel VI derselben mit seinen Bestimmungen zur Beschränkung des afrikanischen Branntweinhandels nach Ablauf von 6 Jahren einer Revision unterzogen werden. Diese Revisions-Konferenz, die danach bereits im vorigen Jahre hätte zusammentreten sollen, hat vom 20. April bis 8. Juni cr. in Brüssel stattgefunden. Die Verhandlungen derselben liegen nunmehr vor*). Sie haben natürlich für die an der Zivilisierung Afrikas interessierten und eben deshalb an der Bekämpfung des dortigen Branntweinhandels beteiligten Kreise das größte Interesse. Wir geben deshalb auf Grund der Protokolle in großen Zügen eine Darstellung des Verlaufs der Konferenz.

Im allgemeinen ist zu bemerken, daß diese Konferenz sich insofern von der früheren**) unterschied, als die vertretenen Regierungen sämtlich von vornherein sich darüber einig waren, daß der Minimal-Einfuhrzoll auf Spirituosen in Afrika erhöht werden müsse. Nur darüber hatte man sich zu verständigen, in welchem Umfange die Erhöhung vorzunehmen sei. Auch darin ist ein Unterschied gegen die frühere Konferenz nicht zu verkennen, daß die diesjährigen Verhandlungen von dem einmütigen Bestreben der verschiedenen Mächte Zeugnis ablegen, bei Festsetzung des Zolles vor allem das Wohl der Eingeborenen im Auge zu behalten und von anderen Rücksichten sich erst in zweiter Linie bestimmen zu lassen.

Den Ausgangspunkt der Verhandlungen bildete ein Antrag der englischen Regierung, den Minimalzoll auf 100 Fr. pro hl für Spirituosen mit 50% Alkoholgehalt festzusetzen. Die Spirituosen mit einem höheren Alkoholgehalt sollten entsprechend höher verzollt werden, sei es so, daß die 100 prozentigen mit 200 Fr. oder mit 300 Fr. belastet würden. Zur Begründung dieses Antrags macht das Memorandum der englischen Regierung folgendes geltend. Ein Minimal-Einfuhrzoll von 100 Fr. ist keineswegs zu hoch, denn in den meisten Kolonien erreicht er bereits annähernd diese Höhe, oder hat er sie schon erreicht. Nur für Togo, den links vom Volta gelegenen Teil der Goldküsten-Kolonie und Dahomey und natürlich den Kongofreistaat ist ein weit niedrigerer Zoll in

*) Actes de la Conférence pour la revision du régime des spiritueux en Afrique. (1899) — Bruxelles. Hayez, imprimeur de l'académie royale de Belgique, rue de Louvain, 112. 1899.

**) Vgl. „Afrika" 1899, S. 3 ff: Die Stellung der Signatarmächte zur afrikanischen Branntweinfrage.

Kraft, der in der Brüsseler General-Akte bestimmte. Dagegen aber ist er in anderen Kolonien wieder bereits viel höher. In Liberia beträgt er 162 Fr. und in Portugiesisch-Guinea 150 Fr.

Von großer Bedeutung sind die Erfahrungen, welche die englische Regierung mit der Erhöhung des Spirituosen-Einfuhrzolles in ihren Kolonien gemacht hat. Es hat sich danach herausgestellt, daß die Zollerhöhung eine Verminderung der Branntwein-Einfuhr nach sich zieht. Daneben aber hat sie eine nicht unerhebliche Erhöhung der Zolleinnahmen zur Folge. In Lagos betrugen die Zolleinnahmen in 1894 bei einem Einfuhrzoll von 27 Fr. 2400000 Fr. Sie sind in 1896 bei einem Zoll von 54 Fr. auf 3 Millionen gestiegen und haben in 1898 eine Höhe von 3½ Millionen Fr. erreicht. Dieselbe Erscheinung zeigt sich an der Nigerküste, wo die Zolleinnahmen von 2200000 Fr. in 1892 infolge der Zollerhöhung auf 3 Millionen Fr. in 1897 gestiegen sind. Es liegt also für keine Regierung Grund zur Befürchtung vor, daß die Erhöhung des Branntwein-Einfuhrzolles ihre Zolleinnahmen verringern wird.

Der wichtigste Grund aber, den die englische Regierung für ihren Antrag beibringt, ist der, daß das Sinken der Schnaps-Einfuhr eine Steigerung der übrigen Einfuhr mit sich bringt. Dafür bietet die Goldküste das eklatanteste Beispiel. Hier betrug in 1894 die Branntwein-Einfuhr 13% der Gesamt-Einfuhr. Sie fiel in 1895 auf 11% und in 1896 auf 9%. Dagegen stieg der Wert der Gesamt-Einfuhr von 17½ Millionen in 1894 auf 23 Millionen in 1895 und 25 Millionen in 1896.

Legt die englische Regierung mit dieser Begründung ihres Antrags den Nachdruck auf die wirtschaftliche Bedeutung der Zollerhöhung, so ergänzen die Ausführungen des Vertreters des Kongofreistaates diese Darlegungen nach einer Seite hin, die uns noch wichtiger ist. Im Kongofreistaat beträgt der Einfuhrzoll auf alkoholische Getränke gemäß der Brüsseler General-Akte 15 Fr. pro hl. Für ihn ist also die Erhöhung desselben auf 100 Fr. ein großer Schritt. Dennoch tritt die Kongoregierung dem englischen Antrage durchaus bei. Denn der bisherige Zoll hat sich als durchaus unzureichend erwiesen, die Eingeborenen irgendwie gegen die verderblichen Wirkungen des Branntweins zu schützen. Nach der Statistik werden im Gebiete des unteren Kongo jährlich 120000 hl Schnaps verbraucht. Es ist ein erschütterndes Bild, welches der Vertreter des Kongofreistaates von den Wirkungen des „Kultur-Reizmittels" entwirft:

„Im unteren Kongogebiete ist der Schnaps ein Tauschartikel, ja zur baren Münze geworden. Die große Branntwein-Einfuhr bedeutet erfahrungsgemäß eine große Kalamität. Allen seinen Verdienst setzt der Schwarze in Schnaps um. Wenn ein Eingeborener sich dem Trunke ergiebt, so folgen alle seine Familienangehörigen seinem Beispiele. Man hat beobachtet, daß Frauen ihren Säuglingen Branntwein zu trinken gegeben haben.

In den Teilen des unteren Kongo, wo der Schnapsgenuß schon lange herrscht, ist die Sterblichkeit groß. Im Kakongo-Distrikt, der vom Meere und vom Kongo begrenzt wird, gab es ehedem eine dichte Bevölkerung; jetzt giebt es dort

nur noch wenige Dörfer. Die zahlreichen Begräbnisplätze, deren Gräber rings mit leeren Flaschen umsteckt sind, und die nunmehr inmitten von Wüsteneien liegen, sind Zeugen dafür, daß diese Gegend einst sehr bevölkert gewesen ist.

Überall, wohin der Branntwein erst in neuerer Zeit gedrungen ist, unterscheidet sich die Bevölkerung sowohl in physischer wie in moralischer Beziehung auffällig von der übrigen. Und dieser Unterschied ist noch größer, wenn man die Eingeborenen am oberen Kongo, welche gegen den Einfluß der Spirituosen-Einfuhr geschützt geblieben sind, mit denen der Küste vergleicht. Die Schwarzen des Innern sind intelligent, selbstbewußt, mutig, kräftig und wohl gebaut, während die am unteren Kongo das gerade Gegenteil sind. Der Schwarze, der nicht trinkt, hat ein Bewußtsein davon, daß ihn der Trunk tief erniedrigt; leider aber verfällt er, wenn ihm Gelegenheit dazu geboten wird, nur zu oft der gewohnheitsmäßigen Trunksucht."

Dem englischen Antrage gegenüber wurden der Konferenz zwei andere Vorschläge unterbreitet. Der eine wurde von dem portugiesischen Vertreter eingebracht und lautete auf 30 Fr. pro hl. à 50°, der andere ging von dem Vertreter der Niederlande aus und wollte den Minimalzoll auf 50 Fr. festsetzen. Beide beschränken sich zur Begründung im wesentlichen auf die Bemerkung, daß die von ihnen beantragte Erhöhung den augenblicklichen Bedürfnissen genüge, während der englische Antrag weit über das Ziel hinausschieße. Wie gelegentlich der vorigen Konferenz ging auch diesmal der Vertreter unserer deutschen Regierung mit dem der Niederlande. Seine ausführliche Begründung war im wesentlichen folgende: Sobald die Zivilisation Afrikas in Frage kommt, wird die deutsche Regierung jede Maßregel ergreifen und durchführen, die zur Verhütung dieser Gefahr geeignet erscheint. Sie würde also auch der von England vorgeschlagenen Zollerhöhung zustimmen, wenn die Lage der Dinge in Afrika das erheischte. Aber das ist keineswegs der Fall. Denn trotz der fürchterlichen Schilderungen, die man von der Wirkung des Alkohols unter den Eingeborenen gegeben hat, sieht es in Wahrheit in Afrika ganz anders aus*). Es ist auch mit der Branntwein-Einfuhr keineswegs so schlimm, wie immer behauptet wird. Denn nimmt man die Bevölkerung, die von dem eingeführten Schnaps erreicht wird, auf 10 Millionen an, so kommt auf den Kopf in 1896 bei einer Gesamteinfuhr von 386000 hl Branntwein, die etwa 190000 hl reinen Alkohols entsprechen, im ganzen 1/5 l Alkohol. Diese Ziffer kann man getrost verdoppeln: auch 2/5 l auf den Kopf will noch nichts besagen**)! Man sagt nun, es komme darauf an, das bisher vom Alkohol freigebliebene Hinterland auch ferner frei zu erhalten. Die deutsche Regierung hat in dieser Beziehung gethan, was in ihren Kräften steht. In Togo und Kamerun, um die es sich ja im Grunde für die deutsche Regierung

---

*) Für diese Behauptung bleibt der Redner den Beweis schuldig; er beruft sich nur darauf, daß eine englische philantropische Gesellschaft, vermutlich die Aborigines protection Society, in ihrer Adresse an die Konferenz die verhängnisvollen Folgen nicht erwähnt, wie sie das in der Adresse gethan, die sie der vorigen Konferenz überreicht hat.

**) Diese rein hypothetische Berechnung ist völlig belanglos.

nur handeln kann, ist zudem der Transport des Branntweins weit ins Innere hinein aus dem einfachen Grunde ausgeschlossen, weil er durch Träger bewerkstelligt werden müßte: denn der Trägerlohn macht den Schnaps so teuer, daß der Handel damit keinen Verdienst mehr abwirft*). Wenn dennoch ins Hinterland der beiden deutschen Kolonien Spirituosen hineinkommen, so stammt der aus den Nachbarkolonien. Denn da erleichtern die Flüsse den Schnapstransport bis weit ins Land hinein. Weiter darf nicht unwidersprochen bleiben, was über die allgemein verbreitete Trunksucht der Neger gesagt ist und gesagt wird. Gerade diese Frage ist von der deutschen Kolonial-Verwaltung auf das eingehendste untersucht worden. Ganz besonders hat Herr Boeder 10 Jahre lang als Regierungsbeamter in Togo sowohl wie in Kamerun Leute und Verhältnisse aufmerksam und gewissenhaft beobachtet. Er stellt es nach seinen Erfahrungen schlechterdings in aller Form in Abrede, daß in diesen Kolonien die Trunksucht allgemein verbreitet sei. Es kommen gewiß bei Gelegenheit von Festen und Leichenfeiern Fälle von Trunkenheit vor, aber sie stellen keineswegs eine Gewohnheit der eingeborenen Völkerschaften dar**). Selbstverständlich ist es die Pflicht jeder Macht, welche in Afrika Kolonien besitzt, über die Erhaltung der Eingeborenen zu wachen, denn sie sind schlechthin unentbehrlich zur Nutzbarmachung des Bodens, weil sie durch Europäer nicht ersetzt werden können. Bislang ist aber von einem Verfall oder einem Verschwinden der Eingeborenen noch keine Spur zu entdecken. Im Gegenteil konstatiert man, daß die Bevölkerung sich in normalen Verhältnissen vermehrt. Die Klagen über die unglückseligen Folgen des Schnapsgenusses stammen ja zumeist aus dem Munde der Missionare. Sie führen darauf den mangelhaften Erfolg ihrer Thätigkeit zurück. Aber der wahre Grund dafür liegt anderswo, teils in Gründen persönlicher Art, teils in dem althergebrachten und eingefleischten wilden Leben***). Auch aus dem Verhältnis des Branntweinhandels zum übrigen Handel wird man keinen Grund für eine solche Erhöhung des Einfuhrzolles herleiten können, wie sie der englische Antrag fordert. Nach den statistischen Tabellen

---

*) Mit dieser Deduktion schafft der Redner die Thatsache nicht aus der Welt, daß beträchtliche Mengen von Schnaps durch Träger weit ins Innere geschleppt werden.

**) Also auch hier wieder der klaffende Widerspruch zwischen den Beobachtungen des Regierungsvertreters, dessen Gewissenhaftigkeit anzutasten natürlich keinem vernünftigen Menschen in den Sinn kommt, und den übereinstimmenden Erfahrungen aller Missionare. Es fragt sich nur, wer einen besseren Einblick in das alltägliche Leben und Treiben der Neger gewinnt, der Beamte oder der Missionar. Für uns ist die Antwort nicht schwer.

***) Die Missionare werden ja wohl am besten wissen, welches die Schwierigkeiten und Hindernisse ihrer Arbeit sind. Sie rechnen nicht auf den Dank und die Anerkennung für ihre saure Thätigkeit. Daß ihr Zeugnis aber von dem Bevollmächtigten der deutschen Regierung in dieser Weise als voreingenommen und nicht ernst zu nehmen hingestellt wird, haben sie sicher nicht verdient.

des Hamburger Handels hat sich nämlich in der Zeit von 1891 bis 1898 die Branntwein-Ausfuhr von 28000 cbm auf 24000 cbm verringert, während die übrige Ausfuhr von 75000 auf 110000 cbm gestiegen ist. Danach ist also der Prozentsatz des Branntweinhandels von 39 auf 22 % gesunken. Was Kamerun und Togo angeht, so beträgt die Branntwein-Einfuhr 12 bezw. 10 % von der Gesamt-Einfuhr. Daher kann die deutsche Regierung für ihre Kolonien die Notwendigkeit einer radikalen Änderung der augenblicklich bestehenden Zollbestimmungen nicht anerkennen, mit denen auch die humanitären Gesellschaften ihre Zufriedenheit ausgesprochen haben, welche nur wünschen, daß für Togo derselbe Zoll eingeführt werden möchte, der in Kamerun bereits in Kraft getreten ist. Aber für diese Kolonie sind durch Vertrag mit England der deutschen Regierung die Hände gebunden. Weil nun aber für den Kongofreistaat offenbar die Erhöhung des Einfuhrzolles zugegeben werden muß, so widerspricht die deutsche Regierung einer solchen in mäßigem Umfange nicht und hält den niederländischen Antrag für den annehmbarsten. Indes muß sie ihre Zustimmung davon abhängig machen, daß jeder Differentialzoll auf Spirituosen in Afrika in Wegfall komme.

Es sei hier nebenbei bemerkt, daß die auf Togo bezügliche Bemerkung des deutschen Bevollmächtigten sofort eine wertvolle Folge gehabt hat. Im Laufe der Debatte kam er nämlich noch einmal darauf zurück, daß auf Grund des deutsch-englischen Vertrages der Einfuhrzoll für Spirituosen in Togo nicht erhöht werden könne. Darauf erwiderte der englische Bevollmächtigte: „Die britische Regierung wird mit Freuden in eine Änderung dieser Abmachungen einwilligen*)“.

Zwischen den verschiedenen, ziemlich weit auseinander liegenden Anträgen auf 100 und 50 bezw. 30 Fr. suchte nunmehr der Vorsitzende der Konferenz, Herr Baron de Lambermont, durch einen Vermittelungsantrag eine Verständigung herbeizuführen. Sein Vorschlag lautete dahin, daß der Minimal-Einfuhrzoll auf Spirituosen à 50° für die nächsten 3 Jahre auf 60 Fr., für die folgenden 3 Jahre aber auf 75 Fr. festgesetzt werde. Indes fand er damit nach zwei Seiten hin Widerspruch. Einmal wurde betont, daß es für den Handel eine unerträgliche Unstetigkeit bedeute, wenn er in so kurzer Zeit mit so einschneidender Zollveränderung rechnen müsse. Auf der anderen Seite aber wurde ihm entgegen gehalten,

*) „M. Farnall dit, que le Gouvernement britannique serait charmé de modifier ces arrangements“. — — Ich verweise bei dieser Gelegenheit auf das deutsch-englische Abkommen vom 14. Nov. cr. Dessen Artikel VI lautet: „Deutschland ist bereit, etwaigen Wünschen der großbritannischen Regierung in Bezug auf die Gestaltung der beiderseitigen Zolltarife in Togo und der Goldküste nach Möglichkeit und in weitgehendster Weise entgegen zu kommen“. So dürfen wir also erwarten, daß endlich auch für Togo der Branntwein-Überschwemmung Einhalt geboten werden wird.

daß die Feststellung des Zolles auf 60 Fr. bei den bereits vorliegenden Verhältnissen thatsächlich kaum eine Erhöhung zu nennen sei.

In den Verhandlungen über diesen Vermittelungsantrag ist wiederum die Stellung unserer deutschen Regierung von Interesse, und zwar um so mehr, als offenbar ihr Vorschlag den Weg zu dem schließlichen Resultat der Konferenz gebahnt hat. Sie erklärte, daß sie wohl den Minimalsatz von 60 Fr. annehmen wolle, aber nicht in der Lage sei, dem weiteren Antrage zuzustimmen, wonach nach 3 Jahren eine Erhöhung auf 75 Fr. eintreten solle. Indes sei sie damit einverstanden, wenn für den Kongofreistaat der Einfuhrzoll auf 75 Fr. festgesetzt werde. Damit hat sie in der That den Weg gewiesen, auf dem eine Verständigung erreicht werden konnte, nämlich den, daß man für einen Teil Afrikas einen Ausnahmesatz des Einfuhrzolles vereinbarte. Sie ist es denn auch gewesen, die den Antrag stellte, der zum Beschluß erhoben wurde, den Minimalzoll für Spirituosen à 50° auf 70 Fr. zu bestimmen und mit Togo eine Ausnahme zu machen, indem für diese Kolonie, zu der dann noch Dahomey hinzugefügt wurde, ein Einfuhrzoll von mindestens 60 Fr. erhoben werden soll.

Daß so ein gegen den in der Brüsseler Akte bestimmten wesentlich höherer Minimal-Einfuhrzoll festgesetzt ist, ist dem Umstande zu verdanken, daß die verschiedenen Mächte im Interesse eines einheitlichen Vorgehens und der Wohlfahrt der Neger einander Zugeständnisse gemacht haben. Indem wir von den anderen absehen, müssen wir unserer deutschen Regierung dafür dankbar sein, daß sie durch ihre Stellungnahme während des ganzen Verlaufs der Verhandlungen wesentlich zu dem günstigen Resultat der Konferenz beigetragen hat. Wir können die Ausführungen, die ihr Bevollmächtigter gemacht hat, nicht billigen, sondern halten sie zum mindesten für sehr anfechtbar, wie wir das in den Bemerkungen zum Ausdruck gebracht haben. Um so mehr wollen wir es anerkennen, daß sie, um ein Scheitern der Konferenz zu verhüten, nicht die praktischen Folgen aus ihrer Stellung zur Branntweinfrage gezogen, sondern im Gegenteil beträchtliche Zugeständnisse gemacht hat. Schon dafür verdient sie Anerkennung, daß sie schließlich selbst den Satz von 70 Fr. in Vorschlag gebracht hat, der fast um die Hälfte höher ist als der, dem sie anfänglich ihre Zustimmung gab. Besonders aber muß hervorgehoben werden, daß sie in der Erkenntnis, dadurch die Konferenz in Frage zu stellen, davon Abstand genommen hat, die Aufhebung der Differentialzölle auf Spirituosen, wie sie von Frankreich und Portugal für ihre afrikanischen Kolonien eingerichtet sind, für jetzt zu verlangen. Sie hat sich auf dieser Konferenz damit begnügt, ihre Stellung in dieser Angelegenheit klar zu legen, die dahin geht, daß die Differentialzölle aufgehoben werden müssen, nicht so sehr deshalb, weil dadurch die Einfuhr von Branntwein deutscher Provenienz

in den betreffenden Kolonien verhindert, als vielmehr deshalb, weil dadurch der Schnapsschmuggel begünstigt wird. Jedoch hat sie sich vorbehalten, auf diese Frage bei der nächsten Konferenz, die in 6 Jahren nach Inkrafttreten des nunmehr festgesetzten Minimalzolles vorgesehen ist, zurückzukommen und auf ihre Regelung zu dringen. — —

Die Konferenz hat außerdem noch über die Versteuerung des in Afrika selbst fabrizierten Branntweins, sowie über Maßnahmen beraten, welche getroffen werden sollen, um den Branntweinhandel nicht über seine bisherigen Grenzen sich ausdehnen zu lassen. Es würde zu weit führen, so wichtig auch diese Punkte sind, auch diese Verhandlungen noch des Näheren darzulegen. Das Resultat derselben liegt teils in dem Vertrage, teils in der protokollarischen Erklärung der Konferenz vor, welche zum Schluß noch auszugsweise in wörtlicher Übersetzung mitgeteilt werden.

Die beiden wichtigsten Artikel des von der Konferenz beschlossenen Abkommens.

Artikel I.

Von dem Inkrafttreten dieses Vertrages an wird der Spirituosen-Einfuhrzoll, wie er durch die Brüsseler Generalakte geregelt ist, in dem ganzen Bereich der Zone, in welcher die durch Artikel 91 der genannten Akte vorgesehene Einrichtung der Prohibition nicht besteht, für eine Periode von 6 Jahren auf den Satz von 70 Fr. pro hl. à 50° erhöht.

In den beiden Kolonien Togo und Dahomey darf er ausnahmsweise nur 60 Fr. pro hl. à 50° betragen.

Der Einfuhrzoll wird für jeden Grad über 50° verhältnismäßig erhöht und darf für jeden Grad unter 50° ebenso verhältnismäßig erniedrigt werden.

Nach Ablauf der erwähnten sechsjährigen Periode wird der Einfuhrzoll auf Grund der durch die obige Bestimmung gewonnenen Ergebnisse einer Revision unterzogen.

Die Mächte behalten das Recht, in ihren Besitzungen den in diesem Artikel festgelegten Zollsatz beizubehalten oder zu erhöhen.

Artikel II.

Gemäß Artikel 93 der Brüsseler Generalakte wird von den destillierten Getränken, welche in den von Artikel 92 der genannten Akte betroffenen Gebieten hergestellt werden, so weit sie für den Konsum bestimmt sind, eine Verbrauchssteuer erhoben.

Diese Verbrauchssteuer, deren Erhebung die Mächte, so weit wie möglich, sicher zu stellen sich verpflichten, darf nicht niedriger sein als der durch Artikel I dieses Vertrages festgesetzte Minimal-Einfuhrzoll.

Die protokollarische Erklärung der Konferenz.

Die Signatarmächte sowie diejenigen, welche sich ihnen anschließen, behalten sich mit vollständiger Freiheit eigener Entscheidung das Recht vor, diejenigen Maßnahmen zu prüfen und zu ergreifen, welche geeignet sind, die Einfuhr von Spirituosen in die durch Artikel 91 der Brüsseler Generalakte vorgesehenen Prohibitions-Gebiete mittelst der verschiedenen Verkehrswege im Innern ihrer Besitzungen zu verhindern.

In Rücksicht darauf, daß die Eisenbahnen und die Dampfschiffe den Transport alkoholischer Getränke teils bereits wesentlich erleichtern, teils noch erleichtern könnten, lenkt die Konferenz die Aufmerksamkeit der beteiligten Mächte auf die Notwendigkeit, geeignete Maßregeln zu treffen, um eine Verunreinigung (contamination!) der eingeborenen Völkerschaften auf diesen Wegen zu verhüten.

Vereinsnachrichten.

Aus Kamerun ist ein Bericht über die **„deutsche Schule des Evangelischen Afrika-Vereins in Belldorf“** eingelaufen. Nach demselben hat die Schule zwei schöne Festtage gehabt. Es wurden am 30. April und am 17. September dieses Jahres zugleich mit anderen Katechumenen der Basler Mission zusammen 23 unserer Schüler getauft.

Der Bericht enthält folgende Mitteilungen über einige der getauften Schüler:

„Der kleinste unter ihnen, nunmehr Johannes mit Namen, ist Hausbube bei dem eingeborenen Lehrer unserer Schule. Er ist in Koto, einer Außenstation von Bonaku, geboren und nach Duala gekommen, um etwas zu lernen und dann wieder in seine Heimat zurückzukehren. Sein Alter wurde von dem Lehrer auf 15 Jahre geschätzt: ich hielt ihn für jünger, weil er noch so klein ist. Hier weiß ja fast niemand, wie alt er ist.

Der größte Schüler, der ebenfalls Johannes heißt, ist auch nicht hier geboren, sondern von Edie hierhergekommen. Er hat das freilich nicht freiwillig gethan, wie sein kleiner Namensvetter, sondern er wurde als Sklave hierher verkauft. Man darf aber nicht denken, der arme Johannes habe so ein geplagtes Leben, wie man es etwa von den Negern Nord-Amerikas lesen konnte. Kein Mensch sieht ihm an, daß er Sklave ist, und er wird von seinem Herrn behandelt wie ein Sohn.

Unter den getauften Schülern waren drei Brüder, d. h. diese drei hatten denselben Vater, zwei von ihnen sogar dieselbe Mutter, und das ist in Kamerun eine enge Verwandtschaft, fast noch enger als in der Heimat. Alle reicheren, oder besser gesagt vermöglicheren Männer haben ja mehrere Frauen und da macht's einen Unterschied im Grade der Verwandtschaft, ob zwei bloß denselben Vater oder auch dieselbe Mutter haben. Die beiden Vollbrüder sind begabte Burschen, die mit noch einem anderen Schüler immer um den ersten Platz wetteifern. Wenn man doch mehr solcher begabten und fleißigen Schüler hätte! Da wäre das Schulehalten eine ganz andere Freude.

Einer der Getauften, der kleine Hans Pando, weiß das Land seiner Geburt gar nicht zu nennen. Er erinnert sich nur noch, daß es weit fort ist und daß die Leute dort nicht Duala reden. Die Leute seiner Vaterstadt hatten mit einem anderen Stamme Krieg. Dabei wurde der unglückliche kleine Hans weggefangen und an einen Dualamann als Sklave verkauft. Er weiß nur noch, daß er seine Mutter recht lieb gehabt und sehr geweint hat, als sie ihn fortnahmen. Jetzt gefällt es ihm aber hier in Duala ganz gut und hat er kein Verlangen mehr, von hier fortzukommen.“

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. November.)

Die neuesten Ereignisse im **östlichen Sudan** haben die englische Regierung von einer — gerade jetzt wahrscheinlich nicht geringen — Sorge befreit und die Basis geschaffen, auf welcher die ägyptische Frage voraussichtlich für immer zu ihren Gunsten gelöst worden ist.

Außerordentlich schnell und überraschend hat sich diese Entscheidung angebahnt. Der Feldzug gegen den Khalifa war aufgegeben, Kitchener verstimmt und, wie man sagte, entschlossen, sein Amt niederzulegen, am 6. November nach Kairo zurückgekehrt. Am 11. November ward gemeldet, die ägyptische Kavallerie und das Kamelreiter-Corps hätten das Lager des Mahdi am Djebel Gedir verlassen gefunden, und am 14. November kam der Bericht aus Kairo, daß der Khalif bei El Duem und der Insel Abbas am weißen Nil stehe und im Anmarsch gegen Khartum sei. Verstärkt durch den Emir Arabi Dafalla, mochte er über 15 bis 20000 Streiter gebieten, von denen allerdings nur 5000 mit Schießgewehren bewaffnet sein mochten.

Es ist eine müßige Frage, was ihn zu diesem Vorgehen veranlassen mochte, wahrscheinlich die leibliche Not und der Zwang, durch Thaten den Fanatismus seiner Anhänger wach zu erhalten; ein Beweis der Nachlässigkeit und der Schwierigkeiten, welche der Nachrichtendienst der Engländer fand, daß er so unvermutet am weißen Nil auftauchen konnte; eine große Gefahr für das vereinzelte ägyptische Bataillon, das die Besatzung von Faschoda und Sobat bildet, daß er ihm die Verbindung mit Khartum plötzlich abschnitt. Die englischen, noch im Lande befindlichen Truppen, 3 Bataillone Infanterie, 1 Kavallerie-Regiment, 1 Feldbatterie, 1 Festungs-Artilleriekompagnie und 1 Pionierkompagnie, konnten gar nicht zur Sprache kommen, da sie als Garnisonen überall verzettelt sind. Allerdings wurden einige Kompagnien Hochländer sofort nach Khartum gesandt, und Kitchener bestieg sofort wieder die Eisenbahn, um dorthin zurückzueilen.

Oberst Wingate ging aber, ohne zu zögern, noch weiß man nicht, mit welchen Kräften, dem Gegner entgegen, welcher nach Überschreitung des weißen Nils gegen Khartum heranrückte; 7 Meilen von Djedid am blauen Nil (also ungefähr 50 Kilometer von Khartum) traf er seine Stellung, griff ihn am 20. November an und schlug ihn nach heftiger Gegenwehr. Der Khalif fiel im Kreise der Emire, welche seine Leibwache bildeten, und auch von diesen entkam nur einer, Osman Digna, der so oftmals seit seinem ersten Auftreten 1883 aufs Haupt geschlagen wurde und noch jedesmal rechtzeitig sein vielfach verwirktes Leben zu retten verstand. Er

wird jetzt kaum noch Gelegenheit finden, den Frieden wesentlich zu stören, sondern in irgend einem Winkel verschwinden*).

Menelik, der Negus von Abessinien, hat die bestimmte Absicht, im Mai künftigen Jahres die Pariser Weltausstellung zu besuchen; er will von da nach Konstantinopel und über Odessa nach Petersburg reisen.

Im **zentralen Sudan** macht neuerdings eine bisher immer beiseite geschobene Macht ihre Rechte geltend, nämlich die Türkei. Nach Bekanntwerden des englisch-französischen Vertrages über das Hinterland von Tripolis (Mai d. J.) beschloß der Sultan, nicht nur mit Worten, sondern durch Entsendung einer militärischen Expedition seinem Willen Ausdruck zu verleihen, den europäischen Mächten nicht seine Rechte aufzuopfern. Es ward von Tripolis eine Division, bestehend aus 7 Bataillonen, 1 Kavallerie-Regiment und 6 Batterien türkischer Truppen bis an die Südgrenze von Fezzan, 900 Kilometer südlich ihrer bisherigen Standorte vorgeschoben und die Vermehrung der in Tripolis stehenden Kräfte auf 2 Divisionen eingeleitet. Diese Truppen dienen einer Kolonne zur Basis, welche direkt nach Wadai gesandt wurde, welches ja bekanntlich der Interessensphäre Frankreichs zugesprochen worden ist. Diese Kolonne ist bereits an ihrem Ziele angelangt und vom Sultan von Wadai mit der Versicherung empfangen worden, daß er die Oberherrschaft der Pforte durchaus anerkennt.

Außer diesem Fürsten soll auch der Scheik der Senussi aufgefordert worden sein, sich dem Sultan zu unterwerfen. Er hat seinen Wohnsitz Kufra verlassen und mit seinen Anhängern westlicher gelegene Gebiete aufgesucht.

Es scheint dringend geboten zu sein, die Grenzfrage zwischen dem Kongostaat und **Deutsch-Ostafrika** baldigst zur Entscheidung zu bringen, um in dem Grenzgebiet geregelte und friedliche Zustände zu schaffen. Südlich vom Albert-Edward-See wurde eine Elfenbein-Karawane deutscher Wanjamwesi ausgeraubt und, da auch der Häuptling Kislevombo von Mpororo um den deutschen Schutz gebeten hat, hat sich der Bezirkschef von Bukoba veranlaßt gesehen, eine bewaffnete Expedition in das Grenzgebiet zu entsenden, das sich zwischen Kivu- und Albert-Edward-See ausbreitet, um es unter deutschen Schutz zu stellen.

Parallel der neufestgelegten deutsch-englischen Grenze ist eine große Straße im Bau, welche vom Njaßa-See den Songwe-Fluß aufwärts zum Mkarra-Fluß und nach Überschreitung des Ssaßi und Kilambo zum Tanganika führen soll. Am Südende dieses Sees, in Aberkorn, wird baldigst die große trans-afrikanische Telegraphenlinie ankommen, um hier auf deutsches Gebiet überzutreten. Der Vertrag der Regierung mit der African „Transcontinental Tele-

*) Über Osman Dignas interessante Persönlichkeit und Beteiligung am Mahdi-Aufstand vgl. meine „Heiden-Neger des ägyptischen Sudan".

graph Company" vom 15. März bezw. 28. Oktober erteilt letzterer die Erlaubnis, den Bau durch deutsches Gebiet auf ihre Kosten in spätestens 5 Jahren auszuführen. Sie wird verpflichtet, zwischen den nächsten Stationen in Rhodesia und Britisch-Ostafrika einen Draht für den deutschen Verkehr anzubringen und räumt der deutschen Regierung das ausschließliche Recht ein, auf ihrem Gebiet Stationen anzulegen, anzuschließen und zu betreiben. Ferner zahlt sie eine Transitgebühr von 10 Centimen pro Wort und gesteht der deutschen Regierung die unentgeltliche Übernahme der Linie nach Ablauf von 40 Jahren nach Fertigstellung zu.

Die in diesem Vertrage vorgesehene Genehmigung durch den deutschen Reichskanzler ist erst nach Zeichnung eines besonderen Abkommens mit der „British South African Company" erfolgt, gemäß welchem sich diese verpflichtet, von den Gebieten Rhodesias oder Betschuana-Landes nach der Westküste Afrikas südlich des 14. Grades s. Br. eine Eisenbahn nur über einen durch besonderes Übereinkommen mit der deutschen Regierung zu bestimmenden Punkt an der deutsch-englischen Grenze weiterzuführen und auch nördlich des 14. Grades eine Eisenbahn von den gedachten Gebieten nach der Westküste erst zu bauen, nachdem südlich eine Eisenbahnverbindung durch das deutsche Gebiet hergestellt ist, so daß also eine Umgehung der deutschen Gebiete beim Ausbau größerer internationaler Eisenbahnnetze im südlichen Afrika nach der Westküste unmöglich wird. Durch dies Abkommen ist Deutsch-Südwestafrika vor der Gefahr geschützt, vor welcher zur Zeit Deutsch-Ostafrika sich befindet, daß die Erzeugnisse des Hinterlandes mit Umgehung deutschen Gebietes der Küste zugeführt werden.

Noch hat die geplante Centralbahn Aussicht, die Uganda-Bahn zu überholen, wenn sie unversäumt und mit Energie in Angriff genommen wird. Denn die englische Eisenbahn, deren Länge man anfangs auf 8—900 Kilometer berechnete, wird voraussichtlich deren 1200 erreichen; mit den bisher gefertigten 432 ist also durchaus noch nicht, wie man wohl hörte, ihre Hälfte erbaut. Die Schwierigkeiten dieses Bahnbaues stehen nämlich erst noch bevor, da man sich bis jetzt stets in der Ebene bewegte und erst später an die sehr schwierigen Gebirgslandschaften herankommt, welche erklommen und durchschnitten werden müssen. Auch steigern sich hiermit die Kosten außerordentlich, so daß man jetzt anstatt, wie anfangs geschah, mit 36 Millionen Mark, mit deren 68 Millionen rechnen muß. Da nun der englischen Bahn hiernach noch etwa 700 Kilometer mit zunehmenden Schwierigkeiten zu erbauen sind, die deutsche Eisenbahn aber bei 800—900 Kilometer Länge mit derartigen Schwierigkeiten überhaupt gar nicht zu kämpfen hat, so ist ihre Beendigung immerhin noch eher möglich, als die der Uganda-Bahn. Aber anfangen muß man sie und mit Energie fördern auch, um Sieger im Wettkampf zu bleiben.

Zunächst wird hoffentlich wenigstens mit dem Bau der Tele-

graphen-Linie begonnen werden, welche nicht nur bis Mrogoro, sondern gleich bis Kilossa geführt werden soll und zwar unter Beteiligung der Reichspostverwaltung an den Kosten.

Erfreulicherweise ist die für den Viktoria-See bestimmte Aluminium-Pinasse „Ukerewe" mit allem Zubehör in Muansa angekommen. Der Transport gelang in 79 Tagemärschen und unter Ausbesserung der für die umfangreichen Schiffsteile sonst nicht brauchbaren Wegestrecken. Das Zusammensetzen in Muansa wird immerhin 8 bis 10 Wochen in Anspruch nehmen, der „Ukerewe" aber dann der einzige Dampfer auf dem See sein, da die englische Pinasse „Ruwenzori" kürzlich durch Auflaufen auf eine Untiefe stark beschädigt und deshalb außer Betrieb gesetzt wurde.

Der Gouverneur Liebert erwirbt sich ein Verdienst durch die gründliche Erforschung solcher Gebietsteile, welche voraussichtlich für Plantagen und Ansiedler nutzbar zu machen sind. Von seiner letzten Reise in die Uluguru-Berge brachte er wertvolle Aufschlüsse über den dichten Waldbestand und den vorzüglichen Humusboden dieses Hochlandes mit. Erwähnung verdient schließlich die Einrichtung einer konfessionslosen Handwerkerschule in Dar-es-Salaam, welche der Disziplin wegen als Internat gestaltet und von allen Bezirksämtern und Nationen beschickt werden soll.

Die Hüttensteuer hat im Jahre 1898 trotz der Heimsuchung der Kolonie mit Dürre und Hungersnot den doppelten Ertrag der veranschlagten Summe (70000 Rupien) ergeben. Da nun auch die für 1899 angesetzte Summe (192000 Rupien gleich 350000 Mk.) wieder überholt wurde, konnte sie für 1900 mit 370000 Rupien gleich 460000 Mk. angenommen werden. Die Einziehung erfolgt durch die in Besoldung genommenen Walis, Akidas und Jumben anstandslos.

Portugiesisch Ost-Afrika ist trotz der finanziellen und wirtschaftlichen Abhängigkeit des Mutterlandes von England doch diesem nicht ausgeliefert worden. Zum Schutze der Neutralität wurde der neue Kreuzer „Adamastor" nach Lourenço Marques entsandt und hatte vor der Ankunft in Port Said einen gefährlichen Sturm zu bestehen. Nach ihm ging das Transportschiff „Afrika" ebendorthin ab, um 500 Mann als Ersatz für die vom Fieber dezimierte Expedition gegen Mataka am Njaßa zu überführen, von welcher bereits 120 Weiße nach der Küste zurückkehren mußten. Am 26. Oktober in Lissabon mit dem Dampfer „Luji" eingeschiffte 7 Offiziere und 82 Unteroffiziere und Soldaten sind in den Dienst der Njaßa-Gesellschaft behufs Ausführung der Expedition von Pemba nach dem Njaßa getreten.

Eine Vergewaltigung der portugiesischen Provinz, um von ihr aus gegen Transvaal vorzugehen, erscheint zur Zeit unratsam mit Rücksicht auf die daselbst ausgebrochene und amtlich bestätigte Pest.

Eine klare und richtige Darstellung der kriegerischen Ereignisse in **Südafrika** stößt auf außerordentliche Schwierigkeiten, da wir

infolge der für die britischen Kabellinien eingerichteten Zensur lediglich auf englische Nachrichten angewiesen sind und einerseits die amtlichen Depeschen in Verschleierung aller für die britischen Truppen ungünstigen Vorfälle das denkbar Mögliche leisten und andererseits die Berichte anderen Ursprungs einen erstaunlichen Grad von militärischer Unkenntnis verraten. Man ist deshalb vielfach darauf angewiesen, Schlußfolgerungen aus späteren Vorkommnissen auf frühere Ereignisse zu ziehen.

Die Truppe, welche am 20. Oktober der Besatzung von Ladysmith entgegengesandt wurde, um sie zu hindern, den englischen Abteilungen bei Glenkoe und Dundee Unterstützung zuzuführen (die Engländer benutzten hierzu die noch nicht unterbrochene Eisenbahn), bestand lediglich aus etwa 6—800 deutschen und holländischen Freiwilligen mit 2 Geschützen. Sie fingen bei Elandslaagte einen englischen Proviantzug ab, rissen die Schienen auf und traten am 22. den 6000 Engländern mit Entschlossenheit entgegen. Es war ein Fehler, daß diese des Kampfes in diesem Gelände ungewohnten, meist aus den Ziegeleien und aus Kontors zu den Waffen geeilten Leute ohne alle Leitung und Unterstützung durch eingeborene Burentruppen ins Gefecht geschickt wurden. Die Engländer überwanden ihren Widerstand und richteten diese Freiwilligenschar völlig zu Grunde (es sollen nur 100 Mann entkommen sein), aber deren Zweck war dennoch erreicht; die Hilfe ward den Truppen des Generals Yule nicht gebracht.

Nachdem diese am 26. ohne Gepäck und bis zum Tode erschöpft Ladysmith erreicht hatten, eigentlich also, um wieder aktionsfähig zu sein, einer mehrtägigen Ruhe bedurft hätten, mußten sie bereits am 27. an einem in der Richtung auf Helpmakaar unternommenen Vorstoß der ganzen Garnison sich beteiligen. General White hoffte die Kolonne Meyer isoliert anzutreffen und zu schlagen. Aber deren Vereinigung mit Erasmus war wohl schon vollzogen; in starker Stellung empfing sie die Engländer und warf sie zurück.

Am 28. und 29. reichten sich die Kolonnen der Transvaaler und der Freistaatler die Hand, um Ladysmith im großen Bogen von West über Nord nach Ost einzuschließen. Im Süden war es wohl schwieriger, mit der Artillerie heranzukommen, welche sofort auf allen dominierenden Höhen aufgefahren wurde, weshalb hier eine Lücke blieb, welche White die Möglichkeit gab, sein Lager etwas zu verschieben.

White vereinigte unter seinem Befehl nun 10 Bataillone mit 7650 Mann, 4 Kavallerie-Regimenter mit 1650 Mann und 7 Batterien mit 42 Geschützen, außerdem die Freiwilligen von Natal ꝛc. mit zusammen 2680 Mann, in Summa 11 980 Mann 51 Geschützen, wozu noch 3 Feldbatterien rechtzeitig eintrafen, also 69 Geschütze. Diese Zahlen berücksichtigen aber nicht die bisherigen Verluste, welche sich einschließlich der am 21. abgeschnittenen Schwadron auf mindestens 700 Mann belaufen. Die vereinigten

Buren werden auf 18—19000 geschützt. Sie brachten mit überraschender Schnelligkeit 3 schwere Geschütze heran und in Position auf dem Intintanjine-Berg nördlich der Stadt.

General White, welcher am 28. mit dem Fesselballon eine Auffahrt machte, erkundete diese Stellung und entwarf einen kühnen Plan, um sie unschädlich zu machen. In der Nacht vom 29. zum 30. Oktober schickte er nach Westen, gegen die — wie ihm aus ihrem bisherigen abwartenden Verhalten hervorzugehen schien — weniger thatkräftigen Oranje-Buren eine Kolonne von 2 Bataillonen (Iren und Glouceſter) und einer Gebirgsbatterie unter Oberstleutnant Carleton, um die Gegner zu umgehen und in ihrer Flanke bei Nicholsons Nek Stellung zu nehmen. Am 30. morgens sollte die rechte Flügelkolonne, 5 Bataillone, 4 Batterien und 3 Kavallerie-Regimenter unter General French die, wie es schien, nur schwach besetzte Stellung des Lombard Kop angreifen und den Gegner zurückwerfen, um dann mit der Kolonne der Mitte, 3 Bataillone, 3 Batterien, 2 Kavallerie-Regimenter (hierbei die Imperial Light Horse), vereint gegen die Stellung des Intintanjine-Berges vorzugehen. Die Nachricht, daß General Joubert von des Generals White Absichten gut unterrichtet wurde, hat volle Wahrscheinlichkeit, denn er brachte die Geschütze über Nacht nach Osten auf die Lombard Kope und begann damit morgens am 30. das Feuer. Das britische Zentrum sah die Stellung vor sich geräumt; dem rechten Flügel wichen die Buren anfangs aus, wahrscheinlich um ihn vom Zentrum wegzulocken, fielen dann über ihn her und warfen ihn, wenngleich die Kolonne der Mitte rechtzeitig zu Hilfe kam, zurück. Zum Glück waren indessen 4 15 cm Kanonen der Marine angelangt und in Batterie gebracht; ihr Feuer deckte den Rückzug der britischen Truppen, welche ihren Verlust auf 300 Offiziere und Mannschaften angaben.

Von der linken Kolonne verlautete nichts, als daß die Maultiere, welche Geschütze und Reservemunition trugen, durch das Feuer erschreckt, durchgegangen seien. Auffallenderweise sah sich der Kommandant nach den unglücklichen Bataillonen gar nicht um, welche, von den Buren abgeschnitten, nach heldenmütigem Kampfe zum größten Teil gefangen genommen wurden. Hauptsächlich durch dieses verunglückte und ungeschickte Unternehmen erhöhte sich die Zahl der in Pretoria gefangen gehaltenen Engländer auf annähernd 1400 Köpfe.

General Joubert befestigte nun seine Stellungen und ließ die Stadt auch im Süden einschließen. Hier hielt sich an der Tugela-Eisenbahnbrücke in Colenso eine kleine Besatzung. Die Unterbrechung der Telegraphenleitung am 2. November nachmittags 3¼ Uhr bezeichnet augenscheinlich den Zeitpunkt, an welchem die Buren durch Besitznahme des Ortes den Ring der Einschließungslinie auch im Süden schlossen. Seitdem beschränken sich die Nachrichten aus Ladysmith auf eine Brieftauben- und verschiedene wenig zuverlässige

Kaffernbotschaften. Danach haben am 2. und 3. November abermals Ausfallkämpfe stattgefunden und am letzteren Tage White von Joubert die Erlaubnis erbeten, daß die Nichtkombattanten, die Kranken, Verwundeten und einige Ortsansässige nach Süden abziehen dürften. Joubert hat dieses Gesuch natürlich mit Rücksicht auf die hierdurch ganz wesentlich gesteigerte Widerstandsfähigkeit der Besatzung abschlagen müssen, hat aber, um das Leben der betreffenden außer Gefahr zu setzen, gestattet, sie in einem besonderen Lager etwa 6 Kilometer südlich der Stadt unterzubringen. Diese Erlaubnis soll auch, wenn auch nicht von allen Ortsansässigen, angenommen worden sein. Es würde sich daraus ergeben, daß einerseits wohl die Nahrungsmittel bereits damals nicht allzu reichlich waren, da sich White die Esser vom Halse schaffen wollte, andererseits aber, daß die Buren sich in beträchtlicher Entfernung von der Stadt halten, da der oben bezeichnete Lagerraum doch innerhalb des eingeschlossenen Raumes liegen muß.

Ein späterer Ausfall wird vom 20. November gemeldet, im übrigen aber zugegeben, daß die Geschütze der Buren, welche anfangs durch die britischen 15 cm Kanonen „mit einem Schuß weggefegt wurden", diesen überlegen sind und sie zum Schweigen gebracht haben, daß ferner die Buren die Wasserzufuhr sehr erschwert haben und infolge dessen der Typhus in der unglücklichen Stadt ausgebrochen ist. Am 23. und 24. wurde das Aufsteigen des Ballons nicht mehr beobachtet und herrschte auffallende Ruhe, auch soll das Lager der Besatzung wegen der schrecklichen Ausdünstungen der durchseuchten Stadt weiter nach Süden verlegt worden sein. Es deutet aber namentlich der Vormarsch des größten Teils der Buren unter Joubert in der Richtung auf Pietermaritzburg darauf hin, daß entweder Ladysmith bereits gefallen oder die hartnäckig sich haltende Besatzung doch schon so stark mitgenommen und so eng eingeschlossen ist, daß sie mit einer geringeren Truppenzahl festgehalten werden kann, wenngleich ihr wirksames Gewehrfeuer es nicht ratsam erscheinen läßt, durch einen letzten Gewaltakt sie zur Übergabe zu zwingen oder zu vernichten.

Ebenso wenig wie von Ladysmith ist die Übergabe von Mafeking und Kimberley bisher gemeldet worden. Von dort ist allerdings noch schwerer Nachricht zu erhalten. Gegen ersteren Ort fand eine erste Beschießung am 23. Oktober statt, eine zweite, mit schwerem Geschütz, das erst von Pretoria, zum großen Teil mittelst Landtransportes, herangebracht werden mußte, begann am 3. November. Die Besatzung hat sich durch Erdhöhlen-Unterkunft dagegen zu sichern gesucht, soll aber infolge der ungesunden Räume und des Wassermangels an Ruhr und Fieber leiden. Schon vom 1. November lautet der Bericht wenig ermutigend. Die Besatzung von Tuli in Rhodesia hat sich unter Oberst Plumer auf den Weg gemacht, um Mafeking zu unterstützen; jedoch scheinen spätere Nachrichten, welche von dem Abfangen einer Wagenkolonne und

von dem Rückzug einer burenseits bedrängten Abteilung nach dem Fort, wie endlich von dem Fortlaufen sämtlicher Pferde und Maultiere erzählen, das Scheitern dieses Unternehmens anzudeuten. Es wäre übrigens ein kühner Marsch von beinahe 700 Kilometer.

Dagegen scheint hier, wenn man den englischen Nachrichten glauben darf, ein anderer Feind den Buren in dem Fürsten Khama im nördlichen Betschuana-Land zu erwachsen. Er soll den Buren am linken Limpopo-Ufer bei Selika wirksam entgegengetreten sein (8. November) und dort 700 Mann stark stehen.

Die Besatzung von Kimberley machte am 24. Oktober, unterstützt durch 2 gepanzerte Eisenbahnzüge, einen Ausfall; am 7. November hat aber General Cronje, der von Mafeking hierher geeilt ist, die Beschießung begonnen und Verstärkungen herangezogen, so daß er jetzt 6000 Mann vor der Stadt vereinigt.

Die Buren haben aber nun im Laufe des November ein langsames, aber stetiges Vorschieben ihrer im Süden des Oranje-Freistaates stehenden Kolonnen begonnen, wobei sie naturgemäß in erster Linie die Eisenbahnen zu besetzen und sich in diesem Besitz nach beiden Flanken zu sichern suchen. Es kommen hierbei zuerst die Brücken des Oranje-Flusses nördlich Colesberg, bei Bethulie und Aliwal North, sodann die Kreuzungspunkte Naauw Port, Molteno und Middelburg, endlich De Aar an der Buluwayo-Bahn in Betracht. In den ersten Tagen des November ward der Oranje-Fluß bei Bothas Drift und Bethulie überschritten, und seitdem die Bewegung über Colesberg auf Naauw Port, über Burghersdorp auf Molteno fortgesetzt und im Westen das westliche Griqua-Land, im Osten Barkley durch Vordringen bis Douglas und East-Barkley annektiert. Nach den neuesten Nachrichten befinden sie sich auf dem Vormarsch von Colesberg auf De Aar und Richmond, sowie von Burghersdorp auf Sterkstrom, woselbst das englische Lager auf den Stormbergen nach Queenstown zurückverlegt werden mußte.

Im äußersten Osten haben die Buren durch Besitznahme von Amatonga-Land den Anschluß an die Küste, welchen England ihnen auf jede Weise vorzuenthalten suchte, erreicht, sind mit einer Kolonne von Vryheid in der Richtung auf Greytown am Mooi-Fluß vorgegangen und haben von Ladysmith über Colenso ihre Vorhut bis an diesen Fluß südlich Estcourt vorgeschoben. An diesem Punkte, sowie südlich Kimberley trafen sie die neuen englischen Verstärkungstruppen.

Die 3 Infanterie- und 1 Kavallerie-Division, als Bestandteile des mobilisierten Armeekorps, wurden vom 20. Oktober an, nicht ihren Verbänden, sondern dem gerade verfügbaren Unterkunftsraum entsprechend, eingeschifft und langten nach möglichst beschleunigter Fahrt vom 11. November ab in Kapstadt an. Von hier wurden die Schiffe zum Teil nach Durban, nach Port Elisabeth und nach East London weitergesandt und auf diese Weise eine Teilung der Truppen in 3 Gruppen angebahnt. Oberst Buller,

welcher bereits am 30. Oktober in Kapstadt angekommen war, gab hier die Befehle für die Zuteilung der Transporte aus und begab sich erst am 23. November an Bord, um persönlich sich nach Durban zu begeben. Die günstigen Erfolge der Buren öffneten den Herren in London die Augen über die bisher immer mit Geringschätzung betrachteten Gegner, es ward die Mobilisierung einer 5. Division am 10. November und die Sendung von Ersatztruppenteilen für die bei Ladysmith außer Thätigkeit gesetzten 2 Bataillone und 1 Batterie verfügt, und neuerdings die Aufstellung einer 6. Division ins Auge gefaßt, sowie die Mobilisierung eines Belagerungsparkes (am 10. November) befohlen.

Von den 70646 Köpfen, welche das Armeekorps zählt, sind als Kombattanten zu rechnen Infanterie 25475, berittene Infanterie 1172, Kavallerie 4252, Artillerie 3435 Mann, zusammen 34334 Köpfe mit 114 Geschützen. Mit Einschluß der bereits auf dem Kriegsschauplatz befindlichen Truppen der sogenannten Natal Force: 14668 Mann 69 Geschütze, Cape Force 5180 Mann, ergiebt sich 54182 Mann (ohne Abrechnung der Verluste). Die zwei weiteren Divisionen, die mit etwa 20000 Kombattanten berechnet werden können, sind also sehr notwendig, um mit etwa 74000 Mann den Engländern eine gleiche Stärke zu geben, wie ihren Gegnern, deren Bestände durch den immer anwachsenden Zuzug der Afrikander des Kaplandes vermehrt werden und zur Zeit auf 35000 aus Transvaal, 30000 Oranje, 4000 Freiwillige anderer Nationalität, 6000 Afrikander, also 75000 Mann berechnet werden können. Man darf eben bei den Zahlen der englischen Truppen niemals vergessen, daß ein übermäßig großer Prozentsatz an Stäben, Etappentruppen, Trains &c. für die Gefechtsstärke abzurechnen ist.

In welcher Weise und Zahl diese Truppen auf die drei Armeekörper verteilt werden, das wird mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllt; nur ist ersichtlich, daß eben ein Einsetzen der ganzen Kraft oder auch eines überwiegenden Teiles an einem Punkte nicht beabsichtigt wird, daß zweitens die Zuteilung nicht in geschlossenen Organismen erfolgt, sondern daß die Divisionen zerrissen den verschiedenen Korps zugeteilt werden und hierdurch unendliche administrative Schwierigkeiten erwachsen müssen. Endlich ist aus dem schleunigen Beginn der Operationen zu entnehmen, daß die Ankunft der ganzen Kraft nicht abgewartet, daß nicht einmal die den Truppen und namentlich den Tieren so nötige Rast nach der langen Seefahrt gegönnt wird, sondern die zusammengewürfelten Truppen schleunigst ins Gefecht gebracht werden sollen; zum Teil ohne Artillerie und ohne Pferde.

Im Westen wurden mit der Eisenbahn die ausgewählt besten Regimenter unter General Methuen (dessen Division zum großen Teil bei Durban steht) schleunigst ohne Gepäck nach Hopetown gesandt, um gegen Kimberley vorzustoßen und — Cecil Rhodes zu befreien. Man sieht, wie nicht militärische, sondern Börsen-Rück-

sichten diese Operation leiten. Die Vortruppen dieser Division (dies scheint die Stärke der Abteilung zu sein) kamen schon am 12. November mit den Buren in Berührung, auf deren Vorposten sie bei Belmont, 30 km nördlich des Oranje-Flusses, stießen. Als Methuen gegen diesen Ort am 23. vorging, traten ihm die Buren entgegen, wurden aber hier zweifellos geschlagen, wenngleich die Engländer ihren Sieg mit einem starken Verlust, namentlich, wie bei allen Gelegenheiten, an Offizieren (26 neben 183 Mann), erkaufen mußten. Eine Verfolgung scheint nicht möglich gewesen zu sein, denn erst am 25. rückte der als äußerst energisch bekannte General weiter vor und traf nach wenigen (etwa 12) Kilometern bei Graspan schon wieder auf den Feind: 2500 Mann mit 6 Geschützen und 2 Mitrailleusen. Auch diesmal zog sich dieser nach heftigem 4stündigem Gefecht wieder zurück; aber der Erfolg scheint doch hinter dem vom 23. wesentlich zurückgeblieben zu sein, denn in dem unklaren Bericht wird von einem Angriff der Buren auf die Nachhut und von noch unbekannten Erfolgen der Kavallerie gesprochen. Auch beschloß der Kommandeur, einen Tag in Graspan zu rasten, um Vorräte und Munition zu erneuern.

Zieht man in Betracht, daß die Buren nicht nur West-Griqualand in der Hand haben, sondern auch gegen De Aar im Anmarsch sind, also jeden Augenblick die Eisenbahn unterbrechen können, auf deren Nachschub Methuen offenbar allein angewiesen ist, so muß man sein Vorgehen beinahe tollkühn nennen. Da ferner die Buren in dem von ihm zu durchschreitenden Gelände, wenn es auch nicht weit ist bis Kimberley, Stellungen von einer ganz besonderen Stärke finden, wie z. B. der Modder-River, so ist kaum anzunehmen, daß dieser Vorstoß anders als mit einer Aufopferung der besten Truppen endet.

Auffallend klingen die Nachrichten aus dem Osten. Seit dem 17. November erschienen stärkere Buren-Abteilungen vor Estcourt, dem gegen Ladysmith zum Schutz von Pietermaritzburg am weitest vorgeschobenen Posten, nachdem schon am 15. ein Panzerzug von ihnen angegriffen und dessen Besatzung großenteils gefangen genommen war. Sie zerstörten an diesem Tage die Eisenbahnbrücke bei Colenso, und am 20. November stand Joubert nördlich Estcourt, den rechten Flügel südwestlich vorgeschoben und mit dem linken über Weenen und den Mooi-Fluß Fühlung mit Lucas Meyer nehmend, welcher, wie erwähnt, gegen Greytown vorgegangen war und seinerseits, nach Annahme der Engländer, Erasmus Meyer (an der Straße Greytown-Durban) die Hand reichte. Endlich sollte Schalk Burger von Eshowe auf Durban vorrücken, gesamt eine Streitmacht von 17—18000 Mann.

In Durban hatten die Engländer 10624 Mann gelandet; hierzu mögen 3000 Freiwillige zu rechnen sein. Die Avantgarde dieses Korps kommandiert General Hildyard. In Pietermaritzburg steht Generalleutnant Clery, während General Wolfe Murray die

Verbindungslinie überwacht. Jeder dieser Generale kommandiert etwa 2000 Mann. Nach dem 20. November begannen die Buren, Estcourt südlich zu umfassen; ein Versuch der Engländer, dies zu verhindern, scheint am 24. verlustreich zurückgeschlagen zu sein. Die beiden Detachements in Estcourt und am Mooi-Flusse (General Barton) wurden isoliert und eingekapselt. Nachdem dieses geschehen, wird auffallenderweise gemeldet, daß die Buren ohne äußere Veranlassung (am 25. November?) sich wieder nach Norden zurückgezogen und die beiden englischen Detachements sich 10 Kilometer nördlich Estcourt, ebensoweit von Colenso entfernt, bei Frere vereinigt haben. Die Absicht Jouberts wird sich wohl noch zeigen.

Im Zentrum haben die Buren Stormberg und Sterkstroom genommen und die Eisenbahn Molteno-Middelburg durch eine Brückensprengung unterbrochen. In Queenstown steht ihnen General Gatacre mit 5000 Mann gegenüber. General Buller, der am 25. November in Durban angekommen ist, soll den Befehl zum allgemeinen Vorrücken gegeben haben.

Bei dieser durchweg für die Buren günstigen strategischen Lage ist es nicht unglaublich, daß man es englischerseits nicht ungern sehen würde, wenn sich Joubert auf einen Waffenstillstand einließe, welcher vielleicht zu einem friedlichen Ende führen könnte. Es soll bereits der Versuch gemacht worden sein, mit Steijn wieder anzuknüpfen, um diesen alten Freund als Vermittler auszunutzen. Die Lage wird allerdings für die Engländer immer bedenklicher, da die Afrikander ihren Sympathien für ihre Stammesgenossen immer unverhohlener Ausdruck geben und in den von jenen besetzten Gebieten ihren Reihen sich anschließen.

Vor allem sind die Farmer darüber empört, daß die Engländer die Eingeborenen bewaffnen. Dies ist nicht nur in Mafeking, sondern auch am linken Oranje-Ufer offenkundig geschehen, und wenn es des weiteren durchgeführt werden sollte, dann ist zu gewärtigen, was Joubert in einem am 27. Oktober geschriebenen Briefe ausspricht: die allgemeine Erhebung des Afrikandertums ist den Engländern dann sicher. Einen ungünstigen Einfluß üben ferner die in Kapstadt zusammen geströmten britisch gesinnten Johannesburger aus, welche, darunter die reichen Minenbesitzer, über ihre Verluste in Thränen zerfließen, aber weder eine Hand rühren noch einen Schilling dazu beisteuern, daß ihre teuren Minen erobert werden. So sieht man die Afrikander, wie z. B. in Barklay-East zu Hunderten die Magazine erbrechen, sich bewaffnen und mit den Buren sich vereinigen.

Was die Minen betrifft, so hat Krüger gethan, was er konnte, sie vor Unheil zu bewahren; er hat eine Sicherheitspolizei zu ihrer Überwachung formiert und sucht die Arbeit nach Möglichkeit fortzuführen; natürlich wird die Ausbeute zunächst dem Staatssäckel zugeführt, aber unter dem festen Versprechen, nach Beendigung des Krieges die Summen zurückzuerstatten.

Soviel auch englische Berichte über von den Buren verübte

Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten erzählen mögen, sie sind bisher immer und am besten durch die in Gewalt der Feinde Gefallenen widerlegt worden. Die Anwendung der Dum-dum-Geschosse, welche ihnen auch zum Vorwurf gemacht wurde, ist überhaupt ausgeschlossen, da die im englischen Lager von Glenkoe allerdings erbeuteten Vorräte für das Kaliber der Burengewehre gar nicht passen. Aber die Engländer haben sie, wie sich hieraus trotz allen Leugnens ergiebt, mit sich geführt, ebenso wie sie sich nicht scheuen, so fürchterliche Sprenggeschosse wie Lyddit-Granaten nicht gegen Bauwerke, sondern gegen die Truppen zur Anwendung zu bringen, eine Anwendung, gegen welche Leyds mit Recht protestiert hat.

In **Deutsch-Südwest-Afrika** sind nun alle Schwierigkeiten, welche sich der Weiterführung der Eisenbahn entgegenstellten, durch den dorthin gesandten Oberstleutnant Gerding beseitigt, die Trase endgiltig festgestellt und ein straffer Betrieb eingerichtet worden. Für Herstellung gut eingerichteter Personen- und bedeckter Güterwagen ist Sorge getroffen und eine flotte Förderung des Baues eingeleitet. Alle infolge der Stockung des Fortschrittes und des Ausbleibens von Berichten in den Zeitungen aufgetauchten Befürchtungen ergaben sich als völlig grundlos, und der Zustand der Bahn, soweit sie fertig ist, hat sich überall als tadellos herausgestellt. Die Bahn war am 4. September bis Kilometer 129 fertig.

Der Gouverneur wurde bereits Mitte Oktober von seiner Straf-Expedition gegen Tjetjao zurückerwartet. Dieser selbst erhielt einen ernstlichen Verweis wegen seines Verhaltens, während gegen seinen Sohn Traugott, der als Anstifter der Schwierigkeiten sich herausstellte, strenger vorgegangen werden mußte. Er mußte seine Gewehre abliefern und wurde mit seinen Leuten an einem anderen Orte angesiedelt.

In der Nähe der Naukluft haben sich mehrere bisher meist unweit Windhoek angesiedelte Buren angekauft; am 4. November sind 17 junge Mädchen unter Führung einer älteren Frau, deren 5 Töchter sich mit darunter befinden, nach der Kolonie abgefahren.

Aus **Kamerun** geht die Trauerbotschaft ein, daß die Ermordung des Leutnants v. Queis, welche bereits früher durch Engländer gemeldet wurde, von welcher aber beim Gouvernement nichts bekannt war, allerdings bestätigt werden muß. Nähere Nachrichten über den im Hinterlande stattgefundenen Vorfall stehen noch aus.

Im Süden der Kolonie haben die Buli einen Aufstand versucht und Kribi überfallen. Am 22. September griffen sie Buambe, eine Außenstation der Pallotiner an, brannten es nieder und machten die dortige katholische Kirche zu ihrem Hauptquartier. Von hier aus griffen sie die katholische Hauptstation in Kribi an, raubten das Schwesternhaus aus, plünderten eine Faktorei, setzten sie in Brand und wollten nun das Hauptgebäude der Mission angreifen, um von dort aus über die Brücke zum Bezirksamt vorzudringen. Indes

zwang sie der stellvertretende Bezirksamtmann v. Malsen mit seinen 8 Soldaten zum Rückzuge. Jedoch war ihre Rückkehr zu erwarten. Der Amtmann besetzte deshalb mit seinen Soldaten und Zollbeamten das Missionshaus und richtete sich zur Verteidigung ein, um den Buli so lange Widerstand zu leisten, bis die requirierte Hilfe bei ihm eingetroffen wäre. Indes griffen ihn die Buli, 7—800 Mann stark, bereits am 25. September wieder an und nötigten ihn, nach 6stündigem Kampfe die Mission preiszugeben. Er zog sich mit seiner Handvoll Leute und den Laienbrüdern der Mission, die an dem Kampfe sich beteiligten, über die Brücke zurück, die er hinter sich abbrach, und mußte die Mission den Buli überlassen, die sie gründlich ausplünderten. Auch 2 Faktoreien raubten sie aus, zogen aber dann, als der Dampfer in Sicht kam, der die Verstärkung brachte, wieder ab. Sie haben einen Verlust von 70—80 Mann erlitten, während auf unserer Seite 5 Soldaten verwundet wurden und Herr von Malsen einen nicht gefährlichen Schuß ins Schulterblatt erhielt. Die gerechte Strafe wird den Buli nicht lange vorenthalten bleiben.

Der neugegründeten Handelsgesellschaft „Nordwest-Kamerun" ist am 17. November ihr Statut vom Bundesrat genehmigt worden. Das Gebiet, welches ihr als Eigentum überwiesen wird, wird im Süden durch den Sannaga, im Osten durch eine Linie vom Schnittpunkt dieses Flusses mit dem 12. Längengrad nach Nord-Nord-Ost bis zum 8. Breitengrad, im Norden durch diesen und im Nordwesten durch die deutsch-englische Landesgrenze umschlossen. Im Westen bildet eine Linie, die vom südlichsten Schnittpunkt des Croß-River mit der Landesgrenze ausgeht und den Sannaga an der Mbam-Mündung erreicht, die Grenze. Die Gesellschaft übernimmt neben anderen Verpflichtungen die gründliche Erforschung dieser Gebiete und hat binnen 10 Jahren mindestens 3 Millionen Mark zu Gesellschaftszwecken zu verwenden. Ein besonderer Nachdruck ist auf die Herstellung einer Eisenbahnlinie gelegt; wenn eine solche binnen 12 Jahren gebaut ist, wird die Geltungsdauer der Vereinbarung von 50 auf 60 Jahre verlängert.

Zur Behebung der Schwierigkeiten, welche sich in Kamerun dem Handel entgegenstellen, haben sich alle dort beteiligten europäischen Firmen zur Bildung einer Handelskammer vereinigt, welche die Unsitte der Kru-Berechnung allmählich beseitigen und die deutsche Währung zur Einführung bringen, Ein- und Verkaufspreise regeln und die bisher üblichen Vorschuß-Zahlungen an die eingeborenen Händler beseitigen soll.

Betreffs der Kamerun-Expedition nach dem Tschad-See, welche vielfach als aufgegeben betrachtet wird, hat die deutsche Kolonialgesellschaft sich dahin geäußert, daß allerdings der durch die Stellungnahme der Kolonial-Abteilung bereits mehrfach gestörte Plan einer Handels-Expedition nach Garua nunmehr fest ins Auge gefaßt sei und durch ein hiermit beauftragtes Komitee mittelst der bereitgestellten

Geldmittel ins Leben gerufen werden solle. Die dort vorgefundenen Verhältnisse müssen über das weitere Vorgehen entscheiden. Mit der Kolonial-Abteilung ist aber vereinbart worden, daß diesem Unternehmen die Gründung einer als Stützpunkt für wissenschaftlich-geographische und handelspolitische Zwecke dienenden festen Station reichsseitig vorangehen müsse. Ein diesbezüglicher Antrag wird in Kürze an den Reichskanzler gestellt werden und darf nach den gepflogenen Vorverhandlungen auf die nachdrücklichste Unterstützung durch den Kolonialdirektor rechnen. Nur auf der Grundlage einer solchen durch eine Reichs-Expedition geschaffenen Station wird die geplante Privat-Expedition ausgeführt werden können.

Für **Togo** von großer Wichtigkeit ist das zwischen Deutschland und England vereinbarte Abkommen wegen der Samoa-Inseln durch den Zusatz, daß die neutrale Zone im Hinterlande von Deutsch-Togo und der englischen Goldküsten-Kolonie in der Weise geteilt wird, daß die Grenze zwischen beiden Gebieten durch den Daka-Fluß bis zu dessen Schnittpunkt mit dem 9. Breitengrad und von da durch eine von einer gemischten Kommission noch festzustellende Linie nach Norden gebildet wird. Hierbei ist vorbehalten, daß die Länder Mamprushi und Gambaga an England, die Länder Jendi und Jakoshi aber an Deutschland fallen. Nach deutscher Auslegung dieser Worte würde die Grenze vom 9. Breitengrade nach West bezw. Nord-West laufen und den größten Teil des neutralen Gebiets im Norden an Deutschland fallen lassen, während der größte Teil südlich des 9. Grades an England fällt. Englische Kommentare möchten allerdings den Null-Grad als Grenze annehmen, wodurch nur Stadt Jendi, aber nicht Land Jendi an Deutschland fiele. Der schöne Wunsch, gelegentlich dieser Teilung das Dreieck östlich der Volta-Mündung zu gewinnen und diesen Fluß für Deutschland nutzbar zu machen, muß nun wohl aufgegeben werden. Aber es ist schon von großem Vorteil, wenn die Frage der „neutralen Zone“, die Quelle von ewigen Übergriffen seitens Englands, endlich beseitigt wird.

Herr Douglas hat für den Ankauf von Plantagen-Ländereien am Agu-Gebirge die Konzession erhalten, und hiermit wird der erste Schritt gethan, um auch in dieser Kolonie den Plantagenbetrieb in größerem Stile in die Wege zu leiten.

Aus dem **westlichen Sudan** brachte Prins, nach Frankreich zurückkehrend, die Nachricht, daß Behagle von Rabah gefangen und in der Gefangenschaft dem Hunger erlegen sein. Seine Expedition zählte aber 7 Weiße. Man hofft, daß seine Gefährten nicht bei ihm waren, als Rabah ihn bewältigte; man weiß auch nicht, ob der „Léon Blot“, welcher von Gentil der Expedition zur Verfügung gestellt war, jenem in die Hände fiel.

Bald nach dieser Trauerbotschaft lief eine zweite, von Gentil aus Gribingui gesandte ein: Bretonnet, der 6 Monate vor ihm, im Oktober 1898 Matadi verlassen hat, ist abermals ein Opfer des Rabah geworden. Am 6. Juli schrieb er von Kuno (9° 43′ n. Br.),

wo er mit dem geflüchteten Gaurang von Baghirmi lagerte, daß er wegen Behagle in Unruhe sei, da Rabah nur 6 Tagemärsche vor ihm am rechten Ufer des Auk stehe. Er ging dann in eine bessere Position nach Tagbau zurück, wo er sich mit 2 Europäern, 44 Senegalschützen und 400 Baghirmi-Leuten verschanzte. Am 16. Juli meldete er, Rabah sei in Kuno; am 18. wurde er von ihm angegriffen und fiel. Der Sultan Gaurang flüchtete nach Logome.

Gentil erhielt die Nachricht Bretonnets vom 16. Juli am 3. August, brach am 4. auf, um ihm Hilfe zu bringen, aber in Gaura (9° 20′) traf ihn die Trauerkunde. Er stationierte hier den Kapitän Robillot, eilte nach Gribingui zurück, um diesem die Kompagnie Cointet zur Unterstützung zu senden und meldete am 19. September von Grinbingui, daß Robillot mit 280 Mann sich stark verschanzt habe, Rabah 4 Tagemärsche nördlich stehe, ihn aber nicht angegriffen habe.

Geographische Nachrichten.

Der Amerikaner Dr. Donaldson Smith ist mit seiner Somali-Begleitung wohlbehalten in Hargasa im Somali-Land angekommen und will möglichst rasch zum Rudolph-See vordringen, um die westlich von ihm liegenden Landstriche zu durchforschen.

Die Expedition Foureau-Lamy soll unverbürgten Nachrichten zufolge Zinder erreicht haben. Am 9. Februar — die letzte offizielle Nachricht — war sie in Asiu, 10 Märsche nördlich Aïr.

Von Lemaire liegen gute Nachrichten aus Katanga vor. Er bereitete sich demnach zum Marsch in der Richtung auf den See Dilolo vor. Das Gelände zwischen diesem und Fluß Nzilo ist bis jetzt noch unbekannt und verspricht interessante Ergebnisse.

Der Missionar P. Daull schreibt vom Tanganika, daß der See vor einigen Jahren noch bis an die Höhen von Karema gereicht habe; jetzt sei ein Raum von mehr als 1 Kilometer zur Bebauung frei. Seit 1879 sei der Wasserspiegel nach Ansicht des P. Moinet um mindestens 8 m gefallen. Er glaubt den Grund des früheren Staus in einer Verstopfung des Lukuga zu finden, welche das Wasser so hoch wachsen ließ, bis es sich mit Gewalt einen neuen Ausweg bahnte. Jetzt sei der Seespiegel wieder normal und konstant.

Der Nil ist durch ungeheure Sedd-Verstopfungen zwischen dem 7. und 10. Breitengrad zu immensen Wasserflächen und Morästen angestaut. Das geringe Hochwasser des Flusses in diesem Jahre wird als natürliche Folge davon anzusehen sein, da die Verstopfungen die Hochwasser des oberen weißen Nils nicht durchlassen, also nur die des blauen Nils zur Geltung kommen. Für das nächste Jahr sind noch viel bedenklichere Zustände für Ägypten zu fürchten. Die englische Regierung wird ernstlich auf Mittel denken müssen, die Seddbarren zu entfernen und eine Regulirung des weißen Nils durchzuführen.

Verschiedenes.

Mittel gegen Heuschrecken. Nach einem Bericht des „Deutschen Kolonialblattes" vom 1. Oktober d. Js. hat ein zu

Richmond in Natal lebender Mr. Arnold W. Cooper im Jahre 1896 bei Heuschrecken eine Seuche festgestellt, die durch einen pilzartigen Parasiten bedingt war, nachdem bereits im Jahre zuvor ein Mr. Evans dieselbe Krankheit bei Heuschrecken beobachtet hatte. Durch entsprechende Verfahren gelang es im bakteriologischen Institut zu Grahamstown, den Krankheitserreger in Reinkultur zu züchten. Bei Laboratoriumsversuchen wurden sämtliche Heuschrecken, die mit der Pilzkultur oder mit Aufschwemmungen derselben bestrichen wurden, sicher angesteckt. In wenigen Tagen erlagen die Tiere der ihnen mit dem „Locust fungus" beigebrachten Krankheit. Nach diesen Versuchen im Kleinen ging man dazu über, sowohl in der Kolonie Natal als auch im Kaplande und in Rhodesia mittelst des in größeren Mengen gezüchteten Pilzes Heuschreckenschwärme zu infizeren und diese Versuche übertrafen alle Erwartungen. Nach den Berichten des „Cape Agriculture Journal" ist Kapland und Rhodesia durch den Heuschreckenpilz von der Heuschreckenplage befreit.

Dem Gouvernement von Deutsch-Ostafrika wurden zu Anfang November 1896 einige Tuben mit Reinkulturen des Heuschreckenpilzes zur Verfügung gestellt. Die damit angestellten Versuche hatten jedoch den erwarteten Erfolg nicht. Ein zweiter Versuch aber ist vollständig gelungen, so daß angenommen werden muß, daß die ersten übersandten Pilzkulturen ihre Wirkungsfähigkeit verloren hatten, die Pilze abgestorben waren. Am 2. Juli d. Js. nämlich hat der Oberleutnant Märker in Unter-Madschame am Kilimandscharo die zweite Sendung angewendet. Die Heuschrecken befanden sich im Jugendzustand, die Flügel waren noch sehr klein, so daß die Tiere noch nicht fliegen, sondern nur kriechen konnten. Nachdem der Heuschreckenpilz nach Vorschrift zubereitet war, wurden von jedem von fünf großen Schwärmen je zehn Heuschrecken hineingetaucht und dann in ihren Schwarm zurückgesetzt. Am 6. Juli, also vier Tage nach der Infektion, waren alle Tiere der genannten fünf Schwärme gestorben. Die toten Heuschrecken lagen in großen Haufen auf der Stelle, wo die Schwärme am 2. Juli infiziert waren.

Das Gouvernement beabsichtigt jetzt, mit dem Heuschreckenpilz im Großen gegen die Heuschreckenplage vorzugehen. Beim bakteriologischen Institut in Grahamstown sind bereits 100 Tuben frischer Pilzkulturen bestellt. Nach Ankunft derselben sollen sie sofort an die über die Kolonie zerstreuten Gouvernementsstationen verteilt werden. Auch rechnet das Gouvernement auf die Beihilfe aller Pflanzer, Missionsstationen, Handelsfaktoreien u. s. w., denen Pilzkulturen seitens der Gouvernementsstationen kostenfrei abgegeben werden sollen.

So steht zu hoffen, daß durch zielbewußtes gemeinschaftliches Kämpfen unsere schöne Kolonie bald von einem Feinde befreit werden wird, der bisher unbesiegbar erschien, der überall dort,

wohin er kam, blühende Gefilde in Wüsteneien verwandelte und für die eingeborene Bevölkerung Hungersnot und Tod bedeutete, und der alle Bemühungen, die Produktivität des Landes zu fördern und den Handel zu heben, zu nichte machte.

Bücherbesprechungen.

38) **Um die Erde mit S. M. S. „Leipzig" zur Flaggenhissung in Angra-Pequena.** Nach Tagebüchern und mit 46 Illustrationen des Korvetten-Kapitäns a. D. E. Kohlhauer. Herausgegeben von H. de Méville. 160 Seiten groß 8°. Preis: In ansprechendem Geschenkband gebunden M. 4, broschiert M. 3. Berlin, Verlag der Hofbuchhandlung von Karl Siegismund.

Das textlich wie illustrativ ganz vortrefflich ausgestattete Buch eignet sich als Geschenkwerk für alle diejenigen, welche an der Entwickelung unserer Flotte Anteil nehmen, wird aber auch die reifere Jugend in hohem Maße fesseln. Der Herausgeber führt uns in anregender Form in den Schiffsdienst ein; er macht uns mit allen Einzelheiten desselben bekannt, von der Flaggenparade in der Frühe an bis zum Niederholen der Flagge am Abend. Die seemännischen Fachausdrücke lernen wir u. a. in anschaulicher Weise an einem uns vorgeführten Segelmanöver kennen, wodurch vielfach falsche Anschauungen und Ausdrücke, welche wir bei den Landbewohnern und auch häufig in der Presse finden, richtig gestellt werden. Kurzum, der Verfasser versteht es in trefflicher Weise in uns die Freude und die Lust am Seeleben zu erwecken, so daß wir, an Kenntnissen reicher, in Spannung jedes neue Kapitel verfolgen. Ferner werden dem Leser in dem Werk Bilder aus dem deutschen Kriegsschiffsleben geboten, aus einer Zeit, in welcher man in unserem Vaterlande anfing, sich daran zu erinnern, daß das geeinte Deutschland nicht länger zur Seite stehen dürfe, wenn andere Völker den Erdball untereinander teilen, daß vielmehr auch ihm ein Anteil an der Weltherrschaft gebühre. Die afrikanischen Kolonien waren die ersten Früchte dieses Entschlusses, der der jungen deutschen Kriegsflotte Gelegenheit gab, ihren Wert zu zeigen. Am 7. August 1884 hißten S. M. Kreuzerfregatten „Leipzig" und „Elisabeth" in Angra-Pequena die deutsche Flagge, und zwar kam die erstere von einer fast zweijährigen Weltreise dorthin. Sorgfältig geführte Tagebücher eines Offiziers der „Leipzig", des Korvettenkapitäns E. Kohlhauer über diese zweijährige Reise haben das Material zu dem Buche geliefert, und zahlreiche Originalzeichnungen, die von demselben nach während der Reise angefertigten Skizzen ausgeführt sind, erläutern den Text, so daß das Werk als ein vollgiltiger Beitrag zur Geschichte unserer Marine zu jener Zeit gelten darf.

Die einzelnen Kapitel des Buches betiteln sich: I. In den Atlantic. — II. Madeira. — III. Im Passat. — IV. Weihnachten. — V. Montevideo. — VI. Durch die Magelhaensstraße. — VII. Valparaiso. — VIII. Im stillen Ocean. — IX. Hongkong. — X. Singapore. — XI. Mauritius. — XII. In schlechtem Wetter. — XIII. Um das Cap. — XIV. An der afrikanischen Küste. — XV. Zurück zur Heimat. — XVI. Außer Dienst gestellt.

Aus dem Verlage der **Basler Missions-Buchhandlung** liegen folgende Missionsschriften und Traktate vor:

Evangelischer Missions-Kalender 1900. 21. Jahrgang. 20 Pf.

Ausgestattet mit einem trefflichen farbigen Titelbilde bringt der Kalender im Kalendarium die Gedenktage der Basler Mission, sucht aber darin zugleich

Handreichung zu thun zur Fürbitte für das gesamte Gebiet der Heidenmission. In seinem 2. Teile enthält der Kalender kleinere Züge aus dem Missionsleben.

P. Steiner. Am Goldstrand. Ein Bild aus dem afrikanischen Volks- und Missionsleben. Mit 45 Bildern und einer Karte. 30 Pf.

Die Abbildungen sind zum größten Teile sehr gut. Die Erzählung hat die bekannten Vorzüge der Steinerschen Art. Der verdiente Verfasser reiht 10 kleine Abschnitte aus der Geschichte der ehemaligen Station Gyadam und ihrer Bevölkerung aneinander und stellt dadurch freilich „ein Bild aus dem afrikanischen Volks- und Missionsleben“ zusammen.

O. Gründler, Pastor in Lebus. **Frauenelend und Frauenmission in Indien.** Mit Vorwort von D. Warneck. 3. Auflage. 30 Pf.

Nach D. Warnecks Vorwort füllt diese Schrift eine Lücke in unserer deutschen Missionslitteratur aus. Daß sie das in trefflicher und anziehender Weise thut, zeigt der Umstand, daß sie in kurzer Zeit — die erste Auflage erschien 1895 — bereits in dritter Auflage vorliegt. In dieser ist die Geschichte der Frauenmission in Indien bis in die neueste Zeit fortgeführt.

Im Dienst des Meisters. Züge aus dem Leben des † Pfr. **Rud. Wenger.** 30 Pf.

Der weitbekannte Vorsteher von Heinrichsbad ist ein langjähriger treuer Freund und Mitarbeiter der Basler Mission gewesen. Die Mitteilungen aus seinem Leben, die hier geboten werden, sind gleichsam ein Immortellenkranz, den dankbare Liebe ihm auf sein Grab gelegt hat. Es wird sicher niemand das Büchlein ohne tiefe innere Befriedigung und mancherlei nachdrückliche Anregung aus der Hand legen.

Fr. Autenrieth, Missionar. **Negerjünglinge nach dem Herzen Gottes.** Schilderungen eigener Erlebnisse. Mit einem Aquarellbild und 14 Originalbildern. 15 Pf.

Eine ansprechende Schilderung aus der Kamerun-Mission, die unseren deutschen Jungen gewiß Freude machen wird.

W. Rottmann. Der Götze Odente. Ein Nachtstück aus dem westafrikanischen Heidentum. 2. Auflage. 10 Pf.

Wirklich ein „Nachtbild aus dem westafrikanischen Heidentum“. Wer den Fetischismus in seiner ganzen Tiefe kennen lernen will, der lese diese kurze, schmucklose aber ergreifende Darstellung.

P. D. v. Blomberg. Ein Prophetenspruch und seine Erfüllung. Eine Schilderung aus Südafrika. 4 Pf.

Was ein Prophet der Amaxosi vor 100 Jahren von dem „großen Geist“ gesungen hat, „der einst den Stämmen der Amaxosi erscheinen und als ein milder König über sie herrschen werde“, das ist durch die Predigt der Missionare von Jesu Christo in Erfüllung gegangen. Das kurz der Inhalt. -er.

Inhalt.

I. Den Evangelischen Afrika-Verein Betreffendes.

Seite

II. Gegen den Branntweinhandel.

III. Koloniales.

IV. Mission.

V. Afrikanische Nachrichten.

VI. Verschiedenes.

VII. Bücherbesprechungen.



Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Dr. G. E. Burkhardt's

Kleine Missionsbibliothek.

Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt
von
Dr. R. Grundemann.

Vier Bände. 1876–1881.

Herabgesetzter Preis für das vollständige Werk 20 M.

Daraus einzeln:

I. Band: Amerika.		
1. Abteilung:	Die Eskimos in Grönland und Labrador.	1 M. 20 Pf.
2. „	Die Indianer in Nord- und Süd-Amerika.	2 M. 40 Pf.
3. „	Die Neger in West-Indien und Süd-Amerika.	2 M.
II. Band: Afrika.		
1. Abteilung:	Die befreiten und die freien Neger in West-Afrika.	2 M.
2. „	Die Völkerstämme Süd-Afrikas.	3 M.
3. „	Das Festland und die Inseln von Ost-Afrika.	1 M. 60 Pf.
III. Band: Asien.		
1. Abteilung:	Vorder-Indien.	3 M. 60 Pf.
2. „	Ceylon und Hinter-Indien.	2 M.
3. „	China und Japan.	3 M. 60 Pf.
IV. Band: Ozeanien.		
1. Abteilung:	Der indische Archipel.	3 M.
2. „	Polynesien, Neuseeland und Mikronesien.	3 M. 60 Pf.
3. „	Melanesien und Australien.	3 M.
Register zu Band I–IV.		60 Pf.

Der Reichtum des Werkes, sowohl an missions- und religionsgeschichtlichem, wie namentlich auch an ethnographischem Inhalt, giebt diesem bahnbrechenden Werke einen dauernden Wert, wenn auch einzelne Partien durch die neueste Entwickelung der Mission überholt sein mögen. Um die Anschaffung dieses namhaften Bibliothekwerkes zu erleichtern, haben wir den Preis des vollständigen Werkes **auf 20 M.** ermäßigt. (Einzelne Bände behalten den bisherigen Preis.)

Hierzu ist erschienen:

Grundemann, D. R., Die Entwicklung der evangelischen Mission in dem letzten Jahrzehnt. Ein Beitrag zur Missionsgeschichte, zugleich als Ergänzungsband zur zweiten Auflage der „Kleinen Missionsbibliothek". 1890. Preis geh. 3 M. 60 Pf.

Durch diesen Ergänzungsband wird die „Kleine Missionsbibliothek" bis an die Gegenwart fortgeführt. Es besteht die Absicht, ähnliche Ergänzungsbände in angemessenen Zwischenräumen folgen zu lassen.

Quittungen.

Für den Evangelischen Afrika-Verein gingen ein bis zum 30. November:

Oberlehrer Wagner, Berlin, 3 Mk. — Ortsverein des Ev. Bundes durch Pfarrer Süskind, Berg-Stuttgart, 3 Mk. — Gerichtssekretär Klopstech, Gottesberg, 3 Mk. — Stiftsdame Marie von Burgsdorff, Züllchow, 3 Mk — Prof. Dr. Bünger, Görlitz, 5 Mk. — Lehrer Martin, Treuen, 4 Mk. — Bahnarzt Dr. Zahn, Calw, 4 Mk.

Beiträge für den Ev. Afrika-Verein aus Potsdam durch Oberpfarrer Schüler:

Bankdirektor Sanden, 20 Mk. — Pfarrer Dr. Pietschker, 10 Mk. — Kaufmann Blankenstein, Pastor Müller, Superintendent Petzholtz, Kaufmann Schulze, Geh. Justizrat Wilke, Frau von Reuß geb. von Funke, Frau Rogge geb. von Bredow, Oberpostdirektor Gürtler, Graf von Hohenau, Professor von Bergman, je 3 Mk. Rechtsanwalt Legeler, von M., Stadtrat O. Hoffmann, Hofprediger Keßler, Polizei-Präsident von Balan, Generalleutnant z. D. von Winterfeld, Postdirektor Engelbrecht, von Hartlieb, Frau von Winterfeld geb. von Perbandt, Sanitätsrat la Pierre, Graf von Bylandt-Rheydt, Graf von Schwerin, Frau Regierungsrat Langerbeck, Sanitätsrat Dr. Adloff, je 2 Mk. — Prediger Hickel, 1,50 Mk. — Geh. Kalkulator Albrecht, Rentner Biermann, Geh. Rechnungsrat Fuchs, Frl. Golz, Oberlehrer Grell, Rentner Helmholz, Geh. Rechnungsrevisor Hoke, Oberbürgermeister Jaehne, Wagenfabrikant Keßlau, Kaufmann und Gastwirt Riedt, Lehrer Schwenk, Prediger Kritzinger, Geh. Rechnungsrevisor Spieth, Prediger Persius, Prof. Dr. Kempf, Kgl. Eisenbahndirektor Schumacher, Pfarrer Falk, Lehrer Blankenburg, Pfarrer Flashar, Rektor Erfurth, Geh. Rechnungsrat Schulze, Lehrer Dr. Rieß, Kupferschmiedemeister Oswaldt, Bankvorsteher Hermann Bünger, Bankvorsteher Alb. Heyde, Buchhändler Voß, Frhr. von Plettenberg, von Schumann, Frau von Winterfeld geb. von Korn, von Gräfe, Frau Ww. Seeger geb. Knuth, Pastor Em. Schwengberg, Oberstabsarzt Dr. Salzmann, Frl. M. Albrecht, Frau Julie Klessen, Fabrikant Naruhn, von Schmidt-Pauli, Fräulein Borchert, von Beusla, von Willich, Sch . . . ., je 1 Mk. — Außerdem 16 kleinere Gaben im Betrage von 7,55 Mk.

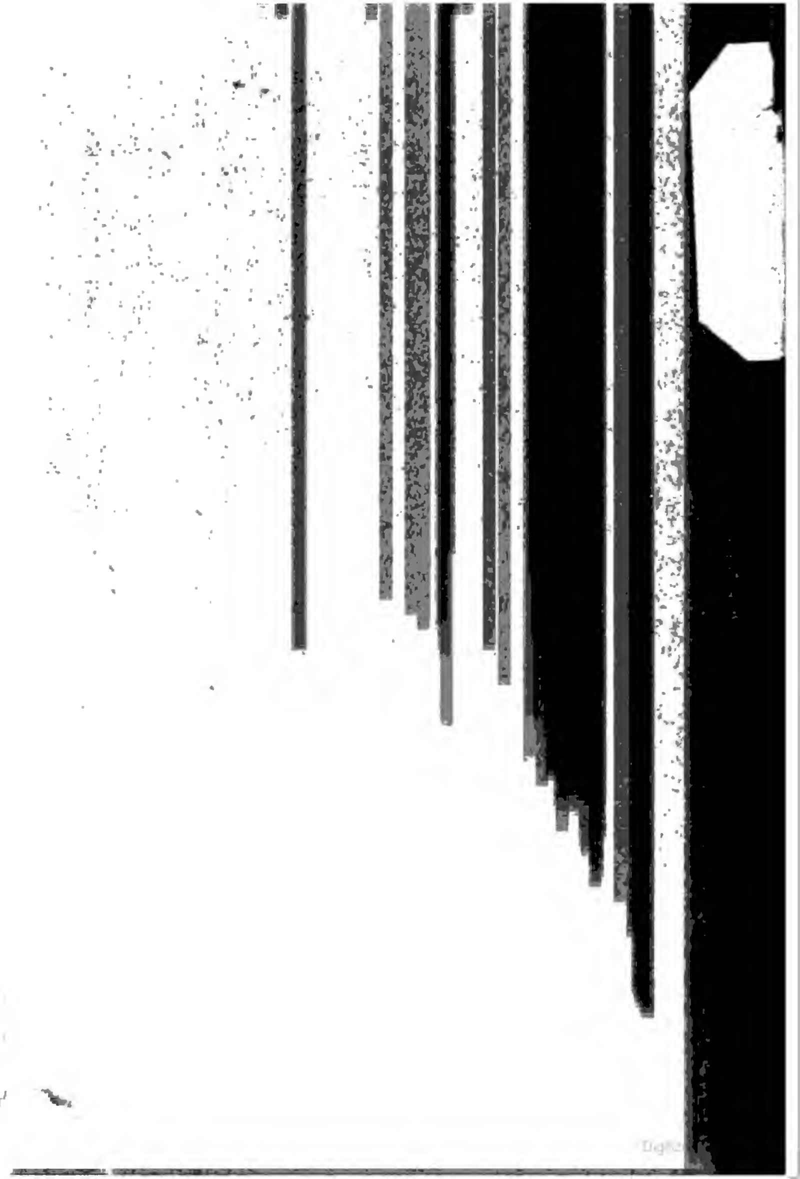
Berlin W., Behrenstr. 48, 30. Nov. 1899.

Der Schatzmeister.

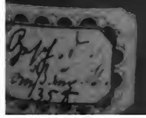
Veit.

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Belhagen & Klasing in Bielefeld.









Nr. 1. Januar. 1900.

Afrika.

Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller

in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Siebenter Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Abonnementspreis jährlich 3 M. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postämter.

Prospekt der Zeitschrift „Afrika".

Seit dem Jahre 1894 giebt der Evangelische Afrika-Verein seine Monatsschrift „Afrika" heraus. Als das Organ des Evangelischen Afrika-Vereins bringt sie Mitteilungen über die Entwickelung, die Bestrebungen und die Thätigkeit desselben in der Heimat sowohl, als auch über den Fortgang seiner Unternehmungen in den Schutzgebieten.

Die besondere Aufgabe der „Afrika" ist es, nach allen Seiten hin für das Wohl und Recht der Eingeborenen unserer Kolonien einzutreten, weil es die von allen bewährten praktischen Kolonialpolitikern anerkannte Pflicht unsers Vaterlandes ist, um mit Herrn Major von Wißmann zu reden: „Unsere geistige Überlegenheit zu benutzen, um den Neger auf die Kulturstufe zu stellen, die seiner ethischen Eigenschaft entspricht."

Dem entsprechend legt die „Afrika" an die gesamte deutsche Kolonialbewegung mit allen ihren verschiedenen Erscheinungen und Bethätigungen den sittlichen Maßstab. Sie bringt Nachrichten über alles, was irgend seitens des Staates, der Missionen oder sonst für das Wohl der Eingeborenen und zur Bekämpfung ihrer leiblichen und geistigen Notstände geschieht und macht auf die in diesen Beziehungen vorliegenden Aufgaben aufmerksam.

In einer besonderen ständigen Rubrik „Afrikanische Nachrichten" giebt die Zeitschrift einen fortlaufenden Bericht über die Tagesvorgänge in Afrika, so weit sie von Bedeutung sind. Die „Afrika" ist damit eine zuverlässige Sammelstelle aller belangreichen afrikanischen Ereignisse. Zugleich sucht sie durch ihre Darstellung das Verständnis zu fördern für die eigenartigen Verhältnisse des „schwarzen Erdteils", der dazu berufen erscheint, eine wichtige Rolle in der Weltgeschichte zu spielen.

Durch charakteristische Schilderungen von Land und Leuten erstrebt die „Afrika" daneben die Verbreitung einer allgemeinen Kenntnis unserer Schutzgebiete, um dadurch das Interesse für diese zu wecken und zu vertiefen.

Schließlich werden in der „Afrika" die Erscheinungen der Afrika-Litteratur, namentlich sofern sie nach den oben angegebenen Gesichtspunkten hin von Bedeutung sind, einer Besprechung unterzogen.

Die Zeitschrift erscheint am 15. jedes Monats in der Stärke von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Der jährliche Bezugspreis beträgt 3 Mark. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung oder die Post (Postzeitungsliste Nr. 39) entgegen. Die Mitglieder des Evangelischen Afrika-Vereins erhalten sie bei einem Jahresbeitrage von 3 Mark unter Streifband zugestellt.

Berlin und **Bielefeld**, im Januar 1900.

Der Vorstand des Evangelischen Afrika-Vereins.
J. A. Pastor **Gustav Müller**,
verantw. Redakteur.

Die Verlagsbuchhandlung:
Velhagen & Klasing.

Afrika.

Monatsschrift für die sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

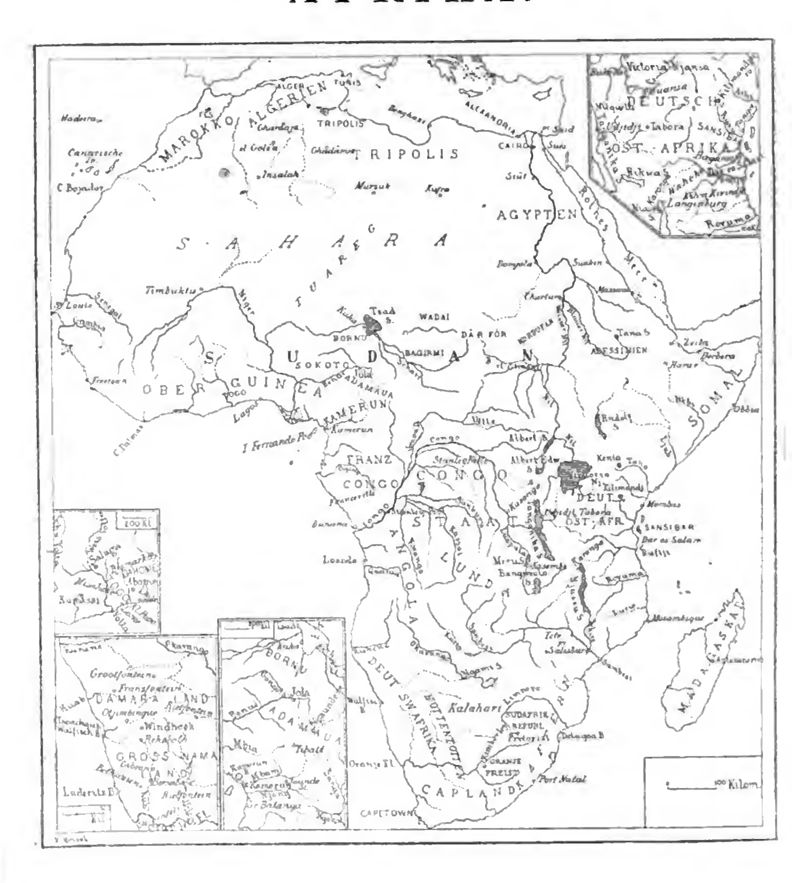
Im Auftrage
des Evangelischen Afrika-Vereins
herausgegeben von

Pastor Gustav Müller
in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.
Verantwortlicher Redakteur.

Siebenter Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1900.

AFRIKA.


MAROKKO
ALGERIEN
ALGER
TUNIS
TRIPOLIS
Madeira
Canarische In.
C. Bojador
Ghardaja
el Golea
Ghadames
Insalah
Murzuk
Kufra
Benghasi
ALEXANDRIA
Pt Said
CAIRO
Suez
Siut
AGYPTEN
Rothes Meer
S A H A R A
TUAREG
Timbuktu
Niger
St Louis
Senegal
Gambia
Freetown
C. Palmas
Tsad S.
WADAI
BORNU
DAR FOR
BAGIRMI
S U D A N
SOKOTO
Jola
ADAMAUA
OBER GUINEA
Lagos
KAMERUN
Kamerun
I. Fernando Poo
Dongola
Suakin
Chartum
Massaua
ABESSINIEN
Tana S.
Zeila
Berbera
Harar
SOMAL
Obbia
Rudolf S.
FRANZ CONGO
CONGO STAAT
Albert S.
Albert Edw.
Kenia
Kilimandscharo
DEUT. OST AFR.
Tabora
Mombas
SANSIBAR
Dar es Salam
Loanda
ANGOLA
LUNDA
Bangweolo
Rovuma
Mosambique
Tete
Salisbury
Sambesi
Ngami S.
MADAGASKAR
Walfisch B.
DEUT SWAFRIKA
HOTTENTOTTEN
Kalahari
Limpopo
SUDAFRIK REPUBL
Pretoria
Delagoa B
ORANJE FREIST
Port Natal
Oranje Fl.
CAPLAND
CAPETOWN
100 Kilom.
DEUTSCH OST AFRIKA
Victoria Njansa
Tabora
Rikwa S.
Langenburg
DAHOMEY
DAMARA LAND
Grootfontein
Otjimbingue
Windhoek
Rehoboth
GROSS NAMA LAND
Luderitz B.
BORNU
Jola
Benue
Tibati
Kamerun



Vereinsnachrichten.

Von unserer Sklavenfreistätte **Lutindi** wird uns berichtet: „Hier seufzt wieder alles über anhaltende Dürre. Seit zwei Monaten hat es nicht mehr geregnet, so daß die Aussaaten der letzten Regenzeit schon wieder anfangen zu verwelken. Die Not der Waschambaa ist darum wieder im Steigen. Das zeigt sich so recht auch darin, daß täglich große Scharen Arbeitsuchender auf die Station kommen, täglich oftmals 50—60 Frauen und Kinder und 30—40 Männer. Zur Linderung der Not — unsere Lebensmittel, die wir hauptsächlich zur Speisung der Arbeiter brauchen, waren uns fast ausgegangen — verschaffte uns Herr Bezirksamtmann Meyer-Wilhelmsthal wieder in liebenswürdiger und dankenswerter Weise 50 Lasten Mais. Die Heuschrecken- und die Pockengefahr scheinen nun vorüber zu sein. Auf eine ergiebige Ernte dürfen wir bei alledem aber wohl nicht gut rechnen."

Einen Blick in die erziehliche Wirksamkeit der Frau unseres Vorstehers daselbst läßt uns ein Brief derselben thun, in dem es heißt: „Wir danken Ihnen von Herzen für Ihre Liebe und Fürsorge für unsere Sklavenkinder! Die beiden Stücke blauen Nessel haben wir schon gleich in Beschlag genommen für Arbeitskittel für die Knaben und Tücher für die Mädchen. Ich bin froh, daß die Knaben beim Nähen auch schon ganz anstellig sind; sie haben sich nun schon das zweite Mal selber neue Kittel von diesem Nessel gemacht und sind nicht wenig stolz darauf. Es ist auch schön, wenn sie das später immer selber thun können. Sie werden ja nun immer größer und kräftiger und verrichten dementsprechend auch schwerere Arbeiten, und da machen sie viele, viele Risse und Löcher im Urwald und den Schamben."

„Kurz vor ihrer Sendung bekamen wir auch durch Vermittelung unseres lieben Herrn Pastor von Bodelschwingh von Bethel 16 schöne, vom dicksten blauen Leinen genähte Jacken für die Knaben. Wie haben wir uns da gefreut und freuen uns, diese Weihnachten austeilen zu dürfen. Wir hatten bis kurz vorher auch gar nichts mehr; alles war verteilt, was uns geschenkt war, und wir dachten schon daran, den Knaben von Reissäcken Jacken zu machen, bis mich mein l. Mann auf den Einfall brachte, den Kindern selber etwas Anweisung zum Jackennähen zu geben. Das kam mir nun zwar erst ein bischen schwer vor, aber ich bin doch jetzt herzlich froh, daß wir damit angefangen haben. Denn erstens war auf diese Weise

die lange Regenzeit nützlich ausgefüllt, und dann machte den Knaben das Nähen für sich selber augenscheinlich viele Freude, und wir waren nun auch aus der Verlegenheit. Wir halten es nun so, daß die Kinder während der Schul-, Eßzeit und Feierabend eine ordentliche Jacke haben, während bei der Arbeit es nicht so genau genommen wird, da kann alles fast bis auf den letzten Faden abgetragen werden. Dann hat noch jeder eine Sonntagsjacke und Tuch, und jeder zwei Alltagstücher, für je eine Woche eins. Die Mädchen besitzen jedes zwei Arbeitstücher, für jede Woche eins, ein Sonntagstuch und ein besseres Arbeitstuch für Schul-, Eß- und Feierabendzeit. Dazu haben sich die größeren jede von dem Baumwoll-Flanell eine Jacke genäht für die kalte Regenzeit."

„Auch für die schönen und nützlichen anderen Sachen sagen wir Ihnen herzlich Dank. Ich habe mich über die schönen Fäßchen gefreut. Nächste Woche können wir schon anfangen, Kohl einzumachen. Trotz vielerlei Hemmnisse haben wir doch verhältnismäßig sehr schönen Kohl noch bekommen. Auch sonst ist uns noch mancherlei sehr schönes Gemüse zugewachsen, so daß wir schon verschiedenes nach Ambangulu abgeben konnten, von wo uns ein großer Posten Samen geschenkt worden war."

„Vorige Woche habe ich von den uns von Ihnen freundlichst geplanten Schürzchen Kittelchen gemacht für die zwei Kleinsten und sehen sie allerliebst darin aus. Der kleine Junge ist augenblicklich der Windpocken wegen etwas ungemütlich, doch hoffen wir, es wird bald besser. Mir geht es, Gott sei Dank, gut, und Gott helfe weiter in der nächsten Zeit!" —

„Gott helfe weiter in der nächsten Zeit!" Mit diesen Worten klingt der oben zum Teil wiedergegebene — sollte nicht noch ein anderer auf dem Wege hierher sein — letzte Brief der Schreiberin aus. Vor wenigen Tagen ging uns die telegraphische Nachricht zu, daß es dem Herrn über Leben und Tod gefallen, sie von ihrem Arbeitsfelde auf Lutindi durch den Tod abzurufen; zu früh nach menschlichem Ermessen für den trauernden Gatten, zu früh nach menschlichen Gedanken für die nun abermals verwaiste Kinderschar daselbst, die ihrer mütterlichen Fürsorge nunmehr entraten muß. Der Evangelische Afrika-Verein hat damit in bezug auf seine Arbeit auf Lutindi abermals eine schwere Heimsuchung erlitten, indessen wir schließen glaubensvoll mit dem Wunsche der Dahingeschiedenen: „Gott helfe in der nächsten Zeit weiter!" Otto.

Die Sklaverei in Kamerun.

Nach brieflichen Mitteilungen des Herrn Missionar Bohner, Präses der Basler Kamerun-Mission.

Missionar Bohner hat im Jahre 1892 der Regierung auf ihr Ersuchen hin ein Gutachten über die Sklaverei und den Sklaven-

handel in Kamerun sowie über ihre Bekämpfung eingereicht. Dies Schriftstück ist im „Evangelischen Missions-Magazin“, Jahrgang 1893, S. 16 ff. veröffentlicht. Danach war im genannten Jahre der Thatbestand in Kamerun kurz folgender.

Gewöhnlich wird ein Eingeborner Sklave durch Verkauf. Eine Familie, die sich von einem ihrer Glieder befreien will, das beständig Schulden macht, für die die ganze Familie haftbar ist, verkauft den Thunichtgut; auch wenn sie eine gemeinsame Familienschuld zu decken hat, verkauft sie einen ihrer Angehörigen. Doch ist dieser Verkauf von Familiengliedern vergleichsweise selten. Am häufigsten sind es Fremde, Angehörige eines andern Stammes, die zum Verkauf gestellt werden, nachdem sie von Menschenjägern bei ihren Raub- und Beutezügen gefangen worden sind. Indes kommt neben diesem planmäßigen und ins Große gehenden Menschenraub auch gelegentlicher Menschenraub vor, sei es, daß jemand sich für eine Schuld schadlos halten, oder eine Beleidigung rächen will, oder sei es, daß ein schutz- und wehrloser Fremdling aufgegriffen wird. Eigentliche Kriegsgefangene werden dagegen selten verkauft. Sie werden, wenn sie nicht ausgelöst werden, in der Regel derjenigen Familie zugesprochen, die sie erbeutet hat.

Die Aussicht auf Freiheit ist für die in Sklaverei Verkauften gering; denn ihre Familie nimmt sie nie wieder auf, und ein Fluchtversuch würde höchstens damit enden, daß der Flüchtling entweder gegen Fanggeld seinem Herrn zurückgegeben wird, oder in andere Hände gerät. Die Kinder von Sklaven gelten für gewöhnlich als Halbfreie und genießen als solche eine mildere Behandlung.

Ähnlichkeit mit der Sklaverei hat die Schuldknechtschaft, die je nach Umständen schlimmer sein kann als jene. Indes kann sie jederzeit durch Bezahlung der Schuld aufgehoben werden. „Die Verpfändung geschieht meistens durch das Familienhaupt, seltener durch den Betreffenden selbst, und zwar stets für eine gewisse Geldsumme, für die er dadurch haftbar wird. In ersterem Falle hat die Familie, wenn die zum Pfand gegebene Person stirbt, dieselbe durch eine andere zu ersetzen, bis die Schuld zurückgezahlt ist. Es werden deshalb die Pfänder von den Gläubigern möglichst ausgenützt und weniger bei der Arbeit geschont als die Sklaven. Die Kinder des Pfandes stehen dagegen nicht auch im Verhältnis der Schuldhaft, sondern bleiben freies Eigentum ihrer Eltern.“ *)

Ins Flußgebiet von Kamerun kommen die Sklaven auf den Wasserstraßen des Sanaga, Lungasi, Wuri und Mongo; auch das östlich von den Duala wohnende Basavolk liefert Sklaven. Sie werden zunächst als Träger benutzt und am Ziele zugleich mit ihren Lasten, durchschnittlich für 50—100 Mk., verkauft. Die alten Sklaven haben die Felder zu bestellen und überhaupt die Arbeiten

*) „Miss.-Mag.“ 1893, S. 18.

für ihre Herren zu verrichten. Sie werden von ihnen auch an andere zur Arbeit vermietet. Junge Knaben dienen ihren Herren meist als Begleiter und Diener. Sind sie begabt und anstellig, so können sie sich zu Unter- oder Nebenhändlern ihrer Herren emporarbeiten. Junge Sklavenmädchen helfen den Frauen bei ihrer Arbeit und werden mit den Sklaven der Familie verheiratet. Freie oder Halbfreie heiraten solche Mädchen selten: doch nehmen sie sie zu Konkubinen und leihen sie als solche an fremde Schwarze und Europäer aus.

An diesem allgemeinen Thatbestande hat sich nun seit 1892 nichts geändert. **Es besteht in Kamerun nicht nur noch die Haussklaverei, sondern auch der Binnen-Sklavenhandel mit allen seinen Greueln geht immer noch im Schwange.** So lange die Händler des Inlandes von ihren Geschäftsfreunden an der Küste für einen Sklaven Waren im Werte von 50—100 Mk. erhalten können, lohnt es sich ja für sie, im Innern Leute wegzufangen, oder von anderen aufzukaufen und in den Handel zu bringen. Dem Bauern an der Küste aber und dem Händler ist die Arbeitskraft für seine Zwecke um solch geringen Preis sehr erwünscht. Außerdem hat der Ankauf von Sklaven für den dem Europäer nur zu oft verschuldeten Händler einen großen Vorteil. Denn, wenn ihm von der Regierung auch alles gepfändet und zwangsweise versteigert wird, so bleiben ihm doch seine Sklaven; mit ihnen kann er sich immer wieder in die Höhe arbeiten. Aus diesen Gründen werden noch immer den Wuri, Mongo, Lungasi und Sanaga herunter Sklaven in die Kolonie eingeführt und in derselben auch als Zahlmittel verwertet.

Neben diesem Sklavenhandel besteht in der Kolonie ein abscheulicher **Menschenwucher.** Dieser wird besonders von einem schwarzen Faktoristen, namens Kamwud (wohl Camwood), dessen Faktorei am Ausfluß des Abo sich befindet, betrieben. Aber es geben sich auch andere damit ab. Ihr Verfahren bleibt sich in allen Fällen gleich. Der Wucherer leiht an ein Familienhaupt, das sich in Geldverlegenheit befindet, eine gewisse Summe Geldes. Dafür erhält er eine oder mehrere Personen als Pfand. Der Schuldner muß sich aber verpflichten, für jede Person, obgleich sie für den Gläubiger schwer zu arbeiten hat, ein tägliches Kostgeld von 50 Pf. zu zahlen. Auch muß er feierlich erklären, daß er jedes Anrecht an die verpfändeten Personen verloren habe, wenn er nicht innerhalb einer bestimmten, meist kurz bemessenen Zeit die Schuld samt dem Kostgelde begleiche.

Die Eingeborenen pflegen solche schmutzigen Wuchergeschäfte vor dem Europäer zu verbergen. Man erfährt nur ganz gelegentlich etwas davon. Indes ist Missionar Bohner wiederholt damit in Berührung gekommen, und jedesmal war die Angelegenheit durch einen schriftlichen Vertrag unter Zuziehung von Zeugen geregelt. Daraus ergibt sich, daß diese Wuchergeschäfte sehr im Schwange

gehen und daß die von der Regierung eingesetzten Landesgerichte*) sie anerkennen. Eins dieser Aktenstücke, nach welchem 2 junge Mädchen**) auf solche Art verpfändet waren, war in so gutem Deutsch abgefaßt und so korrekt geschrieben, daß es nur von einem der tüchtigeren schwarzen Schreiber der Regierung abgefaßt sein konnte. Vor dem europäischen Richter scheinen allerdings die Wucherer mit diesen Aktenstücken kein Recht zu finden. Denn noch hat es jeder abgelehnt, es vor dem deutschen Richter zu suchen. „Als mir," schreibt Bohner, „der erste Fall bekannt wurde, fragte ich, ob in Kamerun solch ein Geschäft, wonach für den Verpfändeten, der doch arbeiten müsse, noch Kostgeld bezahlt werden solle, überhaupt rechtsverbindlich sei. Man sagte mir, das deutsche Gericht erkenne 50 Pf. Kostgeld an: sie selbst, die Duala, berechneten aber nur 4,50 Mk. pro Monat. Bald darauf aber sollte einer meiner Christen, der für eine Familienschuld von 36 Mk. 3 Jahre verpfändet gewesen war und in dieser Zeit für seinen Pfandherrn fleißig gearbeitet hatte, dem Vertrage gemäß obendrein noch Kostgeld entrichten. Ich ermunterte ihn, beim deutschen Gerichte auf Lohn zu klagen, und er that das mit gutem Erfolge. Denn er erhielt nicht nur sein Kostgeld, sondern noch etwas mehr ausgezahlt. Bei einem Landesgerichte wäre er sicher abgewiesen worden, obwohl es von der deutschen Regierung eingesetzt ist. Ein anderer Fall betraf einen meiner Schüler. Diesen hatte sein Onkel für eine kleine Summe Geldes einem Händler übergeben, hatte Kostgeld für ihn versprochen und auch die Klausel beigefügt, daß nach so und so langer Zeit sein Anrecht an den Jungen erloschen sein solle. Als ich das Dokument unter die Hände bekam, war der Junge eigentlich schon zum Sklaven geworden, zumal das Kostgeld so hoch gestiegen war, daß seine Familie es unmöglich noch erschwingen konnte. Der mir bekannte Schuldherr gab zu, daß der Junge während der ganzen Zeit immer für ihn gearbeitet habe. So bot ich ihm eine mäßige Summe Geldes unter der Bedingung, daß er den Jungen sogleich frei gäbe. Er ging willig darauf ein, weil er wußte, daß ich im Weigerungsfalle die Angelegenheit dem deutschen Richter unterbreiten würde. Das Geld wurde dadurch beschafft, daß ein

---

* Im Jahre 1892 sind durch Verordnung des Kaiserlichen Gouverneurs die Gerichtsbarkeits-Verhältnisse für die Angehörigen des Duala-Stammes geordnet worden. Danach verbleiben die kleinen Civil- und Strafsachen den eingebornen Häuptlingen. Alle wichtigeren Streitigkeiten bürgerlicher und strafrechtlicher Art — letztere bis zu einer bestimmten Grenze — werden einem aus Eingebornen zusammengesetzten Schiedsgerichte übertragen, welches aus 5 Mitgliedern besteht. Dies Schiedsgericht ist der Aufsicht des Gouvernements unterstellt. (Deutsches Kolonialblatt, 1892, S. 373.)

**) Es werden überhaupt meistens junge Mädchen verpfändet, da die Frauen wegen des von ihnen betriebenen Landbaues viel besser zu verwerten sind als die Männer. Einen freien Duala-Mann wird deshalb schwerlich jemand als Pfand annehmen, es sei denn, er suche einen Diener oder Trabanten. („Miss.-Mag." 1893, S. 21.)

Christ die Schuld übernahm und dafür von dem Onkel des Jungen ein unbenutztes Stück Palmenland so lange zur Nutznießung erhielt, bis das Geld zurückgezahlt war."

Es besteht demnach Sklaverei, Sklavenhandel und Menschenwucher in Kamerun noch immer und zwar in unmittelbarer Nähe der Regierung. Gewiß kann und soll nicht gesagt werden, daß die Regierung die Sklaverei anerkennt. Aber das ist Thatsache, daß sie dieselbe nicht bekämpft.

Nun ist es ja wahr, daß die Haussklaven im allgemeinen ein erträgliches Los haben. Aber selbst im Bereich der eigentlichen Kolonie, d. h. innerhalb der Machtsphäre der Regierung, vom Inlande zu schweigen, sind doch noch Unmenschlichkeiten und Grausamkeiten zur genüge damit verbunden. Im Jahre 1894 fand Bohner unweit von seiner Wohnung in Bonaberi einen Sklaven, dessen Geschrei ihn herbeigerufen hatte, unter einem Baume liegen. Der Mensch war an verschiedenen Stellen blutig geschlagen, und noch immer hieb man auf ihn ein. Er war im Walde aufgegriffen, als er zu fliehen versuchte. Es kostete Mühe, die Leute zur endlichen Einstellung der Prügelei zu bewegen.

Der Nachbar des Missions-Grundstückes in Bonaberi, ein Usurpator, der sich zum Nebenhäuptling aufgeschwungen hat, hatte von seinem Vater einen Sklaven geerbt. Er war ein ordentlicher Mensch, machte aber gern Späße. Diesen Sklaven ließ sein Herr eines Tages an einer Kette, die ihm fest um den Hals gebunden war, in seinen Hof schleifen und unter fortwährenden Schlägen ins Gefängnis sperren. Die Mißhandlung war so grausam, daß die Augenzeugen von der Mission sie nicht haben mitansehen können. Unter ihnen befand sich leider auch ein zum Besuch anwesender Kongo-Missionar, von Geburt ein Franzose. Dieser hat sich natürlich ganz besonders darüber entrüstet, daß in einer deutschen Kolonie solch eine Mißhandlung überhaupt vorkommen könne. Und der Grund? Der Sklave stand im Verdachte, zur andern politischen Partei zu gehören und sich bei dieser über die Armut seines Herrn lustig gemacht zu haben. Einer der Missionare zeigte das Vorkommnis beim deutschen Gerichte an. Der Häuptling wurde aufgefordert, den Sklaven und seinen Peiniger vorzuführen. Da stellte es sich heraus, daß der Häuptling sich einer List bedient hatte. Der Richter war nicht zugegen gewesen, und der Gerichtsschreiber hatte für ihn fungiert. Diesem hatte der Häuptling die sehr unschuldig klingende Frage vorgelegt, ob er seinen Sohn züchtigen dürfe, wenn er sich an ihm versündige. Der Gerichtsschreiber hatte natürlich ahnungslos die Frage bejaht. Nun sagte der Häuptling: dieser Sklave sei sein Sohn, der sich an ihm vergangen habe, und der Hauptpeiniger sei sein Büttel, der auf seinen Befehl die Strafe vollzogen habe. Er habe mit gerichtlicher Erlaubnis gehandelt. Man konnte ihn unter diesen Umständen schlechterdings nicht bestrafen: denn es wäre in seinen Augen Sophisterei gewesen, zu

sagen, der Gemißhandelte sei nicht sein Sohn, da man thatsächlich die Sklaven häufig Kinder nennt. Deshalb erklärte der Gerichtsschreiber nur, er müsse, weil er den Menschen so furchtbar gezüchtigt habe, ihm seine Freiheit schenken. Die Folge war, daß der Häuptling dem Sklaven, den er doch nicht gekauft, sondern geerbt hatte, alles nahm, was er besaß, selbst sein Kanu, ohne welches ein Kamerunneger sich fast nicht zu ernähren imstande ist*). Er würde sogar noch weiter gegangen sein und ihn geächtet und zum Dorfe hinausgejagt haben, wenn er nicht eine neue Klage von seiten der Missionare befürchtet hätte.

Selbstverständlich ist es, daß die Freien, d. h. die Sklavenhalter, zusammenstehen und gegen die Sklaven stets gemeinsame Sache machen. Eines Tages schrie ein Sklave hinter Bohner her, als dieser durch das Dorf Bonaberi ging. Er hatte ein furchtbar verhauenes Gesicht und bat um ein Schreiben an den Kaiserlichen Richter, damit er den verklagen könne, der ihn so zugerichtet habe. Bohner schickte ihn aber ohne ein Schreiben zum Richter: er brauche kein Schreiben, sondern solle nur sein Gesicht zeigen. Damit war er auch ganz zufrieden und wollte hingehen. Aber sogleich wurde am ganzen Flußufer entlang gerufen, niemand solle ihm ein Kanu geben, und der arme Schelm wird schwerlich zum Ziel gekommen sein. Denn, wenn er selbst vielleicht ein Kanu gehabt hat, so hat man's ihm versteckt oder auf dem Lande festgehalten.

Hat ein Sklave nicht eine große Anzahl von Mitsklaven, die für ihn mit eintreten und im Notfalle mit den Freien fechten, so hält es für ihn sehr schwer, zu seinem Rechte zu kommen. Denn er ist und bleibt einfach rechtlos, und nur vor dem europäischen Richter wird sein Recht anerkannt. Daß es ihm aber mitunter schwer wird, zu dieser Instanz zu gelangen, zeigt der mitgeteilte Fall.

Wenn nun solche Vorgänge noch unter den Duala, die unter den Augen der Regierung wohnen, häufig sind, so darf man sicher annehmen, daß es je weiter landeinwärts um so schlimmer aussieht. Für uns handelt es sich aber nur um den Teil der Kolonie, in dem die Regierung die Macht in den Händen hat und ihren Willen durchsetzen kann.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die rechtliche Frage der Sklaverei und der Schuldhaft einheitlich durch Gesetz bezw. Verordnung geregelt würde, damit auch die Richter wüßten, woran sie sind. Zwar hat die Regierung bereits im Jahre 1892 erklärt, daß die Kaiserlichen Gerichte Schuldforderungen für verkaufte Sklaven nicht mehr annehmen, sondern an die von der Regierung eingesetzten Landesgerichte verweisen. Aber ganz davon abgesehen, daß diese Gerichte doch auch im Namen der Regierung handeln und

*) Dem Sklaven steht keinerlei Recht zu, auch kein Eigentumsrecht. Der Herr betrachtet sich als Eigentümer alles dessen, was sein Sklave etwa besitzt. („Miss.-Mag." 1893, S. 22.)

entscheiden, scheint diese Maßregel doch nicht streng durchgeführt zu werden. Sonst hätte folgender Fall nicht vorkommen können. Ein Duala gab einem Abo Waren mit dem Auftrage, für ihn einen Sklaven zu kaufen. Wie es schien, brachte der letztere das Geld durch. Nach langer Zeit verlangte der Duala endlich den bestellten Sklaven. Da erhielt er einen schon etwas älteren Mann, den anzunehmen er sich weigerte. Es kam zur Klage vor dem deutschen Gerichte, und der Abo wurde verurteilt, seinem Gläubiger einen jungen Sklaven zu geben, bezw. wenn er keinen hätte, einen zu kaufen. Sollte das Urteil wirklich so ausgefallen sein, wie der Verurteilte behauptet, so könnte man deshalb dem Richter noch nicht einmal Vorwürfe machen. Denn er hat dann, weil kein anderes Recht festgesetzt ist, nach Landesrecht entschieden. Das Richtigste war ja natürlich, daß er nur die Rückgabe der Waren samt den aufgelaufenen Zinsen bestimmte.

In seinem Gutachten hat Bohner den Eingeborenen gegenüber folgende Maßnahmen zur Abschaffung der Sklaverei und des Sklavenhandels vorgeschlagen, die von der Regierung Schritt für Schritt hätten ergriffen werden können: 1) Verbot der Sklaveneinfuhr; 2) Verbot von Kauf und Verkauf von Sklaven innerhalb der Kolonie; 3) Verbot des gewaltsamen Festhaltens von Sklaven, welche von ihrer Freiheit Gebrauch machen wollen. Es ist bisher keine Verordnung dieser Art bekannt geworden.

Unter den Maßnahmen aber, durch die die Aufhebung der Sklaverei befördert und vorbereitet werden kann, schlug Bohner damals in erster Linie vor: „es sollte allen Angestellten und Mitgliedern der Forschungsexpeditionen — seien es Weiße oder Schwarze — untersagt sein, irgend welche Personen, gleichviel ob weiblichen oder männlichen Geschlechts, als Geschenk anzunehmen oder käuflich zu erwerben. Dasselbe Verbot hätte sich auch auf das Personal der Regierung zu erstrecken".*) Da noch im Jahre 1896 die hier berührte Unsitte vorgekommen ist, so wäre es wünschenswert, daß ein diesbezügliches Verbot der Regierung ausdrücklich bekannt gegeben und Übertretung desselben unter strenge Strafe gestellt würde.

Bohner hielt im Jahre 1892 die Regierung noch nicht für stark genug, die erwähnten drei Verbote mit einem Male festzusetzen und durchzuführen. Jetzt ist sie aber sehr wohl dazu in der Lage. Denn durch ihre Bezirksämter übt sie eine wirkliche Herrschaft aus, und durch ihre Polizei- und Schutztruppe kann sie ihren Verordnungen den nötigen Nachdruck verleihen. Wenn die Regierung aber sich nach so langer Zeit endlich dazu sich entschließt, etwas Positives gegen den Sklavenhandel und die Sklaverei in Kamerun zu thun, so darf sie nicht unterlassen, gleichzeitig ein Verbot der Verpfändung von Menschen zu erlassen. Jedenfalls muß sie wenigstens verbieten, daß für die Verpfändeten ein Kostgeld seitens des Schuldners zu

*) „Missions-Magazin" 1893, S. 27.

bezahlen ist. Denn das ist ja, wie oben gezeigt, vielfach geradezu der Weg, auf welchem freie Leute zu Sklaven werden.

Daß die Duala die Sklaveneinfuhr samt dem Sklavenhandel vor den Europäern zu verbergen suchen, ist natürlich. Man merkt gewöhnlich, daß neu gekaufte Sklaven in einem Fahrzeuge sich befinden, nur daran, daß sie ohne Ruder dasitzen, weil sie im Inlande das Rudern nicht gelernt haben. Demnach ist es nicht unmöglich, die Einfuhr von Sklaven auch auf dem Wasserwege zu kontrollieren. Und überdies hat die Regierung jetzt unter den Häuptlingen bereits eine sehr gute und sichere Handhabe, ihre Verordnungen durchzuführen und deren Beobachtung zu erzwingen. Sie hat nur nötig, denjenigen Häuptlingen, welchen sie die Gerichtsbarkeit übertragen hat, mit der Entziehung dieses Ehrenamtes zu drohen, wenn sie ihren Pflichten nicht pünktlich nachkommen. Um diesen Preis werden sie auch zur Beobachtung der gegen die Sklaverei und den Sklavenhandel gerichteten Verordnungen und Gesetze sich bereit finden lassen.

Der Kampf gegen die afrikanische Sklaverei im XIX. Jahrhundert.

Vom Herausgeber.

Große Veränderungen haben sich im Laufe des vorigen Jahrhunderts in Afrika vollzogen. Die meisten der kleinen und großen Reiche sind verschwunden. An ihre Stelle sind die Kolonien der europäischen Staaten getreten. Es fehlt nicht viel, so ist ganz Afrika unter die fremden Mächte aufgeteilt. Das Dunkel, das über dem afrikanischen Erdteil lag, ist gelichtet. Die großen geographischen Aufgaben, die der ungeheure Kontinent der Forschung stellte, sind im großen und ganzen gelöst. Es gilt nur noch die Kleinarbeit der Spezialforschung zu leisten. Freilich auch noch eine Riesenaufgabe! Der Handel hat sich Schritt für Schritt immer größere Absatzgebiete erschlossen und als Entgeld für seine Kulturerzeugnisse die Naturprodukte des afrikanischen Bodens in immer steigendem Maße sich angeeignet. Hand in Hand mit ihm suchen von Jahr zu Jahr zahlreicher werdende Kolonisationsgesellschaften aller Art den Naturreichtum des Kontinents in den Dienst der Zivilisation zu zwingen. Afrika hat im vorigen Jahrhundert für Europa einen solchen Wert gewonnen, daß sowohl Staaten als auch Privatgesellschaften um den möglichst großen Anteil an diesem Erdteile unter einander wetteifern. Ihnen allen erscheint jedes Stückchen dieses Kontinents als ein so hohes und wertvolles Gut, daß sie alle Anstrengungen machen und auch zu Opfern bereit sind, um es sich zu sichern. Man müßte in der That Afrika um dieses Wettrennen der europäischen Staaten und Gesellschaften lediglich bemitleiden,

hätte es in den Augen Europas nur diesen einen Wert, daß es als ein Ausbeutungsobjekt erscheint, wobei die Eingeborenen im allgemeinen schlechte Geschäfte machen. Glücklicherweise ist es aber nicht so. Vielmehr haben sich von Europa aus auch Augen auf Afrika und seine Bewohner gerichtet, die in ihnen ausschließlich ein Rettungsobjekt erkennen und keinen Vorteil an ihnen suchen, sondern rein auf ihre Wohlfahrt bedacht sind. Wer den Missions-Atlas D. Grundemanns hernimmt, kann sich ja freilich dem ersten Eindruck nicht verschließen, daß im neuen Jahrhundert noch reichlich und eifrig Missionsarbeit gethan werden muß. Der bei weitem größte Teil Afrikas soll erst noch fürs Christentum gewonnen werden. Aber das zeigt die Grundemannsche Karte von Afrika doch auch, daß im vorigen Jahrhundert bereits etwas Großes geschehen ist zur Ausbreitung des Reiches Gottes. Denn was da als Arbeitsfeld der verschiedenen Missions-Gesellschaften angegeben ist, ist, von ganz kleinen Anfängen abgesehen, erst in den letzten 100 Jahren in Angriff genommen worden. Und neben dieser geistigen Wohlthat hat Afrika im Laufe des vorigen Jahrhunderts eine köstliche leibliche Wohlthat empfangen, die, daß Europa kräftig dem Greuel des Sklavenhandels entgegen getreten ist.

Überblicken wir alles, was im Verlaufe der letzten 100 Jahre in Afrika zur Bekämpfung des afrikanischen Sklavenhandels und der Sklaverei überhaupt geschehen ist, so können wir es in zwei Abschnitte einteilen. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist es einzig und allein England gewesen, das thatkräftig und beharrlich dagegen aufgetreten ist und nicht aufgehört hat, die andern Mächte zu Maßnahmen gegen diese „offene Wunde der Menschheit“ aufzufordern. In der zweiten Hälfte, namentlich im letzten Viertel, aber ist die Bekämpfung des afrikanischen Sklavenhandels und der afrikanischen Sklaverei mehr und mehr von fast allen Kulturmächten in Angriff genommen und in manchen Gebieten Afrikas mit anerkennenswertem Erfolge betrieben worden.

I. Der Kampf gegen die Sklavenausfuhr aus Westafrika.

1) Bis zum Verbot des britischen Menschenhandels am 24. März 1807.*)

Zwei Umstände trafen zusammen, um in England die Aufmerksamkeit auf die afrikanische Sklavenfrage zu richten. Durch den Frieden vom 30. November 1782 hatte Großbritannien Nordamerika verloren. Es war natürlich, daß man für diesen schweren Verlust einen Ersatz zu gewinnen suchte. So erhielt Afrika für englische Kreise noch einen andern Wert, als den es bis dahin

*) Vgl. Dr. Alfred Zimmermann. Die Kolonialpolitik Großbritanniens. II. Teil. Vom Abfall der Vereinigten Staaten bis zur Gegenwart. Berlin 1899. E. S. Mittler & Sohn. — I. Teil. Die Kolonisation Afrikas. Kap. 1. Die Anfänge der britischen Afrikapolitik.

hatte, daß es der ergiebige und unerschöpfliche Sklavenmarkt war. Dazu kam, daß bereits seit Mitte des 18. Jahrhunderts Stimmen gegen den Menschenhandel laut geworden waren und die Quäker und Wesleyaner gegen denselben zu eifern begonnen hatten. Bereits 1772 hatte Granville Sharp es durchgesetzt, daß englische Richter einen nach England gebrachten Sklaven frei erklärten und den Grundsatz aufstellten, daß jeder Sklave durch das Betreten englischen Gebietes frei werde. Seit dieser Zeit datiert die Antisklaverei-Bewegung in England. Aus ihr ging der 1787 ins Leben gerufene Verein zur Beseitigung des Sklavenhandels hervor, dessen Gründer Thomas Clarkson, William Wilberforce, der bereits erwähnte Granville Sharp u. a. waren. Die letzte Veranlassung zu dieser Gründung war die Veröffentlichung einer Arbeit über die Frage, „ob es rechtlich zulässig sei, jemand gegen seinen Willen zum Sklaven zu machen“, welche von der Universität Cambridge im Jahre 1785 als Preisaufgabe gestellt war. Den Preis hatte Thomas Clarkson mit seiner Schrift gewonnen. Diese erregte in weiten, und namentlich in den höheren Kreisen großes Aufsehen und trug viel dazu bei, daß die Bewegung gegen den Sklavenhandel weiteren Boden fand.

Der junge Verein sah seine Aufgabe vor allen Dingen darin, in Wort und Schrift die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Greuel des Sklavenhandels zu lenken. Seine Bemühungen fanden auch außerhalb Englands; zunächst in Frankreich Boden, wo ein Antisklaverei-Verein unter dem Namen „amis des noirs“ entstand. In England selbst aber hatte der Verein bereits im Jahre 1788 den Erfolg, daß der König den „board of trade“ beauftragte, „die Gebräuche beim Ankauf von Sklaven in Afrika, ihrer Versendung und beim Weiterverkauf in Westindien zu prüfen und den Einfluß dieses Handels in Afrika wie in den Kolonien auf den gesamten englischen Handelsverkehr zu untersuchen.“ Aus Anlaß dieser Untersuchung entwickelten die Vertreter der Sklaverei-Interessen eine eifrige Thätigkeit. „Vor dem Board thaten sie dar, daß die 450000 Neger, welche damals in den Zuckerpflanzungen Britisch-Westindiens arbeiteten, bei einem Preise von 50 Pfd. St. pro Kopf allein einen Wert von 22500000 Pfd. St. darstellten. Die Zuckerpflanzungen mit Zubehör wurden auf 45 Millionen, die Schiffe und Warenhäuser auf etwa 25 Millionen Pfd. St. veranschlagt! Die Sklavereifreunde leugneten, daß jemals Kriege geführt würden, um Sklaven zu machen, und daß Menschenraub vorkomme; sie behauteten, daß der Sklavenexport vielen Tausenden von Kriegsgefangenen einheimischer Stämme das Leben rette, und daß alle die Greuelgeschichten erfunden seien.“ Indes trotz aller dieser Vorstellungen hatten die Gegner der Sklaverei den Erfolg, daß sie dem Board alle Greuel des Menschenhandels vor Augen führen konnten, und daß „die City von London und die andern großen Städte, die Universitäten, die Diöcesanversammlungen der Hochkirche und andere

Körperschaften Verbot des Menschenhandels forderten." Vor allem aber gelang es ihnen, die Minister Pitt, Fox und Lord Grenville persönlich für ihre Überzeugung zu gewinnen. Pitt selbst führte im Unterhause im Mai 1788 einen Beschluß herbei, „daß das Haus in seiner nächsten Tagung die Frage des Sklavenhandels in Beratung ziehen" wolle. Ja er ließ sich sogar bereit finden, in Liverpool nähere Untersuchungen über die Zahl und die Verpflegung der Neger auf jedem Sklavenschiff vornehmen zu lassen. „Dabei zeigte sich, daß jedem der Neger im Durchschnitt nur ein Raum von 5′ 6″ Länge, 4—5′ Höhe und 16″ Breite gewährt war, daß die Leute auf der Fahrt eng gefesselt und schlecht ernährt wurden und daß grausamste Strafen alltäglich waren."

Hierdurch wurde Pitt bewogen, dem Hause sofort einen Gesetzentwurf zur Abschaffung der Mißbräuche vorzulegen, wodurch er freilich den heftigsten Widerstand der Liverpooler Kaufleute, die am meisten mit dem Sklavenhandel verbunden waren, erregte. Diese verstiegen sich sogar zu der Behauptung, daß „die Reise von Afrika nach Westindien (die sogenannte middle passage) eine der glücklichsten Perioden des Negerlebens sei". Doch machten sie auf Pitt mit ihren Verteidigungen keinen Eindruck. Er hatte sich inzwischen auch noch davon überzeugt, daß auf den Sklavenschiffen die Sterblichkeit der Schwarzen sehr groß war und „bezeichnete den Sklavenhandel als eine Schande für die Menschheit und sprach die Hoffnung aus, daß das Haus zunächst den größten Greueln ein Ende machen werde, selbst auf die Gefahr hin, ihn ganz zu unterbinden." Das Unterhaus nahm auch den Gesetzentwurf an, aber das Oberhaus beschloß so bedeutende Änderungen, daß das Unterhaus ihn verwarf. Erst ein drittes Gesetz gelangte zur Annahme und trat im Juli 1788 in Kraft.

Im folgenden Jahre stand im Unterhause der Bericht des Geheimen Kronrates, der sich mit dieser Frage beschäftigt hatte, zur Beratung. Dabei beantragte Wilberforce am 12. Mai einen Ausschuß des ganzen Hauses zur Prüfung des ganzen vorliegenden Materials. „Er entrollte dabei ein so furchtbares Bild dieses unmenschlichen Handels, daß die Sklaverei-Interessenten ernstlich besorgt wurden und nun die Taktik wählten, ihrerseits Regulierung der Sklavenverschiffung und -behandlung zu befürworten. Im übrigen führten sie in der Presse aus, daß die Neger kaum über dem Tiere stünden, daß die befreiten Sklaven Hungers sterben, ihre Besitzer ruiniert, die Inseln Westindiens zu Grunde gerichtet und gleichzeitig die englischen Finanzen durch die notwendige Entschädigung der Pflanzer schwer geschädigt werden würden." Sie erreichten eine lange Verzögerung der Debatte und den Beschluß, daß eine neue Enquete anzustellen sei.

Diese kam erst im Jahre 1791 zum Abschluß. Die Zwischenzeit hatten die Vertreter der Sklaverei-Interessen so erfolgreich auszunutzen verstanden, daß ihre Aussichten sich gebessert hatten. Das

zeigte sich am 18. April 1791, als Wilberforce das Verbot der weitern Einfuhr von Sklaven nach Westindien beantragte. „Nochmals gab er dabei ein treues, mit Urkunden belegtes Bild der Greuel des Menschenhandels. Er wies nach, mit welcher Kaltblütigkeit die englischen Agenten in Afrika harmlose Familien einfingen und die Eingeborenen zu Kriegen anstifteten, um nur Sklaven zu bekommen. Er gab Belege von Sklavenschiffen, wo von 450 Negern bis 200 unterwegs umgekommen waren. Auch die fürchterlichen Zustände auf den westindischen Plantagen enthüllte er schonungslos. Aber obwohl Pitt, Fox, Burke und eine Reihe hervorragender Parlamentarier Wilberforce in meisterhaften Reden unterstützten, stimmten nur 88 für seinen Antrag, 163 dagegen."

Indes wurden die Antisklaverei-Freunde durch diesen Mißerfolg nicht mutlos. Die Sklavereifrage nahm ja bereits die Aufmerksamkeit aller Welt immer mehr in Anspruch. Dazu kam, daß der Negeraufstand auf San Domingo im Jahre 1793 mit dem Siege der Neger endete; und vor allem blieb das Vorgehen Dänemarks nicht ohne Eindruck, das am 16. März 1792 ein Gesetz erließ, „welches allen dänischen Unterthanen Kauf, Verkauf und Transport von Sklaven verbot."

Das Unterhaus nahm nun zwar bereits 1792 mit 230 gegen 83 Stimmen einen Antrag Wilberforces auf allmähliche Abschaffung des englischen Sklavenhandels an. Aber das Oberhaus blieb nach wie vor bei seinem Widerstande und beharrte auch in den folgenden Jahren darin. Noch im Jahre 1799 lehnte es selbst ein Verbot der Sklavenausfuhr aus der Nachbarschaft von Sierra Leone ab. „Infolge dieser Erfahrungen beschränkten sich Wilberforce und seine Anhänger in den nächsten Jahren auf Agitation. Erst 1804, als ihre Partei durch Beitritt der Iren im Parlament verstärkt war, brachten sie wieder eine Bill für Aufhebung des Sklavenhandels binnen bestimmter Frist ein. Noch einmal scheiterte die Sache am Einspruch der Lords, und auch 1805 blühte Wilberforce kein Erfolg. Doch in demselben Jahre wurde erreicht, daß die englische Regierung die Einfuhr von Sklaven in die während des Krieges*) eroberten Kolonien verbot! 1806 kamen Lord Grenville und Fox ans Ruder, und unter ihrem Einfluß beantragte am 31. März 1806 der Attorney-General**) das Verbot des Sklavenhandels nach fremden Kolonien und der Landung fremder Sklavenschiffe in britischen Häfen. Schon am 23. Mai wurde diese Bill angenommen. Am 10. Juni 1806 regte Fox im Unterhause an, den Sklavenhandel, der Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Politik widerspräche, ganz abzuschaffen. Wenige Tage später that Lord Grenville denselben Schritt im Oberhause.

*) mit Frankreich.

**) Der Attorney-General ist der erste der beiden englischen Kronanwälte. Sie haben im Unterhause Interpellationen zu beantworten und über Gesetzentwürfe Auskunft zu geben, so weit es sich um technisch-juristische Fragen handelt. Sie gehören zu den Ministern, ohne jedoch Mitglieder das Kabinets zu sein.

Er schlug zugleich vor, den König zu bitten, ein Übereinkommen mit den fremden Mächten zur Beseitigung des Menschenhandels herbeizuführen. Nach langer Debatte wurden beide Anträge angenommen und im August 1806 verboten, neue Schiffe für den Sklavenhandel auszurüsten. Der entscheidende Schlag wurde endlich 1807 geführt. Lord Grenville legte am 2. Januar den Lords eine Bill wegen Aufhebung des britischen Menschenhandels vor. Sie ging mit 16 Stimmen Mehrheit durch, wurde alsdann vom Unterhause mit 108 Stimmen Mehrheit genehmigt und erhielt die Königliche Genehmigung am 24. März 1807.

„Hiernach war vom 1. Mai 1807 ab aller Kauf, Verkauf und Versand von Sklaven in Afrika britischen Unterthanen bei 100 Pfd. St. Strafe für jeden Sklaven und Verlust des Schiffes verboten. Ebenso war Versendung eines Sklaven von einer Kolonie nach der andern untersagt und den Beamten, welche Verletzungen dieses Gesetzes feststellten, eine Prämie von 3—13 Pfd. St. für jeden Sklaven, je nach Geschlecht und Alter in Aussicht gestellt. — Da kurz zuvor, März 1807, die Vereinigten Staaten Einfuhr von Sklaven in ihr Gebiet überhaupt verboten hatten, war nunmehr Ausrottung des Menschenhandels in absehbarer Zeit zu erwarten!“

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. Dezember 1899.)

So wie im Jahre 1898 haben auch im letztvergangenen Jahre ganz besonders zwei Kolonialmächte, England und Frankreich, das Interesse auf Afrika zu lenken verstanden. Jedoch fand die Rivalität, welche sich zu einer überhasteten Besitzergreifung immer größerer Länderstrecken gestaltet hatte und im Guinea-Hinterlande wie im östlichen Sudan die Expeditionen mit geladenem Gewehr sich begegnen ließ, ihren Abschluß in dem Vertrag vom 21. März, welcher die französischen und englischen Interessengebiete, nach West und Ost streng geschieden, endgiltig festlegte.

England behielt freie Hand, um seine auf den Besitz des ganzen östlichen Afrika von Kairo bis zum Kap gerichteten Pläne weiter zu verfolgen.

Im **östlichen Sudan** hat es seine Ziele vollständig erreicht. Nach Besiegung des Khalifa begann es die Verwaltung in durchaus britischem Interesse zu organisieren, vervollständigte die Nil-Eisenbahn bis nach Khartum (im Dezember sollte die letzte Strecke von Berber vollendet werden) und stellte Projekte für ihre Verlängerung auf Abu Harras und Kassala auf, während eine englisch-italienische Gesellschaft die Verbindung dieses Ortes mit Massauah am Roten

Meere übernehmen wird. Nach Westen, also nach Kordofan und Bahr-el-Ghazal, weiter vorzudringen, mußte zunächst noch unterlassen werden, da dort des Khalifa Abdullahi Macht noch nicht gänzlich gebrochen war. Aber dessen Vernichtung sollte auch noch vor Ende des Jahres gelingen.

Als in den letzten Septembertagen die Verwickelungen in Süd-Afrika ein weiteres Hinauszögern des Krieges noch zu gestatten schienen, brachen aus Omdurman die ägyptischen Truppen nach Kaka auf, um dort, Infanterie, Artillerie und Kamelreiter, in zwei Brigaden formiert zu werden und gegen die Stellung des Khalifa am Djebel Gedir vorzugehen. Bis auf 50 km waren sie schon an diese herangekommen, als der Ausbruch des Burenkrieges den Befehl zum Rückzug veranlaßte. Kaum aber waren die Truppen zurückgekehrt, so erschien der Mahdi, welcher in unglaublich kurzer Zeit den Weg bis zum Nil zurückgelegt hatte, in bedrohlicher Nähe von Khartum. Am 21. November, morgens 4 Uhr, brach Oberst Wingate mit allen verfügbaren Truppen auf, am 23. stießen die Vortruppen auf einander, und am 24. ward morgens 5 Uhr der Kampf mit dem Khalifa eröffnet. Als dieser sah, daß ihm jede Hoffnung auf Sieg oder Flucht benommen sei, forderte er seine Emire auf, mit ihm zu sterben. Er breitete ein Schaffell auf die Erde und setzte sich, umgeben von ihnen, darauf nieder. Unter den Kugeln der anstürmenden Feinde brachen sie zusammen.

So ist England dieses Feindes entledigt, und nur der alte Mahdistenführer Osman Digna ist entkommen. Außer von diesem droht aber im östlichen Sudan noch manche Gefahr. Da ist zunächst der Negus von Abessynien, begierig sein Gebiet nach Süden und nach Nordwesten weiter auszudehnen. Mit größtem Interesse verfolgt er die Ereignisse in Süd-Afrika, welche den Engländern völlig die Hände binden; er zeigt sich plötzlich bereit, die von Italien drei Jahre hindurch vergeblich verlangte Grenzlinie anzuerkennen, und den immer noch ausstehenden Friedensvertrag zu unterzeichnen; er sammelt ein Heer, um vorgeblich die Tigrener zu zwingen, ihrem neuen Herrn, Ras Makonnen, keine Schwierigkeiten zu bereiten, er kann es aber ebenso gut verwenden, um sich des längst beanspruchten Ghedaref und Galabat zu bemächtigen.

Wenig erfreulich sind auch die Verhältnisse im Somali-Land; obschon die Engländer wenig von ihren dortigen Verlegenheiten verlauten lassen, erfährt man doch, daß der Scheik Mohammed ben Abdullah mit 2000 Anhängern Raubzüge in das englische Gebiet von Berber unternommen und sogar den britischen Gouverneur von Zeila auf einer Durchreise überfallen und ausgeraubt hat. Was die von Aden und Bombay herangezogenen Truppen erreicht haben, ist noch nicht bekannt geworden.

Ob endlich den Engländern die vom Kongostaat auf das Bahr-el-Ghazal-Gebiet gerichteten Absichten gerade genehm sind, ist auch zweifelhaft. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß offiziell von

jenem die Vorbereitung der Okkupation immer in Abrede gestellt worden ist, während doch festgestellt wurde, daß in Kero am Nil eine starke Truppenmacht angesammelt wird, daß Chaltin dort mit 3000 bis 5000 Mann bereit steht, nach Norden vorzudringen. So ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß auch im östlichen Sudan, dem Gebiet, wo die Engländer bisher nur Erfolge errangen, neue Schwierigkeiten erwachsen, welche im jetzigen Augenblicke kaum zu überwinden sein würden.

Englands Streitkräfte sind, wie ihnen von deutscher Seite vor Ausbruch des Krieges vorausgesagt wurde, alle in **Süd-Afrika** gefesselt, und sie sind nicht hinreichend, um dort einen Erfolg erwarten zu lassen.

So geschickt und strategisch richtig die Buren den Feldzug begannen, als sie am 12. Oktober die Grenzen von Natal überschritten und konzentrisch gegen Ladysmith vorgingen, so anerkennenswert und erfolgreich ihre Taktik sich erwies, niemals einen Angriff über offenes Gelände zu machen und sich starken Verlusten (die sie nicht ersetzen können) auszusetzen, sondern die Vorteile des Geländes zur Schaffung starker Positionen zu benutzen und den Gegner anrennen zu lassen — so unbegreiflich falsch und ungeschickt ist die Kriegführung der Engländer, mag man die Verteilung der Streitkräfte, die strategische Leitung, oder mag man ihre Verwendung im Kampfe, die taktische Führung ins Auge fassen.

Durch die gleichzeitige Einschließung des General White in Ladysmith, Cecil Rhodes (dieser ist dort die Hauptperson) in Kimberley und Powells in Mafeking, sowie durch das Vorbrechen über den Orange-Fluß gegen die Kapkolonie ist es den Buren gelungen, die Engländer zu einer Zersplitterung ihrer Kräfte, zu einer Teilung auf drei Kriegstheatern zu veranlassen, welche eine Gesamtbreitenausdehnung von 700 km haben und den Buren den Vorteil der Operation auf der inneren Linie (sie haben die Eisenbahn Ladysmith-Pretoria-Bloemfontein zur Verfügung) sichert; selbstverständlich sind sie bestrebt, die einzige Eisenbahnlinie, welche das südliche mit dem westlichen Kriegstheater verbindet, Naauw Poort-De Aar, in die Hand zu bekommen, um die Engländer durchweg auf die Verbindung zur See zu beschränken.

Die Streitkräfte der Buren werden sehr verschieden geschätzt. Man wird sie unter 60000 Mann kaum annehmen können, zumal ihnen durch den Zuzug der mehr und mehr sich erhebenden Afrikander nicht nur die bisherigen Verluste ersetzt, sondern stärkere Kräfte hinzugefügt werden. Die Verluste werden durch die englischen Nachrichten stets zu hoch geschätzt; ihre Kenntnis entzieht sich der Natur der Kämpfe und des Geländes gemäß den englischen Truppen gänzlich, welche nur in wenigen Fällen in die Burenstellungen einzudringen vermochten. Die von den Buren selbst mitgeteilten Zahlen sind fast immer sehr gering. Ihre Artillerie muß ungefähr 80 Feldgeschütze und 50 Maschinengewehre zählen, ungerechnet die den

Engländern bereits abgenommenen Geschütze. Wie hoch sich die Zahl der Festungsgeschütze, welche sie mit anerkennenswerter Schnelligkeit zur Stelle schaffen, beläuft, ist nicht bekannt. Man darf aber nicht außer Betracht lassen, daß eine Anzahl der Geschütze, auch der Feldgeschütze, in Pretoria und in der Stellung von Komati Poort zum Schutz gegen einen Angriff von der Delagoa-Bai aus geblieben sein wird.

Im Dezember wurden die Streitkräfte auf dem östlichen Kriegstheater vor Ladysmith und am Tugela-Fluß auf 30000, im Westen (Mafeking, Kimberley und am Modder-Fluß) auf 12000 bis 15000, auf dem südlichen Kriegsschauplatz auf mindestens 10000 Mann geschätzt. Weitere Truppen stehen im Norden und Osten von Transvaal zur Sicherung der Grenzen.

Die englische Armee zählte anfangs Dezember nach Ankunft der mobilisierten ersten vier Divisionen: eingeschlossen in Ladysmith 10—12000, in Kimberley 3000, in Mafeking 1000 Mann; ferner in Rhodesia unter Oberst Plumer 2000 Mann. Die zu Operationen verfügbaren Truppen disponierte General Buller derart, daß in Natal stand südlich Colenso General Clery mit etwa 10000, in Pietermaritzburg 7000, in Durban 2000, zusammen 19000 Mann; im Westen Lord Methuens fliegendes Korps mit 9000, zur Sicherung seiner Verbindungslinie 5000, zusammen 14000 Mann; im Süden bei Queenstown General Gatacre mit 6000 bis 7000, bei Naauw Poort die Kavalleriedivision unter General French mit 4000, zusammen 10—11000 Mann. Die mobilisierte 5. Division langte erst nach Mitte des Monats in Kapstadt an. Sie genügt nicht, um den britischen Streitkräften die numerische Überlegenheit zu sichern.

Infolge der Verzettelung seiner Truppen und der unbegreiflich schlechten Führung erlitt England im Dezember an allen Stellen sehr empfindliche Niederlagen.

Zuerst war es Methuen, welcher ohne Gepäck und hinreichende Artillerie übereilt von Hopetown aufgebrochen war und auf jedem Schritt vorwärts mit den Detachements zusammenstieß, welche Cronje ihm entgegenstellte, um in günstigen Stellungen ihm Hindernisse und Verluste zu bereiten. So geschah es am 23. November bei Belmont, so am 25. bei Graspan, wo die britischen Truppen, mit ihrer Überzahl die Buren umfassend, ihren Rückzug aus der Stellung erzwangen, um aber 600 m weiter selbst durch die Buren in der Flanke bedroht zu werden. Immerhin machten sie sich mit einem Verlust von etwa 200 Mann den Weg frei, welcher sie zum Modder-Flusse führen sollte. Hier kam es am 28. zu dem blutigen Gefecht, welches Methuen voreilig als großen Sieg nach London meldete, während es den Wendepunkt und das Ende seines eiligen Vormarsches, eine regelrechte strategische Niederlage bezeichnet.

Am Abend des 27. November stieß man auf die Vorposten der Buren am Südufer des Modder-Flusses, dort wo nahe dem Vereinigungspunkt mit dem Rietfluß die Eisenbahnstation und Brücke gelegen ist. Mit Tagesanbruch entwickelte sich die Schiffsbrigade (etwa 1500 Mann) mit der Artillerie am Eisenbahnübergang, die Gardebrigade (etwa 3500 Mann) rechts, die 9. Brigade (4000 Mann) links davon gegen die über Modder bezw. Riet zurückgegangenen und drüben hinter Geländedeckungen vorzüglich aufgestellten Buren. Der Versuch, im Feuer das jenseitige Ufer zu gewinnen, mißlang vollkommen, er wurde

durch das Hochwasser und die Flankenstellung der Buren zwischen Riet und Modder wesentlich erschwert, und nur weiter unterhalb gelang es gegen Abend, einen kleinen Teil der 9. Brigade überzusetzen, weshalb die Verteidiger in voller Ordnung den linken Flügel ganz hinter die Modder zurückzogen. Irgend welchen Vorteil hieraus zu ziehen, war Methuen außerstande, da seine Truppen durch den im heißesten Sonnenbrand zehn Stunden lang durchgeführten Kampf völlig verschmachtet und kampfunfähig waren. Ihre Verluste wurden anfangs auf 1500 Mann, später auf 488 beziffert.

Den durch die völlige Erschöpfung und Entmutigung seiner Truppen erzwungenen Stillstand begründete Methuen mit der Notwendigkeit, erst die Eisenbahnbrücke wiederherzustellen und eine Pontonbrücke zu erbauen. Von den Buren vernahm man, daß sie in der Richtung auf Kimberley bei Spytfontein eine starke Stellung befestigt hätten, im Osten eine Abteilung bei Jacobsdal versammelten, und daß endlich auch die bei Belmont und Graspan zurückgedrängte Truppe zwischen Riet und Orangefluß sich aufhielte.

Mit der Besatzung von Kimberley scheint Methuen mittelst optischer Telegraphen (Lichtblitzapparate) des Nachts sich schon frühzeitig in Verbindung gesetzt zu haben; jedoch ist es kaum wahrscheinlich, daß ein am 25. November gemeldeter erfolgloser Ausfall mit dem von den Engländern gar nicht vorausgesehenen Gefecht bei Graspan in Beziehung steht. Wohl aber kann man dies von dem energischen Ausfall am 28. November annehmen, bei welchem der tapfere Führer der Engländer, Major Skott-Turner, fiel.

Während Methuen am Modder durch ein halbes Bataillon und eine Batterie Verstärkung erhielt, zog sich um ihn das Netz allmählich zusammen. In den ersten Tagen des Dezember ward die Eisenbahn in seinem Rücken zerstört; es gelang zwar, die Burenabteilung, welche die Bahnlinie besetzt hielt, zu vertreiben und sogar, wie gemeldet wurde, den gesprengten Eisenbahnviadukt bei Graspan wiederherzustellen, aber bald folgte der ersten eine zweite Eisenbahnunterbrechung, und diese scheint bis zur Zeit noch in Kraft zu sein.

Am 10. Dezember glaubte Methuen seinen Vormarsch durch einen Angriff auf die verschanzte Stellung der Buren auf den Maggersfonteinhügeln (nördlich des Modderflusses) wieder aufnehmen zu müssen. Er befahl der Artillerie, dagegen Stellung zu nehmen; während des ganzen Tages unterhielt diese am 10. eine heftige Beschießung und glaubte aus dem Benehmen der Buren auf eine vorzügliche Wirkung schließen zu dürfen. Nachdem am 11. die Kanonade fortgesetzt worden war, ging die Infanterie zum Sturm vor, begegnete aber einem so mörderischen Gewehrfeuer, daß sie mit großen Verlusten (namentlich bei der Hochländer-Brigade) den Angriff aufgeben mußte. Sie verlor nicht weniger als 963, hiervon die Hochländer allein 650 Mann.

Methuen war gezwungen, sich auf den Modderfluß zurückzuziehen und zwischen ihm und dem Rietfluß Stellung zu nehmen. Die Buren zögerten nun nicht, ihn mit einer starken verschanzten Stellung, nördlich am Modder, östlich bei Jacobsdal zu umgeben, und im Süden ging Delareys Korps vor, um ihn gänzlich abzuschneiden. Methuen machte zwar in den folgenden Tagen (15. Dezember) den Versuch, sich der Einkreisung zu entziehen. Dies gelang ihm jedoch nicht.

Die nächste Hilfe, welche ihm wenigstens die rückwärtige Verbindung sichern konnte, lag in Händen der Generale French und Gatacre. Ersterer suchte mit seiner Kavallerie über Naauw Poort gegen Norden vorzudringen und die Grenze des Orange-Freistaates zu gefährden; auch gelang es ihm, Anfang Dezember nach Arundel vorzudringen; Gatacre aber sah aus seinem Lager bei Queenstown ruhig mit an, wie der Aufstand der Afrikander immer heller aufloderte, und Dordrecht nicht durch Buren, sondern durch Afrikander aus Barkly East am 2. Dezember besetzt wurde. Endlich am 9. Dezember begann Gatacre seine — unglückliche — Aktion. Er sandte Oberst Dalgetty mit der gesamten Kavallerie und einer halben Feldbatterie gegen Dordrecht, um sich nach der Vertreibung der Buren aus dieser Stadt gegen die linke Flanke der bei Stormberg stehenden Hauptmacht zu wenden. Er selbst fuhr mit 5 Bataillonen, 800 Mann berittener Infanterie und 2 Batterien nach Molteno, von wo er im

nächtlichen Marsch gegen die Stellung bei Stormberg vorging. Ohne alle Sicherheitsmaßregeln führte er diesen Marsch wie eine Friedensbewegung aus und, mit seinem Stabe an der Spitze der Kolonne reitend, ließ er sich nach einem durch Umwege bedeutend verlängerten und anstrengenden Marsch durch das Feuer der Buren überraschen, während er sie hatte überfallen wollen. Er war in einen vom Feind beschossenen Kessel geraten, suchte auf einer Anhöhe Stellung zu nehmen, war aber gezwungen, unter dem Feuer der ihn stetig begleitenden Burengeschütze sich zurückzuziehen und erreichte Molteno mit einem Verluste von 1000 Mann und 2 Geschützen. Von hier mußte er seine zerschmetterte Truppe schleunigst nach Queenstown zurückführen.

French ist allein nicht imstande, den nun wahrscheinlich in größerer Stärke gegen ihn vereinten Kräften Stand zu halten; seine letzten Berichte scheinen bereits sein langsames Zurückgehen vorzubereiten, und es ist wahrscheinlich, daß es den Buren bald gelingen wird, wieder bis Naauw Poort vorzudringen und sich der wichtigen Eisenbahnlinie, welche zur Verbindung mit dem westlichen Kriegsschauplatz dienen könnte, zu bemächtigen.

Zu den schweren Niederlagen im Westen und Süden sollte auch eine solche im Osten hinzukommen.

Das rätselhafte Zurückgehen Jouberts, nachdem er die beiden in Estcourt und am Mooifluß stehenden Abteilungen bereits eingeschlossen hatte, hat seine Erklärung gefunden. Gegen die vorgehende Hauptmacht der Engländer war seine Stellung nicht günstig; er zog sich deshalb mit dem Centrum bis hinter den Tugelafluß zurück, ließ aber seine beiden Flügel weit vorgeschoben stehen. Eine Zeitlang schien es, als wenn Buller ihm nicht direkt zu folgen, sondern die Stellung am Tugela westlich zu umgehen gewillt sei. Wenn er hierzu Vorbereitungen getroffen hat, wird er gefunden haben, daß die schwierigen Wege ihm durch die Buren versperrt waren, und so entschloß er sich, den Stier bei den Hörnern zu packen und bei Colenso, so wie Joubert es wünschte, den Übergang über den zur Zeit wenig Wasser führenden Tugela zu erzwingen. Die Stärke des unter ihm von General Clery kommandierten Corps wird Mitte Dezember auf 18½ Bataillone Infanterie, eine Marinebrigade, 2 Husaren- und 2 Dragonerschwadronen, 1 Regiment Königl. Dragoner, die südafrikanische und leichte Reiterei, 6 Feldbatterien und eine halbe Haubitzbatterie angegeben.

Die Buren hatten die Eisenbahnbrücke bei Colenso zerstört, die Straßenbrücke aber stehen lassen und am nördlichen Ufer des Tugela sich eingenistet, auch am südlichen aber östlich von Colenso (das in einem nach Norden vorspringenden Flußbogen am rechten Ufer liegt) den Inhlawe-Berg, stark befestigt. Die Engländer konnten aus ihrer Vorpostenstellung vorwärts Chieveley das Gelände übersehen, in dem die Buren standen, hatten aber, wie es scheint, trotzdem keine Ahnung von der Art ihrer Aufstellnng. Am Morgen des 15. Dezember, 4 Uhr, ließ Buller drei Brigaden vorrücken, auf den Flügeln durch Artillerie begleitet. Die beiden Flügelbrigaden, Hart links und Hildyard rechts, sollten den Übergang mittelst der Brücke oder zweier vorhandener Furten erzwingen, die mittelste, Lyttleton, beide nach Bedarf unterstützen. Die Buren hatten aber unterhalb ein Stauwehr gebaut und dadurch die seichten Stellen unpassierbar gemacht. Sie verhielten sich durchaus still, bis die Gegner dicht ans Ufer herangekommen waren; dann eröffneten sie ein vernichtendes Gewehr- und Geschützfeuer, mittelst dessen erst die Brigade Hart, dann auch die Brigade Hildyard blutig abgewiesen wurde. Gleichzeitig machte sich die Stellung am südlichen Ufer in der Flanke der Engländer unangenehm bemerklich; es wurden zwei Angriffe gegen sie angesetzt, welche aber beide scheiterten (hier mag wohl die vierte Brigade in Thätigkeit getreten sein). Am schlimmsten fuhren die zwei Batterien, welche am rechten Flügel bis ans Flußufer vorgegangen waren. Im Infanteriefeuer fielen sofort sämtliche Pferde und viele Mannschaften. Es gelang nicht die Geschütze zurückzuziehen und nur mit großen Opfern, die hier mit vorgegangenen 3 Schiffsgeschütze zu retten. 9 Kanonen vermochten die Buren später trotz des auf sie gerichteten Schrapnelfeuers aufs andere Ufer zu bringen.

Die Engländer beziffern ihren Verlust auf 1110, die Buren auf 30 Mann. Schalk Burger, welcher an Stelle des erkrankten, seitdem aber wieder hergestellten

General Joubert das Oberkommando führte, hat sich als einen tüchtigen Führer erwiesen. Am 19. und 20. beschossen die englischen Haubitzen die Stellung der Buren mit Lyddit-Granaten, eine nachträgliche, kaum zu rechtfertigende Maßregel, welche allerdings die Zerstörung der Tugelabrücke bewirkt haben soll, im übrigen aber den Buren keinen Schaden gethan haben wird.

Bald machten sich aber die von Weenen und Springfield in der Richtung auf Estcourt vorrückenden stärkeren Buren-Abteilungen geltend und bewogen Buller, seine Truppen — wenigstens zum Teil — nach Frere und Estcourt zurückzusenden.

In Ladysmith, dessen tapfer ausdauernden Besatzung zulieb Buller seinen Angriff machte, scheint es indessen recht schlecht zu stehen, wenngleich die Nachrichten stets lauten: „Alles wohl". Es steht dies im Mißklang mit den Meldungen von Hunderten von Kranken, von Herabsetzung der Rationen und Verteuerung der Lebensmittel, von der furchtbar zerstörenden Wirkung der Burengeschosse. General White macht zwar unaufhörlich Ausfälle, um seinen Gegnern zu schaden; aber die hierbei erlittenen hohen Verluste möchten kaum im Verhältnis stehen zu den erlangten Vorteilen, und am deutlichsten zeigt sich die Ohnmacht der Besatzung in ihrer Unthätigkeit am 15. Dezember. Da hätte es sich verlohnt, die letzte Kraft einzusetzen, um der Entsatzarmee die Hand zu reichen.

Als eine direkte Folge der britischen Niederlagen ist der Aufstand der Afrikander im steten Zunehmen, und er wird nicht nur in den bereits annektierten Gebieten sich geltend machen, wenn es sich bewahrheitet, daß die Engländer die eingeborene Bevölkerung zum Widerstande bewaffnen. Zuzüge erhalten die Buren von Offizieren und Soldaten aus aller Herren Länder; denn überall verfolgt man ihren Kampf mit der wärmsten Anteilnahme. Selbst ein portugiesischer Offizier ist mit 33 Matrosen von dem Kreuzer „Adamastor" in Lourenzo Marquez desertiert, um sich ihnen zur Verfügung zu stellen. Die holländische und die deutsche Sanitäts-Abteilung sind am 8. Dezember in Pretoria mit Freuden begrüßt worden.

In England mußten die Mißerfolge niederschmetternd wirken. Man erkennt, daß es sich nicht mehr um die Vorherrschaft in Süd-Afrika, sondern um die Großmachtsstellung Großbritanniens handelt, und man macht die äußersten Anstrengungen, um das Versäumte nachzuholen, um dem mit so ungenügender Vorbereitung frivol begonnenen Kriege eine andere Wendung zu geben. Das Mittel, entgegen jedem Völkerrecht in aller Herren Länder sich durch Werber Soldaten zu verschaffen, möchte wenig Erfolg haben, zumal man beginnt, dem unlauteren Treiben mit Ernst entgegenzutreten. Die 5. Division wird nun Süd-Afrika bereits erreicht haben; ihr Kommandeur, General Warren, ist auf dem Wege, anstatt Methuens das Kommando im Westen zu übernehmen; ob er seine ganze Division dorthin ziehen kann, ist zweifelhaft, da man allerorten nach Verstärkungen ruft. Werden doch die bisherigen Verluste auf 7000 Mann geschätzt.

Am 3. Dezember wurde die Aufstellung einer 6., am 14. die einer 7. Division und die Vorbereitung einer 8. Division befohlen. Erstere soll in 2 Brigaden (à 4 Bataillone) und 3 Batterien 9600 Mann, 744 Pferde und 2405 Maultiere erhalten; Kavallerie und Zugtiere aber können erst in Afrika ihr zugeteilt werden, und mit

den Reit- und Zugtieren ist es schlimm bestellt. Man erinnerte sich jetzt des Rates, die Pferde der Baßuto zu kaufen, aber Krüger ist hiermit zuvorgekommen und hat die vorhandenen 30000 Tiere aufgekauft. So ist es mit dieser Division schon schwierig, welche am 16. Dezember zum Transport bereit sein sollte, aber nicht war, und nun vor Mitte Januar kaum eintreffen wird. Wo soll die 7. Division Kavallerie und Artillerie, wo Offiziere herbekommen, da die noch vorhandenen Reserven kaum zur Vervollständigung der Infanteriebataillone ausreichen?

Nun hat man aber eine äußerste Anstrengung beschlossen: der ganze Rest der Reserven soll einberufen, die Yeomanry und die Volunteers sollen zum Eintritt aufgefordert werden, um die Kavallerie zu ergänzen, General Buller soll in Süd-Afrika ein freiwillige berittene Truppe bilden, den Milizbataillonen will man gestatten, sich zur Verwendung in Afrika bereit zu erklären und endlich alle Anerbietungen der Kolonien annehmen, Hilfstruppen zu stellen. Man stellt ungeheure Zahlenreihen von waffenfähigen Mannschaften auf, als wenn es darauf ankäme, große Menschenmassen und nicht, tüchtige Truppenkörper auf den Kriegsschauplatz zu senden. Was man an solchen hatte, ist vergeben, was man noch schicken kann, sind keine Soldaten, sondern uniformierte Zivilisten, welche in diesem Kriege sich so wenig bewähren werden, wie die französischen Volksheere 1870. Es hat keinen Zweck, eine Berechnung der neu zu schaffenden Truppen aufzustellen; man wird ja sehen, was damit fertig zu bringen ist. Vor allem fehlt es an Offizieren, an Pferden und an Geschützen; und die sind in einer für den Krieg mit den Buren brauchbaren Qualität nicht so schnell zu beschaffen.

Mit der Führung ist der Feldmarschall Lord Roberts beauftragt, Lord Kitchener ihm als Generalstabschef zur Seite gestellt; ersterer am ist 23. Dezember von London abgereist, letzterer ist unterwegs, um sich mit ihm auf der Reise zu treffen. Es ist abzuwarten, ob es ihnen gelingen wird, die strategisch verzweifelte Lage zu ändern und den Truppenführern die Kenntnis der einfachsten militärischen Grundsätze beizubringen, deren sie völlig zu entbehren scheinen. Wenn nicht, dann steht England an einem Abgrunde, von dem — es ist nicht zu leugnen — die ganze zivilisierte Welt keine Lust hat, es zurückzuziehen.

Bedauerlich ist es, daß nicht nur in taktischer, sondern auch in sanitärer Beziehung Großbritannien, das immer die Prinzipien der Humanität im Munde führte, seine Armee so arg vernachlässigt hat, noch bedauerlicher die Art und Weise, mit welcher den Gefangenen und Verwundeten des Feindes begegnet wird. Erstere sind ohne irgend welche Fürsorge auf Schiffen eingepfercht, während die englischen Gefangenen in Pretoria auf jede Weise gepflegt werden, und die Verwundeten beraubt man ihrer Kleider und vernachlässigt, ja mißhandelt sie in einer Weise, daß man sich der Humanität der „rohen“ Buren gegenüber dessen schämen muß.

Daneben ist die Prahlerei der englischen Minister, die sich nicht scheuen, von den den besiegten Buren zu stellenden Bedingungen zu reden, wenig geschmackvoll und übertrifft es alles Bisherige, wenn wir hören, daß Herrn Chamberlains eigener Bruder (Chef der Firma Kynoch u. Co. in London) sich das gute Geschäft nicht entgehen ließ, den Buren mittelst deutscher Schiffe (um das Odium von sich auf Deutschland zu wälzen) ihre Munition zu liefern. Und dem gegenüber, wie groß steht der geschmähte „Ohm Krüger" da, welcher, um die Ausgaben für die neuen Batterien nicht im Staatshaushalt erscheinen zu lassen und zu verraten, sie aus den durch seine Hände gehenden Geldern deckte, unbekümmert darum, daß man ihn des Unterschleifs von Staatsgeldern bezichtigte!

So sehen wir, wie Englands Erfolge in Süd-Afrika in der Offenbarung seiner militärischen Ohnmacht und eines einseitigen bis zur Selbstgefährdung getriebenen Krämergeistes endigen. Wenn es jetzt aufgerüttelt wird aus dem Zustande der Autosuggestion — möchte es nicht zu spät sein?

Durch schwere Schläge ist auch **Frankreich** in Afrika betroffen worden. Mit der Energie, welche seinen kolonialen Unternehmungen eigen ist, ging es ans Werk, um nach dem Mißlingen des Planes, welchen Marchand mit seinem mühsamen Zuge nach Faschoda ins Werk setzen sollte, die Verbindung seiner Kolonien unter einander mittelst des Tschad-See-Gebietes zu erreichen. Die Expedition Gentils hatte den Weg gewiesen, wie man von Französisch-Kongo hierhin gelangen könne und, mit reichen Mitteln ausgerüstet, ward eine große Expedition entsandt, um diesen Weg zu befestigen und festen Fuß in Baghirmi zu fassen. Aber der Rabah von Bornu, der inzwischen diesen Staat zertrümmert hatte, nahm einen der Leiter, Behagle, gefangen und ließ ihn verhungern, einen anderen, Bretonnet, tötete er im Kampfe, sechs andere Europäer sind verschollen, man weiß nichts von ihnen; fast allein steht Gentil an der Pforte der ihm durch den Rabah verschlossenen Länder und muß darauf bedacht sein, dessen weiterem Vordringen entgegen zu treten. Auf dieser Seite ist zunächst nichts zu erwarten; es war die Kraft des eingeborenen Usurpators stärker als die der europäischen Eindringlinge, welche seinen Raub ihm zu entreißen trachteten.

Das Vordringen von Westen, aus Senegambien, bis zum Tschad-See hat sein Ende gefunden in der Greuelthat eines Offiziers, welcher in der wahnsinnigen Idee, sich ein selbständiges Reich zu gründen, mit einem Mord dem Vaterlande den Fehdehandschuh hinwarf und sein Ende durch dasselbe Werkzeug fand, daß er mißbraucht hatte.

Es bleibt die dritte Expedition, Foureau-Lamy, welche von der Nordküste durch die Sahara nach dem Tschad-See vordrang und dem großartigen Werk einer Wüstenbahn vorarbeiten soll. Nur ungewisse und unbestätigte Nachrichten widersprechendster Art liegen von ihr vor, und noch muß man auch um ihr Schicksal besorgt sein.

Dagegen schreitet der Telegraphen- und Eisenbahnbau rüstig vor; das ungeheure Gebiet des französischen Sudan ist mit einem Telegraphennetz bereits übersponnen, und die Eisenbahn von Senegambien soll im Frühjahr 1900 Bammako und den Niger erreichen.

Deutschland hat sich in Afrika von jeder Überhastung und Überanstrengung fern gehalten. Wenn man in früheren Jahren vielfach bedauern mußte, daß bei dem Wettbewerb im dunkeln Erdteile sich deutsches Kapital und deutsches Interesse so außerordentlich zurückhaltend erwies, wenn Deutschland sich dadurch um manche schöne Aussicht betrogen sah und sich vielfach übervorteilen ließ, so ist doch in den letzten Jahren ein bestimmter Plan und ein größerer Ernst in allen kolonialen Dingen zu beobachten; und wenngleich, ganz entgegengesetzt dem Treiben der Engländer und Franzosen, nur mit äußerster Vorsicht vorgegangen wird, so machen wir doch langsam gut fundierte Fortschritte. Sie sind in allen unseren Kolonien zu bemerken und einesteils der staatlichen Fürsorge und dem Eifer tüchtiger Beamter und Offiziere, andernteils dem immer reger sich beteiligenden Kapital zu danken.

In **Ost-Afrika** ist es die Frage der Eisenbahn, welche zur Zeit das meiste Interesse in Anspruch nimmt, da sie für die Entwickelung der Kolonie mit Rücksicht auf die von allen Seiten das deutsche Gebiet umfassenden und sich ihm nähernden Bahnlinien anderer Nationen zur Lebensbedingung wird. Würden diese nicht gebaut, so könnten wir auch noch lange warten; aber im Wettbewerb darf der nicht zurückbleiben, der die Kraft in sich fühlt, sich behaupten und siegen zu können. Unsere Kolonie bietet gerade in den westlichsten Teilen die voraussichtlich wertvollsten und nutzbarsten Gegenden. Ihre Ausnutzung würde uns für immer verloren gehen, wenn sie durch Eisenbahnen anderer Nationen erschlossen würden. Es ist deshalb mit Freude zu begrüßen, daß die Regierung nicht nur den Bau einer Centralbahn ernst ins Auge gefaßt und für die Vorarbeiten eine Summe in den Etat für 1900 eingestellt hat, sondern daß auch die der Verwendung größerer Mittel entgegenstehenden Schwierigkeiten überwunden worden sind, und daß durch eine im Nachtrag einzubringende größere Summe der Beginn der Arbeit im Jahre 1900 ermöglicht werden soll. Die eingehende Prüfung der Vorarbeiten und die Feststellung des Projektes an Ort und Stelle durch einen Fachmann ist bereits in die Wege geleitet und wird die Möglichkeit gewähren, in kurzer Zeit den Bau zu beginnen.

Dann wird auch die Telegraphenlinie endlich zur Ausführung kommen und gleich ins Innere geführt werden, deren wir schon so lange bedürfen, da wir zur Zeit Nachrichten aus dem Hinterland früher durch den Kongo-Staat erhalten, bevor das Gouvernement an der Küste etwas davon erfährt.

Vorderhand sind alle Bezirkschefs ernstlich bemüht, durch Straßenbauten dem Verkehr in die Hände zu arbeiten. So ist im

Bezirk Langenburg neuerdings mit Anlage von gebahnten Wegen und Brücken und mit dem Bau von Rasthäusern vorgegangen worden. Letztere bewähren sich überall und werden reichlich benutzt.

Einen auffallenden, vorteilhaften Kontrast bildet die Bevölkerungszahl unseres Schutzgebietes gegen Rhodesia. Letztere schätzt der letzte Bericht der Britischen Süd-Afrika-Kompagnie auf 413 000 Eingeborene, während in Deutsch-Ostafrika bei der Zählung in 16 von 22 Bezirken sich die Zahl von 5 406 000 Einwohnern ergab, so daß man die ganze Bevölkerung wohl auf 6 Millionen schätzen darf, ein Ergebnis, welches frühere Schätzungen weit übertrifft.

Ein Schwimmdock wird gegenwärtig im Auftrage der Kolonialabteilung auf den Howaldtswerften bei Kiel erbaut; es erhält eine Hebekraft von 1800 t und kann somit nicht nur die größten Gouvernementsdampfer, sondern auch die deutschen Stationskreuzer aufnehmen, so daß in Zukunft die hohen Dockgebühren in Kapstadt erspart werden und auch die an der Küste verkehrenden deutschen und ausländischen Kauffahrteischiffe die Möglichkeit zur Reparatur erhalten.

Die Beunruhigungen, in welche die östlichen Gebiete des Kongostaates durch die aufrührerischen Batetela nun bereits seit Jahren versetzt sind, scheinen auch für das deutsche Schutzgebiet nicht ohne Gefahr zu sein. Wie bereits früher gemeldet wurde, mußten bereits Stationstruppen in der Richtung auf den Kiwu-See entsandt werden. Nun kommt aus dem Kongostaat die Nachricht von neuen größeren Aufständen und von der Niederlassung der Batetela am Kiwu-See, weshalb eine Kolonne von 1000 Mann und drei Kanonen unter Kommandant Herz gegen sie entsandt wurde. Es handelt sich hier um das streitige Gebiet, welches der Kongostaat bei dieser Gelegenheit wohl wieder zu besetzen gewillt ist, während Deutschland Interesse daran hat, jetzt den Streit zum Abschluß zu bringen.

Im übrigen herrscht im ganzen Schutzgebiet Friede, und aus den Ansiedlungen laufen nur günstige Berichte ein.

In **Deutsch-Südwest-Afrika** geht man mit einer Veränderung der Südwest-Afrika-Kompagnie um, welche bekanntlich nach und nach fast sämtliche Anteile der „South-Afrika-Territories-Company" erworben hatte. Die Verschmelzung zu einer einzigen Gesellschaft soll vollzogen, gleichzeitig aber eine so starke Beteiligung deutscher Bankhäuser herbeigeführt werden, daß der englische Einfluß nicht mehr überwiegend zum Ausdruck kommen kann. Es kommen hierbei dieselben Banken zur Sprache, welche auch an der Bildung der Otavi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft beteiligt sind.

Die Baiweg-Bahn, über welche sich der nun veröffentlichte Bericht des Oberstleutnant Gerding durchaus günstig ausspricht, soll am 1. April 1900 bis Okongava eröffnet werden. Bei einer Gesamtlänge von 400 Kilometer und 30 000 Mark Kosten pro Kilometer wird ein Kapital von 12 Millionen verwendet; aus dem bisherigen, die Erwartung weit übersteigenden Verkehr der eröffneten

Teilstrecke ist zu entnehmen, daß die Rentabilität voraussichtlich binnen kurzer Zeit eine gute sein wird. Dagegen hebt auch Gerding hervor, daß der Wert der Walfischbai als Hafenort gegenüber Swakopmund ganz in den Hintergrund tritt und nur eine schnelle Herstellung besserer Landungsverhältnisse bei letzterem sowie eine schnellere und leistungsfähigere Dampferverbindung anzustreben ist.

Der Meuchelmord, welchen einige Hottentotten gegen zwei deutsche Ansiedler, Gustav Claaßen und Emil Dürr, aus Gewinnsucht verübt hatten, ist sofort durch den Bezirkshauptmann von Rehoboth, Major Müller, bestraft worden. Der Hauptanstifter ist von Hoachanas-Hottentotten gefangen eingeliefert, eine Anzahl anderer auf der Flucht erschossen worden; nur zwei sind entkommen, die geraubten Tiere und Gegenstände zum größten Teil wiedergefunden und für die Witwe des Claaßen gerettet worden.

Die bergmännische Expedition hat ihre Thätigkeit im August begonnen und an den vier in Angriff genommenen Schächten bei Rehoboth mit Eifer fortgesetzt. Für die zwei in Windhoek und Gibeon ins Leben tretenden Schulen sind die Lehrer bereits berufen worden, zur Zeit plant man in Windhoek, wo der Bau einer katholischen Kirche bereits begonnen wurde, auch eine evangelische Kirche zu bauen.

Kamerun ist durch zwei Ereignisse des letzten Jahres in eine neue Entwickelungsperiode getreten, durch die Gründung der Süd-Kamerun-Gesellschaft und durch den Feldzug gegen Tibati. Die Besitzergreifung des südöstlichen Teiles der Kolonie ist durch eine Expedition vollständig durchgeführt, die Ausbeutung eingeleitet und bei dem festgestellten Reichtum an Elfenbein und Kautschuk wird es nur darauf ankommen, die nötigen Arbeitskräfte einzuführen, um eine wertvolle Ausbeute zu gewinnen. Über den Feldzug ist nun der ausführliche Bericht des Hauptmanns von Kamptz eingelaufen, welcher den Angriff auf Ngilla-Stadt am 14. Januar und auf Tibati am 11. Mai schildert. So wenig man annehmen darf, daß mit diesem so überaus geschickt und glücklich geführten Kriegszug das Hinterland für immer gewonnen und die Macht der Fulbefürsten gebrochen ist, so ist doch damit ein bedeutender Schritt vorwärts gethan; und es ist zu erwarten, daß in nicht zu langer Zeit durch Gründung einer Station in Garua der zweite wichtige Schritt zur Aufschließung von Adamaua geschehen wird.

In **Togo** ist durch die Vereinbarung mit England bezüglich der Teilung des neutralen Gebietes die Grundlage gewonnen, auf welcher hoffentlich bald durch eine gemeinsame Kommission die Grenzfrage zur endgiltigen Entscheidung gebracht werden wird.

In den **portugiesischen** Kolonien ist ein Unternehmen zu Ende geführt worden, welches für die Gebiete am Njaßa-See von großer Bedeutung war. Es handelte sich um die Unterwerfung der feindlichen Yao-Häuptlinge und um Sicherung des portugiesischen Gebietes im Osten des Njaßa-Sees, in dem sich bisher die

vom britischen Gebiet vertriebenen Häuptlinge festgesetzt hatten, durch eine starke Besatzung. Die britische Streitmacht, 10 Offiziere, 135 Scheiks und ein Bataillon British Central Africa Rifles unter Kapitän Pearce brach von Zamba auf; die portugiesische — neben einer großen Anzahl weißer Soldaten aller Truppengattungen etwa 1500 befreundete Eingeborene — vom Schirwa-See. Beide rückten gegen die Stadt Kwamba vor, beide hatten heftige Kämpfe mit den Gegnern zu bestehen, doch eroberten die Briten Kwamba, und Ende August vereinigten sich beide Abteilungen. Nach Zurücklassung einer Besatzung an der britisch-portugiesischen Grenze kehrten die Truppen nach Zamba zurück. Mitte September brachen neue Unruhen auf dem Tanganika-Plateau aus, welche einen bedrohlichen Charakter anzunehmen schienen, jedoch gelang es dem britischen Kommissär Mr. Sharpe, ihrer Herr zu werden, am 18. Oktober besetzte er die Stadt Kazeniles und kehrte nach Zamba zurück. Es ist zu hoffen, daß mit diesen energisch durchgeführten Expeditionen in dem durch eine unbändige Bevölkerung bisher berüchtigten Gebiete am Tanganika-, Bangweolo- und Njaßa-See nun endgiltig Ruhe eintritt.

Vermischtes.

„Medizin gegen Bambusdiebe.“ Welche wunderlichen und törichten Blüten der heidnische Aberglaube zeitigt, läßt sich aus folgender Mitteilung des Missionars Schüler erkennen, der von der Station Muakaleli der Berliner Mission am Njaßa-See im Kondelande im Juni seinen Predigtplatz bei Mwabukusi besuchte. Er schreibt: „Während ich mich mit einigen Leuten unterhielt, erhob sich der neben mir sitzende Mwabukusi und folgte einem mir wohl bekannten Manne des Häuptlings Muakatobe, der soeben eingetroffen war. Auf mein Befragen, was Mwabukusi von dem Manne wolle, erfuhr ich, daß er von den Muakotobe'schen Medizin zum Schutze gegen die Bambusdiebe erhalten solle. Nach Mwabukusis Rückkehr zum Platze fragte ich ihn ebenfalls nach seinem Begehren von dem genannten Manne. Ich erhielt von ihm dieselbe Antwort wie von seinen Leuten. Er wolle sich durch die Medizin die Bambusdiebe vom Halse halten. Die Medizin habe die Wirkung, Diebe krank zu machen. Der Dieb würde durch die im Besitze des Bambuseigentümers befindliche Medizin an bösen Wunden krank. Als ich ihn auf das Törichte seines Beginnens aufmerksam machte, hörten er und seine Leute aufmerksam zu. Er wolle nur ein anderes Mittel von mir wissen, um vor den Dieben sicher zu sein. Meine Mittel: ein guter Stock und Gottes Wort schienen ihm annehmbar zu sein, doch wollte er das erstere von beiden Mitteln auch nur von mir angewendet wissen; natürlich mußte ich dies Anerbieten dankend ablehnen und ihn abermals auf seine Landesvater-Pflicht aufmerksam machen.“ („Berliner Missions-Berichte“ 1899. S. 767.)

Quittungen.

Für den Evangelischen Afrika-Verein gingen ein im Monat Dezember 1899:

d'Alton-Rauch, Major, Berlin, 3 Mk. — Gräfin Bassewitz, Tessenow, 5 Mk. — Dr. Freiherr von Blomberg, Dziekanka bei Gnesen, 4 Mk. — Sup. Bramesfeld, Münster 3 Mk. — Bartels, Gen.-Maj. Berlin, 6,05 Mk. — Benemann, Sennewitz 6 Mk. — D. Cremer, Greifswald, 3 Mk. — Pastor Döring, Wilmersdorf, 3 Mk. — Frau Pastor Dennert, Rüngsdorf, 3 Mk. — R. Fischer, Postgehilfe. Liebenwerda, 1 Mk. — H. O. Glüer, Gergehnen, 5 Mk. — Sup. Gößel, Görlitz, 3 Mk. — Graf Götzen, Berlin, 3 Mk. — Pastor Dr. Gildemeister, Mehlis, 3,05 Mk. — Pastor J. Holtz, Maldewin, 3 Mk. — W. Hempel, Freiberg i. S., 3 Mk. — Decan Hopf, Leipheim, 3 Mk. — Generalin von Kamptz, Ehrenbreitstein, 2 Mk. — Major von Korff, Straßburg, 10 Mk. — Major Meinecke, Krefeld, 36,73 Mk. — Pastor Metzenthin, Tschirnau, 3 Mk. — Pfr. E. Naumann, Siptenfelde, 3 Mk. — Fr. von Pochhammer, Berlin, 5 Mk. — von der Osten, Stettin, 3 Mk. — Pollmann, Harburg, 5 Mk. — D. J. Riecks, Pfarrer, Olvenstedt, 6 Mk. — von Restorff, Lindenau, 10 Mk. — H. Rötter, Lehrer, Bleicherode, 3 Mk. — Rausch, Berlin, 3 Mk. — Prof. Dr. Sanneg, Luckau N/L., 5,05 Mk. — Baronin von Staël-Holstein, Bad Landeck, 6 Mk — Frl. H. von Studnitz, Breslau, 3 Mk. — Sup. Stöcke, Niederbeuna, 6 Mk. — Kommerzienrat Fr. Schlüter, Dresden, 6 Mk. — Pastor Wetzel, Lehe, 3,05 Mk. — Pastor Beyer, Rehungen, 3 Mk. — Pastor Biebeler, Buhla, 3 Mk. — Pastor Haun (Hann), Craja, 3 Mk.

Berlin W., Behrenstr. 48, 30. Dezb. 1899.

Der Schatzmeister.
Veit.

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.**
Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.**
Generalsekretär: Pastor **E. Otto, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.**
Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit, Berlin W., Behren-Straße 48.**
Redaktion der „Afrika“: Pastor **Gustav Müller, Groppendorf** bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck**, Coblenz.
Schriftführer: Pfarrer **Keller**, Coblenz.
Geschäftsführer: cand. min. **Brüning**, Coblenz.
Schatzmeister: Kaufmann **C. Späther** jun., Coblenz.

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld

Nr. 2. Februar. 1900.

Afrika.



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage

des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller

in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Siebenter Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Abonnementspreis jährlich 3 M. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postämter.

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.**

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.**

Generalsekretär: Pastor **G. Otto, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.**

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit, Berlin W., Behren-Straße 48.**

Redaktion der „Afrika": Pastor **Gustav Müller, Groppendorf** bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck, Coblenz.**

Schriftführer: Pfarrer **Keller, Coblenz.**

Geschäftsführer: cand. min. **Brüning, Coblenz.**

Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., **Coblenz.**

Frau Marie Bokermann †

gestorben am 14. Dezember 1899.

Über den bereits im Januarheft kurz gemeldeten Heimgang der Gattin des Vorstehers unserer Sklavenfreistätte Frau Marie Bokermann geb. Lohoff sind inzwischen nähere Nachrichten eingetroffen.

Von der Geburt ihres Töchterleins am 23. November, dessen sie mit ihrem Manne sich nicht erfreuen sollte, da es alsbald starb, hatte sich Frau Bokermann bereits so weit erholt, daß sie täglich einige Stunden das Bett verlassen konnte. Es schien daher gute Hoffnung zu sein, daß sie allmählich wieder erstarken werde. Da stellte sich ganz unerwartet am Morgen des 12. Dezember ein heftiger Schüttelfrost mit starkem Brechanfall ein. Frau Bokermann selbst gewann dadurch von vornherein die feste Gewißheit, daß die Zeit ihres Heimganges gekommen sei. Ihr Mann suchte vergeblich ihr diesen Gedanken zu nehmen. Sie sagte ihm wiederholt: „Es geht mit mir zu Ende: ich fühle es ganz klar,“ und wieder: „Ich weiß es ganz bestimmt, es geht dem Ende zu.“ Und wie eine in ihrem Glauben fest gegründete Christin richtete sie auch sogleich ihren Blick auf den Erlöser und betete: „Herr, nimm alle meine Sünden hinweg! Jesu, dir leb' ich, Jesu, dir sterb' ich. Jesu, dein bin ich tot und lebendig: mache mich selig, o Jesu! Amen.“

Danach wurde sie innerlich zwar ganz ruhig; es stellte sich auch ein wenig Schlaf ein. Aber darauf setzte auch das Fieber mit solcher Gewalt ein, daß es nach einer knappen Stunde schon auf 40,6° gestiegen war. Auf dieser Höhe hielt es sich auch trotz aller Bemühungen, seine Macht zu brechen. Bald nach Mittag verlor die Kranke das Bewußtsein und lag in diesem Zustande den ganzen folgenden Tag hindurch, bis am Abend um 7 Uhr nach einem neuen Anfall von Schüttelfrost das Fieber sogar auf 42,3° stieg und bereits Herzschwäche sich einstellte.

So sammelten denn Diakon Bokermann und Liebusch die Kinderschar um das Bett der Stationsmutter, da sie das Abscheiden erwarteten und beteten gemeinsam um Gottes Hilfe und Gnade. „Wunderbarer Weise,“ schreibt Diakon Bokermann, „sank darauf die Temperatur auf 36,6° und stellte sich auch ganz ruhiger Schlaf ein, der die ganze Nacht durch anhielt.“ Um 6 Uhr des folgenden Morgens hatte sie noch einmal einen klaren Augenblick, so daß sie

nicht nur ihren Mann erkannte, sondern dieser noch einige Worte mit ihr sprechen konnte. Und ihre Antwort: „Ja, der Heiland ist sehr gnädig“, zeigte dem schwer geprüften Manne, daß sie ihn wohl verstanden hatte.

Bald darauf schwand das Bewußtsein wieder, und als gegen 8 Uhr wieder ein Schüttelfrost sie ergriff, setzte auch das Fieber sogleich wieder mit großer Macht ein, so daß die Temperatur wieder auf 41° stieg. Von da an mußte Diakon Bokermann erkennen, daß er sein treues Weib, die unverdrossene und umsichtige Gehilfin bei seiner Arbeit, bald verlieren werde. Um 6 Uhr abends war die ganze Schar von Lutindi im Sterbezimmer versammelt, und unter ihren Gebeten ist Frau Bokermann sanft und friedlich entschlafen.

Bis dahin hatten alle an sich gehalten. Nun aber verlangte der Schmerz sein Recht und alle brachen in Weinen und Wehklagen aus. Doch haben sie in Lutindi nicht geklagt, „als die keine Hoffnung haben“. Sie haben sich aufgerichtet an dem, der des Todes Gewalt hat und Diakon Bokermann schreibt: „Der Herr hat Gnade gegeben, daß wir wieder getrost sprechen konnten: ‚Dennoch bleibe ich stets an dir: Du hältst mich mit deiner rechten Hand!‘“

Am anderen Morgen, 15. Dezember, standen die Bewohner von Lutindi noch an einem zweiten Sterbebette. Die kleine Bahati, ein armes epileptisches Mädchen vom Stamme der Wanjamwesi, das im Frühjahr der Station überwiesen war, war, nachdem sie seit einigen Wochen sehr krank gewesen und von vielen Anfällen heimgesucht worden war, ihren Leiden enthoben und eines sanften Todes gestorben. So mußten denn beide zu gleicher Zeit bestattet werden.

„Bis zum Abend war alles zum gemeinsamen Begräbnis vorbereitet. Ein Sarg, mit weißem Stoff umkleidet und mit dem Kreuze geziert, barg den Leichnam der Frau Bokermann, und Bahati lag in eben solchem Schrein. Beide standen aufgebahrt in dem mit Palmwedeln geschmückten großen Wohnzimmer. Noch einmal schauten wir ins Angesicht der Lieben und dankten Gott, der uns in Frau Bokermann so viel Liebe geschenkt, dankten auch der treuen Hausmutter für alle ihre Liebe und schickten unseren Dank an Gottes Thron. Es war ein schwerer Abschied. Wir alle fühlten, was wir verloren. Mit dem Worte Psalm 121, 8 schieden wir vom Hause. Der Posaunenchor voran, die Kinder, Blumen in den Händen, ein langer Zug, denn auch unsere Kranken hatten sich angeschlossen, zogen wir zum offenen Grabe und senkten, während die Sonne unterging, die Saat hinein zum seligen Auferstehen. Gottes Wort mit seinem Troste erquickte unsere Seelen.

Als der Segen gesprochen war am offenen Grabe, trat Herr Martienßen von Ambangulu herzu. Die treuen Nachbarn dort, in der letzten Zeit durch gleiche Hoffnung besonders mit Bokermanns verbunden, hatten sich Rats erholen wollen für die Pflege ihres

Kindes. Der Bote brachte ihnen die Trauerbotschaft von hier und sogleich hatte sich Herr Martienßen aufgemacht, um in ihrer aller Namen teilzunehmen und einen Kranz auf den Sarg zu legen. Sein Kommen gerade in dieser Stunde war uns eine rechte Erquicknng." So schreibt Diakon Liebusch.

Frau Bokermann ist Ende Juni 1897 in den Dienst des Evangelischen Afrika-Vereins getreten. Seit Anfang 1899 ist sie die Gattin unseres Vorstehers von Lutindi gewesen. Wir haben viel, sehr viel an ihr verloren. „Sie war geradezu ein Vorbild für alle Frauen, welche hinausgehen in die Heidenwelt, um im Dienste des Herrn dort zu arbeiten. Als Hausfrau und Hausmutter in allem Äußeren tüchtig und praktisch und sich den Anforderungen Afrikas in Beköstigung und Verpflegung anpassend, war sie auch eine wahre Christin in der Herzensüberzeugung und im Bekenntnis, welches sie auch durch ihr Leben bethätigte," sagt jemand von ihr, der sie näher gekannt hat.

Das Hauswesen in Lutindi hat sich stetig vergrößert. Es sind jetzt 44 Kinder, denen die Mutter fehlt: zwei davon können noch nicht laufen, zwei andere haben es kaum gelernt. Wir schauen sehnlichst nach jemand aus, der die Lücke ausfüllen kann und will. Wir sind aber auch gewiß, daß dem verwitweten Hausvater mit seinem treuen Gehilfen in der Arbeit die dringende Hilfe in Bälde gesandt werden kann.

-er.

Vereinsnachrichten.

Die Nachrichten aus **Lutindi** stehen natürlich insgesamt unter dem schmerzlichen Eindruck des schweren Verlustes, den unsere Station durch den Heimgang unserer Hausmutter, der Frau Bokermann, erlitten hat. Es sind schwere Sorgen, welche die Herzen unserer Brüder bewegen. Man kann wirklich sagen: Sorgen ringsum!

Da ist einmal die große Hungersnot im Lande, die noch immer anhält. Täglich wird unsere Station aufgesucht von vielen, namentlich Frauen und Kindern, die Arbeit suchen, um sich Speise zu verdienen. Die Männer gehen mehr auf die Plantagen zur Arbeit. Wenn auch in der schweren Zeit der Krankheit der Frau Bokermann und nach ihrem Tode wegen der sonstigen schier erdrückenden Arbeitslast nicht daran zu denken war, die Bittenden zu beschäftigen, so konnten sich die Brüder doch der Not nicht entziehen. So haben sie denn gegen Speise Bananenstroh, Bretter, Geräte, Amulette und Schmucksachen von den Washambaa gekauft. Doch woher sollen, so fragen sie und wir, die Mittel kommen, um auf die Dauer der Not zu steuern?

Es haben sich zu Anfang des Monats auch wieder große Heuschreckenschwärme eingestellt. Sie haben zwar in den Gärten

unserer Station fast keinen Schaden angerichtet, da sie sich in denselben nur vereinzelt niedergelassen haben. Aber in den Feldern unserer Nachbarn haben sie eine große Verheerung angerichtet. Es sind ja im Laufe des Dezember auch einige Regenschauer niedergegangen, welche sicherlich an den Bananen den Schaden wieder gut machen werden. Aber eine Ernte vermögen sie dem Lande nicht zu geben. Und die Not wird also in den nächsten Wochen und Monaten noch immer wieder steigen, statt abzunehmen.

Die größte Sorge aber ist die, daß der Vorsteher unserer Station, Diakon Bokermann, infolge der Fülle von Arbeit, die auf ihm lastet und besonders infolge der schweren Zeit, die er soeben durchlebt hat, und des tiefen Schmerzes, der ihn getroffen hat, sehr angegriffen ist und voraussichtlich einer längeren Erholung bedarf. Jedenfalls muß Sorge getroffen werden, daß er neue Kräfte sammeln kann, um dann wieder in die Arbeit eintreten zu können.

So steht der Vorstand des Vereins vor großen Aufgaben, von deren Lösung die Zukunft der Freistätte in Lutindi abhängt. Es müssen neue Arbeiter gesucht und gewonnen werden, welche an den Platz von Frau Bokermann treten, den Diakon Bokermann selbst frei machen und auch die Ausbildung unserer erwachsenen Knaben in Handwerken leiten können. Zu dem allen aber gehören bedeutende Mittel, welche die Kräfte unseres Vereins um ein bedeutendes übersteigen. Wir bitten daher die Freunde unserer Kinderschar, uns in den Stand zu setzen, daß wir in dieser schweren Zeit unser Werk fortführen und damit an unserem Teile die von dem schweren Schlage des Todes der Frau Bokermann am nächsten Getroffenen, sonderlich ihren trauernden Gatten, trösten und aufrichten und ihnen ihre jetzt so sorgenvolle Arbeit erleichtern können. -er.

Die Sklaverei und die Frage ihrer Aufhebung in Deutsch-Ostafrika.

Von Amtsrichter Busse, Bleicherode.

Bekanntlich hat England auf seinen unserem deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet vorgelagerten Inseln Sansibar und Pemba vor nun bald zwei Jahren die Sklaverei aufgehoben. Die Befürchtungen, die von den Gegnern dieser Maßnahme an sie geknüpft wurden, sind vorläufig, so weit sich die Sachlage übersehen läßt, nicht eingetreten. Zwar ist ein großer Teil der befreiten Sklaven, der Herrschaft der Araber, ihrer bisherigen Herren müde, aus- und nach dem Festlande hinübergewandert, wo sie als freie Arbeiter in den Pflanzungen und anderwärts Lohn und Verdienst fanden, und insofern ist die englische Maßregel in vielleicht unvorhergesehener Weise

unserem Schutzgebiet zu gute gekommen. Aber von einer Verödung der Nelkenpflanzungen auf den genannten Inseln infolge Arbeitermangels, einem Ruin der dortigen Plantagenwirtschaft oder einem sonstigen Übelstande ist, so weit bekannt, bisher nichts in die Öffentlichkeit gedrungen.

Dies alles sollte auch uns Deutschen Veranlassung genug sein, an die Frage der Aufhebung der Sklaverei in unserem Schutzgebiet Deutsch-Ostafrika heranzutreten, zumal ja Deutschland in der Bekämpfung und Unterdrückung der fluchwürdigen Sklavenjagden in seinem Schutz- und dessen Seeengebiet sich die größten Verdienste erworben hat. Daß seine Behörden im Schutzgebiet in Sachen der Sklaverei noch nicht viel über gelegentliche Befreiungen auf Kriegszügen, Freilassungen auf Grund der Bestimmungen der Brüsseler Antisklavereiakte und Ausstellung von Freibriefen in einzelnen Fällen von Mißhandlungen hinausgekommen sind, mag in den bisherigen Verhältnissen seinen Grund haben; denn zunächst galt es festen Fuß im Schutzgebiet, vor allem auch im Inneren zu fassen und geordnete Zustände zu schaffen. Es wäre ein verhängnisvoller Fehler für eine so junge Kolonialmacht wie Deutschland, wollte es mit so wichtigen Fragen, wie die Sklaverei etwa experimentieren. Nun aber unser deutsch-ostafrikanisches Schutzgebiet sich mehr und mehr entwickelt, auch die Gründung und Entwickelung von Pflanzungsunternehmungen in den letzten Jahren in erfreulicher Weise thatkräftig eingesetzt hat, dürfte es an der Zeit sein, auch die Frage der Aufrechterhaltung bezw. Aufhebung der Haussklaverei, wie sie in unserem Schutzgebiete bei Arabern und Eingeborenen gilt, in Erwägung zu nehmen. Fragen von so einschneidender Bedeutung in wirtschaftlicher wie sozialer Beziehung können durch solche Erörterungen, sofern diese sachlich geführt werden, nur gewinnen. Auch der Aufhebung der Sklaverei auf Sansibar und Pemba sind in England die lebhaftesten Erörterungen voraufgegangen, bis sich nach Jahren die Regierung zu ihr entschloß.

In den folgenden Zeilen soll versucht werden, ein Bild von dem Wesen der Sklaverei als solcher, wie sie als Einrichtung in Deutsch-Ostafrika gilt, zu entwerfen und Stellung zu der Frage ihrer Aufhebung zu nehmen. Der Verfasser ist sich dabei wohl der Schwierigkeit seiner Aufgabe bewußt, da die Quellen für die Erkenntnis des Wesens der Sklaverei in unserem dortigen Schutzgebiet sehr spärlich fließen und man in der Hauptsache nur auf die Angaben in der englischen Litteratur angewiesen ist. Da aber die Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika wegen der wirtschaftlichen und geographischen Zusammengehörigkeit beider Gebiete kaum viel anders liegen können als auf den Inseln Sansibar und Pemba, so sind die englischen Quellen für die Beurteilung der deutsch-kolonialen Verhältnisse mit herangezogen worden. Die Frage ist auch um deswillen schwierig, weil vielfach provinzialrechtliche Bestimmungen bei der Handhabung der Sklaverei gelten, die vor allem auf dem Gewohnheitsrecht

beruhen, die Bestimmungen des Korans durch das Eingreifen der europäischen Mächte in Sachen der Sklaverei manche Abänderung haben dulden, und das religiöse Gesetz der Araber, die Scheria, unter dem Druck der christlichen Souveränitätsmächte den modernen Anschauungen hat Zugeständnisse machen müssen. Dieselben sind je nach den einzelnen Staaten verschieden.

Die Sklaverei, wie sie in Deutsch-Ostafrika heute besteht, ist eng mit dem arabischen Elemente verknüpft, das wir besonders an der Küste, aber auch im Inneren, im Seeengebiete finden. Seit Mitte vorigen Jahrhunderts haben die Araber die ostafrikanische Küste in der Ausdehnung vom Roten Meer bis zum Kap Delgado in Besitz genommen; seit Anfang dieses Jahrhunderts ist ihre Herrschaft daselbst unbestritten; von hier aus sind sie zu ihren Raub- und Handelszügen ins Innere vorgedrungen; im heutigen Deutsch-Ostafrika haben sie außer im Küstenbezirk besonders in Tabora und Udschidschi am Tanganika-See Niederlassungen. Man schätzt ihre Zahl für unser Schutzgebiet auf 2000—3000; gewiß keine so große Zahl, daß man ernstlich mit ihr rechnen müßte; um so zahlreicher ist aber ihr Anhang, die Suaheli, d. h. die Küstenbewohner, ein Mischvolk, entstanden aus den an der Küste seßhaft gewordenen Arabern und den Küstennegern. Ihre Zahl schätzt man auf dreihunderttausend. — Da die Araber strenge Bekenner des Islam sind, haben auch die meisten Suahelis, allerdings oft nur rein äußerlich, den Islam angenommen. Sie stehen auch sonst unter dem Einfluß der Araber, halten sich mit ihnen stammverwandt und schauen zu ihnen als ihren geistigen Führern empor. Die Vertreter der anderen fremden Nationen an unserer Küste, wie Persen, Beludschen, Indier, Goanesen, treten bei weitem nicht so zahlreich wie die Araber auf; sie kommen für die Beurteilung der vorliegenden Frage nur nebenher in Betracht. Den Indern, welche den gesamten Kleinhandel mit den Eingeborenen und den Geldverkehr mit den Arabern in der Hand haben, ist durch die indische Antisklavereiakte v. J. 1843 das Halten von Sklaven verboten; soweit sie, was meistens zutrifft, englische Unterthanen sind. Dennoch wird von ihnen das Verbot, wo es ihr Vorteil erheischt — und wo wäre das nicht der Fall! — umgangen, sobald sie sich in dieser Hinsicht sicher fühlen. Nach dem Bericht des von der englischen Regierung nach Pemba entsandten Kommissars M. O'Sullivan*) hatten die Inder britischer Hoheit auf Pemba noch ungefähr 15 Monate vor seiner Ankunft Sklaven, stellten ihnen aber in dem Augenblicke Freibriefe aus, als sie hörten, daß ein britischer Resident für die Insel ernannt sei, und seine Ankunft unmittelbar bevorstehe.

Den Arabern ist die Sklaverei eine durch ihre religiösen und sittlichen Anschauungen wohl begründete soziale Einrichtung. Dem

---

*) Brüsseler Jahreshefte enthaltend die documents relatifs à la répression de la traite des esclaves etc. 1896.

Koran ist die Sklaverei etwas Selbstverständliches. Der Islam kennt nicht das Prinzip der Bruderliebe oder der Duldung, der Achtung der Freiheit der Persönlichkeit des Nächsten. Sein Prinzip ist die Herrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen, woraus sich die Sklaverei als logische Folge ergiebt. Mohammed selbst befahl: Wenn ihr den Ungläubigen begegnet, so haut ihnen die Hälse ab, bis ihr eine große Niederlage unter ihnen angerichtet habt, dann macht die übrigen zu Gefangenen, d. h. zu Sklaven. Der Herrschaft der Gläubigen steht als Gegenstück die dienende Stellung der Ungläubigen gegenüber. Auch hat der Islam nicht das Prinzip der Wertschätzung der Arbeit. Diese ist ihm nur für die dienende Menschenklasse da; schon darum muß es Sklaven geben; selbst das Weib hat bei ihm nur die dienende Stellung eines Sklaven. Immerhin besitzt der Koran die Klugheit, seinen Bekennern eine milde Behandlung der Sklaven anzuempfehlen. Nach ihm gehören sie zum Hausgesinde, zur Familie. — Begeht der Sklave ein Verbrechen, verübt er einen Schaden, so ist sein Herr im Notfalle dafür ersatzpflichtig; er kann den Sklaven dafür strafen und wird in vielen Fällen einen solchen Taugenichts verkaufen und aus dem Erlös den Schaden zu decken suchen. Ein Sklave hat kein eigenes Vermögen; alles, was er besitzt, gehört von Rechts wegen seinem Herrn; dennoch darf er solches thatsächlich besitzen; und es giebt Sklaven, die über ein ansehnliches Vermögen, das sie sich erworben, verfügen, ja solche, die ihrerseits wieder Sklaven besitzen. An diesem Vermögen steht ihnen, so lange sie leben, die Nutznießung und Verwaltung zu; sie vererben es aber nicht auf ihre Kinder, sondern beim Tode fällt es ihrem Herrn anheim, was übrigens auch für die Freilassung gilt. Ist der Sohn des verstorbenen Sklaven ein verständiger Mann und beliebt bei seinem Herrn, so wird ihm dieser gern den Nachlaß seines Vaters zur Verwaltung und Nutznießung, nicht aber zum Eigentume überlassen. „Der Unfreie erbt nicht, auch wird er von seinen Kindern nicht beerbt; sein einziger Erbe ist sein Herr".*)

Das mohammedanische religiöse Gesetz, die Scheria, gestattet die Freilassung des Sklaven. Ja, in den Augen des frommen Moslims gilt solche als eine Gott wohlgefällige That; befiehlt doch Mohammed, man solle einem guten Sklaven die Freiheit geben, ihm zur Gründung eines eigenen Hausstandes verhelfen. Die Freilassung versteht sich allerdings stets dahin, daß der Freigelassene, wie es bereits im alten Rom der Fall war, in einem gewissen Verhältnis schuldiger Dankbarkeit und Diensttreue zu seinem früheren Herrn verbleibt, kurz, sein Lehnsmann wird. So werden Sklaven freigelassen, die ihr Herr lieb gewonnen hat und von denen er sich versichert hält, daß sie ihm und seiner Familie auch nach der Freilassung ergeben und allezeit behilflich zur Seite stehen werden.

---

*) Vergleiche die trefflichen Ausführungen Frhr. von Ebersteins in dem Wissenschaftl. Beihefte zum Kolonialblatt IX. Band, Heft 3, Seite 179.

Auch pflegen fromme Mohammedaner, um ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, Sklaven in der Absicht aufzukaufen und ihnen testamentarisch das Versprechen zu geben, daß sie nach ihrem Tode in Freiheit gesetzt werden sollen. Nach dem Bericht des oben erwähnten englischen Residenten M. O'Sullivan über die Insel Pemba (Seite 215) gab es neben der Hauptmasse von Sklaven auch eine kleine Anzahl befreiter Sklaven. Diese verdankten ihre thatsächliche Freilassung der Vorschrift des Korans, welche jeden Herrn verpflichtet, darüber zu wachen, daß seine Sklaven oder wenigstens einige von ihnen die Freiheit im Augenblick seines Todes erlangen. Dieser Akt des Edelmutes findet — dem Koran zufolge — in der anderen Welt seine Belohnung. Nach O'Sullivan ist in letzter Zeit diese fromme Sitte in Pemba nicht mehr beachtet worden. — Auch eigennützige Motive führen zur Freilassung: so kommt es vor, daß der Herr seinen Sklaven nur um deswillen freiläßt, um sich seiner Güter bereits bei dessen Lebzeiten zu bemächtigen. Immer aber gehört zur Freimachung der freie Wille des Sklavenherrn. Der Sklave selbst kann sich nach den religiösen Bestimmungen nie freikaufen. Der Sultan von Sansibar, damals noch selbständig, aber unter dem Druck der englischen Diplomatie zu nicht unerheblichen Zugeständnissen in der Sklavenfrage gezwungen, verfügte unterm 20. August 1890 neben der Aufzählung der Zugeständnisse zugleich: „Wenn ein Sklave zum Kadi Geld bringt, um seine Freiheit zu erlangen, so soll sein Herr nicht verpflichtet sein, das Geld anzunehmen."

Die Sklaven zerfallen in folgende Gruppen:*)

1. in Ratgebende; das sind solche, die wegen ihrer Treue und Anhänglichkeit und ihres guten Verstandes willen von ihrem Herrn über die anderen Sklaven zu Ratgebern und Freunden erhoben werden, und mit denen der Herr dann wieder die anderen Sklaven beherrscht; deren sind immerhin nur wenige.

2. Haussklaven; das sind solche, die die häuslichen Dienste, wozu auch vielfach das Kochen gehört, den Thürhüterdienst und dergl. verrichten.

3. Sklaven, die als Boten verwendet werden; die Einkäufe und dergl. besorgen.

4. Aufseher, die die anderen bei der Arbeit beaufsichtigen.

5. Die Hauptmasse bilden die Schambensklaven; das sind die, welche die Schamben, das Feld bebauen. Sie haben fünf Tage für ihren Herrn zu arbeiten. Zwei Tage: Donnerstag und Freitag bleiben ihnen frei, um für sich, für ihren Unterhalt thätig zu sein. Der Herr weist ihnen meist ein Stück Land zur eigenen Bebauung an und giebt ihnen nur das zu ihrer Bekleidung allernötigste Hüftenzeug; für den Bau ihrer Hütten auf den Schamben, sowie für ihre Beköstigung haben sie selbst zu sorgen.

---

*) Frhr. von Eberstein a. a. O. S. 178.

In dem angeführten Berichte von O'Sullivan über die Insel Pemba ist ferner zu lesen: „Wenn ein Sklave arbeitsunfähig wird, sei es infolge von Altersschwäche, sei es durch einen Unfall, — hohes Alter ist indes selten ein Grund für Unfähigkeit, denn der Lebensdurchschnitt ist nicht sehr hoch, — so wird er fast stets von seinem Herrn weggeschickt und muß zusehen, wie er für seine Lebensbedürfnisse sorgt. Es ist zum Erbarmen zu sehen, wie diese elenden und ausgehungerten Wesen den Freitag jeder Woche sich in die Städte begeben, um das öffentliche Mitleid anzuflehen."

Eine besondere Klasse bilden die Trägersklaven. Der Handelsverkehr ins Innere von Deutsch-Ostafrika und aus dem Innern an die Küste ist zur Zeit nur durch Träger möglich, auf deren Köpfen sich der Transport vollzieht. Für diesen an sich teuren Transport ist es ja nun natürlich weit vorteilhafter, die billigen Kräfte der Sklaven zu verwenden. Ja, als die Araber sich dem Sklavenraub noch frei hingeben konnten, — und diese Zeit liegt kaum 12 Jahre hinter uns, — war es ihr Geschäftsprinzip, das weiße Elfenbein durch das sogenannte schwarze zur Küste bringen zu lassen; d. h. sie raubten im Inneren die Menschen, die ihnen ihr dort eingehandeltes Elfenbein zur Küste schleppen mußten, wo sie dann beides verkauften. Heute ist das freilich nicht mehr möglich; zudem liegt der Karawanenhandel, so weit er von Küstenbewohnern betrieben wird, vielfach in der Hand der indischen Handelsleute; auch müssen sich die Karawanen auf den einzelnen Regierungsstationen als aus freien Leuten zusammengesetzt ausweisen. Es hindert das aber das Einstellen von Dienstleuten oder Gesinde nicht; nur gezwungen darf niemand mitgeführt werden; und so mag es immer noch vorkommen, was zur Zeit der deutschen Besitzergreifung in voller Blüte stand, daß die Araber ihre Expeditionen ins Innere mit den ihnen unterthanen Sklaven ausrüsten.

Nach Angabe von englischen Quellen giebt es vor allem in den Seestädten und Hafenplätzen Sklaven, die ihr Herr auf den Arbeitsmarkt schickt und die sich daselbst gegen Lohn verdingen müssen; so beim Ein- und Ausladen der Frachtgüter auf den Schiffen, als Markthelfer, Kohlenschlepper, Tagelöhner, zu Arbeiten beim Bauen und Ausbessern von Häusern, sowie als Diener (Boy) bei einem Europäer; letzterer wird in den seltensten Fällen dieses Verhältnis gewahr. Seinen Verdienst muß solch ein Sklave seinem Herrn abliefern, der ihm zur Bestreitung seines eigenen Lebensunterhaltes nur einen Bruchteil davon, etwa die Hälfte beläßt. Bringt der Sklave keinen Verdienst nach Hause, so hat er Schläge wegen Faulheit zu gewärtigen.

Surias nennt man die Sklavinnen, die sich der Araber zur Mitfrau aus seinem Sklavenbestande erwählt; er darf sich nach dem religiösen Gesetz deren höchstens vier nehmen; sie erhalten zu ihrem Lebensunterhalt alles, was sie bedürfen, leben aber darum nicht weniger ein Sklavenleben, da es ihnen die Sitte verbietet, sich

öffentlich zu zeigen und sie der Laune ihrer Herren natürlich preisgegeben sind. Wie erwähnt, erwirbt ihnen die Geburt eines Kindes im Augenblick des Todes ihres Herren die Freiheit.

Die Stellungnahme der Neger zur Sklaverei ist eine durchaus andere; einesteils entbehrt sie der religiösen Grundlage; andererseits erblickt der Neger in ihr lediglich eine Machtfrage. Sie ist ihm offenbar seit alters in der Form der Kriegsgefangenschaft bekannt. Noch bis vor wenigen Jahren gab es Völkerschaften in Deutsch-Ostafrika, wie die Wahehe, Wagwangwara, Wayao, die planmäßig ihre Nachbarstämme mit Krieg überzogen, um sich für die Bestellung ihrer Felder mit den nötigen Sklaven zu versorgen, während sie selbst dem Kriegshandwerk oblagen. Die deutsche Regierung hat ihnen zwar dies Handwerk in den letzten Jahren gelegt, inzwischen setzen es aber die Wayao in Portugiesisch-Ostafrika südlich der deutschen Grenzpfähle ruhig fort. Auch ist es nicht ausgeschlossen, daß sie gelegentlich wieder in unser Schutzgebiet einbrechen, was gleichermaßen auch von den Wagwangwara für die Südwestecke desselben gelten kann. Auch innerhalb des Volksstammes kommt Menschenraub seitens der einzelnen Volksgenossen vor, wie die Missionare aus Usaramo zu berichten wissen. Nur werden die Geraubten dann möglichst schnell über die Grenze verkauft, um den Vorteil zu sichern. Auch die Massai hatten ihre Kriegsgefangenen. Noch vor wenigen Jahren durften Briefboten die Länder nicht einzeln durchreisen, und auch heute sind sie außerhalb des Machtbereichs der Stationen nicht davor sicher, aufgegriffen und zu Sklaven gemacht zu werden. Doch giebt es auch Völkerstämme in Deutsch-Ostafrika, wie die Konde am Nordufer des Njaßa, welche die Einrichtung der Sklaverei bei sich überhaupt nicht kennen. So viel darf man jedenfalls als sicher annehmen, daß der Menschenraub, wie er um die Wende des vorigen und besonders in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts bestand, seine Entstehung der Eröffnung der Sklavenmärkte an der Küste verdankt. Dadurch erhielt der einzelne Eingeborene einen Markt- und Handelswert, der demjenigen zufiel, der in gewissenloser Weise von seiner Überlegenheit Gebrauch machte. Hierdurch scheint sich auch das Halten von Arbeitssklaven bei den Negerhäuptlingen, so weit sie im Küstenbezirke wohnen, mehr und mehr eingebürgert zu haben. Nach der Anzahl der Sklaven und Weiber wird vom Neger der Reichtum bemessen. Wenn ein Negersklave frei wird, so ist es vielfach sein größtes Bestreben, seinerseits viele Sklaven zu erwerben, um zu Macht und Ansehen zu gelangen. Noch vielfach hören wir durch die Berichte der Missionare und Reisenden, daß beim Tode von Negerhäuptlingen gelegentlich ihrer Bestattung Sklaven als Totenopfer getötet werden, damit die Seele des Häuptlings nicht allein den Weg zur Unterwelt antrete.

Es giebt nun auch Neger, die sich oder ihre Angehörigen aus freien Stücken in die Sklaverei verkaufen, so um sich eines genügenden

Schutzes zu versichern. Hat z. B. ein Neger einen Mord oder ein anderes schweres Verbrechen begangen, so liegt es ihm nahe, sich der Rache der Verwandten dadurch zu entziehen, daß er sich einem mächtigen Herrn als Sklave verkauft, was er dann natürlich nur unter Verschweigung des wahren Beweggrundes thut; als Sklave und somit Schutzangehöriger seines Herrn ist er dann eher vor Verfolgung sicher. Die Verwandten des Erschlagenen haben alsdann mit dem Herrn zu verhandeln. Auch große Hungersnot, Zeiten der Teuerung mit ihren Schrecken bringen die Leute dazu, bei einem reichen Manne, Araber oder Neger, der sie durchzufüttern in der Lage ist, freiwillig in die Sklaverei zu treten, oder sie bieten ihm ihre Kinder als Sklaven an, oft für keinen anderen Entgeld, als daß er sie durchfüttert. Dieser Fall ist in den letzten Jahren, wo Rinderpest und Heuschreckenfraß alle Lebensmittel weggenommen hatten, bei Stämmen im Inneren wie an der Küste vielfach beobachtet worden. Ja, in solchen Zeiten hatten es die Sklaven oft besser als die freien, aber vermögenslosen Leute. Diese standen dem Hungertode gegenüber, während die Sklaven ihre Herren für sich sorgen ließen. Letztere mußten erhebliche Kosten aufwenden, gerieten vielleicht gar darüber in Schulden, nur um sich die Arbeitskräfte, die ihr Kapital darstellen, am Leben zu erhalten. So ist es denn vor allem die bange Sorge vor einer ungewissen Zukunft und das dem Menschen innewohnende Bedürfnis nach Schutz, bei unselbständigen auch nach Lenkung, welches den Neger dazu bewegt, die Sklaverei aufzusuchen und die Vorteile des Standes der Freien hintanzusetzen. Daneben giebt es freilich auch Fälle, in denen Neger bloß deshalb sich in die Sklaverei verkaufen, um zu Gelde zu kommen; haben sie den Kaufpreis glücklich erhalten, so brennen sie wo möglich bei erster bester Gelegenheit ihrem Herren durch und versuchen die Geldprellerei anderwärts, — beides allerdings auf die Gefahr, im Falle der Ergreifung die Rache ihres Herrn doppelt zu spüren; denn für entlaufene Sklaven hat der Araber harte Strafen, Geißeln, Einschnallen der Füße in den Stock, einen Baumklotz, ferner die Sklavengabel und andere nach unseren Begriffen mittelalterliche Marterwerkzeuge. Hier nur ein Beispiel aus dem mehrerwähnten Bericht über die Insel Pemba von O'Sullivan. „Ein Individuum hatte zu fliehen versucht. Sein Herr ließ ihn aufs äußerste geißeln. Endlich ließ er ihn auf seine Pflanzung bringen und ihn in Eisenketten an einen Nelkenbaum mit dem Rücken anbinden. In dieser Lage wurde er — Tag und Nacht — sieben Monate gelassen, um den anderen Sklaven, welche ihm nachzuahmen versucht haben würden, ein abschreckendes Beispiel zu geben. Während dieser Zeit empfing er als einzige Nahrung nur eine Kokosnuß pro Tag. Sein Herr rechnete offenbar damit, ihn vor Schmerz und Entkräftung sterben zu lassen. Der Unglückliche wurde bis auf die letzte Faser ausgezehrt, bis ihn Sullivan entdeckte und in Freiheit setzen ließ; er hätte es unmöglich länger aushalten können. Die Eisen, welche

ihn banden, hatten sich bis auf die Knochen durchgerieben . . . . Glücklicherweise und zur Ehre der Menschlichkeit empfing der barbarische Herr seinen verdienten Lohn. Er wurde vom Konsulargerichtshof in Sansibar zu einer Gefängnisstrafe von sieben Jahren, sowie zu einer Geldstrafe von 500 Rupien (über 600 Mk.) verurteilt, noch mehr, es wurde ihm untersagt, je nach Pemba zurückzukehren." — Inwieweit die deutsche Behörde im deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet dergleichen Grausamkeiten ahndet, wird weiter unten gezeigt werden.

Nicht selten begegnen wir der Sklaverei auch in der Form der Schuldknechtschaft. Ist einer in Schulden geraten — es braucht nicht immer ein Vollblutneger zu sein, auch den Küstennegern, den Suahelis und anderen geht es so — und er hat's nicht zu bezahlen, so hält sich der Gläubiger wohl zunächst an seine Kinder, an sein Weib, schließlich an ihn selbst; sie müssen ihm Frondienste leisten, bis die Schuld getilgt ist; wann dies der Fall ist, liegt meistens in der Bestimmung des Gläubigers, als des Mächtigeren; sind sie also einmal in der Gewalt des Gläubigers, so treten sie in einem Lande, wo bis in unsere Tage Gewalt vor Recht ging, selten in den Stand der Freien zurück. Oder es bedarf jemand des Kredites, so verpfändet er zuerst die Seinigen als Geiseln oder Bürgen, wohl auch sich selbst; kann er das geliehene Geld mit seinen hohen Wucherzinsen nicht zurückzahlen, so verfallen die Pfänder dem Gläubiger. Ist der Nachlaß eines Verstorbenen überschuldet, so dienen die Hinterbliebenen, Frauen und Mädchen dem Gläubiger als Wertobjekte zur Befriedigung seiner Forderung und werden seine Sklaven. — Zu beachten bleibt dabei, daß dem Bekenner des Islam nach dem Koran verboten ist, Glaubensgenossen in Sklaverei zu haben. Die Schuldknechtschaft erstreckt sich daher mehr auf den Rechtsverkehr.

Der Vicekonsul Mac Lennan von Sansibar berichtet auf Grund 10jähriger Beobachtung im Jahre 1896: Die Schuldknechtschaft ist ein im mohammedanischen Gesetz unbekannter Gebrauch und existiert folglich nicht auf Sansibar. — Aus Deutsch-Ostafrika wird sie indes berichtet.

Im übrigen darf man sich das Verhältnis der Sklavenhalter zu den Sklaven nicht etwa als ein prinzipiell hartes und grausames denken. Thut der Sklave seine Schuldigkeit, so wird er von seinem Herrn gut und menschlich behandelt, und nicht selten kommt es vor, daß auch die Sklaven dem Herrn gegenüber die Übermütigen spielen und ihre Launen durchsetzen, ganz wie bisweilen hier die Dienstboten und Arbeiter die Tyrannen ihrer Herrschaften bezw. Arbeitgeber sind. H. St. Newmann läßt in seinem sehr lesenswerten Buche: Banani, The transition from slavery to freedom in Zanzibar and Pemba (Seite 146) einen Missionar berichten, wie er seine Arme um einen Araber breiten mußte, um ihn vor den Mißhandlungen seines Sklaven zu schützen.

Fortsetzung folgt.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. Januar 1900.)

Als am 24. November der Khalifa mit seinen Anhängern vernichtet worden war, konnte Lord Kitchener seine Siegesdepesche mit den Worten schließen: „Jetzt kann der Sudan für offen erklärt werden.“ Seitdem ist nun am 4. Januar die Eisenbahn Wadi-Halfa bis Khartum eröffnet worden, und man kann mit einem Zug wöchentlich die Hauptstadt des **östlichen Sudan** erreichen. Fremde werden ganz nach Belieben reisen, wohnen und gleich den Einheimischen Handel treiben können. Jedoch ist jeder konsularische Schutz ausgeschlossen, und damit einer Vergewaltigung der Nicht-Engländer durch die britischen Richter und Behörden Thür und Thor geöffnet, wie sie nach den neuesten Erfahrungen überall zu gewärtigen ist, wo Fremde mit britischen Bestrebungen in Wettbewerb treten. So ist zu erwarten, daß auch eine deutsch-britische Expedition behufs wirtschaftlicher Ausbeutung des Sudan, zu deren Führung Slatin-Pascha nach Kairo abgereist ist, hauptsächliche Vorteile nur den Engländern abwerfen wird.

Auch der Negus von Abessinien giebt sich den Anschein, als wolle er an der friedlichen Ausbeutung des Sudan sich beteiligen. Mitte Oktober erschien eine abessinische Abordnung in Kairo, welche die Erlaubnis nachsuchen sollte, in Ägypten und im Sudan große Verkaufsmagazine für abessinische Erzeugnisse anlegen zu dürfen. Da sich anderseits die Gerüchte immer mehren, der Negus habe in Bornmieda ein Heer zusammengezogen, um eine gewaltsame Regulierung der Westgrenze seines Reiches herbeizuführen, sobald die Verhältnisse in Südafrika ihm ein solches Unternehmen günstig erscheinen lassen, so ist nicht ausgeschlossen, daß er mit jener Gesandtschaft den Engländern nur Sand in die Augen streuen will.

Da für den Sudan im gleichen Maße, wie für Ägypten die Stauung der Nil-Wässer durch die mächtigen Sedd-Barren von den verderblichsten Folgen für den Landbau begleitet ist, mußte die erste Sorge der Administration sich auf die Beseitigung dieses Hindernisses wenden. Es ist eine Flottille abgesandt worden, um mit allen Kräften hieran zu arbeiten. Vielleicht gelingt es ihr auch, den französischen Posten (Leutnant Tonquoucley mit 1 Unteroffizier und 40 Senegalschützen) aus seiner unglücklichen Lage zu befreien und nach Khartum zu führen, welchen Henry ungefähr beim 8° n. Br. am linken Nil-Ufer angetroffen hat, und zu dessen Befreiung er gemeinsam mit dem britischen Leutnant Gasch einen Versuch unternommen hat, auf dem „Van Kerkhoven“ die Sedd-Barren zu durchbrechen.

Aus der Denkschrift über die Entwickelung von **Deutsch-Ostafrika** im Jahre 1898/99 ist hervorzuheben, daß die Zahl der ansässigen Europäer von 880 (darunter 665 Deutsche) im Jahre

1897/98 sich auf 1090 (darunter 881 Deutsche) gehoben hat, während die Zahl der Eingeborenen nach den stattgehabten Zählungen auf mindestens 6 Millionen geschätzt wird. An wichtigen Verordnungen sind zu erwähnen: die Zollordnung für die Binnengrenze vom 1. August 1898, die neue Zollordnung vom 1. Januar 1899, die Bergwesen Verordnung vom 9. Oktober 1898, eine solche über Maaße und Gewichte vom 1. März 1899 und die Gewerbesteuer-Verordnung, welche am 1. April 1899 in Kraft getreten ist. Die Geldwährung ist so weit durchgeführt, daß nur noch in abseits der Karavanenstraßen liegenden Gegenden mit Tauschwaren behufs Beschaffung von Verpflegung und zu Geschenken gearbeitet werden muß. Die Hütten- und Häuser-Steuer hat trotz des Ausfalls infolge der Hungersnot in der zweiten Hälfte des Jahres ein Ergebnis geliefert, welches den Voranschlag von 100000 M. um das Dreifache überstieg.

Die Einfuhrzölle zeigen infolge der Ausdehnung des Plantagenbetriebes, der industriellen Unternehmungen und der Erhöhung der Bevölkerungsziffer eine regelmäßig fortschreitende Steigerung. Die Einfuhr hat sich gegen das Vorjahr fast verdoppelt, während die Ausfuhr nur eine Steigerung von 600000 Rupien erfahren hat.

Betreffs der Mineralienfunde ist zu melden, daß Dr. Dantz am Njaßa-See auf deutschem Gebiet bedeutende Gänge von Magnet-Eisenstein gefunden hat. Betreffs der von Prospektor Janke seiner Zeit am Emin-Pascha-Golf (Victoria-See) gefundenen goldführenden Quarzgänge wird jetzt berichtet, daß hier nicht nur stellenweise ein enormer Gold-Gehalt, sondern auch örtliche Verhältnisse festgestellt wurden, welche für die Gewinnung des Minerals äußerst günstig sind: eine gesunde, dem Europäer zusagende Lage (etwa 1500 m Meereshöhe), Reichtum von Brenn- und Zimmerholz, fließendes, klares Wasser und eine zahlreiche, arbeitswillige Bevölkerung, welche bereits Bergbau auf Eisen betreibt. Hier fehlt also nur die Eisenbahn, und es ist zu wünschen, daß die deutsche Linie früher das Hinterland erreicht, als die Uganda-Bahn.

Die Ereignisse in **Süd-Afrika** haben sich auch im Januar für die Engländer in keiner Weise günstig gestaltet. Die Mangelhaftigkeit einer veralteten Heeresorganisation, das zögernde, nur einen Armeekörper nach dem andern bereit stellende System der Mobilisierung gestatteten nicht, mit einer hinreichenden Truppenmacht in den Krieg einzutreten, oder ihm später eine andere Wendung zu geben; die Zerstreuung der unzureichenden Kräfte gab an keinem Punkte die hinreichende Kraft zu einer energischen und aussichtsvollen Offensive; die Unfähigkeit der Führer ließ die anerkennenswerte Tapferkeit ihrer Truppen an unglaublichen taktischen Mißgriffen zu Schanden werden.

Vom 9. November bis Mitte Januar wurden insgesamt 2900 Offiziere und 74415 Mannschaften — zusammen 77315 Mann — nach Südafrika gesandt. Hiervon traten 1199 Offiziere

32 742 Mannschaften — 34 741 Mann — in Natal unter Befehl des Generals Buller, eingeschlossen die Division Warren, welche man anfangs zur Unterstützung Methuens bestimmt wähnte; sie traf in den ersten Tagen des Januar in Estcourt ein. Buller verfügte demnach über 6 Infanterie-Brigaden (à 4 Bat.) 12 Schwadronen (Dundonald) 60 Geschütze (28 Feld-, 6 Berg-Geschütze, 18 Haubitzen, 8 große Maxim-Geschütze) und 5000 Tragtiere.

Lord Roberts blieb in Kapstadt und scheint dort weitere Verstärkungen abzuwarten, um eine neue Armee zu formieren. Von diesen können bis Anfang Februar eintreffen die 6. und 7. Division (Generale Kelly-Kenny und Tucker) mit je 8 Bataillonen, 3 Feldbatterien, aus Indien 1 Kavallerie-Regiment und 2 reitende Batterien, endlich 3 solche aus England. Hierzu können kommen 3000 Mann berittene Schützen und 3 Feldbatterien aus den Kolonien, das London-City-Regiment (1400 Mann) mit 4 Geschützen und 7 Miliz-Bataillone. Selbst wenn man letztere mitrechnet, würden nicht mehr als 23 000 Mann Infanterie, 5000 Reiter, 88 Feldgeschütze (und 25 Maxim-Geschütze) sich ergeben, d. h. eine gute Reserve, um dem an irgend einem Punkte mit Erfolg gekrönten Vorstoß Unterstützung zu bringen, aber eine ganz unzureichende Truppe, wenn es sich darum handelt, an Stelle einer zertrümmerten Armee den Kampf aufs neue aufzunehmen.

Was aber die weiteren Formationen betrifft, so steht es damit sehr traurig. Die Infanterie-Regimenter für die 8. Division, deren Stämme aus Irland, Ägypten und Gibraltar herangezogen werden müssen, können nur mit Milizen und Freiwilligen gefüllt werden. Für die Kavallerie-Division giebt es nicht einmal Cadres, und die Artillerie muß auch aus Irland zurückgezogen werden. Die Mobilmachung wird geraume Zeit beanspruchen. Die Yeomanry kann man nicht auf 10000, sondern mit Mühe auf 3000 Mann bringen. Die 4. Kavallerie-Brigade, welche bereits mobilisiert sein sollte, will man jetzt zurückbehalten, weil ja doch ihre Pferde auf der Reise und in Afrika zu Grunde gehen. Von ins Gewicht fallenden Verstärkungen kann also keine Rede mehr sein. Um Soldaten zu schaffen, greift man nun zu dem verwerflichsten Mittel, man bewaffnet die Eingeborenen. Nachdem alle Weißen, die ein Gewehr zu tragen imstande sind, in der Kapkolonie und in Natal eingestellt sind, werden die schwarzen Arbeiter aus den Kohlenminen in Cyphergat, die indischen Kulis der Zuckerrohrpflanzungen und sogar die Kaffern aus Transkei eingestellt, angeblich, um bei Erdarbeiten, Train und Ambulanz zu helfen; aber die Transkei-Kaffern sollen verwendet werden, um an Stelle weißer Truppen die Grenzwacht gegen die Kaffern zu übernehmen; hier werden also Eingeborene gegen Eingeborene geschickt. Und in welcher Weise die Engländer im übrigen diese benutzen, ergiebt sich aus dem Beispiel von Derdepoort, wo englische Soldaten eine Horde Kaffern anführten, um die Grenze zu überschreiten, die

Farmen zu überfallen, Frauen und Mädchen mitzuschleppen und, nachdem sie an ihnen ihre Gelüste befriedigt, sie mit ekelhaften Krankheiten infiziert wieder laufen zu lassen. Die barbarischsten Völker schämen sich solcher rohen Gemeinheiten, wie diese „Träger der Kultur" sie nicht vereinzelt, sondern aller Orten verüben, und nicht nur an den Gefangenen, die sie berauben und niederstoßen, nicht nur an Ärzten und verwundeten Feinden, die sie mißhandeln, nicht nur an den auf Schiffen Internierten, welche sie verschmachten und hungern lassen und der Gefahr zu verbrennen aussetzen (die Penelope), sondern auch an den Frauen und Kindern ihrer in Ladysmith eingeschlossenen Soldaten, welche sie halb verhungert und verkommen nach London ablieferten, und an den eigenen in den blutigen Krieg gesandten Truppen, die sie schon sechsmal mit verdorbenem Fleisch ausgestattet die Seereise antreten ließen und — wie durch Briefe englischer Soldaten bezeugt wird — in menschenunwürdiger Weise während dieser behandelten. Da ist es kein Wunder, wenn sich ganze Regimenter dagegen sträuben, wie Schlachtopfer verfrachtet zu werden, und es ist leicht zu durchschauen, wie künstlich die Begeisterung für diesen frivolen Krieg in London gemacht worden ist.

Es war zu erwarten, daß die britischen Soldaten das, was sie im Kampfe mit Naturvölkern und Halbcivilisierten zu üben sich gewöhnt hatten, in diesem Kriege nicht lassen und dadurch sich tief unter die von ihnen als roh und unkultiviert verschrieenen Buren stellen würden. Eine natürliche Folge ist der immer weiter greifende Aufstand der Afrikander, welche, wo sie nur immer können, mit fliegenden Fahnen zu den Buren übergehen, infolge dessen die kleineren Armeekörper, welche der Grenze des Freistaates gegenüber stehen, in steter Gefahr schweben, ihrer Verbindungslinien, der Eisenbahnen, beraubt und isoliert zu werden. Es erweckt aber das Verhalten der britischen Truppen auch den Grimm der im Kampfe stehenden Buren und muß mit der Zeit mehr und mehr sie zur Vergeltung und zum Aufgeben ihres anerkennenswert humanen Verhaltens anreizen. An dem 5. Lancier-Regiment, das sich am 21. Oktober bei Elandslaagte durch die Niedermetzelung und Ausplünderung verwundeter und gefangener Buren einen traurigen Ruhm erworben hat, ist bereits Vergeltung geübt worden. Wie jetzt durch Privatnachricht bekannt wird, gelang es den Buren vor Ladysmith, mehrere Schwadronen dieses Regiments gelegentlich eines Ausfalls zu umzingeln und bis auf 5 Mann niederzuschießen. Die Engländer sollten aber dessen eingedenk sein, daß sich Tausende ihrer Offiziere und Mannschaften als Gefangene in Händen der Buren befinden, daß sich diese bis jetzt einer sogar übertrieben guten Behandlung erfreuen, daß es aber den Präsidenten Krüger nur ein Wort kostet, um zur Vergeltung sie sämtlich als Arbeiter in die Minen zu verbannen. Sollten die Engländer fortfahren, die Buren aller Zufuhr von Lebensmitteln, welche doch auch für

die Gefangenen nötig sind, zu berauben, so gewärtigen sie, daß jene sich keine unnötigen Esser mehr aufladen, sondern alles über die Klinge springen lassen, was ihnen in die Hände fällt.

Die Kräfte der Buren werden von den Engländern zur Zeit auf 40000 Transvaalburen, 12000 dortige Freiwillige und naturalisierte Uitlander, 27 000 Orangeburen, 2500 dortige Fremde und 4500 Afrikander, also zusammen — wohl etwas zu hoch — auf 86 500 Mann geschätzt. Diese Mannschaften sind aber keinesfalls dauernd in der Front, sondern zum Teil immer nach ihren Farmen beurlaubt, um dort den Betrieb aufrecht zu erhalten, während anderseits auch die im Lande nötigen Verwaltungsbeamten zeitweise Urlaub nehmen, um an den Kämpfen teilzunehmen. Die Eisenbahnlinien sind vom größten Vorteil und arbeiten, obgleich an Betriebspersonal geschwächt und mit dem Betrieb auf den eroberten Strecken belastet, mit größter Präcision, so daß sie den umfangreichen Munitions- und Proviantransporten ebenso wie den zahlreichen Verschiebungen der Truppen immer genüge zu leisten imstande sind. Die Buren wissen den großen Vorteil, welchen sie den auf den Seeweg angewiesenen Engländern gegenüber haben, vorzüglich auszunutzen, indem sie nicht zögern, ihre Truppen stets an den entscheidenden oder besonders bedrohten Punkten zu verstärken. Da sie bedürfnisloser sind als die Engländer, und da ihre Fuhrwerke an die Geländeschwierigkeiten gewöhnt sind, sind sie ferner weniger an die großen Transportlinien gebunden, während die Engländer die Eisenbahn nicht zu verlassen wagen und immer um ihre Sicherung besorgt sein müssen.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz hat sich Lord Methuen darin ergeben, daß er durch die Stellung der Buren bei Magersfontein am weiteren Vordringen gehindert wird. Anstatt aber zurückzugehen, hat er sich am Modderfluß verschanzt und unterhält ein Artilleriefeuer gegen die Stellung der Buren, welches von diesen zeitweise erwidert, zeitweise ganz unberücksichtigt gelassen wird. Es scheint keine große Wirksamkeit zu haben, die Aktionsfähigkeit Methuens auch derart geschwächt zu sein, daß der dortige Kommandeur Cronje seine Stellung verlassen und einen Teil seiner Truppen wegziehen konnte, um an andere Orte Verstärkungen zu senden. Die Engländer haben sich ihre Verbindungslinie zwar immer noch durch Detachierungen zu erhalten gewußt, scheinen aber doch mit Vorräten nicht allzu reichlich versehen zu sein, denn sie entsenden ihre Kavallerie auf Requisitionen, wobei sie kleine Scharmützel als Siege auszuposaunen bestrebt sind und auch in das Gebiet des Orange-Freistaates eingefallen sind. Hierbei haben sie in wenig heldenhafter Weise wehrlose Farmen überfallen und zerstört. Einzelne Orte, die sie besetzt hatten, wie Douglas in Griqualand, haben sie kaum einen Tag zu halten vermocht.

Aus Kimberley hört man nichts, als daß ein typhusartiger Skorbut dort immer weiter um sich greift; der Kommandant von Mafeking dagegen hat einige energische Ausfälle gemacht, hierbei aber gar keine Erfolge erzielt und bei dem Unternehmen am 26. Dezember sehr erhebliche Verluste erlitten. Dagegen haben die Buren am 12. Januar durch Beschießung eines der Werke von Mafeking zerstört und am 1. Januar Kuruman (120 Mann Besatzung) zur Übergabe gezwungen.

Ferner wird gemeldet, daß es Oberst Plumer gelungen sei, mit einem Teile seiner Truppen von Fort Tuli bis Mochudie vorzudringen. Dieses ist nur noch 170 km von Mafeking entfernt, welchem er Unterstützung zu bringen

willens ist, jedoch ist die Eisenbahnbrücke beim Fort Gaborones (145 km nördlich Mafeking) verbrannt.

Auch auf dem südlichen Kriegstheater haben die Engländer wenig Fortschritte gemacht. Die Buren halten die hier angesetzten feindlichen Kräfte für wenig schädlich und begnügen sich, ihr weiteres Vordringen durch zähes Festhalten ihrer Stellungen mit möglichst wenig Kräften zu verhindern. Nachdem Dordrecht durch Oberst Montmorency (Gatacre) Ende Dezember besetzt war, mußte es infolge eines unglücklichen Gefechtes am 31. Dezember wieder aufgegeben werden. Gatacre hatte in den ersten Tagen des Januar einen — wie es scheint — ziemlich belanglosen Zusammenstoß mit den Buren bei Molteno, der ihn lehrte, daß ein weiteres Vordringen nicht möglich sei. Er konnte nicht hindern, daß die Feinde mit Mähmaschienen wenige Kilometer vor seiner Front Getreide einheimsten, und daß sie Mitte Januar an der Eisenbahnlinie Molteno-Middelburg eine Reihe von Zerstörungen ausführten. Der beachtenswertere Gegner ist hier General French, welcher mit seiner schwachen Abteilung in anerkennenswerter Weise, trotz der Gefahr, eingekapselt zu werden, die wichtige Linie Naauw Poort-De Aar zu decken versteht. Er ist Ende Dezember bis Colesberg vorgegangen, hat es zwar nicht vermocht, sich dieses Ortes zu bemächtigen, ist aber doch nach Eintreffen einiger Verstärkungen (Gardekavallerie, 1 Feldbatterie und 1 Infanteriebataillon) imstande, sich zu halten. Bemerkenswert sind hier zwei Vorfälle, welche die unüberwindliche Unvorsichtigkeit der Engländer zeigen: Die Engländer hatten am 1. Januar die Station Rensburg, die Buren Plewman (wo die Zweigbahn von Colesberg mündet) in Besitz, als auf ersterer ein aus 26 mit Munition und Lebensmitteln beladenen Wagen bestehender Zug sich plötzlich in Bewegung setzte und nach Plewman abfuhr; hier kam er an einer durch die Buren zerstörten Stelle des Geleises zum Stehen und ward freudig in Empfang genommen. Während die Buren sich an das Entladen machten, schickte General French einen zweiten Zug mit Infanterie nach, der aber, mit heftigem Gewehrfeuer empfangen, nach beträchtlichem Verlust wieder umkehren mußte. Einige Tage später führte Oberst Watson des Regiments Suffolk seine Leute um Mitternacht in geschlossener Kolonne auf einen zu besetzenden Hügel und versammelte hier die Offiziere, um bei Tagesanbruch ihnen eine Ansprache zu halten. Da erhielten sie auf 30 Schritt eine Salve vom Feinde; die Kolonne machte Kehrt und floh, aber der Oberst mit 3 Offizieren blieben tot am Platz und 150 mußten sich nach schwerem Verlust ergeben. Bei den kleinen Unternehmungen, mit welchen French und sein Gegner, Delarey, sich hauptsächlich in Flanke und Rücken bedrohen, scheinen im allgemeinen die Buren geschickter zu verfahren und die Oberhand zu gewinnen.

Die Entscheidung liegt aber weder im Westen noch im Süden, sondern auf dem östlichen Kriegsschauplatz, in Natal. Hier hat Buller eine neue Unternehmung eingeleitet, deren kaum mehr zweifelhafter Mißerfolg für den Ausgang des Krieges entscheidend sein kann.

Als General Buller nach der unglücklichen Schlacht bei Colenso seine Truppen teilweise bis Frere zurückzog, ließ Joubert ihm auf beiden Flügeln folgen und besetzte nordöstlich Chieveley die Höhen am Blaauwkransfluß, westlich der Stellung des Doornkop, welche direkt die englischen Lagerplätze bis Chieveley und Frere bedroht. Während dem führten aber die in Weenen und Springfield stehenden Buren Vorwärtsbewegungen aus, welche sie der Rückzugslinie Bullers direkt näherten. Diesem blieb, wenn er sich der Einkreisung entziehen wollte, nichts anderes übrig, als entweder auf Pietermaritzburg zurück- oder zum Angriff wieder vorzugehen. Er entschloß sich zu letzterem, nachdem die Division Warren und die schwere Artillerie eingetroffen war. Letztere benutzte er zunächst, um sich den Feind mit Lydditgranaten vom Leibe zu halten; dann unternahm er am 5. Januar eine starke Erkundung der Stellung am Blaauwkransfluß, bei der aber nur die Artillerie zur Sprache kam. „Als der Feind die Stellung nicht räumte, gingen die britischen Truppen zurück", sie konnten nicht heran, weil die Burengeschütze zu weit schossen.

Am folgenden Tage sah sich Buller durch die hilfeflehenden heliographischen Mitteilungen des General White veranlaßt, um 2 Uhr nachmittags die Division

Clery zu alarmieren und eine „behutsame“ Demonstration gegen die Inhlawehöhen ausführen zu lassen. Da der Feind auf die Beschießung mit schwerem und Feldgeschütz gar nicht antwortete, glaubte Buller seine Schuldigkeit gethan zu haben und zog seine Truppen wieder zurück.

Der 6. Januar hätte über das Schicksal der Besatzung von Ladysmith beinahe entschieden, denn die Buren glaubten durch überraschendes Vorgehen aus ihrer Einschließungsstellung zwei nur durch eine Senkung von ihr getrennte Punkte von entscheidender Wichtigkeit in Besitz nehmen zu können. Nur dem Einsetzen aller verfügbaren Kräfte und dem unermüdlich wiederholten Angriff der Briten gelang es, den einen, „Caesars Camp“, zu behaupten, und den andern, „Wagon Hill“, nach sechzehnstündigem Kampfe den Buren wieder zu entreißen. Von einem planmäßigen Sturm der letzteren scheint aber keine Rede gewesen zu sein; denn den in solchem Falle zur Hand befindlichen Reserven würde es wohl möglich gewesen sein, den Wagon Hill zu behaupten.

General Buller hatte in diesen Tagen bereits einen andern Plan gefaßt und zu dessen Ausführung eine Feldbahn in der Richtung auf Potgieters Drift hergestellt. Er wollte die Stellung bei Colenso im Westen umfassen. Hier standen vor ihm zahlreiche Burendetachements in unmittelbarer Nähe; sie wichen aber vor seinem Vormarsch langsam zurück, denn sie erkannten aus dem von ihnen beobachteten und bereits am 2. Januar gemeldeten Bahnbau genau seine Absichten. So gut diese durch Aussprengung falscher Nachrichten der europäischen Neugier entzogen wurden, so genau waren sie naturgemäß den Buren bekannt, und Buller sorgte durch eine beispiellose Langsamkeit der Ausführung dafür, daß diese alle nötigen Gegenmaßregeln ergreifen konnten.

Nachdem die Kavallerie des Oberst Dundonald melden konnte, daß sie das Gelände bis Springfield vom Feinde gesäubert habe, begann General Buller am 10. Januar seinen strategischen Aufmarsch, indem er, die Kavallerie vorauf, die Division Warren von Estcourt nach Springfield abmarschieren, am 11. die Brigaden Lyttleton und Hart mit den Haubitzen folgen ließ und am 12. selbst mit den Brigaden Hildyard und Clery, dem Train und der schweren Artillerie das Lager von Frere verließ. Vor Colenso verblieb die Brigade Barton, um durch Geschützfeuer den Abmarsch zu maskieren, den Feind festzuhalten und seinem etwaigen Vorgehen entgegenzutreten. Etwa 40 km westlich Colenso gestattet eine Furt bei Trichards Drift, den Tugelafluß zu überschreiten. Die Bergzüge des linken Ufers schieben hier eine umfangreiche Bergmasse, den Spionskop, bis auf einige Kilometer Entfernung an den Fluß heran, treten östlich von ihm weiter nach Norden zurück und ziehen sich im Bogen herum auf Colenso. Westlich begrenzt den Spionskop das Thal des in den Tugela fließenden Sand-Spruit, östlich scheidet ihn von dem Hauptbergzug der Tabanhyama-Berge die Schlucht des Venter Spruit. Der Tugela folgt von Trichards Drift an dem nach Norden ausbiegenden Gebirge und giebt am linken Ufer nur wenigen Kilometern niedrigeren bewegten Geländes vor den höheren Abfällen Raum. Innerhalb dieses Flußbogens liegt, etwas näher an Trichards Drift als an Colenso, die Furt von Potgieters Drift, auf welche der in Springfield sich gabelnde Weg führt, östlich von dem Alicekop und von dem Zwartekop flankiert, welche beide demnach das flachere Gelände des nördlichen Ufers beherrschen.

Vier Tage gebrauchten die durch einen endlosen Train beschwerten Truppen, bevor sie ihre Marschziele, die beiden Furten, erreichten. General Buller ließ den Alicekop besetzen und am 16 Januar die Brigade Lyttleton mit einer Haubitzbatterie bei Potgieters Drift übergehen. Der Feind hinderte dies nicht, und, 3600 Mann stark, besetzten die Engländer eine flache Hügelreihe am Ufer, in dieser Stellung geschützt durch die auf dem Alicekop aufgestellten schweren Geschütze; vor ihnen liegt eine vordere niedrigere Stellung der Buren, die Brakfontein-Kopjes, dahinter erhebt sich die zweite wichtigere, die Tabanhyama-Berge, welche sich nach Osten über den Maria- und Arnot-Berg (zwischen beiden läuft die Straße nach Ladysmith) nach den Onderbrockhöhen fortsetzen. Es ist nicht bekannt, daß die Engländer an dieser Stelle bereits einen Schritt vorwärts gemacht hätten.

General Warren fiel die Aufgabe zu, den Spionskop zu umfassen und im Rücken zu nehmen. Er ging am 17. bei Trichards Drift mittels einer Pontonfähre, am folgenden Tage mit einer inzwischen geschlagenen Pontonbrücke über den Tugela und soll hierbei beschossen worden sein. Lord Dundonald versuchte hierauf den Spionskop nordwestlich zu umgehen, ward aber hieran durch die Buren gehindert; ebenso stieß jeder Versuch der Division Warren, Terrain zu gewinnen, auf unüberwindlichen Widerstand, und vergebens suchte Lyttleton sie zu entlasten. Auf das Granat- und Schrapnelfeuer der meist am rechten Ufer gebliebenen Artillerie antworteten die Buren gar nicht, der Fesselballon ließ aber ihre Stellungen als so stark erkennen, daß ein Frontalangriff aussichtslos erschien. Den erfolglosen Kampf, welchen er am 20. unternommen, begann Warren am 21. von neuem, diesmal unterstützt durch die Generale Clery und Hart. Um 7 Uhr griff er an, um 11 Uhr kam ihm die Brigade Hart zu Hilfe, aber er vermochte nicht, die Buren aus ihren Schützengräben zu vertreiben. Für den 22. war ein neuer Angriff in Aussicht gestellt worden; aber er scheint erst am 23. unternommen worden zu sein und schien diesmal von Erfolg gekrönt. Denn in der Nacht zum 24. gelang es General Warren, sich der vermeintlichen Spionskop-Stellung zu bemächtigen. Es mußte überraschen, daß er keine Geschütze daselbst vorfand und daß es nur eine kleine Abteilung war, welche dem nächtlichen Angriff widerstandslos den Kampfplatz überließ. Am folgenden Tage (24. Januar) überschütteten aber die Buren diesen, der augenscheinlich nur eine vorgeschobene Stellung der großen Bergmasse bildet, mit einem Hagel von Granaten, und in der Nacht zum 25. war General Warren durch ihr energisches Vorgehen gezwungen, die Höhe wieder zu räumen. Welche Verluste seine Division in diesen Kämpfen erlitten hat, ist noch gänzlich unbekannt; man kann aber nicht annehmen, daß seine Truppen noch gefechtsfähig sind.

Das Unternehmen des General Buller wird hiermit wohl als gescheitert anzusehen sein, und es fragt sich, ob die Buren es verstehen werden, diesen Sieg auszunutzen, wozu die Gelegenheit hier um so günstiger ist, als die britischen Truppen zum großen Teil den Fluß im Rücken und sich von ihrer Verbindungslinie ziemlich weit entfernt haben. Die für Verpflegung und Munitionsersatz geschaffene Feldbahn wird so wenig, wie die 5000 mitgeführten Fuhrwerke und Automobilen den Truppen Bullers Rettung gewähren, wenn es den Buren gelingt, sich zwischen sie und die Eisenbahnlinie mit einer starken Stellung einzuschieben. Da General Cronje, welcher anfangs auf dem Spionskop kommandierte, in den letzten Tagen mit einem andern Auftrage Verwendung fand, ist anzunehmen, daß er einen wichtigen Schachzug vorbereitet. Mit Ladysmith möchte es aber nun wohl bald zu Ende sein, denn ein Berichterstatter (Churchill) hat Ende Dezember gemeldet, daß es nur noch für einen Monat Lebensmittel hätte, die Zahl der Erkrankungen an Fieber und Dysenterie nimmt bereits seit Anfang des Monats zu, und die Disciplin soll nach Aussage einer mitsamt einer Schlachtvieh-Herde aus der Stadt desertierten Anzahl Natalschützen bereits in bedenklicher Weise gelockert sein.

Es darf zum Schluß nicht übergangen werden, daß die „Independance Belge“ 17 Schriftstücke veröffentlicht hat, welche darthun, daß Herr Joseph Chamberlain nicht nur um den Jameson-Einfall in Transvaal gewußt, sondern auch nach dessen Mißlingen die Schuldigen vor der gesetzlichen Strafe zu schützen verstanden hat. Dies hat nur noch gefehlt, um die Frivolität ins rechte Licht zu setzen, mit welcher der Kolonialminister die Freistaaten in den Krieg getrieben hat.

Der Jahresbericht über **Deutsch-Südwestafrika** im Jahre 1898/99 stellt eine bedeutende Zunahme der Europäerbevölkerung — von 2544 im Vorjahre auf 2872, hierbei 745 gegen 801 im Dienste der Schutztruppe — fest; auch die Einfuhr, welche mit

5868281 M. fast um eine Million die des Vorjahres übersteigt, hat sich günstig entwickelt, wohingegen die Ausfuhr mit 915784 M. um 330000 M. hinter der früheren zurückblieb, weil die hierbei am stärksten beteiligte Guano-Ausfuhr durch besonders ungünstige Verschiffungs-Verhältnisse stark beeinflußt war. In erfreulicher Weise mehrt sich die Zahl der Stauwerksbauten, deren einige bei Windhoek bereits erbaute sich in der Regenzeit gut bewährt haben. Ein großes, 8 Millionen Kubikmeter Wasser stauendes Werk wird auf dem Konzessionsgebiet der Siedelungsgesellschaft 35 km von Windhoek, ein anderes für 1½ Millionen Kubikmeter Wasserhaltung vom Bezirkshauptmann von Gibeon erbaut, und von privater Seite sind auf 9 Farmplätzen weitere Dammbauten im Werke.

Das Jahr war durch starke Regenfälle begünstigt, und die Zucht verbesserter Rassen von Rindern, Pferden und Kleinvieh macht gute Fortschritte. Der Eisenbahnbau hat bei Durchschreitung des Dorstriviers bei Kilometer 135 die Aussprengung eines längeren Einschnittes nötig gemacht, sollte aber Ende November Kilometer 145 erreichen. Die fortgesetzten Bohrungen nach Wasser sind von Erfolg. Von Windhoek aus hat Oberstleutnant Gerding später erforderlich werdende Fortsetzungen, insbesondere nach der Metcheß-Mine, erkundet. Der Hafenbau soll in 3 Jahren beendet sein und ist auf 1200000 M. veranschlagt.

Der Gouverneur hat unter dem 8. November 1899 eine Verordnung betreffend die Einführung des deutschen Maß- und Gewichts-Systems erlassen, welche mit dem 1. Juli 1900 in Kraft treten soll. In Windhoek ist der für diesen Ort ernannte Lehrer eingetroffen und hat am 2. Januar den Unterricht begonnen. Dieser ist kostenfrei, gleichzeitig damit aber eine Pensionsanstalt verbunden, in welcher für jedes erste Kind einer Familie jährlich 750, für das zweite nur 500 M. gezahlt werden.

Nachdem in Dar-es-Salaam mit dem Bau eines Schwimmdocks begonnen worden ist, macht sich auch in Deutsch-Südwestafrika der Wunsch geltend, in Lüderitzbucht ein Dock zu erhalten, welches wohl einträglich zu werden verspricht, da von Capstadt aus nordwärts an der ganzen Westküste auf mehrere tausend Kilometer keine Gelegenheit zum Docken großer Schiffe geboten ist.

Aus dem **Kongo-Staat** wird von zwei siegreichen Gefechten gemeldet, welche ein Offizier des Major Dhanis, Leutnant Hecq am 8. und 10. Oktober vorigen Jahres mit den Batetela-Aufrührern bei Baraka am Nordende des Tanganika hatte. Diese verloren 90 Tote und 26 Gewehre. Eine andere Expedition von 400 Mann und 4 Mitrailleusen unter Leutnant Delwart ist im Oktober in Stanley-Falls angekommen, von hier nach Nyangwe marschiert und bereitet dort den Vormarsch in östlicher Richtung gegen die Batetelas vor. Man hofft, deren Rest nun zwischen zwei Feuer zu bekommen.

Chaltin ist am 30. Oktober 1899 in Redjaf angekommen, um die Leitung der Operationen am Nil zu übernehmen.

Kamerun hat im Jahre 1898/99 einen wesentlichen Aufschwung genommen. Die Zahl der europäischen Einwohner ist von 324 auf 425, die Ausfuhr von 3920194 auf 5145822 M., die Einfuhr von 7128153 auf 10638955 Mark gestiegen. Eine sehr bedeutende Steigerung der Ausfuhr ist aber von dem Kakao zu erwarten, dessen Pflanzungen erst mit dem 4. Jahre ertragsfähig werden. Die angebaute Fläche am Kamerun-Berge hat sich von 1300 ha im Vorjahre auf 2500 ha gehoben, davon 2200 ha Kakao-Pflanzungen. Die von älteren Pflanzungen gewonnenen 2000 Doppelzentner repräsentierten immerhin einen Wert von 240000 M. Auch an anderen Orten wird Plantagenwirtschaft betrieben, und zum Kakao tritt namentlich die Gewinnung von Kautschuk aus der von Dr. Preuß am Munga entdeckten Kickxia. Die Arbeiterfrage (4000 Arbeiter gegen etwa 2 00 im Vorjahre) gestaltet sich günstig, da die Bevölkerung von Togo als arbeitslustig heranzuziehen sein wird, wodurch man von dem elenden Arbeitermarkt in Liberia frei werden würde.

Weniger erfreulich ist die seit dem Abmarsch der Schutztruppen nach Adamaua immer deutlicher hervortretende feindselige Stellungnahme der Eingeborenen. Es fehlt an hinreichenden militärischen Kräften, das hat sich deutlich gezeigt bei Entsendung des bewährten Herrn Conrau nach dem Gebiet, in welchem Leutnant Queis seinen Tod fand; auch er ist erschlagen worden. Da es jetzt gilt, nicht nur im Hinterlande das erkämpfte Ansehen aufrecht zu erhalten, im Süden die aufrührischen Stämme im Zaume zu halten und im Norden strafend einzuschreiten, sondern auch — da es nicht anders ausführbar ist — vom Inlande her nach der Küste zu den Damm widerspenstiger Völkerschaften zu durchbrechen, wird eine bedeutende Vermehrung der Schutztruppe eintreten müssen, und zwar bald, da hier viel verloren werden kann. Auch wird es unmöglich sein, die geplante Aufschließung von Adamaua in Angriff zu nehmen, wenn hier nicht die Gründung einer Militärstation in Garua vorangeht. Und das erfordert Zeit und Achtung gebietende Kräfte. Es ist nicht außer Augen zu lassen, daß der Rabah von Bornu in unserem Hinterlande erfolgreich seine Raubzüge immer weiter nach Süden ausgedehnt hat, und daß dieser Nachbar von schädlichstem Einfluß auf die Bevölkerung von Adamaua sich zeigen wird, wenn dort nicht eine starke Militärmacht gegen ihn ins Gewicht fällt.

Zunächst soll — als das nötigste — von der rückkehrenden Schutztruppe eine Station bei den Buli gegründet werden.

Die Zahl der Europäer in **Togo** erreichte im Jahre 1898/99 118 (gegen 112) die der Deutschen 107 (gegen 101 im Vorjahre), Die ungewöhnlich starken Niederschläge, welche namentlich der Ölpalme zu gute kamen, ließen die Klagen der Geschäftsleute ver-

stummen, die Ausfuhr an Palmkernen erhob sich von 3 auf mehr als 4 Millionen Kilogramm, die Gummiausfuhr ward nahezu verdoppelt, und am meisten stiegen Mais und Erdnüsse. Die Gesamtausfuhr, rund 2 Millionen Mark war mehr als doppelt so hoch als im Vorjahr, die Einfuhr erreichte 3 Millionen.

Für die Straßenverbindung ist namentlich in der Richtung auf Misahöhe viel gethan worden, weil hier die Verkehrsstraßen des Binnenlandes meist zusammenlaufen. Für nächtliche Unterkunft ist an den Straßen durch Grashütten gesorgt.

Mit dem 1. Januar 1900 ist die Territorialherrschaft der **Niger-Kompagnie** an den englischen Staat übergegangen.

Der Hafen- und Eisenbahnbau an der **Elfenbeinküste** ist nach den Vorschlägen Houdainvilles entschieden worden, wenngleich die Arbeiten für die Eisenbahn vor 2 Jahren nicht beginnen werden. Als Anfangspunkt ist Alepe bestimmt wegen der Vorteile, welche der Komoë für den Materialientransport bietet. Indessen soll in der Bai von Abidjeau (in der Lagune Grand-Bassam, halbwegs Jacqueville) ein Hafen und durch die Lagune ein Kanal für Schiffe von 3000 Tonnen ausgebaggert werden. Die Werft von Grand-Bassam ist beinahe beendigt und wird für diese Arbeiten vorteilhaft sein.

Zur Verbindung der **Senegal-Bahn** mit dem Niger (300 Kilometer bis Bamako) hat eine Gesellschaft auf 15 Jahre die Genehmigung des Betriebes mit Automobilen erhalten und will bei einer Probefahrt bereits gute Resultate erzielt haben. Man wird die Strecke von Bafulabe bis Bamako anstatt in 21 in 7 Tagen zurücklegen. Für die notwendige Verbesserung der Straße zahlt der Staat jährlich 150 Fr. pro Kilometer und unterhält die Kunstbauten. Bedenklich ist die während der 6 Regenmonate notwendige Verkehrsunterbrechung, welche bei einer Schienenbahn nicht erforderlich sein würde.

Am 5. Januar ist es Kapitän Pein gelungen, sich mit 190 Mann — nachdem ein erster Angriff am 28. November abgewiesen war —, In Salah's zu bemächtigen. Es wurden hierbei 150 Krieger getötet, 200 verwundet und 14 unverwundet gefangen genommen. Am 6. Januar unterwarfen sich die Einwohner; am 19. Januar ist Kommandant Baumgarten mit Munition und Verstärkung eingetroffen, eine Notwendigkeit, da ganz Tuat in Aufruhr ist. Nachdem die Oase Tidikelt auf diese Weise erobert ist, wird es sich noch um die Besitzsicherung in der Oase Gurara und der speziell Tuat genannten Oase handeln, ehe die Franzosen sich dieses wesentlichen Fortschrittes in der Sahara ruhig erfreuen können.

Von Foureau-Lamy ist endlich die direkte Nachricht eingetroffen, daß die Expedition Anfang Dezember ohne Verluste und gesund in Zinder angekommen ist.

Zur wissenschaftlichen Vertiefung des Studiums der Bantu-Sprachen.*)

Von G. L. Cleve.

Der Bantu-Sprachstamm hat in seinem Bereich, etwa dem ganzen Afrika südlich vom Äquator, eine zahllose Menge von Dialekten hervorgebracht. Im Verhältnis zu den vorhandenen Dialekten mögen die etlichen hundert festgestellten Dialekte eine nicht sehr große Zahl sein; aber an und für sich betrachtet sind es doch so viele und die praktisch bedeutsamsten Dialekte, welche in ihren grammatischen Grundzügen und in einem mehr oder minder reichhaltigen Wortmaterial festgestellt sind, daß man berechtigt ist, die Frage aufzuwerfen, ob nicht die vergleichende Zusammenstellung des bisher Gegebenen zu wertvollen Ergebnissen führen muß. In der That geben die Zusammenstellungen von Vokabeln schon jetzt wertvolle Aufschlüsse über partikulare oder allgemeine Verbreitung von Worten, (siehe Meinhof im „Globus" Band 75, S. 361: „Einwirkung der Beschäftigung auf die Sprache bei den Bantustämmen Afrikas"); bisweilen aber stößt man auf Zweifel, ob bei zwei verschiedenen, gleichbedeutenden Worten von nur sehr entfernt ähnlichem Klang Lautveränderung vorliegt, oder eine zufällige entfernte Ähnlichkeit. Bis zu einem gewissen Grade glückt es, in benachbarten Dialekten Lautgleichungen aufzustellen. So nennt z. B. Torrend, der in seiner vergleichenden Grammatik das Tonga zu Grunde legt, als Gesetze der Lautveränderung im Suaheli eine Tendenz zu Elisionen in den Präfixen, eine Elision des l im Stamm, den h-Umlaut im hinweisenden Pronomen.

Dann aber führt er eine Reihe von Lautveränderungen in einzelnen Worten an, bei denen er kein Gesetz aufzustellen vermag. Seine 7 Beispiele würde er gewiß ad libitum vermehren können; es sind eine Fülle von Problemen, die erdrückend wirken und den Wert der Vergleichung wieder sehr in Frage ziehen. So ist A. Seidel der Meinung, daß die Hauptarbeit einstweilen die immer neue Häufung neuen Materials sei. Dem gegenüber stehen die Bemühungen von Meinhof, die sich vielleicht kurz dahin charakterisieren lassen, daß man vor allem in dem bisher roh herausgearbeiteten Material aus dem Bann der 24 Buchstaben des lateinischen Alphabets heraustreten muß, und mit großer phonetischer Exaktheit das gegebene Material zu revidieren hat.

Jeder Standpunkt hat sein Recht; nach meiner persönlichen Erfahrung möchte ich aber den letzteren Weg als den bedeutsameren veranschlagen, wenngleich auf eine weit geringere Mitarbeiterschaft zu rechnen sein wird.

Ich glaube das Problem am besten aufhellen zu können, wenn ich den Entwickelungsgang darstelle, wie er sich bei mir abgespielt

---

*) Aus Anlaß und zur Würdigung von C. Meinhof, Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen. Leipzig. Verlag von Brockhaus. 1899.

hat. Ehe ich nach Dar-es-Salaam ging, hatte ich nach der Büttnerschen und der Seidelschen Grammatik das Suaheli zu lernen angefangen. Die ersten Versuche an Ort und Stelle, mich mit den Eingeborenen zu verständigen, machten große Not. Es fehlten nicht nur die Vokabeln, sondern die richtige Aussprache mußte doch erst den Leuten abgelauscht werden. Es ist mir dabei nicht zum Bewußtsein gekommen, daß die lateinische Schrift mit der ihr eigenen Beschränkung in den Lautzeichen ungenügend sei zur Darstellung der Suaheli-Sprache. Es schien mir vielmehr ein keiner schriftlichen Darstellung fähiges Etwas zu sein, die Klangfarbe, ein musikalisches Element der Sprache, was ich hinzuerwerben müsse. Ich suchte mit einigem Erfolg dieses schwer zu beschreibende Element aufzunehmen und nachzuahmen und fand dabei, daß mit einer Grundstellung der vorderen Sprachorgane (Verschiebung der Lippen, leichtem Zurückziehen der Zunge) die Hauptsache gegeben ist, zur Wiedergabe der Klangfarbe des Suaheli. Ich konnte mir nach einiger Zeit von Eingeborenen sagen lassen, daß ich mit Ausnahme des ng-Lautes ganz wie ein Suaheli ausspräche.

Ich hätte mich, wie so viele andere, bei diesem Stande meiner Sprachfertigkeit beruhigt, wenn ich nicht nach einiger Zeit nach Usaramo versetzt worden wäre und dort das Zaramo hätte anfangen müssen. Da erschien mir mit einem Male meine bisherige Kenntnis des Suaheli in ihrer ganzen Geringwertigkeit. Bis zu einem gewissen Grade ließen sich Lautveränderungsgesetze feststellen; aber gar bald traten unbegreifliche Verschiedenheiten hervor, der scheinbar gleiche Laut des Suaheli wies in den Zaramo-Formen verschiedene Wiedergaben, so daß ich folgerte, es müsse im Suaheli eine Fülle weiterer graphischer Unterscheidungen aufgestellt werden, die den Verschiedenheiten im Zaramo besser entsprächen. Ich will nur an dem Laut ch (tχ) exemplifizieren:

Suaheli:	Zaramo:
chagua,	sagula,
mchawi,	mhawi,
kitu chake,	kinhu chake.

Das ch des Suaheli hat hier dreierlei verschiedene Wiedergabe im Zaramo gefunden s, h und ch. Sollten die drei ch des Kisuaheli nicht verschiedenen lautlichen Charakter aufweisen, der die verschiedene Abwandlung im Nachbardialekt aufhellt?

Mit vertieftem Interesse kam ich zur Küste zurück und gab mir Mühe, eine exaktere Lautlehre des Suaheli festzustellen. Nun weiß ich nicht, lag es an überfeinem Hinhören, lag es an der etwas ungünstigen Situation, die mit der von allen Seiten zusammengelaufenen Bevölkerung des jungen Dar-es-Salaam gegeben ist, ich konnte es nur zu einer Feststellung der Lautgebung einzelner Individuen bringen, aber zu einer normalen Suaheli-Aussprache wollte es nicht vorschreiten. Meine aus Usaramo und dem Kufipigebiet stammenden Arbeiter verrieten mit dumpfen Vokalen, flüchtigen

verbindenden Lauten im Hiatus, in der Aussprache des sh und ch und anderen den Einfluß ihres Schensi-Dialekts; der Versuch, von arabisch geschulten Meistern (waallimu) mir eine korrektere Aussprache vorsprechen zu lassen, gab ich bald auf; hier fand ich ein Kokettieren mit Arabismen, das das Eigentümliche des Bantu mehr verdeckt als enthüllt.

Da mir außerdem die Überbürdung mit sonstigen Arbeiten keine ganze Hingabe an die Aufgabe gestattete, so sah ich sehnsüchtig aus nach einer leitenden Autorität.

Nun ist inzwischen eine Lautlehre des Suaheli erschienen, die Beachtung verdient, und hoffentlich eine autoritative Bedeutung gewinnen darf; verfaßt von Pastor C. Meinhof-Zizow, als Teil seines „Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen". Leipzig, Brockhaus 1899. Wenden wir uns nunmehr dieser wichtigen, litterarischen Erscheinung an der Jahrhundertswende zu.

Meinhofs Lautlehre bietet in einer Orthographie, die sich an Lepsius' Standard-Alphabet anlehnt, eine Lautlehre des Peli, des Suaheli, des Herero, Duala, Konde und Sango. Es setzt aber — was die allgemeine Bedeutung der Arbeit für das ganze Bantu-Gebiet herausstellt —, voran die Darstellung eines herauskonstruierten hypothetischen Ur-Bantu und eine Anleitung zur Aufnahme von Bantu-Sprachen.

Wenn ich ein Urteil über das Buch gewinnen soll, so ist für mich der gewiesene Weg, vom Suaheli auszugehen. Ich habe im Obigen klar gelegt, wie wenig ich es zur Einsicht in eine Lautlehre des Suaheli gebracht habe; ich würde darum meine Meinung zurückhalten, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß die meisten anderen mit mir in ähnlichem Nachteil sich befinden. Ich kann mich nur mehr als Schüler äußern, der von dem Buch zu lernen sucht, als wie als Kritiker.

In bezug auf das Konsonanten-System steht Meinhof ganz auf einem Boden mit Taylor; ich habe das von Meinhof noch nicht benutzte Groundwork of suahili language herangezogen (1898) und daraus speziell die t-Laute als mit Meinhof übereinstimmend festgestellt. Meinhof schließt sich aber enge an Lepsius's Standard-Alphabet an und ist mit seinen ḍ und d, ṭ und t entschieden in technischen Vorteil gegenüber Taylors d und *d*, t und *t* (senkrecht und schräg). In bezug auf Vokale führt Meinhof über Taylor nicht nur in der technischen Darstellung, sondern inhaltlich hinaus, indem er zwischen ẹ und e und ọ und o unterscheidet.

Was nun aber noch mehr wert ist, Meinhof bringt den Erweis, daß Taylors Feststellungen der Aussprache keine subjektive Willkür enthalten, sondern durch die Vergleichung der Dialekte als sprachgeschichtlich begründet erwiesen werden. Um bei den t-Beispielen zu bleiben, so entsprechen den — tano (fünf) und tafuna (kommen) die Peli-Formen χlanọ und χlaχuna, während den meisten t-Lauten des Suaheli, welche Meinhof (Taylor) cerebral hören und M. ṭ schreibt ein r im Peli entspricht.

Das Peli ist die Sprache, die Meinhof einstweilen als das Sanskrit der Bantu-Sprachen ansehen zu müssen glaubt. Das Peli ist eine Sprache eines Baßuto-Stammes in der südafrikanischen Republik. Abgesehen davon, daß gegenüber dem abgeschliffenen Suaheli, das grobe Unterscheidungen verwischt hat:

Sotho (Suto):	χu,	ru,	f̱u,	ẹ,	i,	ọ,	u,
Suaheli:	fu,	fu,	fu,	i,	i,	u,	u,

abgesehen davon kommt nun aber zu gunsten des Peli in betracht, daß diese Sprache schon von einem fein hörenden Missionar in Angriff genommen ist, Karl Endemann. Meinhof sagt zu der schon 1876 erschienenen Grammatik des Soto, daß es noch heute das gründlichste Werk sei, das wir über irgend eine Bantu-Sprache besitzen und daß er von niemand mehr über die Bantulaute gelernt habe, als von Endemann. Endemanns sprachliche Verdienste werden hier in das rechte Licht gerückt.

Nun bietet die Arbeit von Meinhof aber auch des weiteren eine gute Handhabe, in die Lautgesetze einer afrikanischen Sprache einzudringen, da sie an dem Beispiel der genannten sechs Sprachen nachweist, daß die Bantu-Sprachen sich nach einem Schema behandeln lassen. Ein Schema von 40 Nummern bietet die erschöpfende Darstellung des Lautbestandes. Ein Beispiel mag zur Erläuterung genügen. In der in Kapitel III gegebenen Anleitung zur Aufnahme von Bantu-Sprachen heißt es unter Nummer 2 bei der Feststellung der Grundkonsonanten: pa findet man als Verbum pa geben, ferner als Lokativ Kl. 16 s. B. 18, als Verbalendung 4. S. B 21. — Danach ergeben sich bei Darstellung des Lautbefundes der bearbeiteten sechs Sprachen folgende Formenreihen.

	geben	Kl. 16	Verb.-Endg. 4
Peli	f̱a	f̱a	f̱a
Suaheli	pa	pa	pa
Herero	pa	pa	pa, para
Duala	wana (bringe)	wa — sie (unten)	—
Konde	pha	pha	pha
Sango	pa	pa	pa.

Wenn man nun sehen darf, wie bei 40 Nummern mit oft vielen Unterabteilungen die Lautentsprechungen so leicht zu Tage treten, so liegt in den Anweisungen der Anleitung wirklich viel Ermutigung zu einer neuen Inangriffnahme der sprachlichen Arbeit. Der große Nutzen des Werks für die Erforschung der Bantu-Sprachen liegt damit auf der Hand.

Der „Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“ schulden wir reichen Dank, daß sie die wertvolle Arbeit in die Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes aufgenommen hat und die Druckkosten für die sicherlich nicht billige Drucklegung getragen hat; desgleichen der Druckerei von G. Kreysing in Leipzig, die die fein differenzierenden Lettern zum Teil hat neu schneiden und gießen lassen müssen.

Zur wissenschaftlichen Vertiefung des Studiums kann meines Erachtens nichts besser dienen, als die Würdigung des soeben charakterisierten Werkes. — Hervorheben will ich noch, daß damit im Grunde nicht eine Erschwerung, sondern eine Erleichterung des praktisch wünschbaren Eindringens in die Dialekte unserer Afrikaner erreicht wird.

Bücherbesprechung.

Vom **Herausgeber.**

Paul Eppler, Pfarrer, **Geschichte der Basler Mission.** 1815—1899. Mit 4 Kartenskizzen. Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung, 1900.

Es wurde allgemein, nicht nur in Missions-, sondern auch in den Kreisen, deren Interesse mehr auf die Kulturgeschichte Afrikas gerichtet ist, als ein Mangel empfunden, daß seither noch keine Geschichte der Basler Mission vorlag. Diesem dringenden Bedürfnis hat der Verfasser abgeholfen. Es wird ihm an vielseitigem Dank dafür nicht fehlen. Er gibt uns eine knappe und, so weit ich in der Lage war nachzuprüfen, d. h. für die afrikanische Mission der Basler, zuverläsige Geschichte der so reich gesegneten Gesellschaft. Dabei thut er das in einer Form, die nicht nur nicht ermüdet, sondern anzieht, ja an vielen Stellen fesselt. Teilweise gewährt die Geschichte Epplers geradezu einen ästhetischen Genuß. Mir sind nur wenige Partien begegnet, die ich gern in anderer Form gelesen hätte. Das sind aber solche, in denen der Verfasser das Übermaß des Stoffes in den möglichst engen Raum zusammen zwängen wollte. — Die Einteilung der Geschichte in vier Epochen hat der Verfasser von der Amtsdauer der Basler Inspektoren her genommen. Er behandelt demnach: Die Basler Mission unter Blumhardt, unter Hoffmann, unter Josenhans und die Basler Mission der letzten zwanzig Jahre. In seinem Vorwort spricht der Verfasser selbst über die Mängel dieser Einteilung, die um so mehr sich geltend machen, als auch die Entwickelung des Missionslebens in der Heimat nicht im Zusammenhange, sondern nur je für die einzelnen Perioden dargestellt wird. Es wird voraussichtlich nicht lange dauern, bis eine 2. Auflage des Buches nötig wird. Für dieselbe halte ich nicht nur für wünschenswert, daß die Entwickelung des Missionslebens in der Heimat, sondern auch daß die Geschichte jedes einzelnen Missionsgebietes im Zusammenhang gegeben wird. Denn es unterliegt mir keinem Zweifel, daß der Leser dann ein klareres Bild von der Entwickelung der vier Arbeitsfelder gewinnt. — Doch liegt es mir fern, dem Werte des Buches irgendwie Abbruch zu thun. Im Gegenteil, ich begrüße diese erste Geschichte der Basler Mission mit ungetrübter Freude. Neben der bereits erwähnten knapp gefaßten Form hebe ich besonders hervor, daß der Verfasser die kritische Sonde herzhaft gebraucht hat. Mit großem Freimut spricht er sich über Personen, Verhältnisse, Maßnahmen und Vorgänge aus. Auch darauf weise ich hin, daß er die einzelnen Zweige der Missionsthätigkeit und den Einfluß, der von ihnen ausgegangen ist und noch ausgeht, klar heraustreten läßt. Dabei sei zum Schluß namentlich darauf hingewiesen, daß diese Geschichte aufs deutlichste erkennen läßt, welch hohe kulturelle und civilisatorische Bedeutung die Basler, diese evangelische Mission auf allen ihren Arbeitsfeldern gewonnen hat und auf grund ihrer Arbeit mit ihren Einrichtungen in Zukunft noch in höherem Maße gewinnen wird — Ich hoffe zuversichtlich, daß neben anderem auch der Lohn dem Verfasser für seine Arbeit nicht fehlen wird, daß auf grund seiner Gesamtgeschichte einzelne Partien der Basler Missionsgeschichte ihre besondere und eingehendere Darstellung finden.

Quittungen.

Für den Evangelischen Afrika-Verein gingen ein im Monat Januar 1900:

Konf.-Präf. von Altenbokum, Kassel, 10 Mk. — Pfr. Asselmann, Schlepzig bei Lübben, N.-L., 3,05 Mk. — Graf von Arnim-Muskau, 20 Mk. — Gräfin von Arnim-Muskau, 6 Mk. — Hauptm. von Alvensleben, Schollehne, 3 Mk. — Realgymn.-Lehrer Theodor Berger, Delitzsch, 6 Mk. — Prof. Bötticher, Hagen i. W., 3 Mk. — Pastor Breithaupt, Tornow, 4 Mk. — E. Berndt, Neusalza, 5 Mk. — H. Birschel, Nakel, 6 Mk. — Pfr. Dr. Brandt, Eberswalde, 6 Mk. — Dr. G. H. Anton, Jena, 3,05 Mk. — von Ammon, Geh. Oberbergrat, Berlin, 4 Mk. — Oberlehrer Breimeier, Clausthal, 3 Mk. — Fr. Rgb. Beck, Koernitz, 3 Mk. — Buchdruckereibes. Paul Brandt, Potsdam, 6 Mk. — Senior und Superint. Dr. Bärwinkel, Erfurt, 95 Mk. — P. Brussig, Gr. Schönau, 3 Mk. — W. Böttcher, Naumburg a. S., 3 Mk. — Prof. Dr. Otto Baumgarten, Kiel, 10 Mk. — Ober-Konf.-Präf. Buchner, Darmstadt, 10 Mk. — Superint. Busch, Quedlinburg, 3 Mk. — Fr. Buder, München, 3 Mk. — Lehrer Bott, Brandenburg, 3 Mk. — Ludw. Behr, Plauen, 6 Mk. — Wirkl. Geh. Ober-Regierungsr. von Diest, Merseburg, 10 Mk. — Senior Dr. Behrmann, Hamburg, 10 Mk. — Frl. von Borcke, Gardelegen, 3 Mk. — Gräfin Bassewitz-Tessenen, 5 Mk. — Dir. Dr. Baltzer, Marienwerder, 5 Mk. — Lehrer em. Behrens, Stettin, 5 Mk. — Oberlandesger.-Rat von Bodecker, Oldenburg, 3,05 Mk. — Gen.-Lt. v. Carnap Quernheimb, Kassel, 3 Mk. — Landrat von Cossel, Jüterbog, 3 Mk. — Major Cleve, Hamburg, 3 Mk. — Pastor Diestel, Grunewald-Berlin, 10 Mk. — Konf.-Rat Dalton, Berlin W., 5 Mk. — Oberpostassist. Dell, Gransee, 3 Mk. — Baumeister Engelhardt, Zittau, 10 Mk. — Rektor Engel, Stettin, 3,05 Mk. — Ober-Lt. Engels, Groß-Lichterfelde, 3,05 Mk. — Major von Eggeling, Horscha, 5 Mk. — A. Fischer, Sommerfeld, 3 Mk. — Amtsvorst. Feldtmann, Neu Weißensee, 3 Mk. — Postsekr. Förster, Hagenau, 5 Mk. — A. Froehlich, Zweibrücken, 3 Mk. — Bürgerm. a. D., Rechtsanw. Fels, Ballenstedt, 3,05 Mk. — Pastor Feller, Merzdorf, 4 Mk. — Sem.-Dir. Gründler, Barby, 6 Mk. — Rgbes. Glüer, Gergehnen, 5 Mk. — Oberl. Gast, Demmin, 4 Mk. — Geh. Ober-Reg.-Rat von Gerlach, Bollenschier, 5 Mk. — Gen.-Dir. Gärtner, Freiburg, 5 Mk. — Prof. Giesebrecht, Königsberg, 6 Mk. — Lehrer Goetzmann, Lauenburg, 3 Mk. — Georg Großer, Ohlau, 25 Mk. — Präp.-Anst. Barby, 6 Mk. — Fr. von Gordon, Berlin W., 20 Mk. — Girschner, Past. in Großwerther, 3 Mk. — Frl. von der Groeben, Stettin, 3 Mk. — Past. Guidon, Alt Prilipp, 3 Mk. — Herm. Gutbier, Langensalza, 2 Mk. — Hundt, Hattingen, 3 Mk. — Heinemann, Kantor, Schönstedt, 3 Mk. — Dr. Hermes, Sanitätsrat, Erxleben, 3 Mk. — Hagen, Oberlandesgerichtspräf., Naumburg, 5 Mk. — von Heinze, Geh. Reg.-Rat, Bordesholm, 3 Mk. — Past. Haberland, Cottbus, 6 Mk. — Prof. Hansen, Flensburg, 3 Mk. — Prof. Dr. Heinzelmann, Erfurt, 3 Mk. — Past. Handtmann, Seedorf, 3 Mk. — Oberst von Hochstetter, Malche, 3 Mk. — Hagedorn, Hamburg, 6,05 Mk. — Lehrer Hesselbarth, Wildungen, 3,05 Mk. — Rentier Haacke, Charlottenburg, 3 Mk. — Past. A. Heß, Poppenbüll, 3,05 Mk. — Pfr. Hecht, Blankenloch, 3 Mk. — P. Harney, Barmen, 6 Mk. — Past. Kalemeyer, Lüneburg, 4 Mk. — Frau Koppe, Lindow, 4 Mk. — Carl Krieger u. Louis Lohnstein, Steinfischbach, 6 Mk. — Missionar Joh. Kopp, Schwäbisch Hall, 3 Mk. — Past. Klingler, Stuttgart, 5 Mk. — Oberl. Dr. Knauff, Altona, 6 Mk. — Rentner Klunzinger, Stuttgart, 5 Mk. — Past. Kuntze, Lichtenberg, 3,05 Mk. — Prof. Kirschstein, Marienburg, 3 Mk. — Reg.-Rat Kögel, Charlottenburg, 3 Mk. — Major Kade, Koburg, 10 Mk. — Freifr. von Köckritz u. Fr. von Haugwitz, Sürchen, 13 Mk. — Kfm. Laumann, Frankfurt a. O., 5 Mk. — Lehrer Lücke, Osnabrück, 3 Mk. — Gymnas.-Dir. Dr. Lünzner, Gütersloh, 3 Mk. — Kgl. Landger.-Rat Lunz, München, 5 Mk. — Pfr. Lipps, Morschheim, 3 Mk. — Frau von Lettow, Wangeritz, 20 Mk. — Past. Lützow, Beetz, 3 Mk. — Dr. W. Laux, Berlin, 5 Mk. — Cand. theol. Landwehr, Holtensen, 3 Mk. — Fr. Hauptmann Müller, Lissa, 3 Mk. — Major Morgen, Konstantinopel, 10 Mk. — Reg.-Rat Mühlmann, Merseburg, 5 Mk. — Stadtrat Marggraff, Groß Lichterfelde, 5 Mk. — Chefpräf. Magdeburg, Potsdam, 10 Mk. — Real-Lehrer Major, Sonneberg, 3 Mk. — Pfr. E. Miescher, Basel, 3 Mk. — Lehrer Ed. Müller, München, 5 Mk. — Wäschegesch. Nadge, Berlin, 5 Mk. — Seminarlehrer Nadolni, Tondern, 3,50 Mk. — Dr. Hans

Ratge, Tempelhof, 3 Mk. — Seminar-Dir. Northeim, 3 Mk. — Konf.-Rat Nöltingk, Blankenburg, 3 Mk. — Rektor Orschel, Langensalza, 1 Mk. — Pfr. Otto, Grunow, 3 Mk. — von Oertzen, Rostock, 3,05 Mk. — Dr. phil. Rob. Petsch, Würzburg, 3,05 Mk. — Past. Pleines, Canum, 3 Mk. — Amtsbaumstr. Poseck, Adlershof, 3 Mk. — Rechtsanw. Prasse, Görlitz, 4 Mk. — Archidiak. Planitz, Leipzig, 3 Mk. — Lehrer Priester, Langenschwalbach, 3 Mk. — Past. Pippow, Flieth, 3,05 Mk. — Exz. von Pommer-Esche, Berlin, 10 Mk. — Gust. Quilitz, Charlottenburg, 10 Mk. — Pfr. Reichardt, Metzel, 8 Mk. — Pfr. Radecke, Rettert, 3 Mk. — Superint. Rothert, Clausthal, 3 Mk. — Buchhdl. Richter, Neuhaldensleben, 3 Mk. — Fr. von Rebeur-Paschwitz, Potsdam, 3 Mk. Rückmann, Neuhaldensleben, 3 Mk. — Roser, Ev. Bund, Urach, 4 Mk. — Dir. Ringeling, Schönberg, 3,05 Mk. — W. Roth, Oberstlt., Constanz, 3 Mk. — Pfr. Specht, Zell, 5 Mk. — Pfr. Sack, Groß Grünow, 5 Mk. — Lehrer Rud. Suß, Langensalza, 3 Mk. — Rechnungsrat Seefeldt, Berlin, 10 Mk. — Kfm. Rbes. Herm. Sumpf, Kassel, 20 Mk. — Frl. von Salisch-Megow, 5 Mk. — Pfr. Seiler, Feucht, 3 Mk. — Gerichtsvollz. Schmidt, Herborn, 3 Mk. — Superint. Scheele, Dahme, 3 Mk. — Pfr. Schafft, Breitenau, 3 Mk. — Schöller, Zürich, 10 Mk. — Archidiak. Schäfer, Langensalza, 3 Mk. — Gymn.-Oberl. Schröder, Hadersleben, 3 Mk. — Generallt. von Schmidt, Zelle, 5 Mk. — P. Dr. Schäfer, Altona, 3 Mk. — Dombaumeister Schwarzkopf, Gr. Lichterfelde, 5 Mk. — Lic. Dr. Schwarzlose, Cöpenick, 3 Mk. — Past. em. Schmidt, Kösen, 3 Mk. — Geschäftsf. Schlueter, Sorau, 8 Mk. — Schuchardt, Gießen, 10 Mk. — Geh. Rechn.-Rat Schröter, Berlin, 3 Mk. — Past. Schafhirt, Weigwitz, 3 Mk. — Strack, Hptm., Münsingen, 6,05 Mk. — Kultusminist. Exz. Studt, Berlin, 40 M. — Landrat Stegemann, Halberstadt, 3 Mk. — Sem.-Dir. Lic. Steude, Waldenburg, 5 Mk. — Bergw.-Dir. Starck, Schalke, 3 M. — Major Steinhausen, Halle, 3 Mk. — Geh.-Rät. Stiel geb. Freiin v. Canitz, Freiburg i. B., 5 M. — Forstmstr. von Tettau, Groß Linichen, 10 Mk. — Fabrikbes. Rob. Troost, Schweidnitz, 6 Mk. — Superint. Tillich, Schönfließ, 3 Mk. — Landrat von Uthmann, Weberstedt, 3 Mk. — Pastor Vett, Hamburg, 10 Mk. — Geh. Sanitätsrat Dr. Voigt, Bad Oeynhausen, 10 Mk. — Oberst v. Voigts-König, Dessau, 3 Mk. — Dr. Vormeng, Berlin, 3 Mk. — Rentier Vogel, Dresden, 6,05 Mk. — Konsul Vohsen, Berlin, 5 Mk. — Pastor Wilm, Michowitz, 3 Mk. — Oberlehrer Dr. Wilken, Stade, 2 Mk. — Dr. Waltemath, Oberl., Gütersloh, 3 Mk. — Major v. Wallenberg, Berlin, 3 Mk. — Fr. von Weiher, Vietzig, 5 Mk. — Graf von Wedel, Sandfort, 5 Mk. — Oberkonsistor.-Rat R. Werner, Dessau, 5 Mk. — Wirkl. Geh. Rat Exz. von Weyrauch, Kassel, 6 Mk. — Ernst Werner, Gmünd, 3 Mk. — Kammerherr von Witzleben, Görlitz, 3 Mk. Superint. Wilke, Freienwalde, 3 Mk. — Dr. Wiese, Aplerbeck, 3 Mk. — Dekan Wißmann, Kettenbach, 3 Mk. — Pfr. Wiesner, Versmold, 3 Mk. — R. Woltersdorf, Günthersmühle, Arnstadt, 10 Mk. — Durch Dr. O. Lietzenmayer in Aalen, 23 Mk., und zwar Apoth. Dr. C. Gaupp, 3 Mk., Fr. M. Haas, 3 Mk., Fr. Christ. Haas, 1 Mk., Fr. Kaufm. Kempf, 1 Mk., Dr. O. Lietzenmayer, 3 Mk., Inspekt. Reihlen, 1 Mk., Fabrik. A. Salm, 1 Mk., Insp. Sachs, 3 Mk., Weinhändler Schneider, 3 Mk., Finanzamtmann Schöpfer, 3 Mk., Posth. Schwenk, 1 Mk.

Berlin W., Behrenstr. 48, 31. Jan. 1900.

Der Schatzmeister.
Veit.

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Nr. 3. März. 1900



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage

des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller

in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Siebenter Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Generalsekretär: Pastor **E. Otto**, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Redaktion der „Afrika“: Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck**, Coblenz.
Schriftführer: Pfarrer **Keller**, Coblenz.
Geschäftsführer: cand. min. **Brüning**, Coblenz.
Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., Coblenz.

Quittungen.

Für den Evangelischen Afrika-Verein gingen ein im Monat Februar 1900:

Frau Dr. Büttner, Steglitz, 3 Mk. — Major von Wißmann, Gut Weißenbach, 3 Mk. — Diakonus Boesner, Erfurt, 6 Mk. 10 Pf. — Pfr. Berlin, Berlin, 6 Mk. — Salinenfaktor Bergmann, Erfurt, 6 Mk, Staatsminister Dr. Bosse, Berlin, 10 Mk. — Lehrer C. Gräfe, Camburg a. S., 3 Mk. — Pfr. Just, Eisenach, 1,50 Mk. — Hofprd. Kritzinger, Berlin, 6 Mk. — Bürgermstr. Lange, Erfurt, 3 Mk. — A. Möller, Fabrikbesitzer, Althaldensleben, 3 Mk. — Dr. Mussey, Amtsrichter, Gieboldehausen, 6 Mk. — Jahresbeitrag Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg 90 Mk. — Baurat Müller, Erfurt, 3 Mk. — Pfr. Römheld, Groß-Bieberau, 4 Mk. — Landgerichtspräsident a. D. Philler, Görlitz, 3 Mk. — Obstlt. Rosenthal, Görlitz, 3 Mk. — Pastor Schmidt, Erfurt, 3 Mk. — Rektor Wenzel, Ragnit, 3,50 Mk. — Leut. Uhse, Mainz, 3,05 Mk. — Direktor Wittenbrinck, Unna, 4,05 Mk. — Zweigverein Minden 125 Mk. — Baumstr. E. Paulus, Berlin, 3 Mk. — Prof. Regelsberger, Göttingen, 3 Mk — Dr. Wilh. Reimann, Bederkesa (Hannover) 4,55 Mk. — Anna Grf. Schweinitz, Berghof (Schlesien) 3 Mk. — Reichardt, Erfurt, 3 Mk. — P. Staudinger, Berlin W., 5 Mk. — R. Zahn, Hof in Bayern, 5 Mk. — Prof. Dr. Lensch, Berlin W., 3 Mk. — Pastor Hertel, Erfurt 6 Mk. — Frau Prof. Froriep, Tübingen, 5 Mk. — Oswald Engelmann, Leipzig, 10 Mk. — Kons.-Präs. Chalybaeus, Kiel, 5 Mk.

Berlin W., Behrenstr. 48, 31. Febr. 1900.

Der Schatzmeister.
Veit.

Vereinsnachrichten.

Die letzte Post hat die Januar-Briefe aus **Lutindi** gebracht. Aus ihnen ersehen wir zu unserer größten Freude, daß Diakon Bokermann sich auf dem Wege der Besserung befindet. Freilich berichtet Diakon Liebusch, daß er um das Leben seines Freundes und Mitarbeiters ernstlich besorgt gewesen sei und der Todesengel nicht ferne gestanden habe. Hartnäckige Kopf- und Zahnschmerzen, die Folge von großer Überreiztheit der Nerven ließen den Kranken keinen Schlaf mehr finden. Erst nachdem Herr Dr. Kummer, der Plantagenarzt von Nguelo, unter großen Schwierigkeiten und nicht ohne Gefahr den kranken Augenzahn entfernt hatte, ist allmählich eine Besserung eingetreten, die von Dauer zu sein scheint. Wenigstens hat Diakon Bokermann selbst schon einen kurzen Bericht geschrieben am 21. Januar. Auch hat er sich bereits wieder an der Arbeit beteiligt. Sehr dankbar müssen wir unseren treuen Nachbarn auf der Plantage Ambangulu sein, welche in den schweren Tagen mit Stärkungsmitteln aushalfen, und den Missionaren in Wuga, von denen Missionar Rößler sich sogleich aufmachte und die Pflege des kranken Diakon Bokermann übernahm, so daß Diakon Liebusch die notwendigsten Stationsarbeiten erledigen konnte. In der Pflege des Kranken haben sich übrigens auch einige der größeren Mädchen unserer Station bewährt, während andere sich in der Küche und in Beaufsichtigung der kleineren Pfleglinge verdient gemacht haben. Wir sehen daraus, daß die Erziehung unserer Kinderschar nicht ohne erfreulichen Erfolg bleibt.

Der Genesung des Vorstehers unserer Freistätte müssen wir umsomehr froh sein, als die Briefe uns die willkommene Botschaft bringen, daß unsere Station einen neuen Zuwachs von 12—14 Knaben und Mädchen erhalten sollte, die uns von der Regierung zur Erziehung überwiesen sind. Sie werden inzwischen bereits eingetroffen sein, da die mit der Post zur Küste gesandten Träger sie hinauf geleiten sollten. So ist die Schar unserer Zöglinge bezw. Pfleglinge auf etwa 60 angewachsen.

Da ist es dringend nötig, daß die beiden Diakonen Hilfe, und zwar ausreichende Hilfe erhalten, zumal Bokermann eine Ausspannung zu gründlicher Erholung bedarf. Er wird sie, wie Herr Dr. Kummer konstatiert hat, nur hier in der Heimat finden können. So ist es von besonderem Werte, daß es dem Vorstande gelungen ist, 3 neue Kräfte für unser Werk zu gewinnen, welche am 29. März von Neapel aus abreisen sollen. Es sind Fräulein Charlotte Liebusch, die Schwester unseres Diakon Liebusch, Frau Martha Krämer, geb. Wegener, die Witwe des Missionar Krämer, die mit ihrem verstorbenen Manne schon einige Jahre lang in der Arbeit in Tanga gestanden hat und sich freut, in Afrika weiter thätig sein zu dürfen, — ihr 4jähriges Töchterchen wird sie mitnehmen —; und der Diakon Hoßbach vom Diakonenhause Nazareth bei Bielefeld, welcher auch bereits in Ostafrika gewesen ist und damals im Dienste der „evangel.

Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika" stand. So haben wir gegründete Hoffnung, daß die gefundene Hilfe sogleich wirkliche Hilfe bringen wird, da Frau Krämer und Diakon Hoßbach nicht in ganz unbekannte Verhältnisse eintreten, besonders mit der Erlernung der Sprache keine Schwierigkeiten mehr haben und also nicht gar lange Zeit gebrauchen werden, um sich in ihrem neuen Arbeitsfelde zurecht zu finden. Gott wolle alle vier wohlbehalten an den Ort ihrer Bestimmung geleiten und sie zum Segen setzen.

Die Freunde aber unserer Freistätte in Lutindi bitten wir noch einmal recht herzlich und dringend, uns zu helfen, daß wir den großen Ansprüchen, welche jetzt an unsere Kasse gestellt werden, gerecht werden können. Wir sind gerade jetzt umsomehr auf die Hilfe aller unserer Freunde angewiesen, als der Generalsekretär unseres Vereins zur Herstellung seiner Gesundheit auf einige Wochen die Arbeit gänzlich hat niederlegen und nach Italien reisen müssen. Wir bitten daher nicht in erster Linie jetzt darum, daß die Freunde besondere Geldopfer für unser Lutindi bringen, sondern vielmehr darum, daß sie in ihren Kreisen unserem Vereine neue Mitglieder zu gewinnen suchen. Wir weisen deshalb aufs neue darauf hin, daß der Mindest-Jahresbeitrag 1 Mark beträgt, und daß bei einem Jahresbeitrage von 3 Mark an die „Afrika" geliefert wird. Wir stellen Aufrufe und Probenummern der „Afrika" gern zur Verfügung und bitten sie unter der Adresse unseres Generalsekretärs zu bestellen. Wenn jedes Mitglied des Vereins uns nur ein neues Mitglied gewinnt, so wird unsere Kasse ohne Schwierigkeit allen jetzt an sie herantretenden Verpflichtungen nachkommen können.

Die Not in Lutindi ist nach den letzten Briefen nun endlich im Abnehmen. Es ist reichlich Regen gefallen und auch die Waschambaa fangen bereits an, wieder von ihren Feldern zu leben. Wir danken daher an dieser Stelle noch einmal allen, die uns in Stand gesetzt haben, in der Nachbarschaft von Lutindi der Not zu steuern. Zugleich aber geben wir auch der Hoffnung Raum, daß unsere jetzige herzliche Bitte um Mitarbeit in der Heimat in gleich freundlicher Weise in Erfüllung geht.

Einen Beweis dafür, daß auf Lutindi auch der Schulunterricht nicht vernachlässigt wird, bietet der folgende Brief. Er ist von Samueli Stepke selbständig in Suaheli verfaßt und von Diakon Bokermann wörtlich übersetzt worden. Die Handschrift des Jungen ist so gut, wie wir sie von unseren besseren Volksschülern erwarten.

Brief des Samueli Stepke.

Mein lieber Herr Steinhausen!

Wir danken Dir, daß Du uns gegeben hast viele Dinge;*) die Kinder waren erfreut sehr, weil Du geschenkt hast viel. — Du und

*) Dies bezieht sich auf die Weihnachtssendung des Vereins.

Deine Kinder und Deine Frau, seid Ihr alle wohl? — Vor dem großen Feste (Weihnachten) waren unsere Herzen schwer, denn erst starb das kleine Kind und Bibi Marie; alle Leute waren sehr traurig. Aber Gott hat uns wieder geschenkt seine Barmherzigkeit und Gnade. Als das Fest fertig war, bekamen wir wieder viel Trauer, denn Herr Bokermann wurde sehr krank, bis er nahe war am Sterben. Eines Tages kam dann ein Herr Doktor, der that einen Zahn heraus am Sonntage; er bekam dann ein wenig Ruhe und konnte ein wenig Speise essen. Am Montag kam Herr Bokermann ein wenig heraus und machte ein wenig Arbeit. — Wir, alle Kinder sind wohl, und alle zwei Europäer sind wohl, Herr Liebusch und Herr Bokermann.

Jetzt sage ich Dir an die Nachricht von dem großen Feste. Am Sonnabend (23. 12.) holten wir einen Baum und Palmenzweige. Herr Bokermann und Herr Liebusch schmückten Kapelle und Steinhaus (Erholungshaus); wir Kinder fegten den Platz, und das Haus der Knaben wurde geschmückt mit Palmenzweigen und einem Baume und Blumen, und das Haus der Mädchen ebenso. Am Sonntag Abend, welches ist die heilige Nacht, gingen wir in die Kapelle, setzten uns, jede Stimme für sich, und sangen unsere Lieder; auch bliesen wir mit Trompeten. Danach sagte uns Herr Bokermann die Worte Jesu. Als er aufhörte zu predigen, betete er. Dann sangen wir das Lied des Schlusses, gingen heraus aus der Kapelle und gingen mit Blasen der Posaunen nach dem Steinhause. Dann gingen wir und bliesen um das Haus. Als wir zweimal geblasen hatten, wurden wir gerufen in eine Stube, zu besehen erst ein Bild an der Wand (Geburt Christi, mit der Laterna magica gezeigt). Dann wurden wir gerufen in das große Zimmer, wo wir unsere sehr vielen Sachen bekamen. Darnach gingen wir wieder hinunter in das Haus.

In diesen Tagen haben wir einen Leoparden getötet; er hatte uns aber erst alle Ziegen getötet. Es wurde ihm gestellt eine Falle und zwei Flinten (Selbstschüsse). Als wir unsere Speise aßen, schrie die Flinte; wir gingen zu sehen. Sie hatte aber gefehlt; sie wurde wieder gestellt. Als wir dann aus dem Speisehause kamen, hörten wir die Stimme des Leoparden in der Falle. Die drei Europäer, Herr Bokermann, Herr Liebusch und ein fremder Weißer aus Wuga (Missionar Rößler) gingen in den Viehhof, wo er gefangen war; erst waren sie ohne ein Ding, zu töten den Leoparden, außer einem Speer nur. Als der Leopard um das Haus ging, gingen sie zu lösen eine Flinte; als sie sie bekommen, suchten sie einen Platz, ihn zu töten; denn es war dunkel und Nacht. Er, der Leopard war mit viel Kraft, und da war viel Gefahr da. Unsere Mädchen flohen alle, denn der Leopard that viel Kraft heraus und brüllte sehr. Auch brach er ein Loch in den Zaun und kam heraus; der Anker der Falle hielt aber fest. Zuerst schoß er (Bokermann) die Flinte, sie fehlte aber; dann wieder, und sie bekam den Leoparden; denn

er starb. Wir trugen ihn in das Arbeitshaus. Am Morgen wurde er photographiert. Wieder stellte Herr Bokermann die Falle für Wildschweine; es ist aber noch kein Schwein erfaßt worden. Auch in diesen Tagen geht der Leopard wieder herum bei unseren Häusern; wir werden wieder die Falle stellen.

In diesen Tagen kommen wieder 16 Kinder; wir alle freuen uns sehr darüber, denn wir bekommen Gefährten. Wir haben gehört, daß es Mädchen und auch Knaben sind.

In diesen Tagen haben wir bekommen Regen; aber jetzt ist die Sonne wieder sehr scharf, von 9—3 Uhr. In diesen Tagen hat Herr Bokermann photographiert und hat bekommen viele Bilder. Am Sonntag hat er geschossen einen Adler. In diesen Tagen haben wir gepflanzt viel Kartoffeln. Zuerst wenig aber jetzt sehr viel. Vor langer Zeit pflanzten wir Kweme (kürbisartige Baumnuß), jetzt werden sie reif. Wir vergrößern unsere Schamben, wir hauen große und kleine Bäume um. Die Bäume, die unten liegen, haben wir noch nicht alle zerhauen, aber einige Seiten sind fertig gegraben und wieder gefüllt mit schwarzer Erde; bald werden wir hineinpflanzen Kaffeebäume. In diesen Tagen haben wir keine Ziegen mehr, außer zwei Stück nur.

Dies ist der Schluß meines Briefes. Ich bin, der ich Dich liebe

Samueli Stepke.

Die Sklaverei und die Frage ihrer Aufhebung in Deutsch-Ostafrika.

Von Amtsrichter Busse, Bleicherode.

(Fortsetzung.)

Bezüglich der Preise der Sklaven ist es schwierig Zahlen zu nennen, da die Unterbindung der Zufuhr frischer Menschenware und die auf Ausübung des Sklavenhandels stehenden hohen Strafen einerseits, andererseits die mißlichen Aussichten über den Fortbestand der Sklaverei erhebliche Schwankungen herbeigeführt haben. Im allgemeinen ist das Alter der Sklaven maßgebend. Ein Sklave im jugendlichen Alter von acht bis fünfzehn, zwanzig Jahren steht im Durchschnitt am höchsten; er weist die meiste Tüchtigkeit auf; der Druck der Unfreiheit und der Verderb des Lasters haben seine Arbeitskraft noch am wenigsten gemindert. In den ersten Jahren der deutschen Besitzergreifung mochte solch ein Sklave 50 bis 120 Rupien — etwa 65—160 Mk. — kosten, also kaum so viel, wie in Deutschland ein Dienstbote bei völlig freier Station an jährlicher Löhnung erhält. Höher hinaus im Alter sind sie je nach der Entwickelung der Fähigkeiten teurer oder billiger, meist aber billiger; am höchsten im Preise stehen schöne Frauen und junge Mädchen; hier giebt es keine Taxe; hier werden Liebhaberpreise gezahlt.

Die Ansichten und Beurteilungen, welche der Zustand der Sklaverei als Arbeiter-Einrichtung in Deutsch-Ostafrika seitens unserer Landsleute gefunden hat, welche hinauszogen oder draußen im Schutzgebiet mit ihren Interessen beteiligt sind, waren anfänglich ihrer Beibehaltung in der einen oder anderen Form günstig, wenn auch bekannt werden muß, daß in den letzten Jahren wenig über diese Frage verlautet ist. Sie wurde unter dem Gesichtspunkt der Erziehung der Neger zur Arbeit damals viel erörtert; viele hielten die Sklaverei für einen heilsamen Zwang zum Fleiß, erklärten sie dem Wesen des Negers entsprechend, für einen Zustand, ohne den man, wenn man anders den Neger für die Sache der Zivilisation heranziehen wolle, gar nicht auskommen würde, und wollten sie unter dem Namen der Hörigkeit herübergenommen wissen.

Diese Urteile basierten auf dem Zustand, in dem man den Küstenstreifen von Deutsch-Ostafrika zur Zeit der Besitzergreifung vorfand; man stieß dort auf eine träge, arbeitsscheue Negerbevölkerung, die für die Arbeit in den Pflanzungen nicht zu gewinnen war und für ihren Lebensunterhalt nur das Allernotwendigste erarbeitete, teilweise auch durch die infolge der Berührung mit der Zivilisation angenommenen Laster verkommen war. So konnte sich leicht das Urteil bilden, daß diese Leute nur mit der Peitsche für Arbeitsleistungen zu haben seien. Man übersah dabei indes, daß dieser Zustand nur die Folge-Erscheinung gesellschaftlich und wirtschaftlich ungesunder Zustände war. Ein Land, das unter dem Fluch der Sklavenjagden stand, in dem der arbeitende Mensch nur unter dem Gesichtspunkte eines Arbeitstieres, im günstigsten Falle als Thor in Betracht kam, der sich nur für andere plagt, in dem der Gewinn des Fleißes jederzeit die Beute des Stärkeren werden kann, ist selbstverständlich auch ganz anders zu beurteilen, wenn es den freien Arbeitsvertrag nicht kennt.

Das Urteil über den Fleiß der Negerbevölkerung wird sofort ein anderes, wenn man sie dort aufsucht, wo sie sich unter gesunden wirtschaftlichen Verhältnissen entwickeln konnte. Schweinfurth, Wißmann und viele andere erfahrene Afrikakenner berichten von Völkerschaften im Inneren Afrikas, deren Länder ihnen wie ein wohlgepflegter Garten vorkamen; der durch freie Arbeit einer im Frieden lebenden Bevölkerung geschaffen war. Für Deutsch-Ostafrika bedarf es insbesondere nur des Hinweises auf das Kondeland mit seiner vortrefflichen Viehzucht und auf die sorgfältigen und stundenweiten Wasserleitungen der Dschagga für ihre Bananengärten am Kilimandscharo. Treten noch die Segnungen christlicher Erziehung und Gesittung hinzu, so bedarf es gar nicht anderer äußerer sogenannter Kulturreizmittel, um ein Land der Zivilisation in Afrika zu erschließen. Das Schire-Hochland mit seiner hervorragenden Kulturentwickelung inmitten von tiefstehenden, zum Teil als Sklavenjagdgebiete bekannten Heidenländern, ist der glänzendste Beweis hierfür.

Das Vorurteil gegen die Arbeitswilligkeit und Arbeitstüchtigkeit der Negerbevölkerung hat denn auch von Jahr zu Jahr nachgelassen. Als sich die deutschen Pflanzungsunternehmungen Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an der deutsch-ostafrikanischen Küste aufthaten und nach Arbeitern umsahen, da hatten sie allerdings zunächst vergeblich auf die Dienste der dortigen Negerbevölkerung gerechnet. Die Masse ihrer Pflanzungsarbeiter mußten sie aus Asien einführen; wer von den Arbeitern aus dem Lande war, war kein geschulter Arbeiter; die Arbeitszeit pünktlich einzuhalten, sich der Ordnung zu fügen, rechtzeitig anzutreten, willig und geschickt zu arbeiten, erschien ihm härter denn Sklavenarbeit. Woher sollten den Eingeborenen auch diese Tugenden plötzlich kommen? Frei waren sie ihr freies Hirtenleben, die Bebauung ihrer eigenen Scholle gewohnt, als Sklaven waren sie träge; für Fremde gegen Lohn zu arbeiten, war ihnen für Pflanzungsbetrieb jedenfalls gänzlich unbekannt. Doch bald war zu sehen, wie sie die Vorteile dieses Arbeitssystems erkannten. Nicht nur daß immer mehr sich zur Arbeit meldeten, daß Fleiß und Arbeitswilligkeit ihnen nachzurühmen war, sie sahen den fremden Arbeitern, aus Indien bezogenen, im Anbau tropischer Gewächse erfahrenen Kulis auch bald ihre Geschicklichkeit ab und die im deutschen Kolonialblatt von Zeit zu Zeit veröffentlichten Berichte der Pflanzer, sowie die Berichte der Erbauer der Tanga-Eisenbahn lassen erkennen, daß man sich jetzt mehr und mehr und mit gutem Erfolg der Kräfte der Eingeborenen — natürlich nur auf Grund des freien Arbeitsvertrages — bedient. Dies spricht deutlicher als alle Beweisgründe gegen die Beibehaltung der Sklaverei in Form der Hörigkeit. Es leuchtet doch auch sonst ein, daß ein freier Mann, dem die Frucht seiner Arbeit zufällt, weit freudiger und williger arbeiten wird, als ein Sklave, der nur arbeitet, weil er muß, um nicht die Peitsche seines Herrn zu fühlen, der nur arbeitet, um gearbeitet zu haben, und dem es gleich sein kann, ob seine Arbeit gerät. — Ein Sklave hat ferner keine Bedürfnisse; er darf um seines Herren willen deren keine haben; er wird daher auch als Abnehmer europäischer Ware nie in betracht kommen. Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung die Ausführungen des Kaufmanns Woermann in der Reichstagssitzung vom 14. Dezember 1888 gelegentlich der Debatte über die Bekämpfung der Sklavenjagden. Nachdem er die großen Opfer geschildert, die England für die Unterdrückung des Sklavenhandels und der Sklaverei gebracht, sagte der Abgeordnete: „Ich möchte mir zum Ziele nehmen, über die wirtschaftliche Folge der Sklaverei und den Nutzen der Aufhebung derselben einige Worte zu sprechen . . . . Man spricht von Hunderten von Millionen Mark, die England geopfert; was hat es damit erreicht? Während in Westafrika zu Anfang dieses Jahrhunderts der Handel nur gering war und sich auf wenige Waren beschränkte, ist er seitdem in steter Zunahme begriffen gewesen. In den vier englischen Küstenbesitzungen,

die im ganzen wohl noch nicht ein Sechstel oder gar ein Achtel der Westküste einnehmen, findet heute ein jährlicher Warenumsatz an Einfuhr und Ausfuhr von je 35 Millionen, also zusammen 70 Millionen statt. England hat ferner den Haupthandelsanteil am Niger, wo seine Ein- und Ausfuhr je 14 Millionen, also zusammen 28 Millionen beträgt. England hat hiernach nach Aufhebung der Sklaverei und zum großen Teil infolge davon einen Handelsumsatz von 100 Millionen pro Jahr allein auf der Westküste Afrikas erzielt . . . . Auch die Rhederei hat von den Verhältnissen, die sich nach Aufhebung der Sklaverei entwickelt haben, ganz bedeutenden Gewinn gehabt. Es gehen heute von England 6—8 und von Hamburg 5—6 große Dampfschiffe meist mit voller Ladung nach der Westküste von Afrika. So lange die Sklaverei bestand, wäre es ganz unmöglich gewesen, einen derartigen Handel dorthin zu treiben . . . Man wirft die Frage auf, ob es überhaupt von praktischem Nutzen sein würde, die Sklaverei im Inneren Afrikas aufzuheben. Es ist eine ganz verkehrte Auffassung, daß die freien Neger nicht arbeiten könnten. Der Neger hat durch seine Arbeit eigentlich ganz Amerika bebaut und zivilisiert; dasselbe gilt in bezug auf Brasilien und Cuba. Man sagt: Das sei Sklavenarbeit gewesen; aber nach der Aufhebung der Sklaverei ist z. B. in Nordamerika mehr Baumwolle produziert worden. Der befreite Neger ist besonders arbeitstüchtig . . . Auch an der Westküste von Afrika, wo die Sklaverei im wesentlichen aufgehoben ist, wird die Produktion, die sich auf 100—150 Millionen beläuft, doch ausschließlich durch Neger besorgt. Das alles spricht dafür, daß der Neger wohl eine Arbeitskraft ist und wir den Wunsch haben müssen, diese große Arbeitskraft im Inneren Afrikas . . . . nicht nur für sich selbst, sondern auch für die ganze europäische Kultur nutzbar zu machen“.

Für die Aufhebung der Haussklaverei kommt hier fernerhin ein anderer wirtschaftlicher Gesichtspunkt in betracht, der des Wettbewerbes bei der Arbeit. Während den Angehörigen der Kulturstaaten durch die deutsche Gesetzgebung verboten ist, Sklaven zu halten, ist solches den Einheimischen in Deutschostafrika, deren Religion ihnen solches gestattet, d. h. den Arabern und dann den Eingeborenen selbst erlaubt. Ihnen gegenüber erfreut sich die Sklaverei gesetzlicher Duldung. Daraus ergiebt sich aber, daß die Araber in bezug auf die Bebauung ihrer Pflanzungen und den Transport von Lasten durch Handelskarawanen, also in bezug auf den Handel mit dem Inneren weit günstiger gestellt sind, als die Europäer. Diese müssen jeden Dienst der von ihnen angenommenen Arbeiter angemessen bezahlen; jenen kosten die Sklavendienste nichts weiter, als was der Anschaffungswert dieser Arbeitskraft betrug. Der Sklavenbesitzer hat sie ohnehin jeder Zeit zur Verfügung, kann sie bald dahin, bald dorthin verwenden, sie zur Arbeit gelegentlich zwingen u. s. w. Der Europäer hat dagegen mit ganz anderen,

schwieriger liegenden Faktoren zu rechnen; die Arbeitslöhne können für ihn leicht eine Steigerung erfahren; die Beschaffung der Arbeiten kann Schwierigkeiten begegnen, er muß den Arbeiter, um ihn zu bekommen, menschenwürdig behandeln, während nach all dem der arabische Sklavenbesitzer nicht zu fragen braucht. Er ist in der Lage, den ausgiebigsten Raubbau an der Arbeitskraft seiner Sklaven zu begehen und Raubbau, nichts anderes als Raubbau an Menschenkraft ist das ganze Sklavereisystem.

Dieser wirtschaftliche Gesichtspunkt der Erschwerung freier redlicher Arbeit durch das System der Ausbeutung der Menschenkraft durch Sklavendienste ist übrigens in den Kolonieen der Kulturstaaten nächst dem philanthropischen Gesichtspunkt der stärkste Hebel für die Aufhebung der Sklavenarbeit gewesen. Besonders tritt dies in der Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika hervor. Von ihnen konnten die Nordstaaten den wirtschaftlichen Wettbewerb mit den Südstaaten um deswillen nicht mehr auf die Dauer aushalten, weil diese ihre Baumwoll-, Taback- und Zuckerpflanzungen mit den billigen Kräften ihrer Negersklaven bebauen ließen, während jene, da der Norden für Negerarbeit zu kalt war, freie Arbeiter in die Arbeit einstellen mußten und dazu zu erheblich höheren Aufwendungen gezwungen waren. Die Nordstaaten verlangten daher von den Südstaaten die Aufgabe der Sklavenarbeit. Diese waren sich aber ihrer bevorzugten Stellung zu sehr bewußt, um darauf einzugehen, und so kam es zum Bürgerkrieg. Der Sieg der Nordstaaten zwang die Südstaaten zur Annahme des Gesetzes betr. Aufhebung der Sklaverei v. J. 1865. — Ebenso war England, nachdem es aus Gründen der Menschlichkeit in den dreißiger und vierziger Jahren dieses Jahrhunderts alle Sklaven seiner überseeischen Besitzungen für frei erklärt hatte, aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen, darauf zu halten, daß nun auch die anderen christlichen Kolonialstaaten die Sklavenarbeit abschafften; daraus erklären sich Englands gewaltige Anstrengungen an der Westküste von Afrika zur Unterdrückung der Sklavenausfuhr nach Amerika und zur Unterbindung des Sklavenhandels. Man darf daraus nicht folgern, daß die Aufhebung der Sklaverei in den Kolonialreichen der christlichen Kulturstaaten eigennützigen Beweggründen entsprang; wohl aber folgt daraus der beachtenswerte Gesichtspunkt, daß das wirtschaftlich Gesunde vom sittlich Gesunden nicht zu trennen ist, daß das sittlich Gesunde das wirtschaftlich Gesunde notwendig nach sich zieht.

Schließlich tritt zu dem wirtschaftlichen Gesichtspunkt noch ein politischer. An sich weist ja das Los des Sklaven beim Araber keine grausamen Züge auf; nichts desto weniger birgt es viel Jammer in sich. Die Sklaven erreichen selten ein hohes Alter. Was schon der alte Homer sagt: „Der Tag der Knechtschaft raubt dem Menschen die Hälfte seines Lebens“; — wir finden es hier bestätigt. Um sich übrigens über das Gedrückte seiner Lage hinweg-

zusetzen, werfen sich ihrer viele dem Laster in die Arme. Daher ist die Sterblichkeitsziffer unter ihnen groß, die Durchschnittszahl der Geburten gering. Die schweren Arbeiten und die grausamen Strafen, denen sie bisweilen unterworfen werden, mögen das Ihre mit dazu beitragen. Die in das ungesunde Klima von Udschidschi geraubten Arbeitssklaven überleben nach dem Urteil von Wißmann in seinem Buche: „Meine zweite Durchquerung Afrikas“ kaum 1 Jahr. Die beständigen Ergänzungen, deren Amerika bei bestehender Sklavenwirtschaft durch fortwährende Zufuhr ganzer Schiffsladungen bedurfte, beweisen ebenfalls wie das Vorstehende, daß die Vermehrung der Sklaven durch Geburt bei weitem nicht die Lücken ausfüllt, die der Tod unter ihnen reißt. Da nun die Araber infolge ihres Wirtschaftssystems auf einen ständigen Bestand von Sklaven angewiesen sind, folgt daraus das weitere beachtenswerte Moment, daß die Sklaverei als Einrichtung wiederum die Menschenjagden und Sklavenraubzüge bedingt und auf deren Erträge zu ihrem Fortbestande angewiesen ist. Wo eine Nachfrage ist, da wird sich auch stets ein Angebot einstellen. Nun sind ja mit der Aufrichtung der deutschen Herrschaft in Ostafrika die Sklavenmärkte geschlossen, die Sklavenjagden unterdrückt, und Sklaventransporte, wo irgend der Arm der deutschen Herrschaft hinreicht, unmöglich. So lange aber die Sklaverei als solche mit ihrem Bedarf an Sklaven besteht, besteht auch ein beständiger Anreiz zum Sklavenhandel zwecks Ergänzung der Sklavenbestände fort, der obige Verbotsbestimmungen im Wege des Schmuggels zu umgehen trachtet. Dieser Zustand allein läßt die Aufhebung der Sklaverei als wünschenswert erscheinen, da der deutschen Behörde durch sie die Verhütung von Menschenraub im Schutzgebiet besonders erschwert wird. Der Fortbestand der Sklaverei wird den Sklavenjägern und Sklavenhändlern stets der erwünschte Deckmantel sein, mit welchem sie ihr schändliches Thun und Treiben verschleiern können; denn wer will dem Sklavenbesitzer nachweisen können, daß die Sklaven, die er besitzt, frisch erbeutete, der Freiheit beraubte Menschen sind, oder daß es sich nicht vielmehr um in der Sklaverei geborene bezw. zur Zeit der deutschen Besitzergreifung bereits besessene Sklaven handelt? Der Sklave wird in den seltensten Fällen der deutschen Behörde, falls diese ihn erreichen sollte, die Wahrheit gestehen können; die Furcht vor der Rache seines Herrn wird ihn zu falschen Angaben zwingen; ja er wird in vielen Fällen, da er meist weit aus dem Inneren kommt, die Sprache der Küste und die Küste wird seine Sprache nicht verstehen. Die Sklaverei ist also das naturgemäße Sammelbecken für die geraubte Menschenware. Mit ihrer Aufhebung fällt Zweck und Ziel jeglichen Menschenraubes. So ist auch durch die Aufhebung der Sklaverei auf Sansibar und Pemba den Bestrebungen zur Bekämpfung der Sklavenjagden und des Sklavenhandels auf dem Festlande einer der wichtigsten Dienste erwiesen worden; da eine Verschleierung dieses Handels auf den als Verschiffungsplätzen

für den Transport an die arabische Küste wichtigen Inseln nun nicht mehr gut möglich ist.

So energisch die deutsche Regierung den Kampf gegen den Sklavenraub und den damit verbundenen Handel betrieben, der Sklaverei als solcher gegenüber hat sie doch bisher eine abwartende Stellung eingenommen. Freibriefe sind ja seit Jahren in wachsender Anzahl erteilt worden; ja es scheint fast, als betrachte sie dieses Mittel als Handhabe zur gänzlichen Beseitigung dieses Zustandes. Im übrigen ist von ihrer Stellungnahme zur Sklaverei nicht viel in die Öffentlichkeit gedrungen. Es ist darum schwer, ein klares Bild von ihr zu geben. Wenn hier dennoch ein Versuch dazu gemacht wird, so folgt der Schreiber dieser Zeilen einerseits den ihm mündlich gewordenen Schilderungen eines Gewährsmannes, den seine Stellung in Deutsch-Ostafrika vor mehreren Jahren viel mit Sklaven in Beziehung brachte, andererseits ergiebt sich das statistische Material aus den Brüsseler Jahresheften. Es kann indes leicht sein, daß inzwischen andere Verwaltungsmaximen Platz gegriffen haben. — In der Hauptsache werden die Grundsätze der Brüsseler Antisklavereiakte vom 2. Juli 1890 zur Anwendung gebracht. Doch mag hier gleich bemerkt werden, daß diese Bestimmungen, die zunächst nur ein völkerrechtliches Abkommen, eine Vereinbarung der Kulturstaaten unter einander zur Beobachtung gewisser Grundregeln sind, zum weitaus größten Teile auf die Bekämpfung der Sklavenjagden und des mit ihnen verbundenen Handels zugeschnitten sind, sich daher wenig mit der eigentlichen Sklaverei befassen und deshalb auch bei der Anwendung auf den Einzelfall des täglichen Lebens noch zu manchen Zweifeln Anlaß bieten, auch unseren Kolonialbeamten weder immer geläufig noch in ihrer Hand immer anwendbar erscheinen. Immerhin ist eine gewisse Grundlage gegeben. So wird in der Sklavenfrage das Schutzgebiet als ein geschlossenes Rechtsgebiet betrachtet, über dessen Grenze hinaus ein Rechtsverkehr mit Sklaven keine gesetzliche Anerkennung findet; in seinen Grenzen jedoch finden die bestehenden Sklavenbesitzverhältnisse gesetzliche Duldung. Die deutsche Behörde versagt daher ihre Vermittelung, wenn Sklaven über die Grenze des Schutzgebiets entfliehen und vom Besitzer zurückverlangt werden; in gleicher Weise versagt sie den Schutz, wenn von außen über die Grenze ins Schutzgebiet geflüchtete Sklaven von dem ausländischen Besitzer reklamiert werden. Der über die Landesgrenze entflohene Sklave findet im Lande seiner Zuflucht eine Freistatt. Auch darf kein Sklave über die Grenze, weder hinaus noch herein verhandelt werden. Sklavenausfuhr ist verboten. Die Verordnung des kaiserlichen Gouverneurs vom 19. August 1896 bestimmt für die Araber und Eingeborenen, denen allein das Halten von Sklaven nachgelassen ist in Art. IV: „Wer es unternimmt, einen Sklaven nach einem Orte außerhalb des deutschen Schutzgebietes zu dauerndem Aufenthalte zu überführen oder wer einen Sklaven an eine Person verkauft, von welcher er

weiß, daß sie im deutschen Schutzgebiet keinen Wohnsitz hat, wird wegen Sklavenausfuhr mit Kettenarbeit bis zu fünf Jahren bestraft."

„Die gewerbs- und gewohnheitsmäßige Sklavenausfuhr wird mit Kettenarbeit nicht unter drei Jahren bestraft. Gleiche Strafe tritt ein, wenn die Sklavenausfuhr mit Anwendung von List, Drohung oder Gewalt begangen wurde. Ist bei der Ausfuhr bezw. ihrem Versuch der Tod einer der auszuführenden Personen verursacht worden, so ist gegen die Veranstalter und Anführer auf Todesstrafe ..... zu erkennen." Artikel II daselbst bestimmt: „Wer gewerbsmäßig Sklavenhandel betreibt, wird mit Kettenarbeit nicht unter drei Jahren bestraft." Innerhalb der Grenzen des Schutzgebietes ist indes ein Austausch und Rechtsverkehr mit d. h. über Sklaven sofern er nicht gewerbs- oder gewohnheitsmäßig geschieht, zulässig; doch durften solche Rechtsakte an den Orten, wo deutsche Behörden ihren Sitz haben, noch vor einigen Jahren nur vor einer dazu bestellten Kommission, die meist aus einem Europäer als Vorsitzenden, einem Araber und Inder als Beisitzern bestand, abgeschlossen werden. So gut und heilsam diese Bestimmung nun auch gedacht war, so hatte sie doch auch ihre erheblichen Bedenken. Denn die Beisitzer, anstatt den deutschen Beamten mit der einheimischen Rechtspflege vertraut zu machen, verstanden sich meist zu gut, um gerade die wohlthätige Absicht dieser Einrichtung, eine Kontrolle auszuüben, zu Fall zu bringen.

In einem anderen Punkte übt indes die Kolonialregierung eine recht heilsame Praxis. Jeder Sklave, der sich bei ihr mit einigem Grund über seinen Herrn wegen Mißhandlung beschwert, erhält ungesäumt den Freibrief. Mag diese Maßregel dem Herrn gegenüber vielfach unbillig sein, jedenfalls hat sie die heilsame Folge, daß die Behandlung der Sklaven seitens ihrer Besitzer eine menschliche ist.

Wie schon erwähnt, hat die deutsche Kolonialregierung in den letzten Jahren eine stetig wachsende Anzahl von Sklaven für frei erklärt. Die Rechtstitel hierzu, die meist der Brüsseler Antisklavereiakte entnommen sind, sind kurz gefaßt folgende: Freikauf, Freilassung, amtliche Freierklärung; Tod des Herrn; Freilassung behufs Eheschließung, Brüsseler Generalakte §§ 39 und 63, (frisch eingeschmuggelte und darum befreite Sklaven) Befreiung auf einem Kriegszug ꝛc. aus der Hand der Sklavenjäger; entflohen und nicht reklamiert, Freilassung der Sklavin infolge Geburt zweier Kinder von ihrem Herrn.

Im Jahre 1893 wurden 467 Freibriefe erteilt; im Jahre 1894: 1121, im Jahre 1895 von den Stationen Kilwa, Daressalaam, Tanga, Saadani und Moschi allein 1887, von den übrigen Innenlandstationen einschl. Pangani 879, zusammen also 2766; im Jahre 1897 insgesamt: 2192. Von den im Jahre 1894 erteilten Freibriefen entfielen 230 auf freigekaufte, 206 auf freigelassene, 416 auf amtlich für frei erklärte Sklaven. 44 erhielten den Freibrief infolge Todes ihres Herren, 116 infolge Befreiung auf einem

Kriegszuge, 97 sämtlich in Tanga, wo infolge des Eisenbahnbaues am meisten Nachfrage nach Arbeitern seitens Europäer war, infolge ihrer Flucht, ohne daß sie reklamiert wurden; männliche Personen waren es insgesamt 452, weibliche 669. Von der Gesamtzahl der im Jahre 1895 erteilten Freibriefe entfielen auf amtliche Frei-erklärung für das Bezirksamt Lindi 55, für die Stationen Tabora 32, Masinde 49, Kiseki 21, Muansa 39, Pangani 74, Mikindani 76, Mpapua 18; auf Freikauf für Lindi 81, Pangani 35, Mikindani 92; für letzteres auf Freilassung 107 Freibriefe. Von den 2192 Frei-briefen des Jahres 1897 entfielen auf Freikauf 283, auf Frei-lassung 624, auf amtliche Freierklärung 818, auf Befreiung während eines Kriegszuges 362; 96 sind infolge Todes des Herrn erteilt. 17 Stationen sind mit der Erteilung befaßt. Gerade die Zahl der in Tanga erteilten obigen 97 Freibriefe weist darauf hin, daß, wenn der Sklave erst einmal die Gewißheit hat, daß er auch ohne seinen Herrn sein Fortkommen, dazu an der deutschen Bevölkerung einen nachhaltigen Schutz gegen die Rache seines Herrn finden wird, er keinen Augenblick zögert, den Zustand der Unfreiheit mit dem der Freiheit zu vertauschen.

Freilich kann die deutsche Behörde nicht bei jeder Freibrief-ausstellung dem für Frei-Erklärten einen Schutzmann zur Seite geben, sondern muß vertrauen, daß der Respekt vor der Behörde und die Furcht vor der gesetzlichen Strafe dem früheren Sklaven-besitzer Achtung genug einflößt, um ihre Freierklärung nicht zu hintertreiben. Indessen giebt es gewissenlose Sklavenbesitzer genug, welche dem Machtspruch der deutschen Behörde List und heimliche Gewalt entgegensetzen. So lange der Freierklärte nicht einen festen Rückhalt an der deutschen Behörde und volles Vertrauen zu ihr hat, kann es ihm jeder Zeit begegnen, daß er von anderen Negern, die sich vielleicht ein Trinkgeld verdienen wollen, dem früheren Herrn wieder ausgeliefert und von diesem heimlich, wenn möglich, über die Grenze verkauft wird. Allerdings riskiert der Sklaven-besitzer damit seinen Hals. Die wegen verbotenen Sklavenhandels oder wegen Sklavenmißhandlung verhängten Strafen zeichnen sich nicht gerade durch Milde aus. Es seien hier einige, auch sonst vielleicht interessierende Strafen und Freierklärungen aus dem 1895er Verzeichnis herausgegriffen; die in die Zeit vom 30. Juni bis 9. Oktober 1894 fallen.

Ein Sklavenbesitzer ist wegen Mißhandlung seiner Sklavin mit einem Monat Kettengefängnis bestraft; die Sklavin durch dasselbe Erkenntnis für frei erklärt worden. — Der Beludsche Samadari ist, weil er nichts zur Pflege seiner schwer erkrankten Frau und ihres Kindes gethan hat, zu 20 Rupien Geldstrafe verurteilt, beide Sklaven sind in Freiheit gesetzt worden. Wegen gewerbsmäßigen Sklavenhandels ist der Araber Amer bin Sur zu sechs Monaten Kettenhaft verurteilt worden. 21 Sklaven erhielten dabei Frei-briefe. — Vom Gericht in Kilwa ist ein Sklavenbesitzer wegen

schwerer Mißhandlung seiner Sklaven zu 3 Tagen Gefängnis und 500 Rupien Geldstrafe, vom Gericht in Bagamoyo ein Msaramo wegen Beihilfe zum Sklavenraube zu 2 Monaten Kette, wegen Menschenraubes ein anderer zu 5 Monaten Kette verurteilt worden. — Nach dem Tode ihres Herrn Ali bin Sultan erhielten 15 Sklaven Freibriefe; es fehlte an einem direkten Erben. — Durch gerichtliches Erkenntnis ist der Suaheli Munimwna für frei erklärt worden. Sein Vater war ein Freier, seine Mutter eine Sklavin, er weigerte sich als Sohn eines Freien in das Sklavenverhältnis zu seiner Mutter zu treten. Der Gerichtshof entschied zu seinen Gunsten. — In Kilwa sind wiederholt Sklavenhändler wegen Menschenraubes zum Tode durch den Strang verurteilt und hingerichtet worden.

So willkommen das System der Freierklärungen auf Anrufen der Sklaven auch fürs erste sein mag, so birgt es doch auch mancherlei Gefahren in sich. Es kann leicht zu einer Unbilligkeit gegen den Sklavenbesitzer führen und wird, sobald seine Handhabung größeren Umfang annimmt, bei den besitzenden Klassen — und der Besitz besteht meist in der Anzahl der Sklaven — lebhafte Erbitterung und Entfremdung hervorrufen, wie es ja hier zu Lande begreiflicherweise auf seiten der Herrschaften Erbitterung hervorrufen würde, wollte sich die Polizei bei Streitigkeiten zwischen Herrschaft und Gesinde vorwiegend auf die Seite des letzteren stellen. Eine weise Regierung läßt sich bloß von den Grundsätzen der Gerechtigkeit leiten und rechnet zunächst mit den gegebenen sozialen Verhältnissen. In nicht wenigen Fällen wird die vom Sklaven angerufene Behörde allen Grund haben, den Sklaven anzuhalten in seinem Dienstverhältnis zum Herrn zu bleiben und demselben treu zu dienen. Man bedenke, daß der Apostel Paulus dem Philemon seinen entlaufenen Sklaven zurückschickte. Großen Umfang werden daher die Freierklärungen auf Anrufen des Sklaven vermöge eines Machtspruches der Behörde billigerweise nicht gewinnen können.

Es liegt nahe, sich hierbei nach der Anzahl der Sklaven zu erkundigen. Leider muß dabei bekannt werden, daß die Statistik uns für die deutschen Verhältnisse hier völlig im Stich läßt; auf die der Aufhebung der Sklaverei auf Sansibar und Pemba voraufgegangenen eingehenden Untersuchungen auf englischer Seite gaben nur eine annähernde schätzungsweise Bestimmung der Sklavenzahl auf den beiden, doch keineswegs für eine Statistik groß zu nennenden Inseln. Nach dem Bericht des Generalkonsuls A. Hardinge gab es in Sansibar vor der Aufhebung 140 000 Sklaven; die Zahl der übrigen Einwohner ist auf 200 Europäer, 7500 Inder, 4000 Araber, 30 000 Suaheli und 27 000 befreite Sklaven angegeben. Der englische Resident auf Pemba O'Sullivan*) schätzt die Gesamtbevölkerung dieser Insel auf 90—100 000 Seelen.

*) Brüsseler Jahreshefte 1896 S. 215 fg.

Dieselben verteilen sich ihm zufolge auf 2000 Araber, 53000 (Haus-, sowie Arbeits-)Sklaven, 2000 Konkubinen, 25000 Wapemba und befreite Sklaven und 300 Indier britischer Unterthänigkeit. Er erklärt dazu: „Meine Abschätzung der Sklavenbevölkerung stützt sich auf die Thatsache, daß thatsächlich jeder der 2000 Araber durchschnittlich ca. 30 Sklaven besitzt, das giebt 60000 Individuen, deren Mehrzahl mit dem Bearbeiten der Pflanzungen beschäftigt wird".

Es würde sehr gewagt erscheinen, diese Zahlenverhältnisse auf das deutsche Festland übertragen zu wollen, da die wirtschaftlichen Verhältnisse der Sklaven besitzenden Bevölkerung hier zum Teil wesentlich anders liegen als auf diesen beiden Inseln. Wenn diese eine ausgedehnte Gewürznelkenkultur und damit zahlreiche und ausgedehnte Pflanzungen aufweisen, welche einen großen Arbeiterbestand nötig machen, so ist es auf dem Festlande mehr der Handel mit dem Inneren, welcher die dort ansässigen Araber beschäftigt. Doch auch Pflanzungen von Arabern sind nicht selten. Immerhin dürfen wir am Pangani in Bagamoyo und Kilwa mit dem Hinterlande, besonders an der südlichen Küste des Schutzgebietes größere Bestände von Sklaven vermuten.*) Sie in den Zustand der Freiheit überzuführen, ist seit der Antisklavereibewegung vom Jahre 1888 der Wunsch und das Bestreben der philanthropischen Kreise in Deutschland gewesen. Auch der evangelische Afrika-Verein, der mit seinen Bestrebungen für eine menschenwürdige Behandlung der Eingeborenen eintritt, hat der Sklaverei ständig sein Augenmerk zugewendet und vor wenigen Jahren eine Sklavenfreistätte in den Bergen Usambaras gegründet, in welcher der Sklaverei entrissene Sklaven ansässig gemacht und als freie Leute zu einem geordneten Leben, sowie zur Arbeit erzogen werden. Von dem Bewußtsein durchdrungen, daß indes eine umfassendere Beseitigung der Sklaverei ins Auge zu fassen sei, hat eine auf seine Anregung in der „Tonhalle" zu Berlin am 18. Januar 1895 einberufene Versammlung unter anderem es für die Pflicht des deutschen Reiches erklärt, daß in unseren Schutzgebieten Bestimmungen getroffen werden, durch welche

1. den Sklaven die Erwerbung ihrer Freiheit erleichtert wird;
2. ein Termin festgesetzt wird, an welchem jede Sklaverei aufhören soll;
3. jedes Kind unfreier Eltern frei wird.

Fortsetzung folgt.

*) Der mit der Berichterstattung hierüber betraute englische Beamte Pegott berichtet aus Mombaßa unterm 1. August 1895 an den erwähnten Generalkonsul Hardinge: Es ist schwierig, mit einiger Genauigkeit die Zahl der Sklaven anzugeben, welche die Besitzungen des Sultans von Sansibar außerhalb von Sansibar und Pemba auf dem Festlande und anliegenden Inseln zählen, aber man muß sie auf mindestens 70 Prozent der gesamten Eingeborenen-Bevölkerung bemessen, die etwa 200000 beträgt.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen den 26. Februar 1900.)

Wenn sich im **östlichen Sudan** an das Entkommen des alten Mahdistenführers Osman Digna aus der großen Metzelei des 24. November noch einiges Unbehagen knüpfte, da es ihm vielleicht gelingen konnte, hier und da der britischen Verwaltung noch Unbequemlichkeiten zu bereiten, so ist dieses nun auch gehoben worden. Er war nach der Küste geflohen und hielt sich hier — in Dokar, der Gegend seiner hauptsächlichsten Thätigkeit — verborgen, ward aber verraten, und eine von Suakin ausgesandte Expedition unter Kapitän Burgers bemächtigte sich seiner. Des oft verdienten Todes gewärtig, war er überrascht, mit Milde und Anstand behandelt und in eine sehr erträgliche Gefangenschaft geführt zu werden. Man fragt sich, warum ihm, dem Schlächter von Tausenden, mit so anderem Maße gemessen wird, als den Buren, welche bei der Verteidigung ihrer Freiheit und Selbständigkeit auf dem Schlachtfelde gefangen genommen wurden.

Eine wirkliche Gefahr drohte der britischen Verwaltung von der Meuterei ägyptischer Truppen in Khartum, da sie sich auf hinreichende eigene Kräfte nicht zu stützen vermochte. Wenn hier ein längst vorbereiteter Plan, die britische Herrschaft abzuschütteln, zur Ausführung kam, so war der Zeitpunkt sicher gut gewählt. Er scheint aber doch nicht hinreichend vorbereitet und organisiert gewesen zu sein, da er bisher zu keinem greifbaren Ergebnis geführt hat. Selbstverständlich ward englischerseits die Sache zu vertuschen und als harmlos hinzustellen gesucht und abgeleugnet, was auf anderem Wege über die Vorgänge ruchbar wurde. Es ist deshalb schwierig, diese selbst zu beurteilen. Jedoch wurde zugegeben, daß zwei sudanische Bataillone dem Befehl, ihre scharfen Patronen auszuliefern, weil sie darin ein Mißtrauen erblickten, sich widersetzten, und es ward nur verschwiegen, welche Vorgänge zu diesem Befehl die Veranlassung gegeben haben. Ferner wurden nicht weniger als 11 Kriegsschiffe von Malta nach Alexandria gesandt, was darauf schließen läßt, daß man einen starken Druck auf den Khedive und eine große Machtentfaltung für nötig erachtete. Ersterer ward ferner durch den Sirdar zu einem an die ägyptischen Truppen gerichteten Tagesbefehl veranlaßt, weil dessen Autorität offenbar nicht ausreichte, um der Situation Herr zu werden. Durch die Einsetzung eines ägyptischen Kommandanten in Khartum soll endlich die Ruhe wieder hergestellt sein, wie sich auch daraus ergiebt, daß die kriegsgerichtliche Untersuchung gegen eine Anzahl ägyptischer Offiziere eingeleitet worden ist.

Leontief, der Gouverneur der „Äquatorialprovinzen“ von **Abessinien**, ist nach Beendigung seiner ersten Expedition am 11. Februar in Marseille eingetroffen und berichtet, daß er, am 18. Juni 1899

von Addis-Abeba abmarschiert, am 20. August am Rudolphsee eingetroffen sei. Das durchforschte Gebiet des Omo, in welchem eine Verwaltung organisiert wurde, wird als sehr fruchtbar und dicht bevölkert geschildert. Die einerseits sehr wilden und kriegerischen Eingeborenen sollen keine Schwierigkeiten gemacht haben, da sie andererseits zu intelligent waren, um die Überlegenheit der Waffen nicht ohne weiteres zu erkennen. Es möchte hierzu doch aber einiger praktischer Vergleiche bedurft haben, worauf auch die Erbauung eines Forts in beherrschender Lage am Omo hindeutet; militärische Stationen in Bako, Benta, Uba, Baho, Baschuda und am Rudolphsee wurden mit Senegalschützen besetzt.

In **Deutsch-Ostafrika** ist im Jahre 1899 die Einrichtung einer geregelten Forstwirtschaft im Rufidschi-Delta vollständig durchgeführt worden. Während früher die Holzbedürftigen mit ihren Fahrzeugen so lange liegen bleiben mußten, bis sie das Holz von den Eingeborenen zusammengekauft, oder durch die eigene Dhau-Mannschaft hatten schlagen lassen, können sie jetzt an den großen Stapelplätzen mit dem von der Forstverwaltung zugerichteten Holz schnell befriedigt werden und auch geschnittenes Holz von einer durch die Rufidschi-Industriegesellschaft in Saninga erbauten Sägemühle erhalten. Das einheimische Holz beginnt infolge dessen mit Erfolg gegen die Einfuhr fremder Hölzer aufzutreten. Auch hat die Untersuchung der gerbstoffhaltigen Rinde der Mangrovehölzer die Einführung dieses Gerbmittels auf den europäischen Markt in Aussicht gestellt. Um eine regelmäßige Gewinnung dieses Exportartikels zu gewährleisten, wird durch die Forstverwaltung durch Stehenlassen von Mutterbäumen auf den Schlagplätzen gesorgt.

Über die Steinkohlen-Lagerstätte am Muëga-Bache nordwestlich des Njaßasees berichtet Bergassessor Dantz (nach dem „D. Kol.-Bl.“), daß eine Gewinnung der Kohlen in größerem Umfange mittels systematischen Betriebes mit Vorteil in die Wege zu leiten ist, sobald eine größere Industrie in der Nähe entsteht oder eine Eisenbahn in Frage kommt. Ein einfacher Stollenbetrieb wird dann eine Gewinnung von 350000 Tonnen ohne jede Schachtanlage gestatten. Es wird nur ein etwa 800 Meter langer Stollen (250 Meter im Steinkohlengebirge, 550 Meter im mürben, hangenden Sandstein) aufzufahren und dann im liegenden Hauptflöz eine Grundstrecke von 1000 Meter (jederseits 500 Meter) Länge herzustellen sein. Für den Transport nach dem See wird der Songwefluß vom Kaßimulo-Berge an mit verschwindend geringen Hilfsarbeiten nicht nur für die kleinen Eingeborenen-Fahrzeuge, sondern auch für die Stahlbote der Station Langenburg nutzbar zu machen sein. Der Weg bis zum genannten Berge beträgt nur 13 Kilometer.

Es ist nicht zu verkennen, daß das britische Kriegsministerium die äußersten Anstrengungen macht, um in **Südafrika** den Burenstaaten gegenüber eine erdrückende Überlegenheit an Truppen aufzustellen, und daß es in Lord Roberts und Kitchener die besten Kräfte

gefunden hat, um — wenn es noch möglich sein sollte — den Krieg in günstigere Bahnen zu leiten. Inwieweit dieses bis Ende Februar gelungen ist, läßt sich bei der außerordentlichen Mangelhaftigkeit der Berichterstattung zur Zeit noch gar nicht beurteilen, zumal wenn man berücksichtigt, daß bisher noch jeder, auch nur scheinbare, geringe Vorteil, den die britischen Truppen errungen hatten, stets in übertriebener Weise dargestellt und die sich daran schließenden Mißerfolge so lange als möglich verheimlicht wurden.

Die Stärke und Verteilung der englischen Truppen wurde im Beginn des Februar in folgender Weise geschätzt:

auf dem östlichen Kriegsschauplatz .	47000	Mann	155	Geschütze
„ „ südlichen „ .	17100	„	42	„
„ „ westlichen „ .	32700	„	146	„
am Kap	12800	„	36	„
zusammen	109600	Mann	379	Geschütze,

wobei die Besatzungen von Ladysmith mit 9000 Mann, 46 Geschützen, sowie die von Mafeking und Kimberley mit 3600 Mann, 92 Geschützen, mitgerechnet sind. Nach ihrem Abzug verbleiben 97000 Mann, 241 Geschütze, während sich unterwegs befanden ca. 17000 Mann und 192 (meist schwere — Positions-) Geschütze.

Mitte Februar bezifferte gar der britische Unterstaatssekretär des Krieges Wyndham die Truppenstärke in Südafrika auf 180600 Mann, nämlich 142800 Infanterie, 37800 Kavallerie, 74 Positions- und 300 Feldgeschütze. Diese großen Zahlen verkleinern sich aber ganz wesentlich, wenn man nur die fechtenden Truppen berücksichtigt. Diese ergeben an Infanterie der regulären Armee 17 Bataillone der Cape und Natal-Force, 32 der 1., 2. und 3., 27 der 5., 6. und 7. Division (als 4. Division wurden die in Ladysmith eingeschlossenen Teile der erstgenannten 17 Bataillone bezeichnet), zusammen also 76 Bataillone, welche man auf etwa 60000 Mann und nach Abzug der Verluste (ca. 11000) auf 49000 Mann veranschlagen kann. Abzüglich der 6000 Mann eingeschlossener Truppen verbleiben also 43000 Gewehre.

Die berittene Infanterie beträgt etwa 3000 Mann, die Kavallerie, 13 Regimenter mit höchstens 6000 Mann. Dies ergiebt (nach unserem Gebrauche die Artilleriemannschaften nicht mitgerechnet) 52000 und einschließlich 2000 Mann Pioniere 54000 Mann und 254 Geschütze, von welchen aber auch die in Hände der Buren gefallenen 18 oder 19 Stück abzuziehen sind.

Mit diesen Zahlen wird man rechnen müssen bis Mitte des Monats, wo Lord Roberts durch Heranziehung aller bis dahin eingetroffenen Verstärkungen, auch an Milizen und Kolonialtruppen, und durch deren Vereinigung auf dem westlichen Kriegstheater eine überwältigende Masse gegen die West-Abteilung der Buren (Cronje) aufzustellen sich bemühte. Er brach hierdurch mit der bis dahin beliebten verhängnisvollen Verzettelung der Kräfte und erreichte wichtige Vorteile. Die Betrachtung der kriegerischen Vorgänge des Monats wird sich demnach in die zwei verschiedenen Abschnitte teilen müssen, welche der ersten und zweiten Hälfte des Monats entsprechen.

Über den Kampf auf dem Spionskop am Tugela ist noch keine völlige Klarheit zu gewinnen. Während von englischer Seite die Räumung der wichtigen Stellung einem Mißverständnis zugeschrieben wird, schildern die Berichte der Buren das offensive Vorgehen gegen die in der Nacht vom 23. zum 24. durch Überrumpelung verlorenen Höhen vom Morgen des 24. ab, sie schildern das Erklimmen der steilen Abhänge, das Vorstürmen gegen die von den Engländern hergestellten Verschanzungen und die Unterstützung, welche sie in ihrem kräftigen Geschützfeuer fanden und welche alle Bemühungen der Engländer, den Buren die Flanke abzugewinnen, vereitelte. Unter dem Druck des Geschütz- und Gewehrfeuers gingen in der Nacht zum 25. die Engländer zurück und kamen beim Hinabeilen über die steilen Hänge in eine heillose Verwirrung. Es ist schwer zu begreifen, was die Buren abhielt, von diesen für sie so überaus

günstigen Verhältnissen Vorteil zu ziehen, aus ihren Bergen vorzubrechen, die Truppen Bullers gegen den Tugela zu werfen und ihnen eine Katastrophe zu bereiten, welche voraussichtlich sie nicht nur von diesem Gegner befreit, sondern auch die Übergabe von Ladysmith zur Folge gehabt hätte. Nachdem sie gegen die befestigte Stellung mit so gutem Erfolg vorgegangen waren, hatten sie den Beweis erbracht, daß sie auch zum Offensivstoß im Notfall geeignet sind. Aber sie entschließen sich dazu eben nur im Notfall, die taktische Offensive liegt ihnen sonst fern, und es fehlt an höheren Stäben, welche eine solche einheitlich zu leiten imstande wäre

So gelang es Buller, seine Truppen, seine Artillerie und seine Bagage über den Fluß zurück zu retten und hinter dem Zwartskop zu sammeln und zu ordnen. Nun besann er sich seines Versprechens, binnen einer Woche nach Ladysmith zu gelangen, und mit einer anerkennenswerten Hartnäckigkeit ging er bald wieder ans Werk, um einen neuen, den dritten Versuch hierzu zu machen. Nicht minder aber sind die Truppen zu bewundern, welche nach diesen wiederholten schweren Verlusten immer wieder kühn und unverzagt in den Kampf eintreten. Der Kampf um den Spionskop kostete sie 32 Tote, 66 verwundete Offiziere, 226 tote, 1020 verwundete und 302 gefangene Mannschaften, zusammen 1652 Mann, welche jedenfalls auf nur wenige Truppenteile entfallen. Auch die Buren hatten starke Verluste erlitten, wenngleich sie von den Engländern mit 1000 Mann viel zu hoch geschätzt wurden; sie betrugen 53 Tote und 120 Verwundete nach amtlichem Bericht.

Buller wandte sich diesmal vom Zwartskop direkt nach Norden, woselbst der Tugela mit seinen weitausgreifenden Windungen eine Halbinsel am nördlichen Ufer bildet, welche demnach vom südlichen Ufer ganz beherrscht wird, dem Brückenschlag Sicherung und den übergegangenen Truppen ein leichtes Vorrücken gestattet. Hinter dem Zwartskop stellte er die Kolonnen in der Nacht zum 5. Februar bereit und ließ in der Frühe eine linke Kolonne zur Demonstration westlich Potgietersdrift vorgehen, um die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu lenken, während die Hauptkolonne weiter östlich über eine geschickt und schnell geschlagene Pontonbrücke ging und gleichzeitig mit der, wie es scheint, bei Potgietersdrift vorgehenden Artillerie am linken Ufer Terrain zu gewinnen suchte. Es gelang ihr, die Höhe des Valkrans, welche die Halbinsel im Norden abschließt, zu gewinnen und sich hier zu halten. Aber der Versuch, sich einzugraben, scheint an dem Felsgestein gescheitert zu sein (die Engländer haben auch wenig Übung in solcher Arbeit), die Buren überschütteten den Valkrans aus ihren überhöhenden Stellungen, welche sich im Halbkreis amphitheatralisch ringsum erhoben, mit ihrem Kreuzfeuer, und Buller mußte bald einsehen, daß auch dieser Vorstoß gescheitert sei. In der Nacht vom 7. zum 8. Februar führte er seine Truppen wieder zum südlichen Ufer zurück und verlegte sein Lager weiter südlich — nach Springfield. Seine Verluste gab er auf 350 Mann an.

Am 6. hatte er auch gegen Colenso einen Vorstoß versucht, indem er 2000 (?) Mann mit einem Panzerzug von Chieveley vorgehen ließ; er ward aber zur Umkehr gezwungen.

Die Buren überschritten nun ihrerseits am 11. Februar den Tugela und zwangen durch Besetzung des Doornkop südwestlich Colenso Buller zum weiteren Rückzuge. Gleichzeitig entsandten sie eine Kolonne, welche über Greytown gegen seine rechte Flanke operieren sollte; er wäre hier jedenfalls in eine sehr schwierige Lage gekommen, wenn nicht die Verhältnisse des südlichen Kriegstheaters Joubert gezwungen hätten, von einem energischen Vorgehen Abstand zu nehmen, da er dorthin Verstärkungen senden mußte.

Gegen Ende Januar hatte es Roberts für angezeigt erachtet, hier eine wesentliche Vermehrung der britischen Streitkräfte eintreten zu lassen, um die Buren von den wichtigen Eisenbahnknotenpunkten weiter zurückzudrängen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sowohl Bullers dritter Angriff als die Offensive auf dem südlichen Kriegsschauplatz hauptsächlich demonstrative Zwecke hatte und die Aufmerksamkeit und Truppen der Buren von dem Westen ablenken sollte, wo Roberts seinen Angriff vorbereitete. Die Division Kelly-Kenny (Nr. 6) tauchte plötzlich bei Thebus an der Verbindungsbahn Stormberg-Middelburg,

also zwischen Gatacre und French, auf, und es verbreitete sich das Gerücht, daß diese 3 Divisionen nach Norden auf Bloemfontein vorstoßen, Methuen, wenn er hinreichend hierzu verstärkt und durch ihr Vorgehen entlastet sei, sich ihnen anschließen solle. Auch deuteten des General French Maßnahmen darauf, daß er die bei Colesberg ihm in hartnäckigem Kampfe gegenüberstehenden Buren (Delarey) mit allen Mitteln zu überwinden suche. Er detachierte eine stärkere Abteilung, um sich Norvals Pont am Oranje-Fluß im Rücken der Buren zu bemächtigen. Diese und eine Reihe anderer kleinerer Unternehmungen haben aber wahrscheinlich alle derselben Absicht gedient, die Buren bei Colesberg zur Heranziehung von Verstärkungen zu veranlassen. Denn als dieses geschah und Delarey offensiv aufzutreten begann (er warf am 8 Februar den englischen rechten Flügel bei Colesberg zurück), war plötzlich General French ihm gegenüber verschwunden und durch General Clements — mit anderen, bisher für Etappen verwendeten Truppen — ersetzt, und auch von der Division Kelly-Kenny hörte man nichts mehr, bis beide auf dem westlichen Kriegsschauplatze wieder auftauchten: die Eisenbahn konnte sie in kurzer Frist dorthin befördern.

Hier vereinigte Roberts zu seiner Operationsarmee an Infanterie die 1. Division (Methuen), die 6. (Kelly-Kenny), die 7. (Tucker) und eine aus Milizen und Etappentruppen gebildete 9. Division (Colville), ferner die durch Methuens Kavallerie verstärkte Division French (etwa 6½ Kavallerie-Regimenter nebst 7 reitenden Batterien) und etwa 100 Feld- und Marine-Geschütze, also etwa 40000 Gewehre, 6000 Säbel (einschl. berittene Infanterie und Kolonialtruppen), 130 Geschütze. Die in einer aus London gemeldeten Zusammenstellung gegebenen Zahlen scheinen vielfach zu hoch gegriffen zu sein. Danach

	Berittene	Infanterie	Feldgesch.	schw. Gesch.
hätte Roberts am Modder-Fluß .	12500	40000	156	24
an der Eisenbahn rückwärts . .	600	3400	12	30
zwischen Colesberg und Queenstown	3300	11400	44	—
an der Verbindungslinie mit East London	400	2000	—	18
in Kapstadt	1000	4000	12	—
in Kimberley	1000	1000	12	5
in Mafeking	600	400	6	4
Oberst Plumer	2000	—	6	—
in Ladysmith	2500	7000	38	8
General Buller	3600	26400	59	19
an dessen Verbindungslinie . . .	2000	4000	12	12
in Sulu-Land	1000	—	6	—
zusammen	30500	99600	363	120
unterwegs aus England	5300	8000	46	18
und den Kolonien	3700	—	36	—
	39500	107600	445	138

bei letzteren sind 57 Marinegeschütze mit enthalten.

Alle solche Zahlenzusammenstellungen entsprechen niemals auch nur annähernd der Wirklichkeit, weil scheinbar Stärkerapporte, aus denen die Abgänge an Kranken ersichtlich wären, niemals eingereicht werden, weil die Verlustlisten nie vollständig sind und bei den englischen Angaben überhaupt nicht berücksichtigt werden. Die englischen Gesamtverluste werden bis zum 8. Februar, also bis zum Beginn der Operationen Roberts, auf 10564 Mann (davon an Offizieren 181 tot, 375 verwundet und 109 gefangen) und 456 an Krankheiten gestorbene angegeben, wobei natürlich die Verluste der eingeschlossenen, immer vollzählig geführten Truppen nicht aufgenommen werden konnten. Gefangene waren in Pretoria schon am 26. Dezember 2400 Mann. Wie viele Reiter durch Pferdekrankheiten ihrer Tiere beraubt wurden, entzieht sich gänzlich der Schätzung.

Die großartigen Vorbereitungen, welche Roberts in Kapstadt traf — er gewann Unternehmer für Gestellung gewaltiger Wagenkolonnen und sandte große Mengen Eisenbahnmaterial von Kapstadt ab — ließen darauf schließen, daß er seine Operationen von der Eisenbahn möglichst unabhängig machen wollte, und

als er sie am 11. begann, konnte man als ihr Ziel bald Bloemfontein erkennen. Am 12. überschritt French den Riet östlich von Station Modderriver bei der Dekiels-Drift, wartete hier das Herankommen der 6. und 7. Division ab und ging dann zum Modder-Fluß vor, um diesen bei der Klipdrift zu überschreiten. Tucker folgte nur bis Jacobsdal, welches die Buren freiwillig räumten, Kelly-Kenny bis zum Modder. Von hier eilte French nach Kimberley, wobei er, wie es scheint, wenig Widerstand seitens der Buren fand, und erreichte die Stadt abends am 15. Februar. Am selben Tage traf Lord Roberts in Jacobsdal ein. Sein Plan war gewesen, durch diesen rasch und überraschend von Belmont aus ausgeführten Marsch General Cronje zu umgehen und von Bloemfontein abzuschließen. Zu dem Zweck hätte French mit Kelly-Kenny Fühlung halten müssen, aber er hatte offenbar nur das eine Ziel im Auge, Kimberley zu erreichen und sich dort als Befreier feiern zu lassen. Während dem konnte Cronje die offene Lücke zwischen den englischen Truppen benutzen, um mit seiner Hauptmacht nach Osten nördlich des Modder-Flusses abzumarschieren. Kleinere Abteilungen gingen nach Westen und Norden zurück; seine schweren Geschütze hatte er wohl bereits früher aus der Stellung gezogen und in Marsch gesetzt, denn die Engländer fanden deren nur noch eins vor. Trotzdem war er jedenfalls mit einer großen Menge Wagen belastet und durch die Rücksicht auf die Zugtiere gezwungen, sehr langsam zu marschieren und — den Fluß nicht zu verlassen, dessen Wasser in dem öden und trockenen Gebiet des westlichen Freistaates für Mensch und Tier unentbehrlich ist. Seine Marschroute war dadurch gegeben, und Roberts wußte genau, wo er ihn zu suchen hatte.

Weder die Kavallerie-Division French noch die Kavallerie-Abteilungen der Divisionen hielten es für nötig, gegen Cronjes Stellung bei Spytfontein—Magersfontein aufzuklären, wodurch sein überaus kühner Abmarsch hätte verhindert werden müssen, sondern erst als dieser ausgeführt worden, als die Front der britischen Truppen passiert war, machte man die unliebsame Entdeckung, und sofort wurde nicht nur die 6. und 7. Division, sondern auch die von der 1. zur 9. Division versetzte Hochländer-Brigade ihm nachgesandt und French aus Kimberley zurückbeordert, um seine Aufgabe in der Verfolgung zu erfüllen. Er erreichte Kelly-Kenny, welcher mit den Hochländern nördlich des Modder vorging, am 18. und suchte dann in der Richtung auf Bloemfontein Cronje zuvorzukommen; südlich des Flusses ging Roberts mit der 7. und 9. Division auf der direkten Straße von Jacobsdal nach Bloemfontein vor.

Die Berichte über die nun sich entspinnenden Rückzugsgefechte sind, namentlich wegen der schwierigen Orientierung auf schlechten Karten, durchaus unklar; jedoch scheint sich daraus feststellen zu lassen, daß Kelly-Kenny am 16. Cronjes kleine Armee (sie wird auf 6000 Mann geschätzt) einholte, als sie im Begriff war, bei Klipkraal-Drift auf das südliche Ufer überzugehen. Er sandte berittene Infanterie und Artillerie über die Klip-Drift, um dieses zu verhindern. Aber der Übergang gelang, da das südliche Ufer rechtzeitig besetzt war, und in fortwährenden Gefechten mit den nachdrängenden britischen Truppen setzte Cronje am 17. langsam seinen Marsch bis zur Koodoosrand-Furt fort. Hier ward er gestellt, die Hochländer-Brigade und Brigade Knox griffen ihn auf dem Nord-, die Brigade Smith Dorriens vom Südufer energisch an, und French verlegte ihm den Weg nach Bloemfontein. Hier begann am 18. der gewaltige Kampf, in welchem ihm Kitchener sogar einen Waffenstillstand zur Bergung seiner Verwundeten, weniger edelmütig, als die Buren bei Colenso und bei Magersfontein, versagte, und in welchen auch Roberts nach seinem Eintreffen in Paardeberg am 19. mit den Divisionen Tucker und Colville mit eingriff. Der Punkt liegt etwa nördlich Emmaus, das auf den Karten verzeichnet ist.

Über den Ausgang dieses fast aussichtslos erscheinenden Kampfes ist bis zur Stunde, also eine volle Woche seit seinem Beginn, noch keine bestimmte Nachricht eingetroffen. Mit seinen eigenen Mitteln ist selbstverständlich Cronje nicht imstande, sich der Umarmung dieser gewaltigen Übermacht zu entziehen, denn er kann sie nicht entscheidend schlagen. Hilfe könnte ihm nur von außen kommen, und daß sie versucht wird ihm zu bringen, kann man nur in dem

einen Falle als ausgeschlossen erachten, daß Joubert alle verfügbaren Kräfte in einer anderen Stellung sammelt und Cronje opfert, um Zeit zu gewinnen, diese uneinnehmbar zu machen. Es deuten aber andere Nachrichten darauf, daß von verschiedenen Seiten Hilfskorps heraneilten und eingegriffen haben. Von Colesberg bezw. Rensburg ist Delarey mit überraschender Schnelligkeit (mit 1800 Mann) bis zum Riet herangekommen und hat bei Koffy-Fontein eine Wagenkolonne der britischen Armee bereits am 16. Februar weggenommen (180 Wagen), ein Zeichen, daß Cronje zeitig genug von dem Unternehmen Roberts unterrichtet war, um es nach allen Seiten zu melden. Am 19. haben Freistaatburen in den Kampf einzugreifen gesucht, freilich, wie es scheint, ohne Erfolg, auch wird von Botha gemeldet, der am 20. zurückgeschlagen sein soll, das würde die erste Hilfe der Truppen von Ladysmith sein.

Jedenfalls ist das lange Ausbleiben amtlicher englischer Nachrichten noch niemals ein übles Zeichen für die Buren gewesen, und man darf nicht vergessen, daß auch das Unternehmen des britischen Führers ein überaus kühnes und gewagtes ist. Er hat die Eisenbahn verlassen und befindet sich mit einer für dieses hilfsmittelarme Land sehr beträchtlichen Truppenzahl mehr als 60 km von ihr entfernt, so daß eine tägliche Zufuhr von großen Massen von Munition und Proviant äußerst erschwert und durch Handstreiche kleiner Burenabteilungen jederzeit in Frage gestellt ist. Wird er durch ihn umschwärmende feindliche Scharen gezwungen, den Kampf nach allen Seiten aufzunehmen und seine Truppen zu zersplittern, so können ihm sehr unangenehme Situationen erwachsen. Die Erbeutung von einer Anzahl Burenwagen bildet keinen nennenswerten Erfolg der englischen Truppen; denn selbst die Aufopferung seines ganzen Trains würde Cronje nur als berechtigte Klugheit anzurechnen sein, wenn er dadurch ein paar Tausend seiner Leute Leben oder Freiheit retten könnte.

Es bleibt nur Weniges nachzutragen, was sich in der zweiten Hälfte des Monats auf den anderen Kriegsschauplätzen ereignete. Auf dem südlichen begann seit dem 8. Februar Delarey immer weiter in südlicher Richtung vorzudringen; der tüchtige Führer, French, war nicht mehr da, um ihn aufzuhalten. Die Engländer gingen zunächst nach Rensburg zurück, mußten aber nach, wie es scheint, ernstem Kampfe auch dieses in der Nacht vom 13. zum 14. räumen. Die Buren folgten auf Arundel und gingen gleichzeitig auf De Aar vor. Selbst bis zum 17. setzten sie ihr Vordringen — gegen Molteno — fort, obgleich zu dieser Zeit Delarey bereits mit einem Teil der Truppen am Riet stand, um die englische Zufuhrstraße zu gefährden. Seitdem scheint es den Engländern gelungen zu sein, die bedeutend geschwächten feindlichen Kräfte wieder zurückzudrängen.

Auch am Tugela mußte sich für Buller die Verminderung der feindlichen Streitkräfte fühlbar machen und zur Veranlassung werden, einen abermaligen Vorstoß zu unternehmen. Er richtete diesen nun endlich gegen die Hlangwane-Höhen, welche in der Schlacht bei Colenso ihn so unheilvoll flankiert hatten, und diesmal zogen sich die Buren, ohne den Angriff abzuwarten, in der Nacht vom 17. zum 18. freiwillig zurück. Tastend ging nun Buller an den Tugela vor und suchte mit seinen Vortruppen das jenseitige Ufer zu gewinnen. Aber dieses Mal ist es die Groblers Kloof-Höhe nördlich Colenso, welche seinem weiteren Vordringen unübersteigbare Schranken zu setzen scheint. Er hat einen weiteren Vorteil noch nicht zu erringen vermocht, und die Buren halten Ladysmith nach wie vor, wenn auch mit bedeutend geringeren Kräften, umschlossen und wissen jeden Entsatzversuch zu verhindern.

In **Deutsch-Südwestafrika** fand Anfang November in Gibeon eine Besichtigung der im letzten Jahre ausgebildeten Bastards und Hottentotten durch Major Müller statt. Die 50 Mann, welche seit dem 15. September unter Waffen waren, machten einen befriedigenden Eindruck, namentlich kann der Hauptzweck der Übung, die Erziehung der Eingeborenen zum unbedingten Gehorsam, als durchaus erreicht erachtet werden. Man beabsichtigt, für den Kriegs-

fall diese mit den im Bezirk vorhandenen 30 Reservisten und 16 weißen Soldaten zu einer Kompagnie zusammen zu stellen, und glaubt dadurch eine durchaus brauchbare Truppe zu erhalten.

In **Portugiesisch-Westafrika** beschäftigt man sich eifrig mit Eisenbahnprojekten, und zwar sind es vorwiegend portugiesische Gesellschaften, welche sie auszuführen gedenken. Nächst der Verlängerung der Linie von St. Paolo nach Lukala um 150 Kilometer bis Malange ist es namentlich die Eisenbahn von der Bucht von Lobito (38 Kilometer nördlich Benguella), welche durch Angola bis ins Land der Barotse geführt werden soll, und die bereits conzessionierte Linie von der Tigerbai nach Humbe, welche unser Interesse verdienen. Erstere wird das mit der „South Africa Comp.“ abgeschlossene Abkommen Deutschlands bezüglich einer nördlich und südlich des 14. Breitengrades zu führenden Eisenbahn ziemlich hinfällig machen, da diese Transversalbahn durch Portugiesen gebaut werden soll; freilich ist es bis zur Ausführung noch weit. Die andere Bahn läuft dicht nördlich der deutschen Grenze.

Der **Kongo-Staat** scheint nach den Schilderungen von den letzten Gefechten mit den aufständischen Batetela nun ziemlich fertig geworden zu sein. Im September 1899 vereinigte Dhanis seine Kräfte in Sungula und bereitete die Expedition gegen die Rebellen vor, welche seit der Niederlage bei Sungula sich bei Baraka am Taganjka aufhielten. Am 27. September erfolgte der Aufbruch mit 880 Soldaten unter 14 Europäern, sowie 200 Trägern, Frauen und „Boys“ der Soldaten. Nach 8 Tagen schwierigen Marsches ward der See erreicht (6. 10.) und ein Ruhetag gemacht. Am 8. wurde die Kolonne beim Überschreiten des Tambolo von den im Hinterhalt liegenden Rebellen angegriffen, warf aber diese zurück. Sie hatten 3 Lager mit je 5 Kilometer Abstand, die alle mit der Waffe genommen werden mußten. Eine Verfolgung hinderte der einbrechende Abend. Am 10. ward der Vormarsch wieder aufgenommen nach Kaboge, wo der Chef der Rebellen, Tschianguru, mit 100 Gewehren hauste und durch die Flüchtlinge verstärkt war. Man fand das Nest leer, ward aber in der folgenden Nacht gegen Morgen von ihm überfallen, und infolge guter Gefechtsbereitschaft gelang es nach 4stündigem Kampfe des Gegners Herr zu werden; bei der Verfolgung fiel Tschianguru und seine 2 Adjutanten, der Rest ward zerstreut und wird zu keinem großen Widerstand mehr fähig sein, da die Munition bereits recht knapp war.

Henry, welcher im September auf dem „van Kerkhoven“ die dritte Nilreise mit Leutnant Bertraud und 24 Soldaten, sowie den Engländern Kapitän Gasch, Dr. Milne und 6 Soldaten (vom Fort Berkeley in Uganda) antrat und Kero am 14. verließ, hat in Gaba Schambe den dort zurückgebliebenen französischen Posten (Leutnant Tonguedec — wie der Name jetzt festgestellt ist — mit 1 Unteroffizier und 37 Senegalschützen) aufgenommen und Gebel Aïn, die Endstation der englischen Telegraphenlinie südlich Khartum, am

28. Januar glücklich erreicht. Für die 1500 Kilometer brauchte er also 4½ Monat. Es soll ihm die Umgehung der Sedd-Barren mittelst des Seraf gelungen sein. Da er nach Kairo weiter gereist ist, fragt es sich nun, wer den Dampfer nach Kero zurückbringen wird, und wie dieses zu ermöglichen ist.

Aus **Kamerun** wird der Tod eines tüchtigen Beamten nach dem andern gemeldet. Zu v. Queis und Conrau kommt nun noch Dr. Plehn. Conrau war entsandt worden, um Leutnant v. Queis Hilfe zu bringen und die Verbindung mit der Station am Croß-Fluß wieder herzustellen. Von der ernstlichen Erregung der Eingeborenen ist es ein Zeichen, daß er, der sonst bei ihnen durchaus Beliebte, von den Bangwa gefangen wurde und, da er bei einem Fluchtversuch durch einen Speerwurf verwundet wurde, sich selbst erschoß, um nicht wieder in ihre Hände zu fallen. Nach amtlichem Bericht soll er von dem verfolgenden Häuptling erschossen sein. Es war ihm vorher, Mitte Dezember, noch gelungen, die Botschaft von seiner Gefangennahme nach Victoria zu senden, und es ist bezeichnend für den Mangel an militärischen Kräften, daß der Gouverneur v. Puttkammer nur einige Schwarze zur Verfügung hatte, die er absenden konnte. Diese kamen gar nicht in das Land der Bangwa hinein.

Dr. Plehn war bekanntlich mit der Gründung einer Station im Gebiet der Süd-Kamerun-Gesellschaft beauftragt. Im August 1899 war er mit v. Lüdinghausen noch von Nzimu aus dorthin vorgegangen, um die im Juni begonnene Arbeit weiter zu fördern und glücklich zum Ngoko zurückgekehrt. Im November aber unternahm er mit Dr. Peter zusammen eine weitere Expedition, indem er am 13. Ngoko verließ, diesen Fluß und seinen Nebenfluß, den Bumba, so weit hinauffuhr, als er schiffbar ist (Schnellen von Kodjo) und von hier aus in nördlicher Richtung, dem Flußlauf folgend, mittelst Fußmarsch weiter vordrang. Mitte November überschritt er den 4. Breitengrad, die Nordgrenze des Konzessionsgebietes und ging nach Bertua (13° 53′ ö. L., 4° 18′ n. Br.), wo er äußerst gastfreundlich aufgenommen wurde. Nachdem er aber den Ort verlassen hatte, um in östlicher Richtung Carnotville zu erreichen und durch das Sangathal zurückzukehren, ward er am zweiten Marschtage, den 24. November von den Busa (im oberen Kadeïdistrikt), welche wahrscheinlich mit früheren französischen Expeditionen Reibungen hatten, überfallen und durch einen vergifteten Pfeil getötet. Dr. Peter kehrte nach Bertua zurück, dessen Häuptling 1000 Mann bewaffnete und den Tod Plehns an den Busa rächte. Am 25. Dezember traf Peter in Ngoko wieder ein.

Aus dem von Major von Kamptz über die Beendigung des Wute-Adamaua-Feldzuges erstatteten Bericht ist zu entnehmen, daß der neu eingesetzte Sultan Chiroma feierlich sich zu Gehorsam und Unterthanentreue verpflichtet, sowie zugesagt hat, eine gute Straße von Tibati nach der neu errichteten Militärstation Joko anzulegen, sowie die Sicherheit des Handels in seinem Gebiet zu gewährleisten.

Die Tikar-Landschaften sind von Tibati getrennt und dem Häuptling von Ngambe als Oberhäuptling unterstellt worden. Dieser hat sich der Station Joko zum Gehorsam verpflichtet und einen Vertrag über Stellung von Plantagenarbeitern abgeschlossen. Auch der Sultan Omaru von Banjo, welcher noch am meisten vom Sultan von Jola beeinflußt wird, hat freien Handelsweg durch sein Gebiet zugesagt. Von größerem Werte für die Erhaltung des Friedens in Adamaua, als diese Versprechungen, ist die Niederlage des Rabah, welche für alle unsere Unternehmungen im Hinterlande außerordentlich günstig wirken wird.

Als Notiz sei hier noch eingefügt, daß die Vorarbeiten für ein Schwimmdock bereits im Gange sind.

Im **französischen Sudan** hat Kapitän Robillot (vergl. 1899 S. 335) einen außerordentlich erfolgreichen Schlag gegen Rabah, den Usurpator von Bornu, geführt und damit große Gefahren beseitigt. Am 2. Dezember erhielt Gentil die Nachricht, daß des Rabah befestigte Stellung in Kuna (das er seit Juli inne hatte) angegriffen und nach 9stündigem blutigen Kampfe erobert und zerstört worden sei. Verwundet verließ dieser 6 Stunden vor der Einstellung des Feuers seine Feste, die von 12000 Mann mit 2000 Gewehren und 3 Geschützen besetzt war, während die Franzosen nur 320 Gewehre einzusetzen hatten. Teuer wurde der Sieg erkauft (43 Tote, 4 Europäer und 106 Mann verwundet), aber ungeheuer sind die Verluste des Rabah, die auf 2—3000 Mann geschätzt werden. Fast allein ist er nach Norden entflohen, die in Niellim von ihm gemachten Gefangenen wurden befreit, und der Weg zum Tschad-See steht wieder offen. Gentil hat sofort an Verstärkungen entsandt, was er bei der Hand hatte.

Auch im Süden von Algerien machen die Franzosen energische Fortschritte. Flamant hat zwar vom 5. bis 26. Januar noch immer Kämpfe in In Rhar gehabt, sich aber tapfer in El Kebir, dem Hauptort von In Salah gehalten, und in El Golea sind 800 Mann versammelt worden, um, wenn nötig, ihn zu unterstützen. Sie sollen die Vorhut der Truppen bilden, welche bei guter Jahreszeit die Herrschaft über die Oase Tuat ausdehnen sollen.

Eine Expedition ist aus etwa 3 Bataillonen, 2 Schwadronen und 2 Geschützen zusammengesetzt worden, um an der Grenze von Marokko in der Richtung auf Igli vorzugehen, und hier gestaffelt Aufstellung zu nehmen. Auf diese Weise wird binnen kurzem ein großes Gebiet gesichert werden, dessen Grenzen durch die Linie Igli—Tuat—Ghadames bezeichnet werden.

Die neue Verwaltungsorganisation des Sudan, welche sich gegenüber dem Bestreben der Offiziere, ihn zu einem Tummelplatz ihres Ehrgeizes zu machen und dort Vermögen, Rang und Ruhm zu suchen, als notwendig erwies, ist überraschend schnell durchgeführt worden. Es blieben nur die kaum unterworfenen Gebiete: der Nordost-Kreis, der Ost-Kreis und das Volta-Gebiet vorläufig selbständig; der Rest

ward den Gouvernements Senegal, französisch Guinea, Elfenbeinküste und Dahomey unterstellt und der Civilverwaltung überall auch die Offiziere unterworfen. Die Oberleitung erhielt der Generalgouverneur in St. Louis am Senegal.

Bücherbesprechungen und -Anzeigen.

Vom **Herausgeber.**

Nach Deutsch-Ostafrika. Reisebriefe von Frau Missionar **A. Zeeb.** Herrnhut, Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Evang. Brüderunität. — 35 Pf.

Die Verfasserin beschreibt ihres Mannes und damit auch ihre eigene erste Ausreise nach Rungue, der Hauptstation der Brüdergemeine-Mission im Njaßa-Gebiete. Freundinnen und Bekannte haben den Druck dieser Briefe veranlaßt. Zweifelsohne werden sie vielen Leserinnen willkommen sein. Neues bieten sie nicht. Aber in einem Frauenauge spiegeln sich die Dinge oft anders als in dem Auge eines Mannes, und eine Beschreibung dieser Reise aus der Feder einer Frau haben wir, meines Wissens, bisher nicht. Die Briefe zeigen, daß die Verfasserin eine gute Beobachtungsgabe hat und daß sie auch eine treffende, nicht blos christliche, sondern auch patriotische Kritik zu üben versteht.

Quamwatla. Eine Missionserzählung für die Jugend von **G. H. Schneider** nach Mitteilungen von Missionar Siebörger, mit 16 Originalbildern, 3 Illustrationen und 1 Karte von der Moskito-Küste. — Nr. 2 der „Weckstimmen". — Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Evangel. Brüderunität in Herrnhut. — 20 Pf.

Diese kurze Geschichte der Station Quamwatla wird gewiß gern gelesen werden.

G. Kurze, Dr. th., Pfarrer in Bornshain (S.-A.), **Samoa.** Das Land, die Leute, die Mission. Berlin 1900. Verlag von Martin Warneck. — 108 Seiten. — Broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Gewiß eine zeitgemäße Arbeit! Man nimmt sie von vornherein mit der Erwartung in die Hand, über Samoa sachkundig und zuverlässig unterrichtet zu werden, da ihr Verfasser seit geraumer Zeit als der beste Kenner der Südsee-Mission bei uns anerkannt ist. Nach einer „Rundfahrt" durch den Samoa-Archipel giebt er uns in Kap. II—X eine Beschreibung des samoanischen Volkslebens. Er gewährt durch dieselbe eine Anschauung des ehemaligen Heidentums. Auf dieser Grundlage hebt sich der große Umschwung deutlich ab, welchen infolge der Missionsthätigkeit die Samoaner in den letzten 70 Jahren erlebt haben. Das beschreibt uns der zweite Teil, Kap. XI—XVIII. Eingehende Darstellung hat natürlich die Arbeit der „Londoner Missions-Gesellschaft" gefunden, deren eigentliches Werk die Christianisierung der Samoa-Inseln ist. Die übrigen beteiligten Missionen, besonders die Wesleyanische und die katholische, werden im Kap. XVII nur kurz behandelt. Im Schlußkapitel „Licht und Schatten in den samoanischen Christengemeinden" fällt der Verfasser ein nüchternes Urteil und setzt sich zugleich mit einigen Herren auseinander, die ungerechtfertigte Angriffe gegen die Samoamission und die dortigen Gemeinden gerichtet haben. — Gern hätte ich es gesehen, wenn der Verfasser auch einen Überblick über die Geschichte des Samoa-Archipels seit seinen Beziehungen zu den Kolonialmächten gegeben hätte.

Karl Freiherr von Stengel, Prof. des Staatsrechts in München, **Deutsche Kolonial-Politik.** Barmen 1900. Verlag von Walter Bamberger. — 30 Seiten.

Die Broschüre, eine Erweiterung zweier Aufsätze des Verfassers in der wissenschaftlichen Beilage der „Münchener Allgemeinen Zeitung", bestimmt, darzuthun, daß der Besitz von Kolonien für das deutsche Reich geradezu Lebensbedingung ist, giebt in ihren drei Abschnitten 1) einen Rückblick auf die erfolglose, wenn auch weitsichtige Politik des Großen Kurfürsten, 2) die Begründung für die Notwendigkeit der Erwerbung von Kolonien seitens des Deutschen Reiches, sowie einen geschichtlichen Überblick über unsern Kolonialbesitz und 3) eine Darstellung der Entwickelung unserer Kolonialverwaltung.

Dr. **Georg Hartmann, Der Krieg in Südafrika und seine Lehren für Deutsch-Südwestafrika.** Berlin 1900. E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung. — 47 Seiten.

Der Verfasser, ein genauer Kenner unseres Südwestafrikanischen Schutzgebietes, betrachtet dasselbe als einen Teil Südafrikas und wird dadurch bei der Behandlung des gegenwärtigen Krieges zu mancherlei Fragen angeregt. Es ist interessant, seinen Gedankengängen zu folgen und von ihm aus der Geschichte Südafrikas sich mancherlei Fingerzeige geben zu lassen. Die Hauptlehre des Krieges für unsere Kolonie ist ihm die, daß wir uns durch eine systematische Besiedelung derselben in großem Stile in ihr eine Bevölkerung verschaffen müssen, auf die wir im Falle eines Krieges uns unbedingt verlassen können. Wertvoll werden vielen die Mitteilungen des Verfassers über die „South-West-Africa Co." sein.

Joachim Graf von Pfeil, Die Gründung der Boerenstaaten. Berlin W. 1900. Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke). — 30 Seiten. — 50 Pf.

Die hier gegebene Geschichte der Entstehung der beiden Burenstaaten ist dadurch anziehend, daß der Verfasser eine Reihe persönlicher Erinnerungen und Mitteilungen aus dem Munde von Augenzeugen und solchen bringt, die bei den Kämpfen um Freiheit und Selbständigkeit der neuen Heimat „mit dabei gewesen" sind. Die Urteile des Verfassers über die Sklaverei in Südafrika und die Londoner „Aborigines' Protection Society" sind indes zum mindesten anfechtbar, das über Livingstone sogar geradezu falsch. Doch wird seine Schrift die Sympathie für die Buren noch vermehren. — Zu bedauern ist der mangelhafte Druck. Unter den wenigen Druckfehlern ist der auf Seite 7 besonders zu monieren.

A. Merensky, Dr. th., Missions-Inspektor, **Erinnerungen aus dem Missionsleben in Transvaal 1859—1882.** Mit vielen Abbildungen. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. — Berlin NO., Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsgesellschaft. — 414 Seiten. — Biegsam geb. 3,60 Mk.; fest geb. 4,20 Mk.

Dies Werk steht unter den Missions-Monographien in erster Reihe, wenn es nicht überhaupt den ersten Platz verdient. Freilich ist es eine Beschreibung der Missionsarbeit des Verfassers, damit zugleich der Bapedi-Mission und der Gründung und ersten Entwickelung der berühmten Zufluchtsstätte der vor Sekukunis Grimm flüchtenden Bapedi-Christen, Botschabelo. Es giebt in der deutschen Heidenmission in Afrika meines Wissens keine Geschichte, die sich, was ihren dramatischen Charakter betrifft, an die Seite dessen stellen ließe, was in diesem Buche uns geschildert wird. — Indes giebt das Buch viel mehr, als sein Titel ahnen läßt. Der Verfasser versteht es, fast alle wichtigen Missionsfragen an der rechten Stelle auf Grund seiner Erfahrung zu besprechen, ins rechte Licht zu stellen und zu beantworten. Daneben aber — und das verleiht seinem Buche Wert für weitere, namentlich koloniale Kreise — bietet der Verfasser eine Fülle ethnographischer, historischer, kolonialpolitischer u. a. Mitteilungen.

Gerade im gegenwärtigen Augenblicke, da alle auf den Ausgang des südafrikanischen Krieges gespannt sind, verdienen Merenskys „Erinnerungen" besondere Beachtung. — Dem Wunsche trägt der verehrte Verfasser vielleicht Rechnung, daß er den „Blick auf den Stand der Mission in 1900" zu einer geschichtlichen Übersicht über die fernere Entwickelung der von ihm mitbegründeten Mission erweitert. Dadurch würde der Charakter seines Buches keinen Eintrag erleiden, aber das von ihm entrollte Bild nach Möglichkeit abgeschlossen vor uns stehen.

C. J. Voskamp, Missionar der Berliner Missionsgesellschaft in China, **Zerstörende und aufbauende Mächte in China.** Zweite Auflage. 80 Seiten mit 11 Illustrationen. Biegsam geb. 80 Pf; fest geb. 1,25 Mk.

Die erste Auflage hat in der „Afrika" eine eingehende Besprechung gefunden (vgl. 1898, Seite 180). Indem ich darauf verweise, gebe ich dem Wunsche Ausdruck, daß diese inhaltlich gediegene und durch ihre Darstellung fesselnde Arbeit der vor kurzem schwer heimgesuchten China-Mission der Berliner Gesellschaft und besonders ihrem jüngsten Zweige in Kiautschou zu den alten neue Freunde gewinnen möge.

Hohenfriedeberg. Eine Missionsstation in Usambara. — 63 Seiten. — 40 Pf.

Kiase und Kwasigi, die beiden Aussätzigen. 24 Seiten. — 15 Pf. Berlin 1900. Verlag von Martin Warneck.

Es giebt bisher nur wenige volkstümliche kleine Schriften über die in erfreulichem Aufblühen begriffene Arbeit der jungen „Evangel. Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika" (Berlin III.). Wir wünschen der Gesellschaft Glück zu den beiden hier vorliegenden und hoffen, daß der ungenannte, indes wohl bekannte Verfasser noch mehr solche Darstellungen, bezw. Erzählungen veröffentlicht. Die Bilder können freilich zum Teil noch besser werden.

Carl Paul, Pastor, Schriftführer der sächsischen Missionskonferenz, **Die Mission in unsern Kolonien.** Zweites Heft. **Deutsch-Ostafrika.** — Missionsstunden von R. W. Dietel. Neue Folge. Heft II. — Leipzig, Druck und Verlag von Fr. Richter. 352 Seiten. — Broschiert 4 Mk.

Was von dem ersten Hefte, welches die Mission in Togo und Kamerun behandelt, im Jahrgang 1898, Seite 94 gesagt ist, gilt auch von dem umfangreicheren, nun vorliegenden zweiten Hefte. Es schildert: 1) Deutsch-Ostafrika als Missionsfeld; 2) Livingstone und die Universitätenmission; 3) die Etappenstraße der englischen Kirchenmission ins Seengebiet; 4) die Berliner Mission im Küstengebiet (Berlin III); 5) die beiden deutschen Schwestermissionen am Njaßa-See; 6) Sonnenaufgang am Kilimandscharo; 7) Urambo; 8) Schlußwort. — So haben wir eine zusammenfassende und erschöpfende Darstellung des gegenwärtigen Standes der evangel. Mission in Deutsch-Ostafrika. Aus nahe liegendem Grunde weise ich darauf besonders hin, daß der Verfasser seine Leser auch nach Lutindi, der Sklavenfreistätte des Evang. Afrika-Vereins führt und sie ihnen ziemlich eingehend zeigt.

Fritz Bronsart von Schellendorf, Tierbeobachtungen und Jagdgeschichten aus Ostafrika. — Aus dem Lande der Suaheli II. — Berlin 1900. Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke). — 154 Seiten. — Broschiert 3 Mk.

Der in kolonialen Kreisen nicht unbekannte Verfasser erzählt hier eine Reihe von Jagdgeschichten, die auch einen, der kein Jäger, am wenigsten ein passionierter ist, in Spannung halten. Sein Buch steht bisher einzig in der deutschen kolonialen Litteratur da. — In seinen „Beobachtungen" findet auch der Zoologe manches Neue. — Seine Vorschläge für Wildschutz in der Kolonie sind einleuchtend und dürften Beachtung verdienen.

Vorläufige Anzeige.

Justus Strandes, Die Portugiesenzeit von Deutsch- und Englisch-Ostafrika. Berlin 1899. — Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen.) — 18 Mk.

C. von François, Major a. D., früher Kommandeur der Schutztruppe und Landeshauptmann a. i. von Deutsch-Südwest-Afrika, **Deutsch-Südwest-Afrika.** Geschichte der Kolonisation bis zum Ausbruche des Krieges mit Witbooi April 1893. Berlin 1899. — Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Karl Neufeld, In den Ketten des Kalifen. 12 Jahre Gefangenschaft in Omdurman. Berlin. — Verlag von W. Spemann. — Lief. 1 u. 2. Vollständig in 16 Lieferungen à 50 Pf.

Alfred v. Müller, Oberleutnant im 1. Hanseat. Inf.-Reg. Nr. 75, **Der Krieg in Südafrika 1899/1900 und seine Vorgeschichte.** Mit zahlreichen Karten, Skizzen und Anlagen. — Berlin 1900. Verlag der Liebelschen Buchhandlung. — I. Teil. Vorgeschichte der beiden Burenstaaten und die Kriegsereignisse bis zum Eintreffen des englischen Expeditions-Korps. 3. Auflage. — II. Teil. Der Oranje-Modder-Feldzug. Stormberg u. Colesberg. Der Tugela-Feldzug. 3. Auflage.

Moritz Schanz, Streifzüge durch Ost- und Südafrika. Bilder aus Britisch-, Deutsch- und Portugiesisch-Ostafrika, Sansibar, den Komoren, Madagaskar, Réunion, Maritius, Natal, Transvaal, Oranjefreistaat, Rhodesia u. Kapkolonie. — Aus dem Lande der Suaheli III. — Berlin 1900. Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke). — 217 Seiten. — 3,60 Mk.

P. Döring, Pastor, Missionar, **Lehrjahre eines jungen Missionars in Deutsch-Ostafrika.** Mit 21 Illustrationen. — Berlin 1900. Verlag von Martin Warneck. — 86 Seiten. — 75 Pf.

M. R. Gerstenhauer, Das Burenvolk, seine Entstehung und seine Bedeutung für das Deutschtum. 2. Aufl. — Leipzig-Reudnitz 1900. Druck und Verlag von August Hoffmann. — 43 Seiten. — 60 Pf.

Friedrich Ratzel, Das Meer als Quelle der Völkergröße. Eine politisch-geographische Studie. — München u. Leipzig 1900. Druck und Verlag von R. Oldenburg. — 85 Seiten. — 1,20 Mk.

Dr. **R. Karutz, Die afrikanischen Bogen, Pfeile und Köcher im Lübecker Museum für Völkerkunde.** Separatabdruck aus „Das Museum zu Lübeck“. Festschrift zur Erinnerung an das 100jähr. Bestehen der Sammlungen der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit. — Lübeck 1900. Kommissionsverlag: Edmund Schmersahl Nachf.

Während des Druckes erreichte uns die Trauerkunde von dem am 28. Februar erfolgten Hinscheiden des stellvertretenden Vorsitzenden unseres Vereins,

Sr. Excellenz des Herrn General-Leutnant z. D.

Günther Graf von der Gröben,

Majoratsherr auf Neudörfchen,
Ritter des Eisernen Kreuzes 1. Klasse, Ehrenritter des Johanniter-Ordens.

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung
der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage
des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller
in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.
Verantwortlicher Redakteur.

Siebenter Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

Zum Gedächtnis

Sr. Exc. des Herrn Grafen von der Gröben,

stellvertretenden Vorsitzenden des Evang. Afrika-Vereins.

Bereits in der letzten Nummer der „Afrika" haben wir unseren Mitgliedern und Freunden die Trauerkunde von dem Abscheiden unseres stellvertretenden Vorsitzenden, Sr. Excellenz des Grafen von der Gröben, bringen müssen. Es sei uns heut vergönnt, dem Heimgegangenen auch an dieser Stelle ein Zeugnis innigen Dankes zu widmen für alles, was er für den Evangelischen Afrika-Verein und dessen Förderung gethan hat.

Graf von der Gröben gehörte zu den Begründern des Vereins und hat sich namentlich bei den vorbereitenden Verhandlungen zur Regelung des Verhältnisses des neuen Unternehmens zu den deutschen Missionsgesellschaften wirksam beteiligt. Bis zu dem Augenblicke, wo die Verwaltung des von ihm übernommenen Majorats seine Arbeitskraft ganz in Anspruch nahm, hat er sich den Angelegenheiten des Vereins mit regem Eifer gewidmet, und selbst in dieser für ihn so arbeitsreichen Zeit wußte er noch in Gemeinschaft mit seiner hochverehrten Gemahlin zu gunsten des Vereins 1897 jenes schöne Fest zu veranstalten, dessen reicher Ertrag den völligen Ausbau der Station in Lutindi ermöglichte.

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" (Hiob 19, 25), das war, wie Generalsuperintendent D. Faber bei der Trauerfeier bezeugte, des Abgeschiedenen Bekenntnis und Richtschnur für sein Leben und Handeln. Das hat auch unser Verein erfahren. Deshalb wird — das hoffen wir zu Gott — des Grafen von der Gröben Andenken bei dem Evangelischen Afrika-Verein stets in Ehren bleiben.

Vereinsnachrichten.

Bericht über die Sklavenfreistätte Lutindi des Evangel. Afrika-Vereins.

Dem Gouvernement von Deutsch-Ostafrika erstattet vom Vorsteher **Diakon Wolkermann.**

(Aus dem „Jahresbericht über die Entwicklung der Deutschen Schutzgebiete im Jahre 1898/99".)

Der Personenbestand auf Lutindi betrug am 1. Juli 1898: 44 Seelen, am 1. Juli 1899: 41 Seelen.

Von den Europäern verließen die Station der Diakon Gerdes, der bis dahin das Sanatorium verwaltete, mit Frau und Kind, am 15. April 1899, um in Usaramo (Kisserawe) in eine erziehe-

rische Thätigkeit einzutreten. Mit ihnen gingen zwei unserer größeren Mädchen als Bräute von Christen nach Usaramo.

Die Kinder wurden vor allem, so weit sie nicht mit Hausarbeit beschäftigt waren, oder beim Handwerk Handgriffe lernten und Handlangerdienste verrichteten, beim Bau und mit Ackern beschäftigt. Zu der Arbeit im Hause und in der Küche, sowie zu Handlangerdiensten wurden die größeren Kinder wechselweise herangezogen, ebenso zum Hirtendienst. Es ist unser Bestreben, unsere Kinder zu einer gewissen Selbständigkeit in diesen Dingen zu bringen, damit sie sich auch gegebenen Falles ohne Anlehnung an die Unterstützung allein helfen können.

Die Erziehung geschieht in dem Rahmen des häuslichen Lebens, wie in einer größeren Familie, unter möglichster Vermeidung des Anstaltsmäßigen. Der Tag beginnt früh um 6 Uhr mit einer kurzen Morgenandacht und schließt abends 6 Uhr mit einer kurzen Abendandacht.

Der Schulunterricht findet täglich, mit Ausnahme von Sonnabend und Sonntag, von 1½—4 Uhr nachmittags, statt. Die Kinder wurden in zwei größeren Abteilungen gleichzeitig unterrichtet. Das erstrebte Ziel ist das einer deutschen Volksschule! Die Kinder lernen Lesen und Schreiben und es wird besonders danach gestrebt, daß sie ihre Gedanken verständlich schriftlich fixieren lernen.

Die Fortschritte waren im vergangenen Jahre zufriedenstellend. Die Unterabteilung hat sich bis auf zwei Ausnahmen — später Hinzugekommene — das Alphabet zu eigen gemacht und hat die Formen der kleinen und großen Buchstaben auch für den Schriftgebrauch inne. Die erste Abteilung fängt an, sich in kleinen Aufsätzen zu üben. Im Rechnen wurden die vier Spezies eingeübt und von vornherein auf praktische Anwendung hingezielt.

Ferner wurde im Denkunterricht Landes- und Naturerkenntnis besonders von Usambara und Afrika angestrebt.

Im Singen wurden besonders geistliche Lieder und Motetten einstimmig und mehrstimmig eingeübt, dazu auch einige Volkslieder. Die größeren Knaben hatten wöchentlich ein- oder zweimal Unterricht im Posaunenblasen.

Es konnten im vergangenen Jahre 4 Knaben und 3 Mädchen in die christliche Gemeinschaft auf Lutindi aufgenommen werden.

Zum Taufunterricht haben sich weiter zu Ostern 2 Knaben und 2 Mädchen gemeldet, die in wöchentlich 4 Stunden unterrichtet werden.

Am Sonntag wird für die ungetauften Kinder eine Hausandacht mit kurzer Betrachtung abgehalten, für die Christen danach besonderer Gottesdienst.

Patriotische und sonstige Festlichkeiten wurden durch kleine Ausflüge an schöne Punkte der Umgebung, durch Spiele 2c. gefeiert.

Der Gesundheitszustand war, abgesehen von der Not, die die Sandflohplage lange Zeit hindurch verursachte, ein guter, sowohl bei den Europäern als bei den Eingeborenen.

Die Not an Nahrungsmitteln war auch hier derartig, daß wir unsere Speise meist von der Küste haben beziehen müssen. Von eigentlichem Mangel sind wir durch Gottes Güte verschont geblieben.

Mit herzlichem Dank erkennen wir auch die freundliche Fürsorge des Kaiserlichen Bezirksamtes Wilhelmsthal an, daß uns die Beschaffung von Speise in der Regenzeit, als der Weg zur Küste unpassierbar war, und auch danach in der Zeit der Not durch Darbietung von Speise aus den eigenen Vorräten erleichtert hat.

Es fanden sich infolge der Sandflohplage und des Speisemangels viele Waschambaa, auch Wasegua hier ein, von denen wir um der Barmherzigkeit willen immer einige für eine Zeit lang aufnehmen und beköstigen mußten. Dieselben wohnten in zwei kleinen Hütten etwas abseits von der Station.

Manchmal reichte der Raum nicht und es waren noch Nothütten errichtet. Die meisten von ihnen hatten Wunden an den Füßen.

Die Zahl der täglich zur Behandlung kommenden Kranken schwankte zwischen 10 und 60. Einige wurden auch in ihrer Heimat versorgt, so lange Diakon Gerdes noch auf Lutindi war. — Ein Mann aus Welei, dem von einem Löwen das eine Bein zermalmt ist, wohnt schon zwei Jahre hier auf Lutindi und ist als Senior für das Krankenviertel eingesetzt.

Unsere Schamben haben infolge der Dürre und des Heuschreckenfraßes bisher nur wenig für unsern Unterhalt geliefert, doch hat es uns zu keiner Zeit wenigstens an etwas europäischem Gemüse gefehlt, und auch Mais, Mohogo sowie Tomaten und andere Zukost konnten wir öfter ernten. Zur Zeit entwickeln sich die Bananen sehr gut, auch Kaffee, von dem wir mit der Zeit noch mehr anzupflanzen gedenken.

Die Sklaverei und die Frage ihrer Aufhebung in Deutsch-Ostafrika.

Von Amtsrichter Busse, Bleicherode.

(Schluß.)

Mögen die folgenden Zeilen dazu dienen, der Frage näher zu treten, wie der Punkt 1 vorstehenden Programms eine Verwirklichung finden kann.

Zunächst muß man sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß eine Aufhebung der Sklaverei von heute auf morgen, etwa durch einen Machtspruch der Behörde einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist. Eine so tief in die häuslichen wie wirtschaftlichen Beziehungen eingewurzelte Einrichtung läßt sich nicht mit einem

Federstrich ausrotten. Ein Machtspruch der Behörde hierzu würde einer wirtschaftlichen Kriegserklärung den Arabern gegenüber gleichkommen. Sie würden eine ohne Entschädigung verfügte Aufhebung nicht anders aufnehmen können. Da aber ohnehin die Sklaverei als Einrichtung außer mit ihrem Wirtschaftssystem auch mit ihren sittlichen und religiösen Einrichtungen und Anschauungen aufs engste verknüpft ist, so würde eine solche Maßregel auch nach dieser Seite hin ihre größte Erbitterung hervorrufen. Man denke sich nur in ihre Lage. Ihr Sklavenbestand ist ihr arbeitendes Kapital. So wenig, wie wir uns gefallen lassen würden, wenn irgend eine Macht von ihrem sittlichen Standpunkt aus, z. B. daß das Zinsennehmen verboten sei, uns zwingen wollte, auf das mit Geldwerten arbeitende Wirtschaftssystem zu verzichten und unsere Aktien für wertloses Papier erklären, oder uns verbieten wollte, Dienstboten und Arbeiter anzunehmen, weil alle Menschen gleich seien, so wenig werden sich die Araber eine Entwertung ihres Sklavenbesitzes durch eine Freierklärung ohne Entschädigung gefallen lassen können. Sie würden darin mit Recht ihren wirtschaftlichen Bankrott erblicken müssen. Selbst eine Aufhebung durch Staatsakt gegen Entschädigung der Besitzer erfordert die volle Weisheit des Gesetzgebers dafür, daß der Übergang von der Sklavenwirtschaft zur Arbeit der freien Hand nicht eine wirtschaftliche Krise für die Betroffenen herbeiführe. Auf englischer Seite ist die Maßnahme der Aufhebung der Sklaverei auf Sansibar und Pemba, wie die Berichte der Behörden in den Brüsseler Jahresheften erkennen lassen, in ihren mutmaßlichen Folgen zuvor auf das eingehendste geprüft und erwogen worden. Wenn sich die englische Regierung schließlich nach reiflicher Erwägung des Für und Wider doch entschlossen hat, dem ungestümen Drängen der philantropischen Kreise in der Heimat, insbesondere der dortigen Antisklaverei-Gesellschaft nachzugeben, so hat sie dies in maßvoller Weise gethan; indem sie nur gegen Zusicherung voller Entschädigung die Aufhebung verfügte, nachdem ferner die Aufhebung zuvor durch schrittweise erlangte Zugeständnisse des Sultans von Sansibar vorbereitet war, und indem sie schließlich ihre Aufhebungsverfügung nur auf die sogen. Arbeitssklaven, die Sklaven in den Pflanzungen erstreckte, die zur persönlichen Bedienung im Haus nötigen Sklaven, insbesondere die häuslichen Sklavinnen indes ausnahm. Die Lage auf den Inseln erleichterte der englischen Regierung diesen Schritt ohnehin wesentlich. Eine Empörung der Araber ließ die Nähe der englischen Kriegsschiffe nicht aufkommen. Durch Einführung von Kulis konnte sie einem Arbeitermangel und damit einer wirtschaftlichen Krise sofort wirksam begegnen. Die Entschädigungsansprüche fanden eine wirksame Eindämmung durch die Bestimmung, daß nur für die Befreiung von rechtmäßig erworbenen Sklaven zu zahlen war; die Möglichkeit zu solchem rechtmäßigen Erwerb war aber seit den Zugeständnissen, wie sie in der Proklamation des Sultans Ali ben Said vom 1. August 1890 ihren gesetzgeberischen Ausdruck

gefunden hatten, erheblich eingeschränkt worden. — Für das Festland liegt die Frage ungleich schwieriger. Auf seine festländischen ostafrikanischen Besitzungen hat England seine Aufhebungsmaßregel bisher auch nicht auszudehnen unternommen. Es war, wie gewiß nur zu billigen ist, zunächst der Erfolg der Aufhebung auf den beiden Inseln abzuwarten und daraus die Vorbereitung der Maßnahmen für das Festland zu entnehmen. Die Aufhebung auf den Inseln hatte zunächst zur Folge, daß viele der befreiten Sklaven nach dem Festland auf die gegenüber liegende deutsche Küste übersiedelten, offenbar von dem Wunsche geleitet, mit ihren früheren arabischen Herren, die ja doch durch die Aufhebung mehr oder minder aufgebracht und mit ihr unzufrieden waren, nichts mehr zu thun zu haben, und weil sich an der deutschen Küste bei den Weißen ruhig leben und Arbeit finden ließ. Über irgend welche wirtschaftliche Schädigungen der dort betriebenen Nelkenkultur oder gar wirtschaftliche Krisis ist vorderhand nichts verlautet. Liegt aber die Frage der Aufhebung auf dem Festlande schon ungleich schwieriger, so müssen wir Deutsche noch viel mehr als England auf eine derartige Regelung verzichten, da wir leider bekennen müssen, daß der deutsche Reichstag für die Sache der Aufhebung gegen Entschädigung wohl kein Geld übrig haben wird.

Es kommt hier noch ein anderer Gesichtspunkt in Frage, wie sich der Sklave zu seiner Befreiung stellt. Hören wir zunächst, was uns Frau Ruete in ihren „Memoiren einer arabischen Prinzessin" aus ihrem Leben erzählt: „Ich war noch ein Kind, als die zwischen meinem Vater (dem Sultan von Sansibar) und England vereinbarte Frist ablief, nach welcher die Sklaven aller in Sansibar ansässigen englischen Unterthanen, also der Hindu und Banyan, frei sein sollten. Es war eine sehr harte Zeit für die betreffenden Besitzer; ihr Weinen und Klagen wollte kein Ende nehmen. Die Vornehmsten schickten Frauen und Töchter zu uns und erflehten unsere Fürsprache . . . Einige besaßen zur Bewirtschaftung ihrer Güter hundert und mehr Sklaven. Alle diese waren mit einem Tage frei; die Arbeiter fehlten; sie konnten ihre Güter nicht bebauen und hatten also auch keinen Ertrag aus denselben. Und unserer schönen Insel war das zweifelhafte Glück zu teil geworden, nun plötzlich ein paar tausend Nichtsthuer, Vagabunden und Diebe zu besitzen. Die befreiten großen Kinder sahen das Wesen der Freiheit darin, daß man nicht mehr zu arbeiten brauche und sie wollten diese Freiheit recht feiern, ganz unbekümmert darum, daß sie nun von ihren Herren weder Obdach noch Unterkunft mehr erwarten konnten. Die humanen Apostel der Antisklavereivereine ließen nichts mehr von sich hören; sie hatten ihr Ziel erreicht, hatten die armen Opfer aus der des Menschen unwürdigen Sklaverei befreit; was weiter aus ihnen wurde, das bekümmerte sie wenig . . . Mochten die Beherrscher der betreffenden Länder zusehen, wie sie mit diesem arbeitsscheuen Volke fertig wurden." — Hier mögen nun

freilich die Farben von der Arbeitsscheu des Sklaven etwas sehr grau in grau aufgetragen sein, was wir dem arabischen Blute, das in den Adern der Verfasserin rollt, gerne nachsehen wollen, — sicherlich hat dieser Punkt bei der Aufhebung der Sklaverei auf Sansibar und Pemba den englischen Behörden die meisten Bedenken verursacht. Es wurde von der Aufhebung eine allgemeine und plötzliche Verödung der Pflanzungen an Arbeitskräften befürchtet. Um dem befürchteten Arbeitermangel zu begegnen, empfahl z. B. der Resident von Pemba M. O'Sullivan den Vorschlag, daß für jeden befreiten Sklaven ein Verbot erlassen würde, das Land während einer Reihe von fünf Jahren seit seiner Befreiung zu verlassen und ihnen die Verpflichtung aufzuerlegen, während der Nelken-Erntezeit unter vom Gouvernement bestimmten Bedingungen und in Hinsicht der Achtung ihrer Befreiung gegebenen Garantien bei ihren früheren Herren zu arbeiten. Die Austeilung von Landlosen an die befreiten Sklaven könnte, sagt er, an die Bedingung geknüpft werden, eine bestimmte Menge Arbeit in Art einer Jahresrente zu leisten.*)

Thatsächlich mag sich in den Köpfen der Sklaven der Begriff ihrer Befreiung aus dem Sklavenverhältnis vielfach ganz anders darstellen, als ihn sich der Befreier denkt. Die den Sklavenjägern aus Anlaß der Antisklavereibewegung Ende der 80er Jahre abgenommenen und den christlichen Missionen zugeteilten befreiten Sklaven, so weit sie erwachsen waren, glaubten sich vielfach in einem härteren Sklavenverhältnis zu befinden, als man ihnen zumutete, Zucht und Ordnung anzunehmen und sich dem Tages- und Arbeitsplane der Mission einzufügen. Das Wort Gottes that den Ohren vieler zudem weh. Sie entliefen daher meistens; lieber wollten sie beim Araber Sklave sein, wenn sie nur ihren Lüsten fröhnen konnten. Sehr bezeichnend für die Denk- und Anschauungsweise manches Sklaven ist die Äußerung, die ein Negerknabe, der den Afrika-Reisenden Paul Reichardt nach Europa begleitet hatte, diesem gegenüber that. „Du sagst: in Europa gebe es keine Sklaven, ich sage Dir aber nur das Eine: sind eure Matrosen nicht etwa keine Sklaven, können sie doch nichts verrichten, ohne den Befehl ihrer Vorgesetzten. Sie schlafen, erheben sich, wachen, essen, trinken auf Befehl, sie müssen exerzieren, arbeiten oder ruhen auf den Wunsch dieser Herren, sie müssen auf dem Schiff bleiben oder an Land gehen, ohne eigenen Willen und solche Menschen sollen keine Sklaven sein?" (Reichardt: Deutsch-Ostafrika S. 477.)

Gerade unter den Sklaven befindet sich ein großer Prozentsatz sittlich verwahrloster Menschen; denen eine „Befreiung ohne weiteres" zu einem verhängnisvollen Geschenk werden könnte. Der Verfasser des oben angezogenen Buches „Banani" führt von dem Missionar Harry K. Binns (S. 146), auf dessen Urteil wegen seiner reichen Erfahrungen er viel Gewicht legt, statt aller Ausführungen nur

*) Brüsseler Jahreshefte 1896, S. 228 II.

das eine Wort an: „Mein ganzes Leben, das ich Afrika gewidmet, ist ein einziger langer Kampf im Dienste der Sklaven: zuerst, um ihn von seinem Herrn, und dann um ihn von sich selber zu befreien“. Es erscheint also auch dem zu befreienden Sklaven gegenüber eine weise Vorsicht geboten. Unter Beobachtung derselben braucht man indes eine allgemeinere Arbeitsscheu bei den Befreiten wohl kaum zu befürchten; die Thatsachen an der Westküste von Afrika nach Aufhebung der Sklaverei in den dortigen englischen Kolonien sprechen gegen eine solche Befürchtung.

Indem wir uns der vorstehend entwickelten allgemeinen Gesichtspunkte für die folgenden Ausführungen bewußt bleiben, mögen jetzt einige Vorschläge folgen, die für die praktische Handhabung bei Aufhebung der Sklaverei in betracht kommen dürften. Zunächst suche man dem arabischen Bevölkerungs-Element mehr und mehr die Vertrauensstellung zu entziehen, deren es sich im Beginn der deutschen Regierung durch Innehaben von Posten in den Verwaltungsstellen des Landes, so derer eines Amtes als Wali, als Bürgermeister und dergl. der eingeborenen Bevölkerung gegenüber erfreut hat. Der Araber wird sich nie mit der christlichen Herrschaft aussöhnen lassen. Er wird stets, je nachdem List und Klugheit es erfordern, offen oder heimlich gegen eine christliche Obrigkeit intrignieren; dafür ist er zu eng mit seiner Religion, die den Fanatismus gegenüber den Ungläubigen als Glaubenssatz hat, verwachsen. Die Erfahrungen, welche die deutsche Kolonialregierung mit Hassan bin Omari und Machemba in Kilwa und Hinterland gemacht hat, sind in dieser Beziehung lehrreich. Der Bericht des englischen Kommissars für Britisch-Mittelafrika Johnston vom 31. März 1894 — abgedruckt im Brüsseler Jahresheft pro 1894 — schließt mit folgenden Worten: „Nach fünf erfahrungsreichen Jahren bin ich jetzt zu dem Urteil gekommen, daß die Gegenwart der Araber mit der Einführung europäischer Zivilisation unvereinbar ist und daß sie früher oder später das Innere des Weltteils verlassen müssen; es mag möglich sein, an der Küste über sie zu herrschen, weil sie dort einige Interessen im Spiele haben; im Inneren von Afrika sind es aber Abenteurer und zwar solche von der schlimmsten Sorte.“ Also strengste Überwachung des arabischen Bevölkerungselementes! Nur dann werden die Eingeborenen es wagen, sich ihrem Einfluß zu entziehen und ein rückhaltloses Vertrauen zur deutschen Behörde zu fassen.

Man achte aber auch auf die im Schutzgebiet, besonders an der Küste in den Hafenstädten ansässigen Inder. Bezeichnend für sie ist eine Proklamation des englischen Generalkonsuls Euan Smith in Sansibar vom 9. November 1888: „Die Aufmerksamkeit der Regierung Ihrer Majestät“, so heißt es in ihr, ist auf die Thatsache gelenkt worden, daß britische und britisch-indische Unterthanen nicht immer streng das Gesetz über Miete von Sklavenarbeit beobachten. Es thut daher der Agent und Generalkonsul Ihrer

Majestät hiermit kund, daß nach den Bestimmungen des Artikel 370 des indischen Strafgesetzbuchs jeder britische Unterthan, welcher einen Vertrag mit dem Besitzer eines Sklaven eingeht, um sich die Arbeit des letzteren dienstbar zu machen, sich eines Vergehens schuldig macht, welches nach den Bestimmungen genannten Artikels mit Gefängnis bis zu sieben Jahren, sowie mit Geldstrafe bestraft wird. Kein Gesetz verbietet (indes) einem britischen Unterthan, die Arbeitskraft eines Sklaven zu mieten, welcher sich freiwillig für ihn zu arbeiten erbietet, unter der Bedingung, daß der Vertrag zwischen ihm und dem Sklaven unmittelbar zum Abschluß kommt. Jeder Versuch oder Vertrag zwischen dem britischen Unterthan und dem Besitzer, welcher das Einverständnis des letzteren oder seine Teilnahme an dem vom Sklaven verdienten Lohn bezweckt, ist ungesetzlich. Wem der Lohn gebührt, das ist nur eine den Besitzer und Sklaven interessierende (interne) Frage."

Es mag hierbei daran erinnert werden, daß die Nicht-Angehörigen der Kulturstaaten, Eingeborene, Araber, Beludschen u. s. w., denen man auch die Inder beizählt, im deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet insofern eine bevorzugte Stellung im Rechtsleben einnehmen, als man ihre Rechtsanschauungen schont und die Bethätigung derselben im Verkehr unter einander duldet. Daß der, wo es die Erlangung eines Vorteils gilt, abgefeimte Inder sich dieser Vorzugsstellung bewußt ist, ja sie zur Erlangung von Vorteilen mißbraucht, beweist der oben angeführte Fall, wo die Inder auf Pemba schlankweg selbst Sklaven hielten, obwohl ihnen das als britischen Unterthanen verboten war, und ihnen erst dann Freibriefe ausstellten, als sie hörten, daß ein britischer Resident für die Insel ernannt und im Begriff sei zu kommen.

Wenn das unter britischer Hoheit vorkommen konnte, wieviel eher ist es im deutschen Schutzgebiet möglich, dessen Beamte mit der britisch-indischen Gesetzgebung und der Rechtstellung der britisch-indischen Unterthanen doch schwerlich eingehend vertraut sein werden. Es erscheint daher nützlich auf obige Proklamation hinzuweisen, die für die im deutschen Schutzgebiet ansässigen Inder britischer Unterthänigkeit so lange verbindlich sein dürfte, als sie nicht der deutschen Gesetzgebung unterstellt sind, und dies um so mehr, als der in der Proklamation berührte gesetzgeberische Gedanke außer dem der Vorbeugung und Verhütung wucherischer Ausbeutung von Menschenkräften zugleich ein wichtiges erzieherisches Prinzip enthält. Der Sklave lernt durch den unmittelbaren Verkehr mit dem Arbeitsherren seine Arbeitskraft selbständig zu werten und zu verdingen; der Arbeitsherr (Inder) wird genötigt, sich lediglich der freien Hand zu bedienen, wie das der Angehörige der Kulturstaaten ja schon längst thun muß. Nach dieser Richtung hin erscheint ein gesetzgeberischer Akt der deutschen Kolonialregierung empfehlenswert derart, daß jedermann, Inder wie Araber — von Eingeborenen vielleicht zunächst abgesehen —, der sich fremder Hand, also nicht

eigenen Gesindes, eigener Sklaven bedient, sie nur durch einen freien Arbeitsvertrag zwischen ihm und dem Arbeitsübernehmer dingen kann.

Auch sonst erscheint manche von den Maßnahmen, mit denen die englische Regierung die Aufhebung der Sklaverei auf Sansibar und Pemba vorbereitet hat, und die sich als dem Sultan von Sansibar, dem damaligen Inhaber der Hoheit, abgerungene Zugeständnisse darstellen, die dann in dessen Proklamation vom 1. August 1890 ihren gesetzlichen Ausdruck fanden, wert, beherzigt und in die deutschen Verhältnisse herübergenommen zu werden. Wir lassen hier einzelne von diesen Bestimmungen folgen. „Wir verbieten“, heißt es in Ziffer 3 der Proklamation, „von heute ab jeden Austausch, Kauf und Verkauf von Haus- und anderen Sklaven; es darf keinen Sklavenhandel geben, wie er auch heiße.“ Auf die Zuwiderhandlung ist schwere Strafe, verbunden mit Deportation und Konfiskation aller Sklaven gestellt.

„4. Beim Tode des Besitzers können nur die gesetzlichen Abkömmlinge des Verstorbenen seine Sklaven erben. Wenn solche nicht vorhanden sind, werden die Sklaven von selbst mit dem Tode des Herrn frei.

„5. Jeder Besitzer, Araber oder sonstige Unterthan, welcher sich einer schlechten Behandlung seiner Sklaven schuldig macht, oder im Besitz frisch gefangener Sklaven gefunden wird, wird mit harter Strafe und im Falle von Grausamkeit mit Einziehung seiner sämtlichen Sklaven bestraft werden.

„6. Diejenigen unserer Unterthanen, welche eine unter britischer Gerichtsbarkeit stehende Person geheiratet haben, ebenso die aus dieser Verbindung hervorgegangenen Kinder sind durch vorliegende Verordnung unfähig, als Sklaven besessen zu werden. Alle so verheirateten Sklaven unserer Unterthanen werden mit Gegenwärtigem für frei erklärt.

„7. Alle diejenigen unserer Unterthanen, welche, ehemals Sklaven, durch eine britische Behörde befreit worden sind, oder welche längst durch Personen befreit sind, die unter britischer Hoheit stehen, werden mit Gegenwärtigem für unfähig erklärt, Sklaven zu besitzen. Alle Sklaven genannter Personen werden von jetzt ab für frei erklärt. — Jeder Sklave, welcher von heute ab gesetzlich seine Freiheit erlangen könnte, wird ein für allemal unfähig sein, Sklaven zu besitzen; im Falle der Zuwiderhandlung wird er schwerer Strafe verfallen.

„8. Jeder Sklave soll außerdem das Recht haben, in jedem Falle seine Freiheit zu erwerben, wenn er eine gerechte und billige Schadloshaltung . . . . anbietet.

„9. Von Gegenwärtigem ab soll jeder Sklave das Recht haben, wie einer unserer freien Unterthanen, Klage oder Beschwerde vor den Behörden zu führen.“

Von vorstehenden Bestimmungen wird die unter 9 angeführte

von jeher seitens der deutschen Behörden zu gunsten der Sklaven gehandhabt. Die Behörden kennen vor ihren Schranken keinen Unterschied zwischen freien und unfreien Leuten. Auch die Bestimmungen zu Ziffer 4 und 5 sind den deutschen Behörden bei der praktischen Handhabung der Sklavenfrage längst als eigene geläufig, wie die oben gezeigten Beispiele aus der Statistik der Freibrief-Erteilungen ersehen lassen. Die Einziehung sämtlicher Sklaven zwecks Freierklärung könnte im Falle erwiesener grausamer Mißhandlung auch nur eines Sklaven oder bei Verübung von Menschenraub an einzelnen Individuen in weiterem Umfange als strafschärfend hinzutreten.

Daß alle diejenigen bisherigen Sklaven, welche mit Indern, mögen dieselben nun britische oder deutsche Unterthanen bezw. Schutzangehörige sein, verheiratet sind, nebst den aus dieser Ehe hervorgegangenen Kindern für frei zu erklären sind, erscheint als das Nächstliegende.

Einen besonders hervorzuhebenden gesunden Rechtsgedanken enthält die Bestimmung unter Nr. 7, daß diejenigen Sklaven, welche durch die Behörde für frei erklärt sind, unfähig sind, selber Sklaven zu besitzen. Es folgt dies eigentlich aus der Natur der Sache, daß, wer einer Rechtswohlthat teilhaftig geworden, nun seine dadurch verbesserte Lage der wohlmeinenden Absicht seines Befreiers entgegen nicht dazu verwenden darf, seinen Mitmenschen zu hindern, der gleichen Rechtswohlthat teilhaftig zu werden.

Inwieweit es sich empfiehlt, den Handel mit Sklaven, Kauf, Tausch u. s. w. einzuschränken, bleibt am besten dem Ermessen der Regierung anheimgestellt, da hierbei zu viel Erwägungen mitsprechen, welche die allgemeine politische Lage, die Frage der Überwachung des Schutzgebietes und manche andere Rücksicht eingeben. Nur möchten wir hier befürworten, daß, wenn nach dieser Richtung hin die Aufhebung der Sklaverei anbahnende Bestimmungen getroffen werden, Zuwiderhandlungen mit dem Verlust von Sklaven gebüßt werden, derart, daß also der Zuwiderhandelnde an seinem Sklavenbestande gestraft wird, die Geldstrafe in Hergabe von Sklaven besteht, die dadurch die Freiheit erlangen. Vor allen anderen aber erscheinen dankenswert solche gesetzlichen Bestimmungen, welche die Familienrechte der Sklaven schützen. Es ist hierbei zunächst nicht an die Erlangung der Freiheit durch Geburt unter deutscher Hoheit gedacht, nur daß kein Sklavenbesitzer das Recht hat, störend in den Familienkreis seines Sklaven einzugreifen, mithin nicht berechtigt ist, sein Weib auch für den Fall, daß er die Ehe nicht gut geheißen, sofern sie sonst nur gesetzmäßig, von ihm zu nehmen, sie oder seine Kinder von ihm zu trennen.

In dieser Beziehung dürften allein die Grundsätze der christlichen Sittenlehre maßgebend sein. Hier muß die Gesetzgebung dem Sklaven unbedingt zu Hilfe kommen.

Man erleichtere dem Sklaven aber auch den Eintritt in den

Stand der Freien dadurch, daß man ihm die Möglichkeit eröffnet, sich seine Freiheit zu erwerben. Freilich wird es nicht allzuviel Sklaven geben, die so viel Barmittel besitzen, sich ihre Freiheit zu erkaufen. Immerhin sollte die Kolonialregierung eine Summe festsetzen und Bestimmung dahin treffen, daß gegen ihren Erlös der Sklave von ihr den Freibrief ausgestellt erhält, einerlei ob der bisherige Besitzer sich mit der Annahme der Loskaufssumme einverstanden erklärt, oder solche verschmäht. Für die große Menge der Sklaven ergiebt sich indes ein anderes Prinzip der Ablösung. Wir greifen dafür auf das preußische „Allgemeine Landrecht" zurück, das im 5. Titel des 2. Teiles Bestimmungen über die Sklaverei traf. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß zur Zeit seiner Inkraftsetzung, Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, der Sklavenhandel in den christlichen Kulturstaaten noch bestand; in England war der Kampf um seine Daseinsberechtigung zwar bereits entbrannt; doch wurde er dort erst 1807 verboten. Das Landrecht trat in seinen Bestimmungen sofort gegen die Duldung der Sklaverei auf und bestimmte ferner im § 200 fg. a. a. O. „Wenn . . . Fremde (mit Sklavendienerschaft) sich in den königlichen Landen niederlassen, oder auch wenn Königliche Unterthanen auswärts erkaufte Sklaven in hiesige Lande bringen, so hört die Sklaverei auf. Der Herr hat also kein persönliches Eigentum an den gewesenen Sklaven; doch muß letzterer von solcher Zeit an dem Herrn so lange (ohne Lohn) dienen, bis er denselben dadurch für die auf seinen Ankauf verwendeten Kosten entschädigt hat." Die Bedeutung dieser Bestimmungen ist ja für Preußen durch die Entwickelung der Dinge infolge der Aufhebung der Sklaverei in den christlichen Kulturstaaten bald überholt worden und auch die neuere Gesetzgebung hat bald andere Bestimmungen an ihre Stelle treten lassen. Was die Bestimmungen indes für die Gegenwart noch wichtig erscheinen läßt, ist das in ihnen zum Ausdruck gelangte Prinzip der Ablösung. So wenig dieses Prinzip durch den Gang der Ereignisse in der Heimat zur Anwendung kam, so nützlich und anwendbar erscheint es uns für die ostafrikanischen Verhältnisse. Freilich wird man es in seiner Anwendung den gegebenen Verhältnissen entsprechend gestalten müssen. So wird man dem Sklavenbesitzer nicht die Ablösung des Sklavenbesitzverhältnisses anvertrauen dürfen, da er ja, jedenfalls in seiner Auffassung, der durch sie Geschädigte ist und das größte Interesse daran hat, die Ablösung zu hintertreiben. Es bietet sich indessen ein guter Weg, das angeführte Ablösungsprinzip, den gegebenen Verhältnissen entsprechend in die Wirklichkeit umzusetzen, wenn man an die Einrichtung der Ablösung der Reallasten durch Rentenbanken denkt. Die Frage würde sich danach gelöst ungefähr folgendermaßen ausnehmen: Die deutsche Kolonialregierung betraut irgend eine Behörde, die ihren Sitz im Schutzgebiet möglichst im Centrum des Sklavenbesitzstandes hat, mit der Ablösung der Sklavenbesitzverhältnisse, indem sie jedem Sklaven,

der sich seine Freiheit verdienen will, die Möglichkeit eröffnet, sich bei ihr seine Freiheit zu verdienen. Die Ablösungsbehörde, mit der Befugnis zur Enteignung ausgestattet, kauft je nach dem Bedarf des Arbeitsmarktes und unter thunlichster Schonung der wirtschaftlichen Bedürfnisse der Sklavenbesitzer diesen nach und nach ihre Sklaven ab, eventuell mit Zwang zur Hergabe gegen Entschädigung; in diesem Falle also Wegnahme im Wege der Enteignung. Sie wird ihre Thätigkeit in erster Linie auf die Sklaven erstrecken, die ihre Ablösung beantragt haben und am ehesten gewillt sind, die Bedingungen ihrer Ablösung zu erfüllen. Diese liegen darin, daß der Sklave die Loskaufsumme abverdient. Dadurch, daß die Ablösungsbehörde letztere dem Sklavenbesitzer auszahlt, also gewissermaßen vorstreckt, wird der Sklave der Behörde gegenüber verpflichtet, ihr Dienste im Werte der Ablösungssumme zu leisten und die Behörde dem Sklaven gegenüber zu solchen Diensten berechtigt; wogegen der Sklavenbesitzer das Ablösungskapital in Gestalt der Loskaufsumme erhält. Der Sklave wird durch Zahlung der Loskaufsumme deshalb noch nicht frei, wechselt zunächst äußerlich nur seinen Herrn und tritt zu seinem neuen Herrn in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis auf Dienstleistung. Wie dieses Verhältnis zu bezeichnen, ob als Hörigkeit, Leibeigenschaft oder wie sonst, darauf wird es ja wohl nicht ankommen. Die Ablösungsbehörde wird nur darauf sehen, daß der losgekaufte Sklave ihr seine Dienste zur Abverdienung der Entschädigungssumme leistet. Es wird gut sein, dem Sklaven dieses Dienstverhältnis im Bewußtsein zu erhalten und das auch im Namen zum Ausdruck zu bringen, um keine Verwirrung und falsche Ideen von Freiheit in seinem Kopf anzurichten. Nennen wir ihn daher in seinem neuen Verhältnis: „Sklave auf Freiheit“. Der neue Herr wird bald in der Lage sein, je nach der Arbeitswilligkeit, dem Fleiß und der Tüchtigkeit des Einzelnen die Ablösungszeit seines Zustandes als eines auf Freiheit dienenden Sklaven festsetzen zu können. Selbst wenn der Durchschnittspreis des Loskaufes von 100 auf 200 Mk. rücken sollte, wird ein strebsamer Sklave in der Lage sein, sich und den Seinen binnen Jahr und Tag die Ablösung zu erarbeiten. Der Ablösungsbehörde auf der anderen Seite wachsen durch die Enteignungen und Loskäufe eine Anzahl Arbeiter zu, für deren Ernährung und Beschäftigung sie zunächst zu sorgen haben wird. Da sie indes die Regelung der Anzahl ganz in der Hand hat, andererseits der Lebensunterhalt eines Negers gering ist und die Tropennatur überreichlich für Negerbedürfnisse sorgt, will die Sorge der Ernährung nicht viel bedeuten. Um Leute aber zu beschäftigen, wird sie eher zu viel als zu wenig Arbeit haben. Bei der Inangriffnahme notwendiger Kulturarbeiten, wie sie sich im Bauen von Wegen, Eisenbahnen, Zuschütten und Austrocknen von Sümpfen, Regulierungen von Flußläufen, in Hafen- und Brunnenbauten darstellen, wird die menschliche Arbeitskraft von Jahr zu Jahr höher bewertet werden und es läßt sich schon daraus

die gesunde wirtschaftliche Grundlage des Unternehmens entnehmen. Die Ablösungsbehörde wird aber fernerhin stets in der Lage sein, wirtschaftlichen Krisen, wie sie die Entfremdung der Sklaven ihren bisherigen Herren gegenüber leicht mit sich bringen könnte, durch Zurverfügungstellung ihrer Arbeiterschar vorzubeugen. Sie wird dies gewiß nicht in der Weise thun, daß sie dem ehemaligen Sklavenbesitzer seine früheren Sklaven als Arbeiter vermietet. Dagegen würde das Bedenken sprechen, daß der erstere leicht durch Einschüchterung versuchen könnte, seinen früheren Sklaven in einen Stand von Unfreiheit zurückzubringen, auch hieße es in manchen Fällen, die Sklaven der Erbitterung ihrer ehemaligen Herren ausliefern. Die Ablösungsbehörde wird vielmehr bei dem Vermieten ihrer „Sklaven auf Freiheit" diese vor jeder Unbill dadurch zu sichern wissen, daß sie dem um Arbeitskräfte verlegenen früheren Sklavenbesitzer stets andere „Sklaven auf Freiheit" verdingt, auch sonst eine scharfe und wachsame Kontrole darüber ausübt, daß deren nach außen hin freie Stellung in keiner Weise angetastet wird. Diese Regierungsarbeiter könnten zu Zeiten großer Arbeiternot auch den Pflanzungsunternehmungen gegen ein an die Ablösungsbehörde zu zahlendes Entgelt zur Verfügung gestellt werden. Auf diese Weise wird sich der Sklavenherr, der sklavenbesitzende Araber, am ehesten mit den neuen Verhältnissen aussöhnen können, er wird sich auch auf diese Weise leichter an die Beschaffung „freier Hand" gewöhnen und vor allem wird die Ablösungsbehörde ihm den Übergang aus der Sklavenwirtschaft zum freien Arbeitsvertrag durch weise Rücksichtnahme auf die Lage seines Arbeitsmarktes möglichst schonend gestalten. Der „Sklave auf Freiheit" andererseits wird um so freudiger arbeiten, als er sich unter einem gerecht und billig denkenden Herren weiß und ihm als Lohn seiner Arbeit die Freiheit winkt. Auf seinen Wunsch kann er ja nach abverdienter Loskaufsumme auf Grund freien Arbeitsverhältnisses Regierungsarbeiter bleiben; die Sorge um seine Zukunft braucht ihn nicht in die Sehnsucht nach seinen früheren Sklavenverhältnissen zu treiben; schon der Bedarf der Pflanzer an Arbeitern für die sich stets mehrende Arbeit in den Pflanzungen wird ihn dieser Sorge entheben. Tüchtigen Arbeitern wird sich außerdem die Aussicht bieten, von der Regierung ein Stück Land zur eigenen Bewirtschaftung zu freiem Eigentum oder zunächst als Rentengut zu erhalten, wo sie des Fleißes ihrer Arbeit auf eigener Scholle froh werden können. Dieses Sich-Die-Freiheit-Verdienen enthält zugleich ein wichtiges sittliches und erziehliches Moment. Der Sklave wird inne, daß er hinsichtlich seiner bürgerlichen Freiheit und wirtschaftlichen Existenz auf seiner Hände Arbeit angewiesen ist; daß er seine Freiheit und vervollkommnete Lebensstellung nur seinem Fleiße verdankt, daß seine Existenz auf seiner Hände Arbeit beruht. Die Arbeit erlangt dadurch in seinen Augen einen sittlichen Wert; sie wird ihm geadelt.

Die Sklaverei ist eine Erscheinungsform eines auf heidnischer

Kulturstufe stehenden Volkes. Für Ostafrika ist sie die Form, in der sich im Verkehr der Eingeborenen die Arbeitsleistung vollzieht. Mit der Einführung wahrer christlicher Kultur ist diese Form der Arbeitsleistung unverträglich; denn sie beruht auf der Unterdrückung des Schwächeren, auf der Verkümmerung seiner Menschenrechte. Das Christentum stellt die Arbeit an sich schon unter ganz andere Gesichtspunkte; ihm ist sie eine sittliche Pflicht des Einzelnen; die Beziehungen des Christen zu seinem Mitmenschen regelt das Gebot der Nächstenliebe, der Achtung seiner sittlichen Persönlichkeit. Mit dem Einzug christlich-deutscher Kultur in Deutsch-Ostafrika treten diese Gesichtspunkte auch in das Bewußtsein des Seelenlebens der Neger, wie andererseits in den Gesichtskreis der Araber. Der Neger wird bald herausfinden, daß die Sklaverei, wie sie in Ostafrika besteht mit der Weihe des Lebens, wie sie das Christentum als Pflicht predigt, und mit der Lehre von der Gottebenbildlichkeit des Menschen unvereinbar ist. War sie ihm bisher vielfach etwas Selbstverständliches, so wird er, wenn er sich der christlichen Ideale bewußt geworden ist, auch das Menschenunwürdige der Sklavenlage empfinden. Ihm hier behilflich zu sein, aus seiner gedrückten, menschenunwürdigen Lage emporzukommen, ist Pflicht jedes christlichen Staatswesens. Wenn Dr. Karl Peters in seinem Werke: „Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet" (Seite 403) sagt: „Das europäische Gemeinbewußtsein am Ausgang des 19. Jahrhunderts verlangt die prinzipielle Anerkennung der sogenannten „Menschenrechte" für sämtliche Angehörige der Gattung Mensch, gleichviel welche Hautfarbe dieselben tragen mögen . . . ." so ist das zunächst entgegen einem mancherorts befürworteten Zwange der Neger zur Arbeit durch die weiße Rasse gesagt: „Die Anschauungsweise unseres Zeitalters zwingt uns, auch dem Neger, genau wie dem deutschen und englischen Arbeiter die Freiheit der Entscheidung zu lassen, ob er für uns arbeiten will oder nicht." So sehr wir diesem Worte beistimmen müssen, so berechtigt sind wir andererseits darauf zu halten, daß unsere Mitbewohner im Schutzgebiet, die Araber u. s. w. sich der gleichen Pflichtausübung befleißigen, die wir uns auferlegen; dies folgt aus der verantwortlichen Stellung, die das deutsche Reich seinen Unterthanen gegenüber einnimmt. So wenig wie dieses bei einer Klasse seiner Unterthanen Tierquälerei dulden kann, nur weil diese Klasse auf einer sittlich niedrigeren Stufe steht, auf welcher die Tierquälerei als sittlich verwerflich nicht empfunden wird, so wenig und noch unendlich weniger kann es die Sklavenwirtschaft dulden; denn sie bildet einen Raubbau an dem höchsten Gut, das wir im Schutzgebiet haben, an den Menschenkräften und damit einen Krebsschaden an der sittlichen und materiellen Wohlfahrt des Landes. Die deutsche Schutzherrschaft darf, wenn sie anders ihre hohe kolonisatorische Aufgabe erfüllen will, es nicht zulassen, daß ein geringer Bruchteil der Landeseinwohner durch schnöde Ausbeutung des Schwachen das Glück von Tausenden ihrer Unterthanen

untergräbt und den Kulturfortschritt hintanhält; sie wird sich stets ihrer hohen, von Gott ihr verliehenen Mission bewußt bleiben, die sittliche Wohlfahrt und das wirtschaftliche Gedeihen aller ihrer Unterthanen, besonders auch der Schwachen zu pflegen und kann den sittlichen Maßstab für ihre Maßnahmen nur den Normen des Christentums entnehmen.

Und verheißungsvoll tönt uns hierbei in bezug auf Deutsch-Ostafrika schon jetzt das Dichterwort entgegen:

„Das alte stürzt; es ändert sich die Zeit,
und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen den 28. Mai 1900.)

Im **britisch-ägyptischen Sudan** herrscht nach der Bestrafung der rebellischen Truppen, deren 5 dienstentlassenen Offizieren der Khedive nicht umhin konnte, persönlich seinen Unwillen und seine Übereinstimmung mit dem britischen Gewalthaber auszudrücken, vollständige Ruhe, so daß der wirtschaftlichen Erforschung nichts im Wege steht, zu deren Ausführung Slatin Pascha in Omdurman eingetroffen ist. Er hat seine Arbeiten bereits begonnen, da die Expedition in spätestens einem halben Jahre diese erledigt haben muß. Einige Mitglieder sind deutsche Universitätsprofessoren und haben nur halbjährigen Urlaub.

Des von Marchand auf dem Sobat — als er seinen Marsch nach Abessinien zu Lande fortsetzen mußte — zurückgelassenen Dampfers „Faidherbe“ will sich Menelik annehmen. Er hat Handwerker entsandt mit dem Auftrage, das Schiff auseinanderzunehmen und nach Addis Abeba zu transportieren, wo er es wohl als Reliquie aufbewahren wird, da er eine andere Verwendung zunächst dafür nicht haben dürfte.

Nachdem der Reichstag in einem für ihn durchaus charakteristischen Mangel an politischer Weitsichtigkeit und Folgerichtigkeit von der Regierung erst die gründlichere Durcharbeitung eines Entwurfes für die Zentralbahn in **Deutsch-Ostafrika** verlangt hat, bevor die Bewilligung der Mittel erörtert werden könne, die von der Regierung geforderte, für die notwendigen Vorarbeiten und für die Feststellung des Projektes bestimmte kleine Summe aber auch verweigert hat, erscheint es zwar überflüssig, über diese Eisenbahn und ihre von allen Autoritäten anerkannte Unentbehrlichkeit noch ein Wort zu verlieren; es ist aber von Wichtigkeit, festzustellen, daß auch die der Budget-Kommission vorgelegte Denkschrift als wichtigstes Moment unter den für uns in Betracht kommenden Maß-

nahmen unserer Wettbewerber in Ostafrika die Cecil-Rhodessche Süd-Nord-Bahn erachtet. „Die Bahn soll zwischen dem Rikwa- und dem Tanganikasee in unser Gebiet eintreten, dann an der Ostseite des Tanganika und der Westseite des Viktoria aus dem Gebiet wieder heraustreten. Bekanntlich ist die Durchführung der Telegraphenlinie durch Deutsch-Ostafrika, also die Vorläuferin der Süd-Nord-Bahn, durch Abmachungen mit Herrn Rhodes bereits gesichert. Wir werden kaum in der Lage sein, ein so großes und in der That zweifellos zivilisatorisches Werk, wie diese projektierte Süd-Nord-Bahn an sich darstellt, dadurch zu verhindern, daß wir die Durchführung der Bahn durch unser Gebiet nicht gestatten. Wird aber die Bahn gebaut, so führt sie über Tabora. Die Konsequenzen hieraus sind absolut klar nach beiden Seiten hin. Baut Deutschland seine Zentralbahn als Anschluß zur Süd-Nord-Bahn nicht, so wird in außerordentlich weitem Umfange durch die Süd-Nord-Bahn der gesamte Verkehr von mindestens der Hälfte unseres gesamten Deutsch-Ostafrika, überhaupt von der deutsch-ostafrikanischen Küste, aufgesogen, abgelenkt und der Süd-Nord-Bahn bezw. durch die Süd-Nord-Bahn der Uganda-Bahn und den englischen Stichbahnen von der Ostküste durch Natal, oder aber über die Süd-Nord-Bahn dem direkten Verkehr nach Kapstadt zugeführt.

Der Bereich der Süd-Nord-Bahn innerhalb des deutschen Gebietes würde sich zweifellos nach Osten hin bis Ugogo erstrecken und in der Verlängerung nach Norden und Süden bis an unsere Grenze heranreichen. Auch hier wird das Element des indischen Kaufmanns der Süd-Nord-Bahn derartig in die Hände arbeiten, daß uns jeder Einfluß auf die Ausnutzung unseres eigenen Territoriums ohne weiteres entzogen wird. Aus diesem Grunde ist man bei den Verhandlungen, die hier über diese Süd-Nord-Bahn stattgefunden haben, auch immer von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Vorbedingung für die Verwirklichung dieses Cecil Rhodesschen Projektes, soweit deutsches Gebiet davon betroffen wird, der Bau der deutschen Zentralbahn als Stichbahn nach Tabora sein müsse.

Nun ist aber selbst von englischer Seite eine solche deutsche Zentralbahn als ein gutes Geschäft angesehen worden. Es beweist dies der Umstand, daß Rhodes bereits im Mai vorigen Jahres seinerseits angeboten hat, bei einer mäßigen Zinsgarantie des Reiches das nötige Baukapital, soweit dasselbe nicht von deutschen Kapitalisten aufgebracht würde, von englischer Seite zur Verfügung zu stellen. „Eine Garantie für die Betriebskosten", führte er dabei aus, „verlange er nicht, da in den ersten Jahren nach Fertigstellung der Bahn schon die Transporte für den Bau der Zentralbahn genügende Erträge geben würden."

Ohne auf diese Anerbietungen des Herrn Rhodes einen besonderen Wert legen oder hier weiter darauf eingehen zu wollen, ist diese günstige Äußerung über die Rentabilität der Zentralbahn im Munde eines Fachmannes von zweifellos sehr großer Umsicht und Geschäftskunde immerhin sehr bezeichnend."

Es bedarf zu diesen Ausführungen der Denkschrift um so weniger eines Zusatzes, als sie sich vollständig mit den von der „Afrika" bisher vertretenen Ansichten decken.

Natürlich werden auch der Weiterführung der Usambara-Bahn auf die kurze Strecke von Korogwe bis Mombo (72000 Mark) die größten Schwierigkeiten bereitet, obschon diese Linie bereits jetzt die Betriebskosten aufbringt und die Einwürfe bezüglich des Versagens der Kaffeeplantagen vollständig aus der Luft gegriffen sind, denn anstatt den Kaffeebau fallen zu lassen, haben die betreffenden Gesellschaften in letzter Zeit ihre Anlagen immer mehr auszudehnen sich bemüht.

Nachdem die Ersatzteile des Dampfers „Hedwig von Wißmann" nun am Tanganika eingetroffen sein werden, steht dessen Fertigstellung nichts mehr im Wege. Die Teile des Schiffsrumpfes waren bei dem Brande überhaupt nicht beschädigt worden, sondern nur ein kleiner Teil der inneren Einrichtung. Oberleutnant Schloifer hat sich auch weniger des Ersatzes dieser Gegenstände, als finanzieller Fragen wegen längere Zeit in Berlin aufgehalten. Nachdem diese zur Befriedigung gelöst sind, wird er zurückkehren, um baldigst den Dampfer für die Fahrt fertig zu stellen. Das Reich wird ihn dann übernehmen. Die Kosten werden insgesamt einschließlich des Transports u. s. w. auf 500000 Mark angegeben.

Die Unterhandlungen mit dem Kongostaat wegen der Grenzregulierung am Kivu-See nehmen einen guten Fortgang. Der mit ihrer Führung beauftragte belgische Minister Beernaert ist nach Brüssel zurückgekehrt, und es verlautet, daß Deutschland die Grenze des Russisi zugestanden sei, der Festlegung weiter nördlich aber eine genaue geographische Bestimmung des Kivu-Sees durch eine Kommission vorangehen solle.

Im Kilimandscharo-Bezirk haben die zu Unruhen neigenden Aruscha-Leute einmal wieder einen bewaffneten Aufstand gemacht. Der Bezirkshauptmann Johannes, der schon wiederholt mit ihnen abzurechnen hatte, ist mit seiner Kompagnie nach ihrem Wohnsitz am Meru-Berge aufgebrochen, um sie zu bestrafen. Eine ernstere Bedeutung ist dem Ereignis nicht beizumessen; jedoch werden wir sobald keine Nachricht darüber erhalten, da wir ja, wie fast überall in unseren Schutzgebieten, auch hier der telegraphischen Verbindung noch entbehren.

Für **Portugiesisch-Ost-Afrika** wurde eine Vermehrung der militärischen Streitkräfte für nötig erachtet; am 20. März sind 70 Offiziere und 712 Mann von Lissabon nach Lourenzo Marques in See gegangen. Das Schweizer Schiedsgericht, welches nun seit

10 Jahren sich mit der von Portugal für die Delagoa-Bahn zu zahlende Entschädigung beschäftigt, war, wie verlautet, willens, sein Urteil am 26. März zu verkünden, hat sich aber in letzter Stunde anders besonnen und einen weiteren Aufschub für nötig erachtet.

In **Süd-Afrika** haben sich allerorten die Folgen der strategisch richtigen Maßnahmen des Feldmarschall Roberts und seiner mit Energie errungenen Vorteile bemerklich machen müssen, so daß der größte Teil des Monat März für die Buren eine wenig erfreuliche Periode bildet. Wenn man vielfach hieraus auf ein baldiges gänzliches Unterliegen der Freistaaten glaubte schließen zu müssen, so überschätzt man die Erfolge der Engländer ebenso sehr, wie man in den vorhergehenden Monaten aus den ihnen durch die Buren zugefügten Niederlagen auf eine fernere immer diesen günstige Entwickelung der Kriegsereignisse hatte schließen wollen. Die seitdem den Engländern zugefallenen taktischen Erfolge erscheinen nur im Vergleich mit den bisherigen Mißerfolgen so bebedeutend, das Geschick des Lord Roberts nur so hervorragend, weil ihm die gänzliche Unfähigkeit der anderen englischen Generale gegenübersteht. Sein Verdienst ist lediglich in der so lange unterbliebenen Zusammenfassung stark überlegener Kräfte an einem Punkte und in deren den modernen Prinzipien entsprechenden Verwendung zu suchen. Daß es ihm hiermit nicht schwer fallen werde, eine zehnfache Minderheit auch der tapfersten Gegner zu überwältigen, war vorauszusehen. Er hatte es bisher nur mit kleineren, seinen Vormarsch vorübergehend aufhaltenden Abteilungen, nicht mit einer von der Hauptmacht der Buren eingenommenen Stellung zu thun; er hat es nicht vermocht, diese kleineren Truppenkörper zu vernichten oder die an ihm vorbei sich zurückziehenden abzufangen; die Buren dagegen haben in richtiger Erkenntnis der Folgen jener Umgehung der Modderstellung bei Kimberley mit so bedeutenden Kräften und mit großer Geschicklichkeit alle ihre weit zerstreuten Abteilungen zu sammeln verstanden, indem sie nirgend bei deren Rückzug dem Gegner Gelegenheit zu Erfolgen gaben, sondern ihn überall in Respekt zu erhalten wußten, bis sie die leeren Stellungen ihm überlassen konnten. Hierbei mußte ebenso gut das ganze Gelände südlich des Oranje-Flusses geräumt, wie die Einschließung von Ladysmith aufgegeben werden, wobei allerdings der schwerfälligen Scheu vor einer Offensivunternehmung als Schuld anzurechnen ist, daß nicht zuvor noch ein Sturm unternommen wurde, welcher gegen die entkräftete, durch Seuchen und Elend aller Art moralisch entwertete Besatzung mit größter Wahrscheinlichkeit zu einem Erfolge geführt haben würde, und dieser wäre gerade in dieser Periode der Entmutigung von unschätzbarem Werte gewesen. Zusammengezogen in zwei Stellungen, an der Grenze von Natal und nördlich Bloemfontein im Norden des Oranje-Freistaates erwarten die Buren die in gleicher Weise geteilten Kräfte der Engländer, auch jetzt noch im Besitz der vorteilhaften Eisenbahnverbindung auf der inneren

Linie, während die britischen Heere einer solchen gänzlich entbehren müssen. Das Aufrechterhalten der Einschließung von Mafeking erscheint nicht unrichtig, da eine Flankensicherung hier doch durchaus nötig wäre und diese zur Zeit in dem belagerten Platze für beide Teile einen Halte- und Zielpunkt findet, welcher allen Unternehmungen in diesem Gebiet bestimmte Grenzen anweist.

Das Zurückweichen auf allen Punkten, das Aufgeben der eroberten Gebiete in Kapland und Natal, endlich das erzwungene Preisgeben eines großen Teiles des Oranje-Freistaates mußte eine große Entmutigung der Buren und der Afrikander hervorrufen; alle weniger zuverlässigen und schwächlichen Elemente wirkten auf eine Waffenstreckung und auf ein unterwürfiges Entgegenkommen in den von den Engländern betretenen Gegenden ein. Die Proklamationen des General Roberts schienen vollen Erfolg zu haben, und seine Berichte erzählten von überall sich unterwerfenden Buren und Afrikandern; man begann von einem ziemlich leichten und verlustlosen Vormarsch gegen Pretoria zu träumen. Dabei geschah alles, um das Ansehen der Verbündeten zu schädigen, mit großem Lärm ward vom Mißbrauch der weißen Fahne und von der Verwendung der berüchtigten Expansiv-Geschosse (Dum-Dum u. dgl.) seitens der Buren gesprochen und offiziell darüber Klage erhoben, während man die früher von den Buren beklagten völkerrechtwidrigen Brutalitäten der Engländer, an Verwundeten und Gefangenen, an Ärzten und Krankenwärtern, an wehrlosen Frauen begangen, mit Stillschweigen von sich abgeschüttelt hatte. Die Burenführer sahen sich veranlaßt zu entkräftenden Erklärungen, denen man wahrscheinlich keine Beachtung schenken wird, und bei den Buren-Truppen in Natal wurde eine Sammlung von den Engländern abgenommenen Expansivgeschossen veranstaltet, um darzulegen, woher man sie habe, wenn man einmal aus Mangel an eigener Munition diese Geschosse verwendet habe. Der englische Minister erklärte zwar im Parlament, daß die Truppen durchweg mit anderer Munition ausgerüstet seien, aber er konnte nicht leugnen, daß allerdings vor dem Kriege große Massen Expansivgeschosse nach Südafrika gebracht worden seien, und mußte die Frage, ob sie denn auch wieder zurückgekommen seien, mit seiner Unwissenheit beantworten. So sucht man den Buren jetzt das Odium der Handlungen aufzuhalsen, die man nur zu beginnen, nicht durchzuführen den Mut, aber auch nicht rückgängig zu machen mehr die Fähigkeit hatte. Daß die Buren nur aus den Taschen der Engländer diese Munition haben können, hat das Zeugnis Mausers erhärtet, welcher ihnen ja ihre gesamte Munition gefertigt hat.

Unter dem Druck der Verhältnisse hielten die beiden Präsidenten es für angezeigt, die Hand zum Frieden zu reichen und den Versuch zu machen, dem weiteren Blutvergießen ein Ende zu machen. Allerdings hielten sie in einem an das britische Ministerium am 5. März gerichteten Schreiben die Forderung der Unabhängigkeit

und der Straflosigkeit für alle Teilnehmer am Kriege aufrecht und fügten hinzu: „Unter diesen Bedingungen allein sind wir jetzt wie bisher schon von dem Wunsche beseelt, den Frieden wieder hergestellt zu sehen. Wenn hingegen die britische Regierung entschlossen ist, die Unabhängigkeit der Republiken zu vernichten, bleibt unserem Volke nichts übrig, als bis zum Ende auf dem eingeschlagenen Wege auszuharren, ungeachtet der erdrückenden Überlegenheit des britischen Reiches, in dem Vertrauen, daß Gott uns nicht verlassen wird.“

Wie die beiden Briefsteller wohl nicht anders erwarteten, erwiderte England, daß es nicht bereit sei, die Unabhängigkeit sei es Transvaals, sei es des Orange-Freistaates zuzugeben. Ebenso mußten alle Versuche, die Intervention einer der europäischen Mächte herbeizuführen, an der Unmöglichkeit einer solchen gegenüber der Stellungnahme Englands scheitern, und mußte auch der seitens des Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas gemachte Versuch einer Vermittelung zu einer Ablehnung durch England führen. Die Burenstaaten hatten hiermit ihren guten Willen gezeigt, sie hatten damit allen denen, welche von England noch Milde und Rücksichtnahme erwarten mochten, die Augen geöffnet; von Unterwerfung ist nichts zu hoffen, es bleibt dem Buren- und Afrikander-Element, wenn es nicht vernichtet werden will, kein anderes Mittel, als der Kampf bis zum äußersten, der Kampf ums Dasein.

Und mit der Erkenntnis dessen kehrte der alte Trotz, der Kampfesmut und der Entschluß zu kämpfen in die Gemüter zurück; aufs neue griffen die Hände zu den schon dem Sieger hingereichten Waffen, verließen die Farmer ihre wieder aufgesuchten Äcker, und allerorten scharen sich die Buren wieder zusammen, erheben sich auch in der Kapkolonie die Afrikander wieder zu neuem blutigen Kampfe, und kleine glückliche Unternehmungen bringen den Beweis, daß die begeisterten Ansprachen der Präsidenten und des in Natal zum Oberführer erwählten General Botha Wiederhall gefunden haben.

Bevor wir die kriegerischen Ereignisse betrachten, erübrigt noch ein Blick auf die Streitkräfte und bisherigen Verluste.

In Natal steht Buller mit 4 Infanterie-Brigaden (2. Hildyard, 4. Lyttleton, 5. Hart, 6. Barton) und der Kavallerie Dundonalds, sowie 3 Feld-, 2 Haubitzbatterien und 8 Marinegeschützen. Hierzu kommt die Division White's nebst den zu ihrer Ergänzung angekommenen 3 Bataillonen und 1 Gebirgsbatterie. Wieviel aber von dieser Division außer letztgenannten Ersatztruppen noch verwendungsfähig ist, läßt sich schwer beurteilen. Von den 12000 Mann, welche eingeschlossen wurden, sind 30 Offiziere, 575 Mann gefallen und an Krankheiten gestorben, 70 Offiziere, 520 Mann verwundet und über 1000 Mann gef[illegible] Da aber 8000 Soldaten durch das [illegible]ital gingen, so scheint nur ein [illegible] ringer Teil gefechtsfähig geblie[illegible] Jedenfalls ist auch au[illegible] zunächst nicht zu rechnen. Rob[illegible] offenbar lange, ob er Warren Buller belassen solle; [illegible]al war sie nach Du[illegible] erhielt aber am 14. März Geg[illegible]st sie doch am 23. ei[illegible] um zur Westarmee zu stoßen [illegible] verbleibenden Kräf[illegible] 16 Bataillone an Infanterie [illegible]gen.

Roberts hat bei Bloemfontein die 6. Division, Kelly-Kenny, die 7. Tucker, die 9. Colvile und die schottische Brigade, wie es scheint, neuerdings auch die Garde-Brigade, und die Kavallerie French's vereinigt. Aus dem Süden zieht er die Truppen der Generale Gatacre, Clements und Brabant (Kolonialtruppen) heran und wird auch die am 15. März am Kap eingetroffene 4. Kavallerie-Brigade zur Verfügung haben. Die 8. Division, welche vom 12. ab eingeschifft worden ist, wird erst im April in Rechnung kommen. Von den 5 bis 6 Divisionen (zu je 8 Bataillonen) wird aber ein bedeutender Bruchteil zur Sicherung der langen Verbindungslinien in dem vielfach rebellischen Lande Verwendung finden müssen, da die Freiwilligen- und Polizeitruppen nicht hierzu genügen werden, so daß für die Front wohl 50000 Mann nicht zu erreichen sein werden.

Insgesamt sind vom 9. November bis 8. März 120000 Mann nach Südafrika gebracht worden, die Kap- und Nataltruppen betrugen 20000, die Kolonialtruppen nach einer Äußerung des Unterstaatssekretärs Wyndham etwa 29000 Mann. Die Verluste werden nach den neuesten Mitteilungen über den ungeheuer hohen Krankenbestand (17000 Mann) mit 30000 nicht zu hoch bemessen sein. Von den übrigen 140000 Mann kommen aber für die Front höchstens 70000 Mann zur Geltung. Die Übermacht ist also nicht so erdrückend für die Buren, welche man auf etwa 45000 Mann annehmen muß. Ihre Verluste beliefen sich bis gegen Ende Februar auf 4351 und haben sich seitdem, namentlich durch Cronjes Mißgeschick auf 8000 vermehrt.

Die kriegerischen Ereignisse des Monat März konzentrieren sich meist auf den Süden des Oranje-Freistaates, in welchem die englische Hauptmacht unter Roberts operierte. Nachdem Cronje's kleine Schar am 18. Februar an der Koodoosrand-Drift eingeholt und umzingelt war, vermochte sie, auf das rings überhöhte schmale Niederungsgelände des Modder-Flusses beschränkt, nur bis zum 27. sich zu halten. Die nur vereinzelt und mit zu geringen Kräften geführten Stöße der zu Hilfe eilenden Verbündeten wurden durch die Engländer abgewiesen und immer enger der mit einer starken Artillerie ausgestattete Ring gezogen, dessen konzentrischer Feuerwirkung sich die Buren nur durch eine außerordentlich geschickte Ausnutzung des für ausgehöhlte Deckungen günstigen Geländes zu entziehen vermochten. Nachdem die Engländer am 26. eine sehr wirksame Verstärkung durch 4 Zehncentimeter und 6 Haubitzen erhalten und am 27. früh 3 Uhr mit ihren Laufgräben bis dicht an die Deckungen der Buren herangegangen waren, streckte Cronje die Waffen. Seit 8 Tagen in dem engen, mit Geschossen überschütteten und von dem Geruch verwesender Tierleichen erfüllten Lager eingeschlossen, erlagen die tapferen Verteidiger dem Hunger, da sie bereits seit Tagen keinen Proviant mehr hatten, 3660 Köpfe stark ergaben sie sich dem Feinde, der sie mit 40000 Mann vergeblich zu überwinden strebte, und wurden nach Kapstadt in Gefangenschaft abgeführt. An Geschützen wurden 4 Kruppsche 7,5 Centimeter und mehrere kleinere Geschütze erbeutet. Alles schwere Geschütz hatte Cronje rechtzeitig in nördlicher Richtung gerettet, auf welchem Wege es glücklich nach Pretoria gelangte. Gefangen wurde aber auch Major Albrecht und mehrere deutsche Offiziere (v. Heister, v. Dewitz). Der General Ferreira, welcher sich die Schuld beimaß, daß French am 15. Februar die Linie der Buren zu durchbrechen vermochte, gab sich eigenhändig den Tod, da er es nicht ertragen konnte, der erste und einzige unter den Burenführern zu sein, der dem Feinde einen so großen Vorteil eingeräumt hatte.

Roberts wandte sich nun gegen Bloemfontein, nachdem er Kimberley einen flüchtigen Besuch abgestattet und seinen Truppen Zeit gegönnt hatte, um sich auszuruhen und aus den nur langsam nachkommenden Verpflegungskolonnen sich auszustatten. Bereits am 28. hatte seine Kavallerie mit einer stärkeren Burentruppe Fühlung gewonnen, welche in etwa 6 Kilometer Entfernung sich dem Weitermarsch entgegenstellte und eine starke Stellung, den rechten Flügel an dem Modder gelehnt, [illegible] m. Es war bei Abrahamskraal, wo er am 7. März durch eine Umgeh[illegible] hen, linken Flügels die Buren zum geordneten Rückzug zwang. [illegible] 0. traf er sie wiederum bei Aasvogelkop (in der Nähe von D[illegible] mußte sie Kelly-Kenny frontal angreifen. Es war nach [illegible] schwerer Kampf, welchem allem Anschein nach nur

durch eine abermalige Überflügelung — für die große Überzahl der Angreifer keine schwierige Aufgabe — ein Ende gemacht wurde, ohne daß es aber auch dieses Mal gelang, den Buren eine ernstere Niederlage zu bereiten. Sie gingen am Modder weiter zurück und bezogen eine neue Stellung bei Trutersdrift, wo der Weg Boshof-Bloemfontein die Modder überschreitet. Roberts mag dieses erkannt haben und wendete sich an der Einmündung des Kaal Spruit in die Modder nach Süden, um ersterem folgend, ohne Wassermangel zu leiden, Bloemfontein zu erreichen. Hiermit umging er die Stellung der Buren.

General French langte am 12. März vor Bloemfontein an, besetzte einige die Stadt beherrschende Höhen, ließ durch Patrouillen die Eisenbahn und Telegraphenlinie nördlich der Stadt unterbrechen und bekam dadurch das Eisenbahnmaterial — 8 Lokomotiven und eine große Anzahl Wagen —, das die Buren nicht mehr zu retten vermochten, in Besitz. Am 13. rückte Roberts in Bloemfontein ein und erklärte die Annexion des Oranje-Freistaates. Hier erreichten aber seine Operationen zunächst ein Ende, und es wird noch einige Zeit vergehen, bevor die Verhältnisse soweit geordnet sind, daß er sie wieder aufnehmen kann, um seinen Gegner aufzusuchen, welcher voraussichtlich in starker Stellung beim Vetfluß oder auf den Höhen nördlich des Zandflusses ihn erwarten wird. Das Gelände wird hier mit jedem Schritt in nördlicher Richtung schwieriger. Daß die Buren mit ihm Fühlung zu halten beabsichtigen, beweist die von ihnen am 18. März ausgeführte Sprengung der Eisenbahnbrücke über die Modder, kaum 20 Kilometer nördlich Bloemfontein.

Roberts erstes Augenmerk mußte sich auf die Herstellung der Eisenbahnverbindung mit Kapstadt richten. Die Buren-Abteilungen, welche südlich des Oranje-Flusses diese beherrschten, wurden durch das Vordringen bis Bloemfontein im Rücken bedroht und mußten sich demnach zurückziehen. Schon am 25. Februar begann die östlichste den Rückzug von Barkly East auf Lady-Grey und am 26. konnte Brabant Jamestown besetzen, erlitt aber hier noch am 4. März eine Niederlage. Gatacre griff noch am 24. Molteno vergeblich an und fand erst am 4. März Stormberg von den Buren geräumt, worauf er am 8. bis Burghersdorp vorzurücken wagte. General Clements rückte am 27. Februar in Rensburg, am 28. in das von dem Feinde verlassene Colesberg ein. In der Nacht vom 10. zum 11. März gingen die Buren dann überall auf das nördliche Ufer des Oranje-Flusses zurück, zerstörten aber hierbei nur die eine Eisenbahnbrücke bei Norvals Pont, während die hier befindliche Straßenbrücke, sowie die Brücken bei Bethulie und Alival North erhalten blieben. Am 15. März ging Brabant bis zu letztgenanntem Ort, Gatacre nach Bethulie, während Clements gleichfalls nach Überschreitung des Oranje auf Philippolis vorging. Roberts, nunmehr in Bloemfontein, sandte eine Abteilung mittelst der Eisenbahn bis Bethanie entgegen.

Man meinte englischerseits die Buren im vollen Rückmarsch nach Norden, als am 18. oder 19. noch ein Angriff auf die Truppen Gatacres in Bethulie erfolgte, welcher für diese sehr ungünstig abgelaufen sein soll. Erst danach, des lästig nachdrängenden Gegners ledig, traten die vereinigten Führer De Wet und Olivier mit etwa 6000 Mann ihren Rückmarsch auf Wepener, Ladybrand-Ficksburg an. Von den Baßuto wurden ihre Kolonnen nach Bloemfontein gemeldet und die irgend noch marschfähige Kavallerie unter French nach Osten (Thabanchu) entsandt, um die Buren „abzufangen“. Man hatte bereits vergessen, daß man, um Cronjes 4000 Mann „abzufangen“ der zehnfachen Übermacht bedurft hatte. French hat es offenbar für klüger gehalten, dem Auftrage aus dem Wege zu gehen; er ist am 25. März nach Bloemfontein zurückgekehrt, ohne den Feind „gefunden“ zu haben. Es wäre ein großes Armutszeugnis, wenn ihm dieses nicht gelungen wäre, während das Verzichten auf den Kampf nur ein Gebot der Klugheit war.

Noch bleibt ein kleines Burenkommando (500 Mann) unter Van der Post zu bewältigen, das in Fauresmith sich festgesetzt hat. Daß dieses Clements und Gatacre gelingen wird, ist nicht zu bezweifeln, aber einen harten Kampf mag es noch kosten.

Die Eisenbahn nach Kapstadt ist nun frei, auch mit Ausnahme der Brücke bei Norvals Pont wieder hergestellt und bereits befahren.

In zweiter Linie richtete Roberts seine Aufmerksamkeit auf das westliche Grenzgebiet der Burenstaaten. Hier wird zur Zeit um den Besitz von Mafeking immer noch gekämpft, und in West-Griqua-Land entbrannte der Aufstand schlimmer denn zuvor, gestützt auf die von Kimberley zurückgegangenen, aber immer noch in der Nähe weilenden Truppenabteilungen, die sich von Cronje getrennt hatten.

Wegen der unaufhörlichen Gefährdung der Eisenbahn Kapstadt—Kimberley, welche in ihrer Strecke bis De Aar auch für Roberts als Verbindungslinie benutzt wird, war der Aufstand bedenklich, und Roberts fand es notwendig, seinen Generalstabschef, Kitchener, mit der Leitung der Operationen gegen ihn zu beauftragen; Truppen wurden von Kapstadt aus zur Verfügung gestellt. Kitchener ist nun auch am 20. März in Prieska eingerückt und die Aufständischen sind ihm ausgewichen. Aber es scheint, als wenn sie dies nur thun, um hinter seinem Rücken überall wieder aufzutauchen. Die Behauptung Roberts, daß in West-Griqua-Land bereits die Ruhe hergestellt sei, wird durch immer neue Nachrichten vom Auftreten der Rebellen widerlegt, und es ist nicht unbedenklich, daß sie selbst in nächster Nähe von Kimberley auftreten und Entsendungen der dortigen Garnison notwendig machen.

Nicht besser sieht es mit dem Entsatz von Mafeking aus, woselbst eine entsetzliche Not herrschen und der Tod schrecklich wüten soll. Von Norden war, wie bekannt, Oberst Plumer im Anmarsch und schien, englischen Nachrichten zufolge, gute Erfolge zu erringen. Nun stellt sich heraus, daß er von den Buren am 15. März zurückgeworfen, 175 Kilometer von Mafeking, sich befindet. Aus Kimberley wurde Methuen entsandt, fand auch zu seiner Freude die Eisenbahnbrücke über den Vaal bei Fourteen Streams unversehrt, aber jenseits die Buren, die sich von Kimberley zurückgezogen hatten, in fester Stellung, so daß er, belehrt durch seine Erfahrungen am Modderfluß, zögernd stehen blieb. Die Entfernung von hier bis Mafeking beträgt etwa 270 Kilometer. Es ist also wenig Aussicht, daß der tapferen Besatzung geholfen werden wird.

Es bleibt noch das östliche Kriegstheater, Natal. Buller hatte hier seinen neuen Angriff am Inhlawe-Berg angesetzt, eine leichte Mühe, da die Buren ihn freiwillig räumten und ans nördliche Ufer des Tugela zurückgingen. Buller folgte vorsichtig in der Niederung des Klipflusses, welche von Westen durch die Berge von Groblers Kloof, von Norden durch den Isimbulwhanaberg beherrscht wird. Beide Höhengruppen hielten die Buren besetzt, ebenso die kleine Höhe, welche sich in der Niederung bei Pieters erhebt. Auf die letztere mußte sich der Angriff zuerst richten, hier wurde am 22., 23. und 24. Februar von einer Brigade nach der anderen vergeblich gekämpft; endlich gelang es am 27. der Brigade Barton, der kleinen Höhe sich zu bemächtigen; noch standen aber die größeren Schwierigkeiten bevor. Da machte Dundonald in der Nacht zum 1. März mit einer kleinen Reiterschar von 300 Mann einen Erkundungsritt, und da er keinen Buren zu Gesicht bekam, ritt er bis zu den Vorposten der Besatzung, die ihn beinahe als einen Feind beschossen hätten. Am Morgen sah man, daß der Feind ringsum verschwunden, keins seiner schweren Geschütze mehr zu erblicken war, und Buller konnte seinen Einzug in die „von ihm befreite“ Stadt halten, wo allerdings die Not beinahe die äußerste Grenze erreicht hatte und nicht nur an Nahrungsmitteln, sondern auch an Munition großer Mangel herrschte.

Die Buren hatten es vorzüglich verstanden, sowohl die Garnison zu täuschen, als die Entsatztruppen durch eine kleine Nachhut aufzuhalten. Indessen hatten sie ihre schweren Geschütze von den Höhen heruntergebracht und auf der Eisenbahn verladen. Nur diese, die Nichtberittenen und die Verwundeten wurden mit dieser befördert, hinter dem letzten, Elandslaagte verlassenden Zug folgte ein Arbeiterzug, um alle Brücken und Straßenübergänge hinter sich zu zerstören. Buller machte nur einen schwachen Versuch, durch Kavallerie den Abzug der Buren zu stören. Diese nahmen auf den Biggarsbergen bei Glencoe Stellung und besetzten außerdem alle Paßübergänge der Drakensberge, so daß hier dem General Buller ein schweres Stück Arbeit bevorsteht, wenn er, geschwächt um ein Drittel seiner Streitkräfte, den Operationen des Feldmarschall Roberts in

anderer Weise, als durch Festhalten eines Teils der Feinde, Beistand leisten will. An einen Erfolg ist auf diesem Kriegsschauplatz erst dann zu denken, wenn Roberts weiteres Vordringen die Burenstellungen im Rücken gefährden sollte. Zunächst soll aber ein derartiger Mangel an kriegstüchtigen Pferden bei den Engländern herrschen, daß an ein Wiederaufnehmen der Operationen gar nicht zu denken ist. Die von Roberts erreichten Erfolge sind ja hauptsächlich auf Kosten der Kavallerie zu schreiben, die nun bis zum äußersten ausgepumpt ist. Da glaubt freilich Lord Roberts Zeit zu haben, nach Kapstadt zu fahren, um dort mit seiner Gemahlin zusammenzutreffen.

Die Stimmung in Kapstadt wird, je länger der Krieg sich hinauszieht, immer trüber, und die Reden, welche Cecil Rhodes in Kimberley über die guten Aussichten seiner finanziellen Unternehmungen hält, tragen nicht dazu bei, sie zu bessern. Mit sehr ungünstigen Augen werden die Uitlanders betrachtet, welche es verstanden haben, durch ihre Verbindungen bei der Armee stets genaue Nachrichten über alle wichtigen Ereignisse mittelst unverfänglich erscheinender Depeschen zu erhalten und danach ihre finanziellen Spekulationen zum Nachteil aller, welche erst nach Wochen in wahrheitsgemäßer Weise benachrichtigt wurden, zu gestalten. Handel und Industrie liegen vollständig zu Boden, und bezeichnenderweise ist es nur die De Beers Company, welche ein neues Unternehmen zu gründen im Begriff steht, nämlich eine umfangreiche Dynamitfabrik, mit welcher man nach dem Kriege den südafrikanischen Markt mit Verdrängung aller ausländischen Einfuhr beherrschen will. Der Gouverneur Sir Alfred Milner hat sich wenig Zuneigung erworben; immer lauter fordert man seine Abberufung.

Der Bau der Eisenbahn in **Deutsch-Südwestafrika** hat im Dezember Kilometer 150 erreicht; es ist von Dorstrivier (Kilometer 130) an bereits die neue Trace eingehalten worden, welche nicht über Okongava, wie früher geplant, sondern nördlicher über Karibib nach Okahandja läuft. Sie bietet geringere Geländeschwierigkeiten, begünstigt die Wasserbeschaffung und kommt den bei Ubila vorhandenen Marmor-Lagerstätten nahe, auch wird die wirtschaftliche Erschließung nördlicher gelegener Bezirke erleichtert, da sich in Karibib die Wege nach Omaruru, Okahandja und Usakos schneiden. Die Bahnlinie ist bis Karibib (Kilometer 198) im Detail abgesteckt, und hofft man diesen Punkt in diesem Frühjahr zu erreichen. Nicht mit Unrecht betont Oberstleutnant Gerding in seinem Bericht, daß die Gesamtkosten des Baues desto geringer werden, je flotter man damit vorwärts kommt. Er berechnet auf das Kilometer der etwa 400 Kilometer (381) langen Bahn bis Windhoek 30000 Mark.

Anfang Dezember sind in Swakopmund die Mitglieder einer Expedition zur Ausführung der Vorarbeiten für die Eisenbahn von den Otavi-Minen zur Küste eingetroffen, nämlich Oberingenieur Tönnesen, Bergingenieur Speak und Feldmesser Nestl; ihr Aufenthalt ist auf 6 bis 7 Monate berechnet. Auch soll abermals eine Expedition von praktischen Bergleuten ausgesandt werden, um

eine Probe auf die Ausbeutungsfähigkeit der dortigen Kupferlager zu machen. (Vgl. 1899. S. 241.)

Für den nördlichen Teil des Schutzgebietes wird in einem Artikel der „Deutschen Kolonialzeitung“ (Nr. 11) ein außerordentlicher Gewinn aus dem Wirtschaftsbetriebe der dort sich findenden großen Bestände ausgesucht wertvoller Nutzhölzer in Aussicht gestellt. Es wird hiermit aber wohl auf die Anlage erschließender Eisenbahnen gewartet werden müssen, und das Beispiel von Deutsch-Ostafrika, wo eine geringe Verlängerung der Usambara-Bahn genügen würde, um die gänzlich holzarme Küste aus dem Innern mit diesem Material zu versehen und wo man sich hierzu nicht entschließen kann, giebt geringe Hoffnung für die Ausnutzung der Holzbestände in Südwestafrika.

Als eine wichtige Neuerung ist es zu erachten, daß in unserer Kolonie der erste Schritt zur Heranziehung der weißen Ansiedler zur Verwaltung gethan worden ist. Deren Wünschen entsprechend soll ein Beirat von drei ständigen und drei stellvertretenden Mitgliedern behufs Beteiligung bei den gesetzgeberischen Arbeiten der Regierung gewählt werden.

In **Kamerun** scheint noch mancher harte Kampf bevorzustehen, und alles weist auf die Notwendigkeit einer starken Vermehrung der Schutztruppe hin, welche allerorten, im Norden, im Süden und im Hinterlande der Kolonie übermäßige Arbeit findet. Die 120 Soldaten, welche zunächst die Aufgabe zu erfüllen hatten, die Buli für ihren räuberischen Überfall der Missionsstation in Kribi zu züchtigen, haben, wie es scheint, keine leichte Arbeit vorgefunden. Bis zum 22. Januar sollen sie 3 Tote und mehrere Verwundete gehabt und 120 Buli als Kriegsgefangene nach dem stark befestigten Kribi gebracht haben. In dem Ort des Hauptanführers, Abesolostadt, hat sich Leutnant v. Madai festgesetzt, um von da aus die Umgegend von dem Raubgesindel zu säubern. Dann steht noch das Unternehmen bevor, in Esulen die stark beteiligten Muli niederzuwerfen.

Noch wenig aufgeklärt sind die neuesten Vorgänge im Norden der Kolonie, wo es gilt, den Tod zweier verdienstvoller Männer, von Queis und Conrau, zu rächen. Hier wurden bei der Expedition des Hauptmanns v. Besser sämtliche Offiziere, nämlich außer dem Führer die Leutnants Buddeberg und v. Petersdorff und der Truppenarzt Dr. Ditmer, letzterer schwer, verwundet. Andere Nachrichten wollten sogar behaupten, daß sämtliche Offiziere getötet seien, jedoch wird dem von amtlicher Seite widersprochen. Immerhin kann es nur ein bedenkliches Ereignis sein, das sämtliche Offiziere der Expedition außer Gefecht setzte und wahrscheinlich auch weiteres Unglück nach sich zog.

Ein neues Opfer ist im Assessor v. Gagern gefallen, der am Hitzschlag gestorben ist.

Der Kommandeur der Schutztruppe, Major von Kamptz, ist nach seiner Rückkehr zur Dienstleistung in die Kolonial-Abteilung des auswärtigen Amtes berufen worden und hat dort in Vertretung des erkrankten Majors Ohnesorg das Oberkommando der afrikanischen Schutztruppen übernommen. Der Gouverneur von Puttkamer ist ebenfalls auf Urlaub gegangen und wird durch den Gouverneur von Togo, Köhler, vertreten.

Daß im **westlichen Sudan** die Türkei Verbindungen mit den mohammedanischen Herrschern im Hinterlande von Tripolis, namentlich mit Wadai gesucht hat, wurde früher berichtet. Es scheinen diese Bestrebungen zu weiterem Zusammenschlusse der Moslems unter dem Banner des Halbmondes zu führen, worauf auch eine — allerdings etwas märchenhafte — Meldung hinweist, daß „ein muselmanischer Fürst in Zentral-Afrika, Namens Eburbadji, militärische Operationen unternahm, die auf Vereinigung mit den in Wadai angekommenen türkischen Truppen (bisher doch wenig mehr als eine Gesandschaft!) gerichtet sind, um sein Land der türkischen Herrschaft zu unterwerfen. Eburbadji verfügt über 60000 Mann und einige Batterien."

Wenn es schon der Gewohnheit zentralafrikanischer Häuptlinge wenig entspricht, daß sie ihre Unterwerfung einem auswärtigen Herrscher aufdrängen, so muß es auffallen, daß ein — doch wahrscheinlich mit Krupp in Verbindung stehender — so mächtiger Fürst seine Existenz so lange zu verbergen verstand.

Die Unternehmungen Frankreichs zur Besitzergreifung der **Sahara** bis Tuat kommen nun mehr in Fluß. Es sind 2 Kolonnen von gleicher Stärke (je 3 Kompagnien, 1/2 Schwadron Spahi und eine Sektion Gebirgsartillerie) ausgerüstet, die eine von El-Golea, die andere von Süd-Oran entsandt, und zwar wurde die erste direkt auf In-Salah geschickt, wo sie am 15. März eintraf, um sich von hier nach Westen zu wenden. Die andere sollte zunächst die Expedition, welche die Eisenbahnlinie jenseits Duveyrier festzulegen hat, begleiten, dann aber nach Süden weitergehen und wird sich mit der erstgenannten treffen. Während der ziemlich lange währenden Isolierung der Expedition Flamant in In-Salah haben sich nämlich die Sultane von Timmimun und Timmi bereits auf den Weg gemacht, um die ungebetenen Gäste zu vertreiben. Diese hofft man nun zwischen zwei Feuer zu bekommen und derart Tuat und Gurara in Besitz zu nehmen.

Leutnant Pallier kommt mit einem Teil der Expedition Voulet nach Segu zurück, während der Rest, mit Foureau und Lamy in Zinder vereinigt, sich nach Dakar wenden soll.

Geographische Nachrichten.

Die Expedition Lemaire, welche im Juli vom Lualaba aufbrach und auf dem Kassai bis zum Dilolo-See vordrang, ist im Begriff, mit guten wissenschaftlichen namentlich zoologischen und botanischen, Ergebnissen zurückzukehren.

Eine Expedition von 12 Europäern ist von England abgereist, um Aschanti zu erforschen und die Ländereien in Besitz zu nehmen, welche der Aschanti-Kompagnie abgetreten wurden. Anfang Februar in Cape Coast Castle angekommen, hat sie in 2 Gruppen, die eine am 6., die andere am 14. Februar den Marsch ins Innere angetreten. Unter den Spezialisten befindet sich der französische Bergingenieur Moreau und Herr David behufs Minenerforschung.

Während die französischen Reisenden, welche den Wam-Fluß im Hinterland von Kamerun besuchten, diesen dem Tschad-See-Becken zuweisen wollen, stellt Wauters neuerdings die Behauptung auf, daß der Wam den Oberlauf des Toko bilde, also in den Uelle-Bangi fließe. Er basiert dieses auf die Nachrichten von Dybowski und Maistre betreffs des alten Seebeckens oberhalb der Barre von Zongo (Kemobecken). Maistre hat auf der Wasserscheide Kongo-Schari oberhalb dieses Beckens stärkere Erhebungen erkundet, welche in organischen Zusammenhang zu bringen sind mit dem nördlich des oberen Wam von Clozel festgestellten Monts Dek und Monts Kare (2 Längengrade entfernt, auf gleichem Breitengrade). Der Lauf des Wam ist inmitten des Intervalls noch mit östlicher Richtung von Perdrizet festgestellt und müßte also, wenn er zum Schari flösse, die Höhenkette in plötzlicher Wendung durchbrechen, während der Abfluß nach Süden natürlicher ist.

Bücherbesprechungen und -Anzeigen.

Alfred v. Müller, Oberleutnant. **Der Krieg in Südafrika 1899/1900 und seine Vorgeschichte,** mit zahlreichen Karten, Skizzen und Anlagen. Teil I und II. — Berlin 1900. Liebelsche Buchhandlung — zusammen 114 Seiten 4 Mark.

v. Kunowski, Hauptmann, und **Fretzdorf,** Oberleutnant. **Der Krieg in Südafrika,** nach den besten vorhandenen Quellen bearbeitet. Teil I, mit 1 Übersichtskarte, 3 Skizzen und 1 Beilage. — Leipzig 1900. Zuckschwerdt u. Co. — 64 S. 1,50 Mark.

Beide Bücher, auf eine Ausnutzung des augenblicklich herrschenden warmen Interesses für die Burenstaaten berechnet, können füglich zusammen besprochen werden. Beide bieten sie einen kurzen Abriß der Vorgeschichte des Krieges und suchen dessen Vorgänge bis zum Ende des Jahres 1899 zu schildern, wobei das eine nur beträchtlich mehr Raum beansprucht, da es sich hier und da — namentlich in der Vorgeschichte eingehender ausspricht und auch einer kritischen Beleuchtung der Ereignisse Raum gewährt, während das andere sich möglichster Knappheit und einer objektiveren Haltung befleißigt. Ich möchte in letzterem Verhalten einen Vorzug erblicken, denn so angenehm auch die warme Stellungnahme des

Leutnant v. Müller berührt, sie verleitet ihn zu manchem Urteil, das sich im weiteren Verlauf des Krieges als nicht ganz richtig erweist. Um eine Geschichte dieses Krieges zu schreiben, ist ja gerade im vorliegenden Falle die Schwierigkeit recht groß, weil die Berichterstattung meist lückenhaft, ohne Verständnis und vielfach sogar unrichtig ist. Eine Geschichte wollen ja nun wohl die Verfasser auch nicht schreiben, sondern nur — wie v. Müller in seinem Vorwort sagt — dem Leser an der Hand übersichtlicher Karten und Skizzen ein klares, zusammenhängendes Bild von den kriegerischen Ereignissen geben. Aber selbst gute und richtige Karten und Skizzen zu bringen, stößt bei dem vorhandenen sehr mangelhaften Kartenmaterial auf große Schwierigkeiten. Oberleutnant v. Müller hat seine 2 Hefte mit 9 Kartenskizzen ausgestattet, aber sie sind fast alle fehlerhaft und meist schlecht gezeichnet; die 3 Skizzen des andern Buches sind wesentlich besser. Beide lassen sie aber die notwendige Sorgfalt bei Zusammenstellung der Zeitungsnachrichten — und darin besteht doch der einzige Wert der Arbeiten — vermissen. Als Beispiel sei angeführt, daß Kunowski die Truppen Methuens am 25. November innerhalb 7 Stunden einen Marsch von 40 Km machen und das Gefecht bei Graspan durchführen läßt, während v. Müller eben diese Truppen in der Zeit von 2 bis 4 Uhr morgens am 23. November einen Marsch von 15 Km machen läßt. Hier fehlt beiden Herren die Kritik. Im übrigen lesen sich die Darstellungen ganz gut.

Charlottenburg. Oberstleutnant a. D. Frobenius.

Dr. **R. Karutz, Die afrikanischen Bogen, Pfeile und Köcher** im Lübecker Museum für Völkerkunde. Kommissionsverlag E. Schmersahl, Lübeck. 1900.

Gelegentlich eines Jubiläums ward auch diese kleine Schrift herausgegeben, die durch und durch von gründlicher Arbeit und guter Belesenheit in der einschlägigen Litteratur zeugt. Solche kleine Schriften, die neues Material zugänglich machen, können gar nicht genug erscheinen. Vorliegende Abhandlung beschäftigt sich hauptsächlich mit ostafrikanischen Formen. — Ein böser kleiner Fehler ist der Akka-Zwerg-Pfeil Seite 26. Das ist ein Stück aus dem Kongoquellland. — Die Zeichnungen könnten teilweise klarer sein.

Berlin. L. Frobenius.

Vorläufige Anzeige.

Ludwig v. Estorff, Major im Großen Generalstabe, **Der Buernkrieg in Südafrika.** Kurz dargestellt. Erste Lieferung. Der Kriegsschauplatz. — Die gegnerischen Streitkräfte. — Der erste Abschnitt des Krieges. Mit vier Textskizzen und zwei Karten in Steindruck. — Berlin 1900. E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. — 1,80 Mk.

Maximilian Brose, Hauptmann a. D., Bibliothekar der deutschen Kolonialgesellschaft, **Die deutsche Koloniallitteratur im Jahre 1898.** Sonderheft der „Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft“. — Berlin 1900. Wilhelm Süsserott, Verlag. — 80 Pf.

D. **R. Grundemann, Die evangelische Mission auf den Karolinen.** Skizzen nach den amerikanischen Originalberichten gezeichnet. — Verlag der Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft, Berlin NO., Georgenkirchstr. 70. — 30 Pf.

Koloniale Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hans Wagner. Heft 1—8. Leipzig und Wien 1900. — Verlag des Bibliographischen Instituts. — Vierteljährlich 2,50 Mk.



Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Generalsekretär: Pastor **G. Otto**, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Redaktion der „Afrika": Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck**, Coblenz.

Schriftführer: Pfarrer **Keller**, Coblenz.

Geschäftsführer: cand. min. **Brüning**, Coblenz.

Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., Coblenz.

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Belhagen & Klasing in Bielefeld.

Nr. 5/6. Mai — Juni. 1900.



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage

des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller

in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Siebenter Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Abonnementspreis jährlich 3 M. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postämter.

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Schriftführer: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Generalsekretär: Pastor **E. Otto**, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Redaktion der „Afrika“: Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck**, Coblenz.

Schriftführer: Pfarrer **Keller**, Coblenz.

Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., Coblenz.

Die bisherige Entwickelung von Lutindi,

der Sklavenfreistätte und Erziehungsanstalt des Evangelischen Afrika-Vereins in Usambara.

Vom Herausgeber.

1. Wie der Evangelische Afrika-Verein zum Beschluß kam, Sklavenfreistätten zu gründen.

Bereits ein Jahr nach seiner Gründung sah sich der Evangelische Afrika-Verein veranlaßt, durch Gründung einer Sklavenfreistätte und Erziehungsanstalt seine Satzungen praktisch zu bethätigen. Vielleicht hätte der Vorstand sich nach so kurzer Zeit bei immerhin verhältnismäßig beschränkten Mitteln noch nicht dazu entschlossen, ein weitausschauendes und in seinem Verlaufe von vornherein nicht wohl übersehbares Unternehmen in Angriff zu nehmen, wenn nicht Umstände eingetreten wären, die ihn geradezu dazu zwangen, falls er seinen Satzungen, „an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei mitzuwirken," gerecht werden wollte.

Im Februar 1894 wurde durch das „Deutsche Kolonialblatt"*) mitgeteilt, daß der Major v. Wißmann „über hundert eben geraubte Sklaven aus den Händen der Wawemba" befreit habe. Bald darauf wurde auch bekannt, daß die Befreiten den beiden Njaßa-Missionen, Berlin I. und der Brüdergemeine zur Erziehung, bzw. zur Obhut übergeben waren. Dazu kamen noch die Berichte über die fortgesetzt wachsende Anzahl von Sklavenbefreiungen, bzw. Ausstellung von Freibriefen seitens der Regierung in Deutsch-Ost-Afrika. Da lag für den Vorstand des Evangel. Afrika-Vereins selbstverständlich die Frage sehr nahe, wie sich die Zukunft aller der Befreiten und Freierklärten gestalten werde. Dem ersten Anscheine nach sah es so aus, als wären sie sehr gut versorgt. Denn im allgemeinen wurde seitens der Regierung die Praxis befolgt, daß der evangelischen und der katholischen Mission etwa in gleichen Teilen die Befreiten zugewiesen wurden. Natürlich konnte die evangelische Mission — es ist im Küstengebiete die „Evanglische Missions-Gesellschaft für Deutsch-Ost-Afrika" (Berlin III.) — der Aufnahme der frei gewordenen Neger und Negerinnen in den verschiedensten Altersstufen sich nicht entziehen. Indes stellte es sich bald heraus, daß die Beschäftigung und Erziehung der immer größer werdenden Zahl befreiter Sklaven eine Sonderaufgabe darstellte, welche störend und hindernd die eigentliche evangelische Missionsarbeit benachteiligte. Es war in Kisserawe „ein Heim für befreite Sklaven" entstanden. Doch so große Hoffnung man vielleicht auch darauf gesetzt hatte, durch die aufgenommenen Heimatlosen einen festen Stamm für eine Christengemeinde zu gewinnen, — je länger je mehr sah man sich in dieser Hoffnung getäuscht, wie denn die beiden Missionen am Njaßa-See die gleiche Erfahrung gemacht hatten.

*) Vgl. „Deutsches Kolonialblatt" 1894, S. 110.

Es war daher der Wunsch der Missions-Gesellschaft, wenn nicht überhaupt die gesamte Schar der befreiten Sklaven in andere Hände zur Erziehung zu übergeben, so doch wenigstens in Zukunft keinen weiteren Zufluß von solchen zu erhalten.

In der Erkenntnis nun, daß unter diesen Umständen die Gründung einer Erziehungsstätte für ehemalige Sklaven dringend geboten sei, wie auch im Rahmen der gesteckten Ziele liege, beschloß der Evangelische Afrika-Verein am 23. April 1894 die Anlage zweier Sklavenfreistätten, einer am Njaßa-See und einer in Kisserawe, hinter Dar-es-Salam. Die letztere sollte zuerst ausgeführt werden. Welche Absichten und Hoffnungen dabei im einzelnen den Vorstand leiteten, ist zu ersehen aus dem Aufsatz des Herrn D. Merensky: „Was soll aus unseren befreiten Sklaven werden?" „Afrika" 1894, S. 68 ff.

2. Die vorbereitenden Arbeiten.

Nun galt es auf der einen Seite zu erfahren, wie die Reichsregierung zu dem beabsichtigten Unternehmen sich stelle und auf der anderen Seite durch sachkundigen Rat zu erforschen, wo und wie die geplante Station am geeignetsten angelegt werde.

So wandte sich denn der Vorstand zunächst an den Reichskanzler und erbat sich eine Antwort auf eine Reihe von Fragen. In der Eingabe hieß es, nachdem die Absichten des Vereins dargelegt waren: „Darf der Evangel. Afrika-Verein darauf rechnen, daß seitens der Kaiserlichen Regierung der Kaiserliche Gouverneur von Deutsch-Ost-Afrika angewiesen wird, 1) ihm, bzw. seinem Bevollmächtigten, die befreiten Sklaven zwecks der Ansiedelung in der Sklavenfreistätte zu überweisen? 2) ihm den Besitztitel auf den von ihm zu erwerbenden Grundbesitz auszustellen? 3) ihm den nötigen Schutz für die äußere Sicherheit der Freistätte und den etwa erbetenen Beistand zur Aufrechterhaltung innerhalb derselben zu gewähren? 4) ihm für die Freistätte dieselben Vergünstigungen an Zollerlaß und dgl. zuzubilligen, welche den sämtlichen Missionsstationen zu teil werden? 5) ihm für die Unterhaltung und Erziehung jedes unter den Befreiten etwa befindlichen Kindes denselben Zuschuß zu zahlen, welchen die Missions-Station „Hoffnungshöhe" dafür erhält? 6) die Oberaufsicht über die Freistätte zu führen?" Das Vertrauen, welches in dieser Eingabe zu der Reichsregierung zum Ausdruck kam, hat den Vorstand nicht getäuscht. Alsbald erhielt er vom Kolonialdirektor eine sehr freundliche Antwort, die besonders die Genugthuung hervorhob über die Absicht des Vereins, „mit seinem Liebeswerk in Deutsch-Ost-Afrika alsbald zu beginnen."

Schwieriger gestaltete sich die Vorbereitung an Ort und Stelle, d. h. in Deutsch-Ost-Afrika selbst. Doch durfte sich der Vorstand der thatkräftigen Hilfe der Missionare, die unverholen ihrer Freude über den Plan der Gründung einer Sklavenfreistätte Ausdruck gaben, erfreuen. Bei eingehender Untersuchung stellten sich alsbald

Zweifel ein, ob es geraten sei, im Hinterlande von Dar-es-Salam, in der Nähe von Kisserawe, wie am 23. April beschlossen war, das Werk ins Leben zu rufen. Usaramo die Landschaft, in welcher die Missionsstation liegt, ist allerdings für die Schwarzen insofern ein günstiges Land, als es bei seiner geringen Höhe ein sehr warmes Klima hat. Auch ist es keine Frage, daß der Ackerbau daselbst lohnend ist, und also die Zukunft der Kolonie gesichert erscheinen mußte. Aber Usaramo ist ein Fieberland. Vor allen die Europäer, welche dort leben, werden von vielen Anfällen heimgesucht. Sollte es nicht möglich sein, in der Nähe der Küste, d. h. in erreichbarer Nähe, einen Platz zu finden, der sich ebenfalls zur Anlage einer Sklavenkolonie eignete, und die Gesundheit der deutschen Erzieher nicht der Gefahr aussetzte, daß sie entweder nach verhältnismäßig kurzer Zeit dienstunfähig in die Heimat zurückkehren müßten, oder gar in ein frühes Grab sänken? Denn natürlich ist es gerade für ein Erziehungswerk, wie es in der Sklavenfreistätte geplant war, von allergrößester Wichtigkeit, daß das deutsche Personal nicht oft wechselt, sondern möglichst lange seiner Arbeit erhalten bleibt. Je mehr diese Gedanken erwogen wurden, um so mehr kam man zu der Überzeugung, daß es nicht ratsam sei, in das Hinterland von Dar-es-Salam zu gehen. Daher richteten sich die Blicke ins Hinterland von Tanga.

Seit dem Jahre 1890 waren in der „deutsch-Ostafrikanischen Schweiz“, wie man Usambara wohl genannt hat, Missionare von Berlin III. thätig. Sie wußten aus Erfahrung, daß ihr Hochland fieberfrei sei, ja daß sie sich, wenn sie in der Ebene oder auf dem Wege von der Küste zu ihren Stationen sich einen Fieberanfall zugezogen hatten, in der frischen Bergluft bald wieder erholten. Ist das Klima in Usambara auch weitaus rauher als in Usaramo und sagt es deshalb im allgemeinen den Negern auch nicht so zu, wie das dieser Landschaft, so war doch mit Sicherheit zu erwarten, daß die Befreiten sich bald daran gewöhnen würden und daß sie bei rechter Erziehung auch die rauhere neue Heimat lieb gewinnen würden. Sobald dies fest stand, wurden weitere Schritte gethan.

3. Die Kundschaftsreisen.

In großer Freundlichkeit übernahmen es die beiden Missionare Becker und Lang-Heinrich, in den Bergen von Usambara eine geeignete Stelle zu finden, wo den heimatlos gewordenen befreiten Sklaven eine neue Heimat errichtet werden könnte, in der sie sich ihrer natürlichen Anlage entsprechend vom Ackerbau nähren könnten. Ihre Reise ging am 10. Juni 1895 von Wuga, der Hauptstadt Usambaras, aus und dauerte bis zum 20. Juni. Beide kannten bereits ein gut Stück des Landes. Doch führte sie ihr Weg zum größten Teile in Gegenden, welche ihnen bisher unbekannt geblieben waren, und die noch keiner der Missionare besucht hatte. Um so tiefer war der

Eindruck, den die herrliche Landschaft sowohl durch die Erhabenheit der Gebirgsformation, als durch den prachtvollen Waldbestand, wie durch die Fruchtbarkeit des Bodens, die zum großen Teil in der reichlichen Bewässerung durch munter dahin plätschernde Bäche und behäbig dahin rauschende Flüsse ihren Grund hat.*)

Der Erfolg dieser Reise war, daß im Mkolothale eine Quadratmeile Landes, die auf unserer kleinen Kartenskizze**) im Osten von Bumbuli angegeben ist, erworben wurde. Der Kaufvertrag wurde vor dem Bezirksamtmann, Leutnant Storch, mit dem Zumben (Häuptling) Mschusa von Kongoi abgeschlossen am 3. Oktober 1898. (Vgl. „Afrika" 1895, 232.) Nun konnte der Bau der nötigen Gebäude in Angriff genommen werden.

Da aber mit der Freistätte ein Erholungshaus verbunden werden sollte, in dem Europäer sich von Fieberanfällen erholen könnten, damit sie nicht sogleich in die Heimat zu reisen brauchen, war es nötig, unsere Ansiedelung nicht im Mkolothale, sondern auf freier Höhe anzulegen.

Wiederum war es Herr Missionar Lang-Heinrich von Wuga, der sich in freundlicher Weise der Mühe unterzog, ein geeignetes Gelände zu erkunden. Er fand ein günstiges Terrain südlich von dem Mkolothale in der Wugirelandschaft. Inzwischen waren nun die Diakonen Bokermann und Liebusch, welche für den Dienst unseres Vereins gewonnen waren, in Wuga angekommen. Sie sollten sich dort zunächst von ihrer Arbeit in Usaramo bezw. Dar-es-Salam erholen und zugleich Land und Leute kennen lernen, bis der Vorstand über die Gegend zur Anlage der Station Entscheidung getroffen haben würde. Ihre Anfrage, ob sie hier ans Werk gehen und mit dem Bau beginnen könnten, wurde nach kurzen Verhandlungen in Berlin sowohl mit der Regierung als auch mit den beteiligten Plantagengesellschaften — der neu auswählte Platz liegt mitten im Plantagengebiet Usambaras — mit dem Telegramm „Wugire bedenkenlos" beantwortet. Diese Depesche, die den beiden Diakonen große Freude bereitete, war ihnen das Signal zum Aufbruch nach der neuen Stätte ihrer Wirksamkeit und zum Beginn ihres Werkes.

4. Die erste Anlage der Station.

Am 17. August 1896 brachen beide Diakonen Bokermann und Liebusch mit 28 Trägern von der Missionsstation Wuga auf, um in Wugire den Ort ihrer künftigen Thätigkeit zu suchen. Missionar Lang-Heinrich begleitete sie, um mit Rat und That zu helfen. Trotz zeitweiligen strömenden Regens und mangelhafter Ortskenntnis des eingeborenen Führers fanden sie bald einen für ihre Zwecke geeigneten

---

*) Vgl. „Eine Reise durch Usambara" in „Afrika" 1895, S. 159 ff., 178 ff.)

**) Vgl. Seite 2 des laufenden Jahrgangs.



Diakon Bokermann,
der Vorsteher der Anstalt Lukindi.

Platz, und zwar auf dem Lutindihügel, der, 1200 m über dem Meere gelegen, sich durch günstige Wasserverhältnisse und reine, weil gegen die Ausdünstungen der sumpfigen Ebene geschützte, gesunde Luft auszeichnet. Der Platz hat sich bewährt. Ein auf dem Lutindi entspringender Nebenfluß des Luengera ermöglichte die Anlage einer Wasserleitung sowohl für den Hausbedarf wie auch zur teilweisen Bewässerung der Gärten und Felder. Froh und dankbar gestimmt, ergriffen die drei Kundschafter ihre Hörner und bliesen von dem Berge das Loblied ins Thal hinab: „Nun danket alle Gott!“ Auch die Bewohner des Dorfes Kunga, dem Rastplatz der Reisenden, waren sehr erfreut, daß in ihrer unmittelbaren Nähe sich Wasungu, Europäer, niederzulassen beabsichtigten; denn das eröffnete ihnen ja die Aussicht, viele Pesa zu verdienen. Es kamen auch sogleich am folgenden Morgen 45 Arbeiter, mit denen ein Weg zu dem ausgesuchten Platze geschlagen wurde. Der war nachmittags um 5 Uhr fertig und damit die erste Arbeit gethan. So ist der 22. August 1896 als der Gründungstag der Anstalt des Evangelischen Afrika-Vereins auf dem Berge Lutindi anzusehen.

Es ist ein ganz herrlicher Platz. Die folgende Schilderung stammt aus den ersten Wochen, als noch der Urwald niedergeschlagen wurde, um Platz zu schaffen für die Wohn- und Wirtschaftshäuser, sowie für die Gemüsegärten. Seitdem ist die Aussicht noch schöner geworden.

„Worte fehlen mir, wollte ich die Schönheit der Landschaft schildern, die uns auf unserm Stationsplatz schon anfängt zu erscheinen, so weit Licht in den Urwald kommt. Ich habe schon, als ich von Tanga nach Wuga zog und unten im Thale in Kwasigi zu Mittag ruhte und abkochte, von unten aus das herrliche Gebirge bewundert und den Wunsch gehegt, möchte doch diese Gegend die Stätte deiner Arbeit werden! ohne daß ich damals den geringsten Schimmer von Hoffnung dazu hatte. Noch jetzt empfinde ich, wie angenehm und erquickend mich die frische Luft aus den Bergen anwehte, von denen uns damals nach einem Marsch in glühend heißer Sonne ein Regenschauer zugesandt wurde. Von oben her ist der Blick nach unten natürlich noch viel herrlicher. Wir befinden uns in einer Höhe von ca. 1200 m; bis ins Ruvuthal hinab mag der Abfall ca. 800 m betragen. Hinter uns im NNO und NW liegen Höhen, die mit prachtvollem Wald bestanden sind, und von denen viele muntere Bächlein dem südwestlichen Nebenfluß des Luengera zuströmen. Der Abfall nach der Ebene zu hat besonders wild romantische Partien, die an das Bodethal oder an Partien in den Alpen erinnern. Der Blick ist sehr mannigfaltig. Über den Hügel hinweg, auf dem Tamota liegt, sieht man auf den gewaltigen Bergfelsen, in welchem Wugire abfällt. Seine groteske Form fällt schon in die Augen, wenn man von der Küste kommend, noch 2 Stunden jenseits des Luengera sich befindet. Auf seiner höchsten Kuppe soll früher ein Dorf gestanden haben. An seinen Hängen sind mächtige Felspartien und auf der Seite nach Tamota zu eilt ein Bächlein ins Thal hinab, das auf halber Höhe einen prächtigen Fall bildet, den wir silbern herüber blinken sehen. Tamota selbst, ein größerer Ort mit 50—70 Hütten, liegt äußerst malerisch. Dahinter erheben sich wieder Felswände, wild zerklüftet und mit wilden Bananen, Dattelpalmen, allerlei Sträuchern, Bäumen und Farren und Schlinggewächsen dekoriert. Eine tiefe, düstere Schlucht, in der ein Quell hinabrinnt, trennt Tamota von Maßa: zwischen beiden, auf einer verbindenden Anhöhe liegt Kunga. Auch die Felspartien oberhalb Maßa sind von überwältigender Größe und Schönheit. Unten im niederen Hügelgelände, wo der Wald allmählich mehr in afrikanischen Busch übergeht, liegen viele Ortschaften, lieblich im Grünen.

An dem ganzen Abhange sind viele Bananenschamben, auch einzelne Hütten sieht man hin und wieder. Bis Tamota hin kann man bei klarer Luft Menschen und Vieh, Kühe und Ziegen noch erkennen. Unten tief im Ruvuthale erkennt man auch bei hellem Wetter kaum noch menschliche Wohnstätten: doch sieht man mit dem Glase noch gut den viereckigen massiven Bau der englischen Missions-Kapelle, der Filiale von Korogwe, auf einer grünen Insel gelegen. Das Auge verfolgt den Lauf des Ruvu in weite Fernen. Vom Mazuzu-Felsen*) sieht man weit über Korogwe hinaus.

Nach S und SO und SW dehnt sich unabsehbar die Ebene aus: nur ab und zu taucht, wie ein Hünengrab, ein Berg daraus auf; am Horizont erblicken wir bei hellem Wetter eine ganze Kette, wohl die Berge von Usaramo. Nach SO zu muß bei klarer Luft vom Mazuzu-Felsen aus auch der Ozean zu sehen sein. Das dunkle Grün des Strauchwaldes der Ebene wird unterbrochen durch die wiesenartigen Uferumgebungen des Ruvu und Mkomasi, Stellen, die in der Regenzeit oft ein See werden und noch lange nachher einen schwer passierbaren Sumpf bilden. Unser Thal ist aber vor diesen bösen Dünsten geschützt: denn die Winde sind meist aus SO oder NO. Außerdem aber schützen die vorgelagerten Felswände und Thalschluchten."

Es galt nun zunächst Aufräumungsarbeiten zu thun. Der eigentliche Stationsplatz, auf dem die Gebäude jetzt stehen, war nur mit Buschwerk bestanden; es ist eine ehemalige Dorfstelle namens Muapa. Noch waren Reste bezw. Spuren kleiner Tabaks-felder der früheren Bewohner zu finden. Schwieriger war die Arbeit, für das nötige Gartenland Raum zu gewinnen. Da mußten gewaltige Baumriesen gefällt, zerkleinert und fortgeschafft werden, mancher von 100—120 m Höhe. Und ehe er entfernt war, vergingen einige Tage. Es ist ein gutes Zeichen für die Nachbarn unserer Station, daß sie unverdrossen fleißig das Werk gefördert haben, so daß nach knappen vier Wochen eine Fläche von ca. 4 Morgen frei gemacht worden war.

Dabei haben freilich die beiden Diakonen in den ersten Tagen die Erfahrung machen müssen, daß auch in Afrika die Arbeiter zur Verbesserung ihrer Lage gegebenen Falles geschlossen gegen den Arbeitgeber vorzugehen vermögen. Am 31. August kamen nämlich einige der Arbeiter zu ihnen mit der Erklärung, daß sie vom folgenden Tage an nur für 16 Pesa Tagelohn arbeiten würden. Als ihnen das nicht zugebilligt wurde, kündigten sie an, daß sie nicht weiter zur Arbeit kommen würden. In der That stellte sich am folgenden Morgen auch niemand ein, während sonst so viele gekommen waren, daß nicht alle angestellt werden konnten. Im Laufe des Vormittags erschien der Häuptling von Maza. Er wiederholte, daß die Arbeiter im Ernste nur noch gegen 16 Pesa kommen wollten. Als er aber darauf hörte, daß man dann genötigt sei, aus Wuga Arbeiter kommen zu lassen, welche mit Freuden für den alten Lohn arbeiten würden, fand er es geraten, noch einmal mit seinen Leuten über den Fall zu reden, und am folgenden Morgen fanden sich wieder Arbeiter genug ein. Dies kleine Ereignis störte aber das freundliche Verhältnis zur Nachbarschaft

*) Er liegt in unmittelbarer Nähe des Stationshügels, und ist etwa 100 m höher als dieser.

nicht im geringsten; denn der Andrang zur Arbeit wurde immer stärker. Schon am 5. September fanden sich 129 Arbeitswillige ein, von denen aber nur 42 angenommen werden konnten.

Rüstig schritt das Werk fort. Schnell wurde das erste Haus aufgeführt, so daß das Leben in den Zelten bereits am 27. September ein Ende nehmen konnte, an dem ein Lambahaus mit 3 Zimmern bezogen wurde. Es war freilich mehr eine Hütte — aber immerhin doch wohnlicher als das Zelt. Später ist es Stall geworden. In gleicher Eile wurden sogleich die Häuser für die zu erwartenden Kinder gebaut.

Inzwischen war nach reiflichen Überlegungen und nach manchen Verhandlungen zwischen dem Vorstand von Berlin III und dem des Evangelischen Afrika-Vereins vereinbart worden, daß der größte Teil der auf der Missionsstation Kisserawe befindlichen ehemaligen Sklavenkinder, 14 an der Zahl, auf der neuen Freistätte Lutindi weiter erzogen werden sollten. Mit den Kindern sollte die Diakonisse Lina Dieckmann, welche schon in Kisserawe die Erziehung der Mädchen geleitet hatte, nach Lutindi übersiedeln, um hier einstweilen die Stelle einer Hausmutter zu vertreten, bis in irgend einer anderen Weise dieser Platz auf die Dauer besetzt werden könnte. Sollte die Übersiedelung nicht noch auf Monate hinaus verzögert werden, so galt es mit aller Macht für die Unterkunft der ersten Bewohner Lutindis zu sorgen; denn anfangs November hatte man den Beginn der Regenzeit zu erwarten, in der nicht gebaut werden kann. Es gelang denn auch mit Aufbietung aller Kräfte den Bau dermaßen zu fördern, daß neben dem ersten noch drei weitere — ein Knabenhaus mit Wohnung eines Diakonen, ein Mädchenhaus mit Wohnung der Diakonisse und eine Küche — vor der Regenzeit fertig wurden. So stand denn der Übersiedelung der Kinder aus Kisserawe nichts mehr im Wege. Diakon Bokermann konnte sich am 11. November 1896 auf die Reise machen. Wie beschwerlich, ja lebensgefährlich dieselbe gewesen ist, da die Regenzeit inzwischen mit außerordentlicher Heftigkeit eingesetzt und die ganze Ebene in einen See verwandelt hatte, ist in der „Afrika“ 1897, S. 71 ff. erzählt.

5. Ein schwerer Anfang.

Bokermanns Ankunft erweckte in Kisserawe große Freude. Sowohl die Schwester als auch die Kinder freuten sich, daß sie nun bald in ihre neue Heimat übersiedeln sollten. Nach dem Weihnachtsfest wurden denn auch bald die Vorkehrungen zur Abreise getroffen. Leider wurde in jenen Tagen Schwester Lina zweimal von ernsten Fieberanfällen heimgesucht, so daß es den Anschein hatte, als würde sie die Reise gar nicht unternehmen können. Doch erholte sie sich wieder so weit, daß sie den Umzug mitmachen konnte. Freilich hat sie auf der zweitägigen Seefahrt von Dar-

es-Salam bis Tanga bei sehr bewegter See viel von der Seekrankheit zu leiden gehabt, wodurch sie recht schwach wurde. Aber in Tanga fühlte sie sich doch bald kräftig genug, den Weg nach



Vor der Abreise von Tanga.

Lutindi zu unternehmen. Die Eisenbahn konnte damals leider nicht benutzt werden, weil sie durch die oben erwähnte starke Überschwemmung in der Regenzeit auf lange Strecken zerstört und noch nicht wieder hergestellt worden war. So trat sie denn am 23. Jan. 1897 die Reise mit an, welche ihre letzte sein sollte, denn sie kam nach

Lutindi, um dort zu entschlafen. In der Nacht vom 1. zum 2. Februar um 11 Uhr that sie den letzten Atemzug. Wir haben seiner Zeit (Vgl. „Afrika" 1897, S. 104 ff.) darüber berichtet.



Auf dem Marsche nach Lutindi.

Das war in der That ein schwerer Anfang. „Wie wurde es uns so schwer, uns in die wunderbaren Wege des Herrn zu schicken!" schreibt Diakon Bokermann. „Wir hatten uns alle auf die Zeit gefreut, wo Schwester Lina als sorgsame Mutter von Lutindi walten sollte. Wie hingen die Mädchen an ihr, und wie liebten sie unsere Jungen!"

Es war für die beiden Diakonen nicht leicht, ohne Frauenhilfe die Arbeit aufzunehmen. Sie teilten sich in dieselbe derart, daß Bokermann die Aufsicht über die Mädchen, Liebusch die über die Knaben übernahm, bis der Diakon Gerdes mit seiner Frau nach Lutindi kam und der Beaufsichtigung und Erziehung der Mädchen sich widmete. Er hatte in Tanga im Dienste der Missionsgesellschaft Berlin III. gearbeitet und Erholungsurlaub nach Usambara erhalten. Wir danken es noch heute seinem Vorstande, der es ihm erlaubte, bei uns in den Riß einzutreten, sowie ihm und seiner Frau, daß sie trotz ihrer Schwachheit sogleich bereit waren, auf unserer Station die Arbeit zu übernehmen und unsere beiden Diakonen, von denen Bokermann damals besonders angegriffen war, zu entlasten. Ende Juni 1897 trat dann Fräulein Marie Lohoff in die Stelle von Schwester Lina Dieckmann ein.

Seitdem ist die Entwickelung unserer Station im Großen und Ganzen eine stetige gewesen. Es hat ja nicht an mancherlei und großen Schwierigkeiten gefehlt. Doch dürfen uns wir im Blick auf das, was bisher dort erreicht ist, von ganzem Herzen freuen, denn die Arbeit ist nicht vergeblich gewesen, ein gut Teil echt deutscher, evangelischer Kulturarbeit ist gethan. Das wird vielleicht am deutlichsten hervortreten, wenn wir im folgenden einige zusammenfassende Bilder entwerfen, die einen Einblick in Arbeit und Leistung, Freude und Leid der Station gewähren. Doch zuvor sei wenigstens etwas mitgeteilt über

6. die Pfleglinge von Lutindi.

Die ersten Pflegebefohlenen hat unsere Station also von Kisserawe übernommen. Es waren ausnahmslos befreite Sklavenkinder und ein altes Mütterchen, welches gleichfalls befreit worden war.

Die Lebensgeschichte dieser befreiten Kinder ist im allgemeinen ziemlich dieselbe. Wenigstens von zweien unserer Kinder sei sie nach den Aufzeichnungen Bokermanns mitgeteilt.

Die Geschichte des Kaninigwas.

Kaninigwa erzählt ungefähr so: Ich habe mit meinen beiden Geschwistern dem Vater in der Schamba (Pflanzgarten) geholfen und abends nach der Heimkehr auf dem Dorfplatz mit meinen Geschwistern viel gespielt. Da brach ein Krieg aus zwischen unserem Volk, den Waitumbas und dem Nachbarstamm der Wagogo. Der Vater zog als Krieger mit aus zum Kampf. Während des Krieges benutzten die bösen Wahehe die Gelegenheit, in unser Land einzufallen. Sie steckten sämtliche Hütten in Brand und nahmen alle Einwohner gefangen, welches ihnen keine große Schwierigkeiten machte, da alle unsere streitbaren Männer ja zum Krieg ausgezogen waren. Dann fingen sie an, alle alten Leute und kleinen Kinder, die den Marsch nicht mitmachen konnten, zu töten: die andern

wurden mit dem Vieh dem Waheheland zugetrieben. In der Hauptstadt der Wahehe, Kuirenga, wurde die Beute, Menschen und Vieh, verteilt. Ich und meine Mutter wurden nun zu Sklaven gemacht. Ich habe meine Heimat aber nicht vergessen können. Alle Tage habe ich mich nach dem Vater und meinem heimatlichen Dorf zurückgesehnt. Ich bekam das Amt, meinen Herrn auf Elefantenjagden zu begleiten und ihm Bogen und Pfeile nachzutragen.

Eines Tages entstand das Gerücht, daß Europäer mit Askaris (eingeborene Soldaten) und vielen Trägern sich der Hauptstadt Kuirenga näherten. (Es war die Expedition des deutschen Hauptmanns Zelewski, der die bösen Räuber züchtigen sollte, hier aber in einen Hinterhalt geriet und fast alle seine Soldaten nach heißem Kampfe verlor.) Die Wahehe gerieten über diese Nachricht in große Aufregung. Der König hielt nun ein Schauri (Beratung) nach dem andern ab, wie sie diese Europäer wohl töten könnten. Der Tag des Durchzugs der Europäer kam heran. Am Morgen dieses Tages in aller Frühe zogen die Krieger aus, die Europäer zu überfallen. Gegen Abend kam dann die große Siegerschar singend und tanzend in die Stadt zurück. Sie sangen: Bwana azile kututva kinahe wewe tuatoweke (der Europäer wollte uns bekriegen, aber wir haben ihn getötet!) Es wurden dann viele Kühe geschlachtet und ein großes Siegesfest mit Tanz gefeiert, welches bis zum andern Morgen dauerte. Darnach wurde die Beute an die Krieger verteilt.

Nach einem Jahr verbreitete sich das Gerücht: Der Bwana kubwa (Gouverneur v. Scheele) kommt, uns zu bekriegen. Sie hatten aber wenig Furcht, da sie sich nach dem letzten gelungenen Überfall für unüberwindlich hielten. Es wurde zum Kampf gerüstet. Eines Tages gegen Abend wurden auf dem nahen Berge viele Askaris und deutsche Soldaten sichtbar; alles wußte, es sind die Wadaschi (Deutschen), die einen großen Krieg gegen die Wahehe unternehmen wollen. Des Nachts war an Schlaf nicht zu denken. Am andern Morgen begann mit Tagesanbruch das Feuer der Deutschen. Als der König sah, daß von seinen Tapferen einer nach dem anderen fiel und daß die Schutztruppe immer näher rückte, ergriff er die Flucht. — Ich saß in der Hütte mit großer Furcht; nur ab und zu lugte ich durch die Thürritze, um zu sehen, was draußen vorging. Plötzlich stürmten die Deutschen in die Stadt. Ein Askari kam in die Hütte, in der ich mich mit meiner Mutter versteckt hielt. Als derselbe erfuhr, daß wir keine Wahehe seien, führte er uns nach dem Lagerplatz der Deutschen, wo sich schon mehrere von den früher geraubten Sklaven der Wahehe befanden. Ich wurde dann mit meiner Mutter an die Küste gebracht und kam auf die Missionsstation Kisserawe. So weit die Erzählung Kanigwas. — Als nach einem halben Jahre die befreiten Wahehe-Frauen in ihre Heimat zurückgeschickt wurden, kamen sie über die

Station Kisserawe. Da begrüßte Kaninigwa seine Mutter recht herzlich. Als sie ihn aber aufforderte, mit in die Heimat zurückzukehren, antwortete er ihr ganz bestimmt: „Nein, Mutter, ich gehe nicht wieder zurück, ich will hier lesen, schreiben und die Worte Gottes lernen.“ Seine Mutter war auch damit einverstanden, da sie ihren Sohn glücklich und fröhlich wußte.

Makutubu

ist von der Lutindi-Schar einer der Kleinsten, aber sein Gedächtnis ist staunenswert; die ganze Vergangenheit stand ihm sehr lebhaft in der Erinnerung. Er erzählt also: Ich habe mit Vater und Mutter und meinen 6 Geschwistern zusammen gewohnt. Eines Tages ist mein Vater mit den Nachbarn in die Schamba gegangen zum Ackern. Auf dem Rückweg ins Dorf ist plötzlich ein im Grase versteckter Löwe hervorgesprungen und hat meinen Vater zerrissen und aufgefressen. Im Dorfe hat man den Schrei meines Vaters und darnach das Gebrüll des Löwen gehört. Darnach kam der Gefährte meines Vaters, aus mehreren Wunden stark blutend, ins Dorf gelaufen und erzählte, daß er zuerst vom Löwen angefallen worden sei und als ihm mein Vater zu Hilfe kommen wollte, da hätte sich der Löwe auf diesen geworfen und ihn gänzlich zerrissen. — Auf diese Kunde hin haben wir alle laut geschrieen. Wir gingen dann alle zum Orte des Unglücks, fanden aber als Überreste nur noch den Kopf und die Hacke des Vaters. Wir begruben den Kopf im Walde. Darnach heiratete meine Mutter einen andern Mann, den ich aber nicht so lieb hatte, wie meinen ersten Vater. Eines Tages kam ein Händler von der Küste, der von meinem Vater für eine früher gelieferte Flinte 2 Rupies forderte. Da der Vater kein Geld hatte, so bot er mich als Bezahlung für die Flinte an. Der Mann ging auf diesen Handel ein, und so wurde ich mitgenommen. Als wir durch Usaramo reisten und das Dorf Jungwi bei Kisserawe passierten, wurde der Händler von dem Häuptling des Dorfes angehalten, ihm die 5 Rupies zu bezahlen, die er ihm schuldete. Sie wurden dahin einig, daß der Häuptling anstatt des Geldes mich annahm. Ich wohnte dann im Hause des Häuptlings. Ich habe es da ganz gut gehabt, nur habe ich bei jeder Mahlzeit schlechteres Essen bekommen als die Kinder des Hauses. Wenn ein Schaf geschlachtet worden ist, so haben sie alle Fleisch gegessen, nur ich habe keins bekommen.

Eines Tages mußte ich meinen Herrn nach Kisserawe zum Schauri begleiten. Da sah mich Herr Greiner (der Missionar), der kaufte mich für 20 Rupies los und nahm mich mit auf die Station. Zuerst habe ich viel Furcht gehabt, unter so vielen Kindern zu wohnen, und wollte davon laufen, aber bald freute ich mich, bei euch zu wohnen. —

Die kleine Schar, mit welcher die Station eröffnet wurde, vermehrte sich alsbald fort und fort. Gegen Ende des Jahres 1897

wurden noch einmal 9 ehemalige Sklaven, welche auf einer Plantage in Lindi Aufnahme gefunden hatten, wegen des Mangels einer ausreichenden Erziehung nach Lutindi überwiesen. Herr Missionar Cleve, der zu seiner Erholung nach Usambara reiste, hatte die große Freundlichkeit, sie unter seine Obhut zu nehmen und nach Lutindi zu geleiten. Damit war die Zahl unsrer Pfleglinge bereits auf 33 angewachsen.

Waren dieses bisher zum größten Teile befreite Sklavenkinder, so kamen in den letzten Jahren mehr und mehr auch solche zur Erziehung nach Lutindi, welche infolge der Hungersnot und der in ihrem Gefolge aufgetretenen Epidemien, wie Pocken, Ruhr und Typhus, verwaist waren, so unter anderen am 30. Januar dieses Jahres 10 Kinder zugleich, 7 Knaben und 3 Mädchen, welche während der Hungersnot im Digolande bei Tanga aufgelesen worden sind. Zumeist sind es ganz kleine Wesen (3—5 jährig). Einige von ihnen waren infolge der ausgestandenen Not recht schwach und haben sich nach den letzten Nachrichten nur langsam erholt. Ein kleiner Junge, der so mitgenommen war, daß er nicht einmal mehr stehen konnte, ist nach wenigen Tagen an Entkräftung gestorben. Ihn konnte auch die sorgsamste Pflege, an der es ihm natürlich nicht gefehlt hat, nicht mehr am Leben erhalten.

Zu diesen Waisenkindern kommen dann einige hinzu, die von der Regierung bzw. dem Bezirksamt der Anstalt übergeben sind. So haben wir z. B. zur Zeit 2 Mädchen, die in Gefahr standen, zu verwahrlosen. Das eine der beiden wurde von seiner Mutter zum Stehlen angehalten. Weiter befinden sich unter der Schar einige, welche ihre Väter der Anstalt zur Erziehung übergeben haben, wofür sie einen den Verhältnissen entsprechenden Entgeld bezahlen.

So ist Lutindi mehr eine Erziehungsanstalt geworden und das wird auch in der Zukunft wohl so bleiben.

Augenblicklich befinden sich 32 Knaben und 25 Mädchen, zusammen 57 auf der Station, im Alter von 1—18 Jahren. Sie gehören den verschiedensten Stämmen Ost-Afrikas an; etliche stammen von der äußersten Ostgrenze, aus der Seengegend, ja 2 der Mädchen gehören sogar nach Uganda. Die meisten aber haben ihre Heimat in der Küstengegend. So verschieden die Heimat, so verschieden ist natürlich auch die Sprache der Kinder. Um nun doch eine einheitliche Sprache zu haben, was ja besonders für den Unterricht notwendig ist, und weil es nicht angeht, die deutsche Sprache auf der Station einzuführen, so ist das Kisuaheli zur Stationssprache erklärt worden.

7. Die Erziehung der Kinder.

Über die Schule sind kleine Mitteilungen auf S. 86 des laufenden Jahrgangs der „Afrika“ gegeben. Es erübrigt daher,

hier des Näheren darauf einzugehen. Daß der Unterricht nicht erfolglos erteilt wird, zeigt der auf S. 58 ff. mitgeteilte Brief Samueli Stepekes. Es mögen hier die Briefe zweier Mädchen Platz finden.

Hanna Miozi schreibt:

Lutindi, 22. Januar 1899.

Mein geliebter Vater Bodelschwingh! Ich bin hier Dein Kind, das ich Dich liebe. Bist Du gesund? Ich bin gesund durch die Kraft Gottes. — Jetzt höre auf meine Nachrichten. Früher, vor langer Zeit, ging ich hin zu bitten den Herrn Gerdes, daß ich getauft würde, und er nahm mich an und unterrichtete mich sehr ein Jahr. Er hat mich unterrichtet zusammen mit noch 3 (anderen) Mädchen, aber Eine, ihr Name ist Logi, ist von uns weggethan. Wir sind unterrichtet im Worte Gottes und den heiligen 10 Geboten und im Gebet unseres Jesu Christi und im christlichen Glauben und der Taufe.

Nachher kam Herr Johannsen und prüfte uns, und am ersten Tage dieses Jahres sind wir getauft zusammen mit 4 Knaben im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Die Namen der Knaben sind diese: David Mabruki, Samuel Stepeke, Johannes Matafilo, Daniel Kamuna. Die Namen der Mädchen sind diese: Elisabeth Frondiwe, Marie Nayi und ich, Hanna Miozi.

Am Tage der Taufe bekamen wir ein sehr schönes, weißes Kleid. Ich habe gehört, das Du es uns geschickt hast, dieses schöne Kleid. Ich danke sehr und bitte Dich, Du mögest für mich beten, daß mein Herz rein sein möge alle Tage, wie dieses Kleid. Bei der Taufe bekamen wir Bücher, jedes Kind 2. Es sind das alte Testament und das neue Testament. In dem neuen Testament hat Herr Gerdes meinen Namen der Taufe geschrieben und ein Wort Gottes, welches ist: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. Gott helfe mir, daß ich sein möge treu, damit ich bekommen möge nach diesem Leben jene Krone. — Jetzt werden wir unterrichtet in der Lehre vom Abendmahl.

Gott segne Dich und behüte Dich und alle Deine Kinder und alle Kranken, welche bei Dir wohnen. Grüße sie alle von mir.

Ich bin das Kind des Herrn G. und seiner Frau Luise. Gott hat ihnen ein sehr schönes Kind gegeben, welches gerufen wird Luise wie seine Mutter. Dieses Kind ist unsere Freude. Gott hüte dieses Kind.

Dieses ist das Ende meines Briefes. Ich bin hier Dein Kind, das ich Dich liebe.

Hanne Miozi.

Elisabeth Frondiwe schreibt:

Lutindi, 22. Januar 1899.

Mein geliebter Herr Bodelschwingh! Ich grüße Dich sehr und dann, bist Du wohl? Ich bin gesund durch die Gnade Gottes. Ich danke sehr für das Kleid, das Du mir gesandt hast zu meiner Taufe. An jenem Tage, als wir getauft wurden, da freuten wir uns sehr. Ich bin hier Dein Kind Elisabeth Frondiwe, die ich Dich liebe. Die Kinder, welche getauft sind, sind 7. (Hier folgen die Namen.) Höre ein wenig Nachricht. Frau Luise Gerda hat ein Kind geboren, sein Name ist wie der Name seiner Mutter. Dieses Kind ist sehr schön, es lacht jetzt sehr und bald möchte es spazieren gehen, aber es kann noch nicht.

Gott möge bei Dir bleiben und Dich behüten in aller Gefahr, daß der Teufel keine Macht über Dich bekomme. Bete für uns, daß der Teufel auch keine Macht über uns bekomme, sondern wir bleiben mögen bei der Lehre, die wir gelehret sind von dem Lehrer Gerdes.

Wir haben gelernt die 10 heiligen Gebote und das Gebet unsers Herrn Jesu Christi und den christl. Glauben und das Geheimnis der Taufe. Jetzt haben wir angefangen zu lernen das Geheimnis des Altars.

Dies ist das Ende meines Briefes.

Ich bin Dein Kind, die ich Dich liebe

Elisabeth Frondiwe.

Da der Schulunterricht täglich nur 2½ Stunden in Anspruch nimmt, so bleibt genügend Zeit, unsere Zöglinge auch praktisch auszubilden und zu arbeitsamen Menschen heranzuziehen. Zu dem Zwecke ist eine feste Hausordnung eingeführt. Um ½6 Uhr wird zum Aufstehen geschellt. Es werden die Betten geordnet, und die Kinder säubern sich und ihre Kleidung. Um 6 Uhr schellt es zur Morgenandacht und zum Frühstück. Nach Beendigung desselben, und nachdem mit den aus der Nachbarschaft gekommenen Arbeitern eine Andacht gehalten worden ist, geht alles an die Arbeit. So weit unsere Zöglinge überhaupt arbeiten können, werden sie auch dazu angehalten. Und zwar ist die Einrichtung getroffen, daß gewisse regelmäßige Arbeiten im Hause der Reihe nach von allen gethan werden. Da müssen der Geräteschuppen aufgeräumt und die Geräte ausgegeben, die Schulzimmer gefegt und in Ordnung gehalten, Hühner und Tauben gefüttert, die Kleinen gebadet und gewartet werden u. s. w. u. s. w. Wer hierzu nicht an der Reihe ist, geht mit an die Feld- oder Gartenarbeit. Es ist schon eine große Fläche unseres Besitztums urbar gemacht. Natürlich ist die schwere Arbeit, das Fällen der Bäume ꝛc. von erwachsenen Arbeitern geschehen; das Buschwerk aber haben unsere Kinder beseitigt. So sind große Bananenfelder angelegt, welche von jetzt an wesentlich zum Unterhalte der Anstalt beitragen werden. Von einer im Entstehen begriffenen kleinen Kaffeeplantage, die allmählich auf etwa 3000 Kaffeebäume gebracht werden soll, ist schon eine kleine Ernteprobe bei uns eingetroffen. Außerdem sind natürlich die einheimischen Pflanzen gesät, Mohogo, Mais, Reis, Mtama ꝛc. Die Zukunft unserer Kinder wird sich ja voraussichtlich so gestalten, daß sie auf unserm Gelände angesiedelt werden und auf eigener Scholle als Ackerbauer ihr Brot finden. Deshalb ist das Augenmerk darauf gerichtet, daß sie das Feld bestellen lernen. Die älteren Knaben haben daher auch bereits je ein Stück Land zugewiesen erhalten, das sie für sich zurecht machen dürfen. Dazu ist der Sonnabend ihnen frei gegeben, und es ist eine Freude zu sehen, mit welcher Lust sie daran arbeiten.

Die Morgenarbeit dauert mit kurzer Pause um 9 Uhr bis 11 Uhr. Die Zeit bis zum Mittagessen um 12 Uhr wird dann zum Baden benutzt. Bis 2 Uhr ist dann Pause, die zu mancherlei Spielen Zeit bietet. Da wird Kreisel getrieben oder Ball geschlagen, oder mit dem Bogen nach dem Ziel geschossen und dergl. Freilich hat es lange Zeit gegeben, in der an Spielen nicht zu denken war. In den Monaten der Sandflohplage saßen die Kinder fast ausnahmslos und suchten ihre Füße von diesen Plagegeistern zu befreien. Um 2 Uhr findet für die Kinder der Unterricht statt, während die Arbeiter ihr Werk draußen weiter fördern. Nach Beendigung der Schule aber arbeiten auch die Kinder noch bis ½6 Uhr. Dann hören auch die Arbeiter auf und erhalten ihren Lohn. Kurz nach 6 Uhr versammelt sich dann unsere Schar in

der geräumigen Speisehalle. Jeder hat seinen bestimmten Platz. An zwei langen Tafeln sitzen hier die Knaben und dort die Mädchen auf niedrigen, festen Bänken und lassen sich's wohl schmecken. Um 7 Uhr findet dann die Abendandacht statt und macht den Schluß des Tagewerkes. Danach sitzen die Kinder meist zusammen in ihren Stationszimmern; der eine oder der andere der Brüder oder die Hausmutter setzt sich auch wohl zu ihnen und erzählt ihnen, singt oder spielt mit ihnen; oder es kommen etliche der Kinder zu den Geschwistern, um bei ihnen zu lesen, zu nähen oder des etwas zu thun. Es währt nicht lange, so wird es stiller und stiller. Eins nach dem andern wird von der Müdigkeit übermannt und sucht sein Lager auf, und um 9 Uhr — so ist es Hausordnung — gehen auch die ältesten zur Ruhe. Dann sieht man nur noch bei den Geschwistern Licht, bisweilen, zumal wenn die Post nach Europa erledigt werden muß, noch recht lange. Gemeinhin aber wird auch dies Licht nicht spät ausgelöscht. Dann liegt die ganze Anstalt im nächtlichen Dunkel da, bis der frühe Morgen alles zu neuem, gleichem Tagewerke weckt.

Wir erhalten in den Umfang und in die Leistungen unserer Station auf dem Gebiete der Landwirtschaft und des Gartenbaues einen kleinen Einblick durch den Kulturbericht, den Diakon Liebusch an das Bezirksamt Rusoko im Juli vorigen Jahres eingesandt hat, aus dem im Folgenden einiges mitgeteilt wird. Nachdem von den angelegten Bananenfeldern und der bescheidenen Kaffeepflanzung gesprochen ist, welche beide gut gedeihen und guten Ertrag versprechen, heißt es:

„Uns liegt vor allem daran, für uns und unsere Kinder den Bedarf an Nahrungsmitteln möglichst selbst zu bauen. Darum haben wir auch andere einheimische Früchte angebaut, unter denen besonders Mohogo, Mayombo (Bohne) und Bataten eine sichere Ernte versprechen. Sehr dankbar ist auch die Kunguliane (Kweme) deren wohlschmeckende, ölhaltige Kerne eine beliebte Zukost sind: dieselbe gedeiht hier ausgezeichnet. Dasselbe scheint von der Yams-Wurzel zu gelten, von der wir im September die erste Ernte haben werden. Unsere Anpflanzungsversuche mit Straucherbsen (barasi) haben trotz schöner Blüte und Fruchtansatz zu keinem Resultat geführt, da eine Brochusart alle Kerne zerstörte. Sehr schöne Erfolge sind zu verzeichnen bei den meisten Kohlsorten, insbesondere bei Blumenkohl, Weiß- und Rotkraut. Salat gedieh zu Zeiten prächtig und hielt sich wie der Kohl lange Zeit zart. Zwiebeln, Porree, Sellerie und Schwarzwurzeln sind bisher nicht gut gediehen. (Mit Sellerie ist indes später ein guter Erfolg erreicht worden.)

Gurken und Melonen haben viel von Ungeziefer zu leiden; gut hat sich bisher nur die Klettergurke von Formosa bewährt. Der einheimische Kürbis gedeiht fast immer gut, ebenso auch, bei einiger Pflege, der europäische. Von Mais wurden verschiedene Aussaaten gemacht, doch wurde bisher ein bedeutender Ernteertrag nicht erzielt, da einmal die Dürre und die Heuschrecken alles vernichteten und dann die Regenzeit die schon weit entwickelte Saat niederschlug. Kleine Ernten wurden gewonnen von Usambaramais, amerikanischem Pferdezahn und einigen anderen Sorten. Bei normalen Verhältnissen verspricht der Mais hier gutes Gedeihen.

Für Mtama, Negerhirse, scheint hier das Klima nicht mehr warm genug zu sein. Kommen die Pflanzen zu voller Entwickelung, dann ist der Ertrag

gut. Maniok gedeiht gut, leidet aber sehr in der Regenzeit. Bataten, Süßkartoffeln, gedeihen recht gut, doch haben wir bisher noch nicht geerntet.

Mit mehreren Kartoffelsorten sind Versuche gemacht. Nennenswerte Erträge haben wir aber von keiner gehabt. Nur eine rote indische Kartoffel, die wir vom Inder in Korogwe gekauft haben, gedeiht recht gut. Wenn die Erträge in der letzten Zeit äußerst gering waren, so lag das besonders an den ungünstigen Witterungsverhältnissen. Früher haben wir ausgiebige Ernten gehabt, vielleicht auch von minderwertiger Saat. (Inzwischen hat Lutindi eine recht schöne und und ergiebige Ernte gehabt. Diakon Bokermann rechnet sogar darauf, daß er von seiner Ernte einen Teil zum Verkauf an die Küste zu schicken vermag.)

Mohrrüben gedeihen gut und halten sich lange zart; auch Kohlrüben gedeihen zu Zeiten prächtig, ebenso Artischocken, die wie Unkraut wachsen. Sehr schön gedeiht der offizinelle Hyoscyamus, ein Stechapfel mit großen weißen Blüten von der Form eines Sectglases. Wir pflanzen ihn als Zierblume. Von Blumen wachsen Tazetes, Ipomea purpurea, spanische Kresse, Phlox und Balsaminen wie Unkraut, d. h. sie samen sich selbst aus und gedeihen ohne Pflege das ganze Jahr hindurch weiter. Auch Levkojen gedeihen bei einiger Pflege." . . .

Dieser Bericht läßt gewiß den Schluß zu, daß auf den Garten- und Ackerbau viel Zeit, Fleiß und Mühe verwendet wird und unsere Kinder recht darin geübt werden.

Indes werden unsere Knaben zum Teil auch in anderen Dingen unterwiesen. So hat einer unter Anleitung von Diakon Gerdes die Anfangsgründe der Tischlerei kennen gelernt, andere haben das Geheimnis der Schmiede- und Schlosserkunst in etwa ergründet. Es darf natürlich nicht erwartet werden, daß sie in der kurzen Zeit Meister in diesen Handwerken geworden sind; immerhin haben sie schon einen Anfang gemacht und im Laufe der Zeit werden sie es zu immer größerer Fertigkeit bringen. Nicht mehr in den Anfängen aber stehen die Kinder in der Kunst des Hausbaues mit allem, was dazu gehört. Auf dem Lutindiberge gibt es Thon, der sich vorzüglich zur Herstellung von Ziegelsteinen eignet. Es werden diese Steine freilich nicht gebrannt; einen Ringofen haben wir ja nicht, und einen sogenannten „Feldbrand" haben die Diakonen, wahrscheinlich durch die böse Erfahrung, die vor Jahren die Missionare von Hohenfriedeberg damit gemacht hatten, abgehalten, bisher noch nicht eingerichtet. Die geformten Steine werden deshalb an der Sonne getrocknet und gewinnen dadurch eine große Festigkeit. Tausende von Steinen haben unsere Kinder auf diese Weise gefertigt und sie haben es in dieser Arbeit zu einer anerkennenswerten Fertigkeit und Übung gebracht.

Danach haben sie es auch gelernt, die Steine zu vermauern. Das letzte Haus, das sie gebaut haben, ist just fertig geworden. Es ist eine große Werkstatt, die einstweilen, bis wir eine ordentliche Kapelle bauen können, auch zu den Stationsgottesdiensten benutzt wird. Es liegt eine freudige Genugthuung in den Worten von Bokermann, mit denen er in einem seiner letzten Briefe hiervon spricht. Und wir können es ihm nachfühlen und freuen uns auch mit ihm. Denn was er da kurz mitteilt, ist ein Zeichen davon, daß unsere Station schon ein bescheidenes Maß von Selbständigkeit erreicht hat.

„Mit dem Bau unserer Werkstatt, der Interimskapelle, geht es schnell vorwärts. Die Mauern sind fertig und auch schon der Dachstuhl. In den letzten Tagen haben wir mit allen Kindern von früh bis spät daran gearbeitet. Denn wir müssen den Bau sehr beschleunigen, weil allem Anscheine nach die Regenzeit bald einsetzen wird. Wir haben bis jetzt den ganzen Bau mit unseren Jungen aufgeführt."

Aber auch die Mädchen haben wacker dabei geholfen und durch Wassertragen und dergl. wertvolle Handlangerdienste geleistet.

8. Allerlei Freudentage.

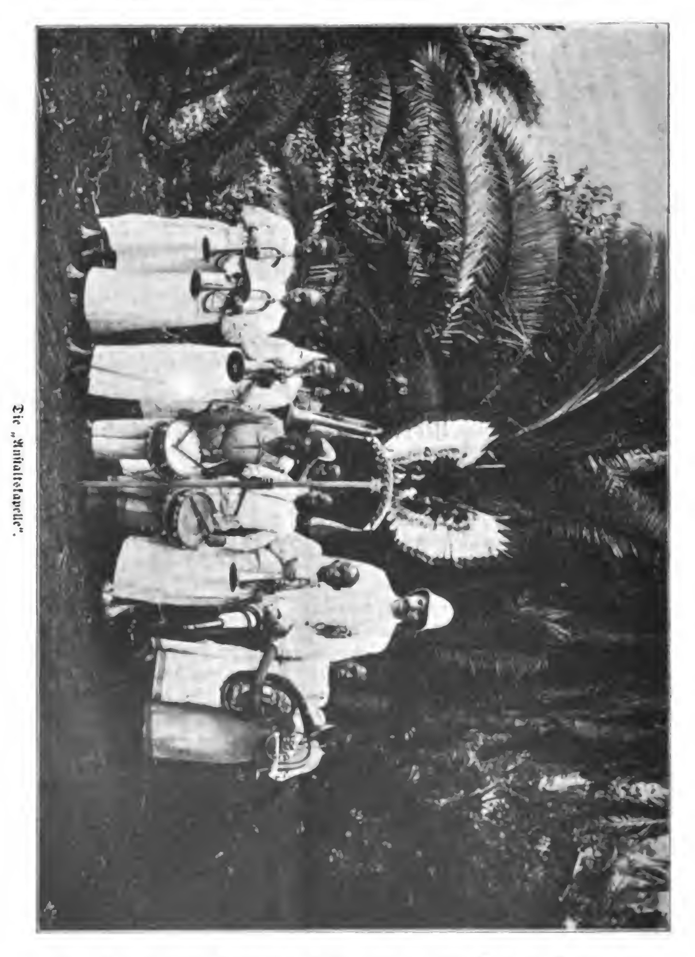
Wer so fleißig arbeitet, hat auch das Recht auf Erholung und darf zu gelegener Zeit kleine Feste feiern.

Ein regelmäßiger Festtag ist der Sonntag. Da ruht selbstverständlich das Alltagsgetriebe. Am Vormittag findet Gottesdienst, am Nachmittag Kindergottesdienst statt. Bei gutem Wetter wird nach Beendigung des letzteren ein gemeinsamer Spaziergang zu den schönen Aussichtspunkten oder irgend einem Spielplatze in der Nähe gemacht. Da entwickelt sich denn ein fröhliches Treiben, und das fröhliche Gebahren der Kinder zeigt, wie wohl sie sich alle in ihrer neuen Heimat fühlen.

Eine besonders wichtige Rolle spielt bei diesen Spaziergängen, wie bei allen Feiern, der Posaunenchor der Anstalt.

Diakon Bokermann stammt aus dem Ravensberger Lande, der Heimat der Posaunenchöre, die bei uns dadurch allgemein bekannt geworden sind, daß sie unserem Kaiser bei Gelegenheit der Einweihung des Kaiser Wilhelm-Denkmals an der Porta und wiederum bei Gelegenheit seines Besuches der Anstalt Bethel bei Bielefeld ganz hervorragend gelungene Huldigungen dargebracht haben. Nun ist Bokermann selbst einer der tüchtigsten Posaunenbläser gewesen, schon ehe er nach Afrika hinausging. Und daß er da draußen seine edle Kunst nicht versäumt hat, hat er bereits während seiner Thätigkeit in Kisserawe bewiesen. Schon dort hatte er mit den Knaben der Station einen Posaunenchor gebildet und tüchtig geschult. Als Bokermann mit demselben nach Dar-es-Salam kam und dem Gouverneur ein Ständchen brachte, hat er dessen Anerkennung in hohem Maße gefunden und in der ganzen Stadt aufrichtige Bewunderung hervorgerufen. So ist es zu verstehen, daß er auch mit seinen Knaben in Lutindi gern einen Posaunenchor bilden wollte, und die von Kisserawe zu uns übergesiedelten Knaben teilten natürlich seinen Wunsch durchaus. Herr Pastor Kuhlo, der Vorsteher der Ravensberger Posaunenchöre, hatte dann die große Freundlichkeit, für Lutindi die zu einem Chor nötigen Instrumente zu beschaffen und hinauszusenden. Und es währte darauf nicht lange, so hallte Berg und Thal wider von den melodischen Klängen der Hörner. Im Laufe der Zeit hat sich der Chor zu einer Kapelle vervollständigt, der, wie auf unserem Bilde zu sehen ist, über einen mächtigen und prächtigen Schellenbaum und einige Trommeln verfügt.

Es vergeht keine Feier, ohne durch die „Anstaltskapelle“ verherrlicht zu werden. Zu den regelmäßigen Sonntagsfeiern kommen



Die „Anstaltskapelle“.

aber je und dann besondere Feste, als da sind Kaisers Geburtstag, Weihnachten, Neujahr oder auch die Geburtstage der Hauseltern.

Besondere Freude haben die Kinder daran, wenn sie einen größeren Ausflug machen dürfen. Ein solcher ist im vorigen Jahrgang der „Afrika“ S. 140 ff. beschrieben. Es mag daher hier von einem anderen erzählt werden.

Die Missionare in Usambara haben sich von Anfang an als treue Nachbarn erwiesen. In Wuga haben unsere Diakonen so lange Gastfreundschaft genossen, bis sie völlig erholt den Platz ihrer Thätigkeit sich suchen und ihr Werk beginnen konnten. Wie Missionar Lang-Heinrich anfänglich geholfen, ist bereits oben erwähnt. Später ist er gekommen und hat unserer Schwester Lina die Augen zugedrückt und den damals auf den Tod erkrankten Bokermann treulich mit gepflegt. Die Wuga-Missionare sind auch diejenigen, welche unseren Brüdern das heilige Abendmahl reichen. Aber auch zu dem ferner liegenden Hohenfriedeberg haben sich freundliche Beziehungen gefunden. Missionar Wohlrab kam anfangs 1897 mit 10 der dortigen Christen — Jünglingen, welche in Lutindi das Ziegelstreichen lernen sollten, und hat dadurch zu gleicher Zeit unseren Brüdern einen wesentlichen Dienst beim Bauen erwiesen; denn sie konnten ja doch die Ziegeln, die sie gemacht hatten, nicht mit nach Hohenfriedeberg nehmen. Später hat Missionar Johannsen unseren Hausvater Bokermann mit Frl. Marie Lohoff getraut und die ersten unserer Kinder getauft. Was war natürlicher, als daß unsere Kinder den Wunsch hatten, ihrerseits in Wuga und Hohenfriedeberg einen Gegenbesuch zu machen! So herrschte denn große Freude, als ihnen angekündigt wurde, daß sie zur Einweihungsfeier der neuen Kirche nach Hohenfriedeberg wandern sollten.

Die Reise hat Bokermann selbst beschrieben. Es zogen natürlich nur die größeren Knaben, besonders die Bläser mit. Für die Kleinen wäre die Reise zu weit und zu anstrengend gewesen.

„Am 11. Juni gegen Mittag wurde Abschied genommen von den Zurückbleibenden. Auf der Höhe von Kunga wurden nochmals gegenseitige Grüße zugewinkt, dann ging's an Kunga vorbei in den herrlichen Guha-Wald hinein mit seinem schönen klaren Mabululu-Flüßchen, der die Bläser und Träger zu einem Bad einlud. Bald waren wir beim Dorfe Mnama. Hier trat uns der Häuptling entgegen und quälte uns förmlich, den Rest des Tages und die Nacht bei ihm zu bleiben. Aber wir wollten doch, um am folgenden Tage einen etwas kürzeren Weg zu haben, heute noch etwas weiter laufen, und konnten ihm deshalb die Freude nicht gewähren, obwohl er alles aufbot, uns den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen; allerlei gute Speise bot er uns an, sogar eine Ziege, aber wir zogen es doch vor, weiter zu ziehen. In Konandange ruhten wir ein wenig; doch nicht lange, weil in der Ferne sich einige Nashornvögel zeigten und die Jungen darum baten, daß ich sie doch schießen möchte. Sie sind so groß wie eine deutsche Ente und ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend. Es gelang auch 2 der Vögel zu erlegen und da außerdem ein Silberfalke der Kugel zur Beute fiel, so hatten wir einen reichlichen Fleischvorrat.

Gegen 5 Uhr trafen wir in Msaßa, dem Ziel der ersten Tagereise ein. Hier fanden wir außer einigen Frauen und einem alten Väterchen, das uns freundlich begrüßte, niemand. Auch war es mit den Speisevorräten nur schlecht bestellt; denn man war auf so viele Gäste durchaus nicht vorbereitet. Das war für uns sehr wenig angenehm; hatten wir doch in der Hoffnung, hier uns satt essen zu können, von Lutindi keinerlei Zehrung mit uns genommen. Fast be-

reuten wir es, nicht in Mnama geblieben zu sein, wo uns der Tisch so reichlich würde gedeckt worden sein. Aber was nun anfangen? Ich fragte die Knaben, was wir nun machen sollten. Die waren nicht verlegen und sagten ganz fröhlich: „Wir schlafen einmal eine Nacht mit etwas Hunger." Wir rösteten daher das gejagte Geflügel, bliesen den Leutchen ein Lied, sprachen unser Abendgebet und suchten dann recht ermüdet unser Lager auf. Wir schliefen auch trotz etwas Hunger recht gut; und der Tag brach uns allen noch zu früh an.

Um 6½ waren alle Lasten wieder reisefertig, und munter ging's dem Warunithale zu. Eine lange, lange Strecke mußten wir durch fast 3 m hohes Gras marschieren, was uns mit seinem Tau völlig durchnäßte; wir begrüßten darum die Sonne mit heller Freude, als sie gegen 8 Uhr endlich den Nebel durchbrach. Gegen 11 Uhr erreichten wir ein kleines Dörfchen. Als hier die lieben Leutchen vernahmen, daß wir schon fast einen ganzen Tag nichts zu essen gehabt hatten, brachten sie schnell Maiskolben und Zuckerrohr herbei. Wir ließen uns auch durchaus nicht nötigen, sondern ließen uns die schnell am Feuer gerösteten Maiskolben vortrefflich schmecken. Nachdem wir darnach noch etwas geruht hatten, rüsteten wir uns zu dem mächtigen Aufstieg (700 m) bis zur Höhe der Hundu-Bergkette. Hier wurde eine kleine Rast gemacht und dann kam bald, mit einem allgemeinen „loo, mji mkubwa sana" (was für eine große Stadt!) begrüßt, die Stadt Wuga in Sicht. Solche Stadt hatten unsere Jungen noch nicht gesehen. In der Nähe der Königsstadt, auf einem Hügel Ngasi liegt die Missionsstation, auf der augenblicklich Bruder Gleiß allein wohnt, und wo wir einkehren werden. So wurde denn ein Posaunengruß hinüber gesandt: „Gott ist die Liebe" der alsbald mit „So nimm denn meine Hände" beantwortet wurde. Das erfrischte zu neuem Mut, so daß das letzte Stück des Weges fröhlich in Angriff genommen wurde. Bald empfingen uns dann die Knaben der Missionsstation, um uns müden Pilgern die Lasten abzunehmen. Auch Missionar Gleiß kam uns gleich darauf mit herzlichem Willkommengruß entgegen und führte uns auf seine Station.

Der folgende Tag war halb Ruhe- halb Zurüstungstag für den Weitermarsch nach Hohenfriedeberg. Am 14. in aller Frühe, gegen 3 Uhr, ward es im Knabenhause bereits lebendig. Die Jungen erzählten nachher, daß sie keinen Schlaf mehr gehabt und nichts Besseres zu thun gewußt hätten, als sich für die Reise recht zu stärken.

Gegen 6½ Uhr wurde in Gemeinschaft mit Missionar Gleiß und seiner Knabenschar aufgebrochen, unterwegs im Simui-Flüßchen ein erquickendes Bad genommen und dann frisch weiter gewandert bis Kigelunde, wo erste Rast gemacht wurde. Hier genossen wir wieder eine herrliche Aussicht. Hinter uns die große Stadt Wuga und die schön gelegene Missionsstation, vor uns bis Gale die saftiggrünen Grasthäler. Es war so entzückend, daß die Knaben gar bald ihre Hörner hervorholten und ein Lied nach dem anderen in die Natur hineinbliesen. Um Mittag erreichten wir die steile Höhe vor Kilosoi, wo wir Rast machten und unsere mitgenommenen Vorräte verzehrten.

Nun zogen wir ins Wambuguland hinein, das sowohl durch seine Landschaft als auch durch seine Bewohner von der Shambalai sich wesentlich unterscheidet. Unsere Knaben machten namentlich über die ihnen bisher unbekannte Tracht der Wambugu erstaunte Gesichter und blieben immer wieder stehen, so oft uns jemand begegnete.

Um 5 Uhr kamen wir zu einem kleinen Dörfchen von nur 5 Hütten, von welchen der Dorfälteste uns bereitwilligst 2 zur Nachtruhe überließ.

Am anderen Morgen war es empfindlich kalt; unsere Jungen froren sehr und hatten deshalb Eile, in wärmere Gegend zu kommen. Wir erreichten auch bald die Höhe, welche das Wambugu-Land von der Shambalai trennt. Da hatten wir denn nun die herrliche Schele-Mulde mit der Missionsstation Hohenfriedeberg, dem Ziele unserer Reise vor uns, und fernher grüßte uns die neue, weiß getünchte Kapelle, zu deren Einweihung wir auf dem Wege waren. Es war natürlich eine große Freude für uns, das Ziel nunmehr so nahe zu haben, um so mehr, als wir im ganzen Wambugulande kein fließendes Bächlein angetroffen hatten, und uns in der heißen Sonne der Durst sehr quälte. Nach

einer Stunde konnten wir uns aber nach Herzenslust erquicken. Und dann währte es nicht mehr lange; als wir wieder eine Anhöhe erklommen hatten, waren wir Hohenfriedeberg so nahe gekommen, daß wir unseren Anmeldungsgruß; „Gott ist die Liebe" mit unseren Instrumenten hinüber senden konnten. Als Gegengruß tönte uns lieblich das „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!" zurück. Darauf noch ein kurzer Aufstieg und wir können uns mit den Missionaren und den Christen begrüßen. Wir waren glücklich und wohlbehalten am Ziel.

Der Tag vor dem Feste mußte fleißig zum Üben der Festlieder benutzt werden, was aber keinerlei Schwierigkeit machte. Unsere Knaben fühlten sich bei den lieben Christen recht wohl, denen es eine Freude war, sie beherbergen zu können.

Den 17. Juni, den Festtag, bliesen wir ein mit „Wachet auf, ruft uns die Stimme!" Um 9 Uhr begann die Feier, die einen erhebenden Verlauf nahm und auf unsere Knaben einen tiefen Eindruck machte. Der Nachmittag wurde durch einen gemeinsamen Ausflug auf eine kleine Höhe gefeiert, wobei die Posaunenchöre reichlich Gelegenheit hatten, zur Freude aller Festgenossen ihre Weisen erschallen zu lassen.

Nur zu schnell gingen die schönen Festtage vorüber und wir mußten an die Heimkehr denken. Am Tage vor dem Aufbruch bekam unser kleiner Nyomba eine starke Mandelentzündung, so daß wir, weil er auch fieberte, beschlossen, ihn zunächst in Hohenfriedeberg zurückzulassen. Als er aber am anderen Morgen sah, daß wir zum Aufbruch fertig waren, rollten ihm die dicken Thränen über die Backen, und bat er so flehentlich, ihn doch auch mitzunehmen, daß wir nicht widerstehen konnten und es wagten. Zum Glück hat ihm der Weg auch nichts geschadet. Mit dankbarem Herzen nahmen wir von unseren lieben Gastfreunden Abschied. Indes machten wir's nun, wie einst die Weisen aus dem Morgenlande, und zogen einen anderen Weg heim in unser Land, da wir, d. h. Missionar Gleiß und ich, jeder mit seiner kleinen Schar, der landwirtschaftlichen Versuchsstation Kwai einen Besuch machen wollten. Wir kamen schon um 2½ Uhr dort an und konnten als Dank für die freundliche Aufnahme, die uns zu teil ward, den Herren Europäern und ihren Arbeitern mit unseren Posaunen eine kleine Gegenfreude machen.

Am andern Tage kamen wir dann wieder in Wuga an, wo wir noch 2 Tage uns aufhielten. Dann aber eilten wir, nach Hause zu kommen. Unterwegs hatte ich das große Glück, eine Moma-Schlange, die am Wege lag, zu erschießen, ehe sie aus ihrem Schlafe erwachte und einen von uns beißen konnte. Wir erkannten darin eine besonders freundliche Bewahrung unseres Gottes. Ist doch die Moma-Schlange außerordentlich giftig. Ihr Biß soll schon nach 2 bis 3 Minuten den Tod des Verwundeten herbeiführen.

Je näher wir nun Lutindi kamen, desto fröhlicher wurden die Knaben. Ganz reizend war ihre Unterhaltung. Da wurde schon auf das genaueste ausgemalt, wie sich das Wiedersehen auf Lutindi gestalten würde, wie man dort z. B. auf den Signalschuß von der Kungahöhe aus, den zu geben ich versprochen hatte, die Flagge am Mast aufziehen würde und wie dann die Mädchen und die Knaben und Bwana Libussi (Herr Liebusch) und Bibi (Frau) Marie den Lutindihügel zu unserer Begrüßung heruntereilen würden. Dann hieß es, „ob wohl Peter (unser kleiner Affe) nicht weggelaufen ist? ob die Ziegen wohl wieder kleine Lämmer bekommen haben?" u. s. w. Unter solchen Fragen erreichten wir Kunga. Hier saßen nun fast alle Dorfbewohner vor dem Dorfe. An jedem anderen Tage wären die Jungen sicherlich nicht vorbeigekommen, ohne erst in ihrer Mitte sich niederzulassen. Heute aber war dazu keine Zeit und trotz aller Müdigkeit wurde ohne Aufenthalt weiter marschiert. Nun fällt mein Schuß; von Lutindi aus wird er erwidert. Programmäßig geht die Flagge hoch und die Kinder eilen den Berg hinunter uns entgegen. Das war eine Freude des Wiedersehens, wie ich sie noch nicht erlebt hatte! Wie froh fühlt man sich doch da, wo man zu Hause ist! und wie leuchteten aller Augen bei der gegenseitigen Begrüßung! Lange haben wir dann noch zusammen gesessen, Kinder und Geschwister und gegenseitig berichtet, was man in den 2½ Reisewochen

beiderseits erlebt hatte. Bei den Kindern war's zu spaßig; eins ließ das andere fast nicht zu Worte kommen, so eilig hatten sie's alle mit dem Erzählen. Und so ist's noch eine ganze Zeit geblieben. Die Reise nach Hohenfriedeberg hat sich den Knaben tief eingeprägt."

9. Trübe Zeiten.

Es sind über unsere Station auch schon trübe Zeiten hereingebrochen. Wir haben in der „Afrika" eingehend von der Hungersnot und der Heuschreckenplage berichtet. Unsere Anstalt selbst ist ja durch die Hilfsbereitschaft unserer Freunde davor bewahrt geblieben, daß der Hunger sein Schreckensregiment hätte üben dürfen. Doch sind diese langen Monate auch für sie bange Zeit gewesen. Wie oft haben sie während der Dürre vergeblich gesät! wie manchmal mußten sie Besorgnis hegen, ob es gelingen würde, Nahrungsmittel von der Küste zu beschaffen, da in der Umgegend die Pocken ausgebrochen waren und niemand es wagte, Trägerdienste nach der Küste zu leisten. Immerhin war es für unsere Diakonen in dieser Zeit eine Freude, daß sie ihren hungernden Nachbarn Arbeit gewähren und Verdienst bieten und so ihnen Mittel zum Ankauf von Nahrung geben konnten. Es ist leicht einzusehen, wie durch solche Hilfe in der Not das Vertrauen der benachbarten Eingeborenen wesentlich gestärkt und befestigt worden ist.

Dazu haben übrigens auch die Dienste viel beigetragen, welche die mancherlei Kranken, namentlich die Wundkranken in unsrer Anstalt je und je gefunden haben. (Vgl. S. 87.)

Doch wenn oben trübe Zeiten erwähnt wurden, so waren damit besonders Ereignisse gemeint, die tiefe Trauer auf unserer Station verursachten. Um sie kennen zu lernen, machen wir einen Besuch auf dem

Friedhof unserer Station.

Das erste Grab, welches gegraben wurde, ist das der Schwester Lina Dieckmann, von deren Heimgang ausführlich berichtet ist. Auch die zweite Hausmutter von Lutindi hat nun bereits ihr letztes Ruheplätzchen dort gefunden, neben ihrem kleinen Töchterchen, das bald nach der Geburt starb.*) Außer diesen beiden finden wir schon eine kleine Anzahl von Gräbern von unseren Pfleglingen und Zöglingen.

Besonders bewegt treten wir an die Gräber der beiden Knaben Kademigwa und Hamissi heran, welche durch einen Unglücksfall ums Leben kamen.

Weiter sind folgende zur letzten Ruhe gebettet: Ajabu, ein Knabe, welcher kurz nach seiner Ankunft von Tanga auf Lutindi am Fieber, das er auf dem Wege durch die Ebene sich zugezogen hatte, gestorben ist.

---

*) Vgl. „Afrika" 1900, S. 29 ff.

Eine alte Frau, die, geistig sehr abgestumpft, mit großen Wunden behaftet nach Lutindi kam, an deren Folgen sie gestorben ist.

Ein kleines Mädchen, ein Säugling. Es trug einen Perlen-, d. h. einen Daua- oder Zaubergürtel um seinen Unterleib. Durch



Schwester Lina Dickmanns Grab.

den Druck des Gürtels war eine Entzündung entstanden, welche gar bald den Tod des kleinen Wesens im Gefolge hatte.

Ein Mjamwesi, der auf der Plantage Ambangulu gearbeitet hatte und beim Baumfällen einen schweren Unfall erlitten. Er

wurde mit einem Oberschenkelbruch und einer Bauchfell-Zerreißung zu uns gebracht. Am dritten Tage nach seiner Überführung zu uns brachte ihm der Tod endlich die Erlösung von seinen großen Schmerzen.

Einer unserer Washambaa-Arbeiter, der beim Fällen eines Baumes verunglückte.

Die kleine Bahati, ein epileptisches Mjamwesi-Mädchen. Es war vom Herrn Bezirksamtmann Meyer und Herrn Martienszen von Ambangulu verlassen am Wege aufgefunden und uns zugewiesen. Sie ist an den epileptischen Anfällen gestorben.

Kubesi, ein Mbugu-Knabe, der uns vom Bezirksamt Rusoko, oder Wilhelmsthal überwiesen war, weil er von seinem Vater zum Stehlen angehalten wurde. Er starb an der Ruhr, die bei ihm wahrscheinlich die Folge der Hungersnot war.

So ist in den 3 Jahren, seitdem unsere Anstalt eröffnet ist, schon manches Grab gegraben worden. Auch auf den Höhen der ostafrikanischen Schweiz hält der Tod seine Ernte. Und der kleine stille, wohl gepflegte Friedhof ist eine ständige Mahnung für unsere Geschwister, ihre Arbeit an den Kindern im Lichte und vor den Thoren der Ewigkeit zu thun.

10. Pflegeeltern der Kinder.

Zwischen unserer Anstalt und der Heimat haben sich im Laufe der Zeit manche enge Beziehungen geknüpft. Es haben sich einige Freunde und einige Gemeinden die Not der heimatlosen und elternlosen Kinder zu Herzen gehen lassen und die Kosten der Erziehung eines bestimmten Kindes übernommen, die auf 100 Mk. jährlich berechnet worden sind. Es wird den Pflegeeltern bzw. der pflegenden Gemeinde in gewissen Zwischenräumen ein Bericht über das Kind erstattet. Dieses selbst schreibt auch wohl je und dann einen eigenen Bericht an seine Wohlthäter, so daß ein Band von Liebe und Dankbarkeit das weite Meer überbrückt, welches den einen eine rechte Freude, den anderen aber das Bewußtsein giebt, daß auch in der Ferne Herzen ihm zugethan und wohlgesinnt sind. Es wäre dem Evangelischen Afrika-Verein eine große Hilfe und eine ganz besonders willkommene Unterstützung, wenn zu den bisherigen Freunden noch weitere sich finden wollten, welche die Pflegschaft für eins der Kinder übernehmen.

Zum Schlusse mag hier eine

11. Beschreibung der Station, wie sie jetzt ist,

Aufnahme finden, wie sie im Großen und Ganzen der Generalsekretär unseres Vereins, Pastor Otto, für die „Deutsche Kolonialzeitung“ verfaßt hat.

Durch einen schattigen Wald mit prächtigen Laubbäumen führt der Weg in die Höhe. Mächtige Schlingpflanzen ranken an ihnen empor und dichtes Gestrüpp mit Riesenfarn bedeckt den Boden.



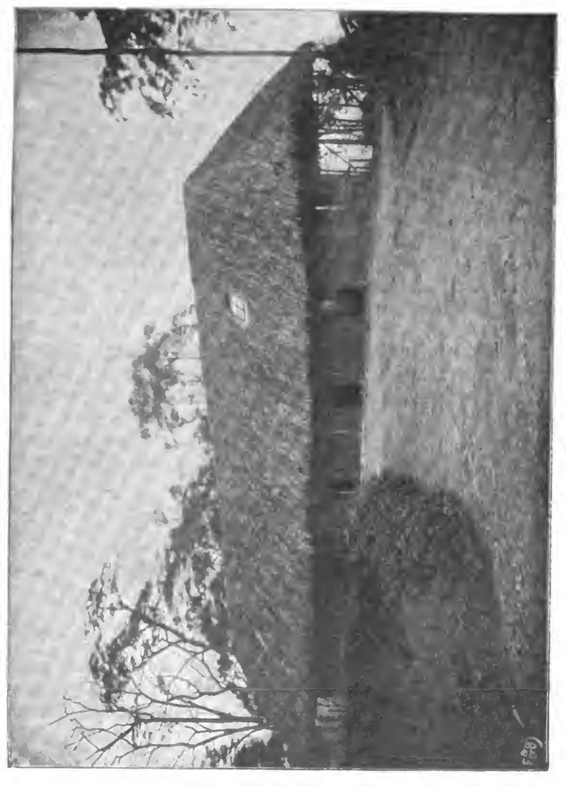
Gesamtansicht der Anstalt.

Blühende Myrten stehen am Wege und rote Geranien und blaue Vergißmeinnicht muten uns heimatlich an am plätschernden Bache. Sind wir über Geröll und Bergbäche hinweg oben angelangt, so

liegen vor uns die Gebäude von Lutindi, eine Kolonie mitten im Urwalde. Betreten wir vom Westen her die Station, so erblicken wir — das erste Haus linker Hand auf unserm Bilde — ein längeres Gebäude, das Mädchenhaus, in welchem Schlaf- und Wohnräume für die auf der Station untergebrachten Mädchen sowie die Wohnung des ersten Vorstehers sich befinden, daneben zur Rechten ein Hühner- und Taubenhäuschen, und an einem kleinen von einem Wasserlaufe durchflossenen Teiche auch ein versteckt liegendes Entenhäuschen, dem Mädchenhause gegenüber die Kinderküche und die der Europäer. Am Hühner- und Taubenhäuschen vorbei führt der Weg uns zu dem auf unserem Bilde wenig sichtbaren großen Viehstall. Ihm gegenüber erblicken wir wieder ein noch größeres Gebäude, das Knabenhaus mit den Wohn- und Schlafräumen für die Knaben und der Wohnung des zweiten Vorstehers. Vor ihm ist ein Geräteschuppen aufgeführt und daneben der Schaf- und Ziegenstall. Auch eine schattige Laube im Busche und die kleine Kapelle für die Bewohner der Anstalt fehlen nicht. Mitten auf dem Platze weht an hohem Maste, der die Gebäude weit überragt, bei festlichen Gelegenheiten die deutsche Flagge. Sind die Gebäude auch zum größten Teil noch einfach und primitiv aus Baumstämmen und Lehm aufgeführt, so gewährt doch das Ganze einen überaus anmutigen und gemütlichen Anblick. Tauben fliegen aus und ein, Enten plätschern im Wasser, Hühner gackern, Hähne krähen und auch das Borstentier tummelt sich mit seinen Ferkeln zuweilen im Freien.

Steigen wir nun noch ein wenig höher hinauf, so kommen wir zum Erholungshause, welches gleichfalls vom Evangelischen Afrika-Verein für erholungsbedürftige Europäer auf dem Lutindi-Hügel erbaut, mit erhalten wird. Wir schauen ein großes Gebäude mit weiß getünchten Wänden, einem grauen Dach aus den Scheiden von abgestorbenen Bananenblättern, welches eine Anzahl von Räumen zur Beherbergung von Gästen enthält. Dicht dabei befindet sich auch die dazu gehörige Küche. Von hier, aus luftiger Höhe eröffnet sich unseren Blicken eine herrliche Aussicht. Nicht nur, daß wir die Gebäude der Erziehungsanstalt, ihre Gärten und Felder übersehen, unsere Blicke gehen weiter. Tief hinab schauen wir in das weite Useguha mit seinen Dörfern auf den Inseln des Pangani. Wir sehen seine hochschäumenden Stromschnellen. Wundervoll hebt sich der mächtige Wasserfall unterhalb Mashindei hervor und bietet uns an der gegenüberliegenden Bergkette ein farbenprächtiges Bild. Wie herrlich drehen sich der Sonne Strahlen in dem schäumenden und sprudelnden Gewässer! Wie prachtvoll hebt sich dagegen im Hintergrunde das tiefe Grün des Urwaldes! Hier oben ist es luftig und kühl, hier kann sich der Europäer erholen von der Hitze der Küste, hier kann er in Ruhe des Nachts schlafen, denn Moskitos giebt es hier nicht und kühl ist es, daß er sich des Nachts fest in wollene Schlafdecken ein-

hüllen muß. Ist er aber lange genug hier, so wird er gegebenenfalls auch das Fieber los und kann sich so unter Umständen die kostspielige Reise nach Europa sparen.



Das Erholungshaus.

Schlußwort.

Hiermit haben wir unsere Leser und Vereinsmitglieder einmal einen tieferen Einblick in die große und wichtige Arbeit des Evangelischen Afrika-Vereins an den Sklaven-Kindern und Waisen thun lassen. Möchte er dazu dienen, in ihnen neue Freude und Willigkeit zu erwecken, an diesem großen Liebeswerke weiterhin mitzuarbeiten und uns nach Möglichkeit immer neue Freunde zuzuführen, damit

auch die übrigen nicht minder wichtigen Aufgaben des Vereins mehr und mehr zur praktischen Ausführung kommen. Wir denken da zunächst an die Aussendung von Ärzten. (Sogenannte Ärzte-Mission.) Wer das Elend, wer die Hilflosigkeit der Eingeborenen bei so mancherlei Krankheit, auch ihren Aberglauben, der sich in solchen Fällen im Zaubereiwesen kund thut, kennt, wer da weiß, in welcher Not sich auch der deutsche Ansiedler oftmals in Ermangelung eines Arztes befindet, wer für solche Not Verständnis und ein rechtes Herz hat, der reiche uns eine Gabe dar und helfe uns damit die Mittel zur Aussendung eines Arztes aufzubringen, der bisher vom Evangelischen Afrika-Verein unterstützt für die ärztliche Arbeit in den Tropen vorgebildet ist. Wer von der Erkenntnis der Notwendigkeit solcher echt deutscher Kultur- und evangelischer Liebesarbeit durchdrungen ist und dementsprechend bereit, selber zu helfen, sowie Freunde für solche Arbeit zu werben, der lasse sich von unserm Generalsekretär Aufrufe und Drucksachen kommen, welche über die Arbeiten des Evangelischen Afrika-Vereins Aufschluß geben, und überreiche sie Freunden und Bekannten, mit der Bitte, solche Arbeit durch ihren Beitritt freundlichst unterstützen zu wollen. Solche Drucksachen werden jederzeit gern frei zur Verfügung gestellt. Es giebt noch viel zu thun, um auf evangelischer Grundlage eine gut deutsch und vaterländisch gesinnte Bevölkerung in unsern Kolonien heranzuziehen und zu erhalten; doch was wir dafür thun, gereicht zugleich auch zum Wohle und Nutzen unseres engeren Vaterlandes, und somit erfüllen wir zugleich eine schöne, patriotische Pflicht.

O.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen den 13. Mai 1900.)

Seit einiger Zeit wurden in Rom Verhandlungen zwischen England und Italien geführt, welche offiziell die Regelung der Grenze zwischen dem britisch-ägyptischen **Sudan** und Erythräa zum Zweck hatten, während man ziemlich allgemein an weiter gehende und zwar militärische Ziele Großbritanniens glaubte. Anfang April ist nun der Kommandant der englischen Truppen in Ägypten, General-major Talbot in Massauah eingetroffen, um sich mit dem Zivil-Gouverneur von Erythräa, Martini, über die gegenseitigen Beziehungen zu beraten, und man nimmt an, daß gerade die Entsendung des Truppen-Kommandeurs den Zweck hat, Italien zu einer mittelbaren Unterstützung der englischen Kriegsführung in Südafrika zu vermögen, indem die weitere Entblößung Ägyptens und des Sudan von britischen Truppen ermöglicht werden kann, wenn Italien hier die Stelle des Wächters übernimmt.

Die im Interesse des ganzen unteren Nil-Gebietes mit starken Kräften unternommene Arbeit an den Sedd-Verstopfungen scheint dem Major Peake zu gelingen. Nachdem er 9 meilenlange Barren der schwimmenden Pflanzenmassen durchbrochen hat, hoffte er bis Ende April einen vollständigen Kanal herstellen zu können. Es bleibt noch aufzuklären, auf welche Weise Leutnant Henry seine Fahrt von Kero nach Khartum bewerkstelligt hat (mittelst des Seraf?). Er hat am 13. Januar letzteren Ort wieder verlassen, um mit seinen Begleitern (4 Weiße, 50 farbige Soldaten) den Nil hinauf seine Rückreise anzutreten. Als Nachspiel des Mahdisten-Krieges wird der Kampf hingestellt, welchen am 19. März der Gouverneur von Harrar mit zahlreichen Mohammedanern bei Digdiga in Ogaden zu bestehen hatte. Menelik sandte 8000 Berittene zur Verstärkung und es gelang, die „Mahdisten“ mit 2000 Mann Verlust zu zersprengen.

In **Deutsch-Ost-Afrika** rückt die Frage der Grenzregulierung mit dem Kongostaate endlich ihrer Erledigung näher. Nachdem thatsächlich infolge der im Grenzgebiet durch die rebellischen Soldaten erregten Unruhen die deutschen Truppen bis an den Russisi- und Kivu-See herangegangen sind und in dieser Linie (welche als Grenze beansprucht wird) eine Reihe fester Posten hergestellt haben, hat sich die Regierung des Kongostaates bewogen gefunden, in die Erledigung der Frage durch eine gemischte Kommission an Ort und Stelle zu willigen. Es schien, als sei Oberst Wahis mit der Feststellung der örtlichen Verhältnisse beauftragt, jedoch wurde neuerdings ein anderer Offizier, Kapitän Bastin hierzu bestimmt. Allerdings scheint die Lage des Kivu-Sees bisher unrichtig angenommen zu sein. Hat sich doch bei den neuesten astronomischen Längenbestimmungen, welche Fergusson, der Geograph der englischen Expedition unter Moore (zur Erforschung der zentralafrikanischen Seen) veröffentlichte, herausgestellt, daß die Lage des Tanganika auf den bisherigen Karten falsch angegeben ist. Während das Südende richtig angenommen ist, muß das Nordende beträchtlich nach Westen verschoben werden (Udschidschi um 24′, das sind 45 Kilometer), Deutsch-Ost-Afrika erhält dadurch einen Zuwachs von 13 bis 15000 qkm auf Kosten des Kongostaates. Es ist wohl vorauszusetzen, daß dies auf die Entscheidung über die Grenze zwischen Tanganika und Albert-Edward-See nur günstig für die deutschen Ansprüche wirken kann, da deren südlichster Teil weiter nach Westen rückt, die Linie im allgemeinen also folgen muß.

Über die Ursachen des inzwischen bereits erledigten Aufstandes der Aruscha-Leute giebt ein Bericht des Hauptmanns Johannes Aufschluß, den er im „D. Kol.-Bl.“ veröffentlichte. Er schildert die Bevölkerung des Kilimandscharo und Meru als zähe Bergvölker von großem Freiheitsdrang, welche die alte Herrlichkeit ihres Kriegerlebens und ihrer Willkürherrschaft über schwächlichere Stämme nicht vergessen können und den Augenblick herbeisehnen, wo sie die

Europäer-Herrschaft abschütteln können, welche sie aller Vorrechte beraubte. Bisher scheiterten ihre Wünsche an gegenseitiger Eifersucht und Feindschaft. Im vorigen Jahre kam aber ein Bündnis der früher mächtigsten Landschaften, Moschi und Kiboscho, zustande, und sie verbündeten sich mit der Bevölkerung des Meru-Berges und den Massais zum gemeinsamen Angriff der Europäer. Als die Besatzung von Moschi im Dezember verringert wurde, umzingelten sie diese in der Nacht vom 21. zum 22., während die Häuptlinge vom Meru-Berge sich unter dem Vorwande friedlicher Schauris selbst auf der Station befanden. Das Überrumpeln der Besatzung mißlang aber, weil diese Wind von ihren Plänen bekommen hatte; die Angreifer wurden mit Feuer empfangen, und so zogen sie sich bis auf günstigere Zeiten zurück. Jedoch folgte ihrem Vorhaben die Bestrafung, sobald Hauptmann Johannes Verstärkung von der Küste erhalten hatte. Er ist bereits vom Meru-Berge nach Moschi zurückgekehrt.

Zu den Ausfuhrartikeln der Kolonie gesellen sich jetzt die Granaten, deren Vorkommen im Schutzgebiet zwar länger bekannt war, aber zuerst vom Bergassessor Bornhardt in das rechte Licht gestellt wurde. Die von ihm mitgebrachten Proben wurden auf Veranlassung des Auswärtigen Amtes geschliffen und erzielten höhere Preise als böhmische Granaten. Das ganze Fundgebiet ist seitdem an einen Privatunternehmer vergeben, welcher innerhalb 26 Tagen 600 kg gut sortierter Granaten an der Oberfläche einsammelte. Nach neuen Gerüchten sollen am Kivu-See auch neue Goldfunde gemacht worden sein.

Oberstleutnant Gerding und Hauptmann Schlobach sind seit einiger Zeit damit beschäftigt, die endgiltige Trace für die Zentralbahn festzulegen. Sie beginnt dicht am Hafen von Dar-es-Salam, woselbst sich ein Quai herstellen läßt, welcher den Ozeandampfern das Anlegen gestattet, folgt dann der großen Barra-Barra, geht aber vor den Pugu-Bergen links ab, südlich an Kisserawe vorbei und auf die Mafisi-Fähre am Kingani zu. So bemühen sich dort unsere Offiziere der Eisenbahntruppe um ein jedem Einsichtigen notwendig erscheinendes Projekt, während die Volksvertretung nicht einmal die geringe Summe für die Vorarbeiten bewilligt und sich den Mahnungen eigensinnig verschließt, welche aus dem Auslande laut genug ertönen. Sie glaubt immer noch Zeit zu haben, während die Uganda-Bahn bereits bis Nairobi, 524 km von der Küste, in Betrieb ist, und das englische Unterhaus keinen Augenblick zögert, zu ihrer Vollendung 40 Millionen Mark zu bewilligen. Sie glaubt noch immer an keine Rentabilität, obgleich fast alle afrikanischen Bahnen sich rentieren, und selbst die Ugandabahn in dem öden Gebiet, welches sie bisher durchläuft, einen immer steigenden Verkehr aufweist. Der ganze Karawanenverkehr hat sich von der auf deutsches Gebiet führenden Straße der Eisenbahn zugewandt, und es ist bereits jetzt zu bemerken, daß der ganze Verkehr aus dem nörd-

lichen Teile des Schutzgebietes auf englisches Gebiet hinübergeleitet wird. So wird es weiter gehen, bis die Ausbeutung unseres Besitzes, den wir mit Blut und Opfern aller Art erkauft haben, ganz in englischen Händen sein wird, während wir die Kosten der Verwaltung und militärischen Sicherung tragen. Das danken wir der Weisheit unserer Volksvertretung.

An der Küste wenigstens geschieht einiges. Das Schwimmdock ist zum Versand fertig, und die Anlage einer befestigten Kohlenstation in Dar-es-Salam ist gesichert. Notwendig für unsere Flotte, aber der Kolonie hilft das nichts. Die zur Weiterführung der Usambara-Bahn bis Mombo geforderten 72000 Mark sind bewilligt. Es nimmt sich recht jämmerlich aus, dieser langsam wachsende Zwerg gegen den mächtig sich entwickelnden riesigen Nachbar, die Uganda-Bahn.

Für **Portugiesisch-Ost-Afrika** ist endlich die wichtige Entscheidung über die Delagoa-Bahn gefallen. Hiermit wird ein Streit geschlichtet, dessen Vorgeschichte bis zum Jahre 1883 zurückreicht. Der Amerikaner Mac Murdo erhielt damals (14. Mai) von Portugal die Konzession zum Bau einer Eisenbahn von Lourenzo Marques bis zur Grenze von Transvaal. Er vermochte aber nicht, die zur Aufbringung des Kapitals ausgegebenen Obligationen (425000 neben 498940 Pfund in Anteilscheinen) unterzubringen. Die Gesellschaft mußte verzichten. In London ward dann am 17. März 1887 eine neue Gesellschaft gegründet, die sich als Schwindelunternehmen herausstellte. Inzwischen schritt der Bahnbau nicht vorwärts; als die Regierung nun die Herstellung binnen einer kurz bemessenen Frist verlangte, wurden in 7 Monaten über 80 Kilometer erbaut, aber nur sehr flüchtig und nachlässig. Portugal zog deshalb im Juni 1889 die Konzession zurück, um die Eisenbahn für eigene Rechnung fertig zu bauen; England und die Vereinigten Staaten erhoben Einspruch und so einigte man sich auf den Schiedsspruch durch drei Schweizer. Am 3. August 1891 trat das Schiedsgericht zusammen, am 29. März 1900 hat es endlich sein Urteil dahin abgegeben, daß Portugal 15314000 Frks. nebst einfach berechneten Zinsen zu 5% vom 25. Juni 1889 an, zusammen also etwa 23700000 Frks innerhalb 6 Monaten zu zahlen hat. Diese Summe erreicht noch nicht die Hälfte der von den Klägern geltend gemachten Forderungen. Natürlich waren die Londoner Blätter einig darin, den Schiedsspruch unbillig zu finden und anzugreifen. Die britische Regierung hat ihn aber angenommen. Portugal lehnte das Anerbieten des südafrikanischen Freistaates, die Summe ihm vorzuschießen, dankend ab und glaubt keiner fremden Unterstützung zu bedürfen. Die Regierung ist offenbar in letzter Zeit eifrigst bestrebt, den Kolonialbesitz zu erhalten und mit größerer Energie zur Entwicklung zu bringen; hierfür sprechen vor allem die Eisenbahnprojekte in West-Afrika. Sie ist aber dabei politisch völlig ohnmächtig gegen England, sonst wäre sie wohl nicht zu dem Neu-

tralitätsbruch gezwungen, welcher trotz aller schönen Redensarten und Ausflüchte klar und deutlich in dem den Briten zugebilligten Durchzugsrecht von Beira nach Rhodesia sich ausspricht. Im grellsten Widerspruch dazu steht die alle Grenzen überschreitende Handhabung der „neutralen“ Einfuhrbeschränkung in Lourenzo Marques, bei welcher selbst Getreide, Fleisch, Kleider und Schuhe als Kriegskontrebande bezeichnet und nicht durchgelassen werden. In den Steuerbüreaus kommandieren die englischen Beamten.

Die **Burenstaaten** führen mit zäher Ausdauer den Kampf mit der britischen Übermacht weiter und bewahrheiten das Wort, welches Krüger vor dessen Beginn aussprach, daß man erstaunt sein werde über die Unmasse Blut, welche dieser Krieg kosten werde. Die Verluste der Engländer sind thatsächlich geradezu entsetzlich. Londoner Blätter berechnen sie auf etwa 34000 Köpfe, worunter etwa 5000 Tote, 6400 kampfunfähig zurückgeschickte, über 4000 Gefangene und 18500 noch Kranke und Verwundete. Diese Zahlen stimmen aber nicht, wie schon die der Gefangenen beweist, auch fehlen die an Krankheit Gestorbenen. Die „Cape-Times“, ein englandfreundliches Blatt, kommen auf 65000 Köpfe ohne Anrechnung der Verluste in den letzten Monaten, so daß insgesamt eine Zahl von mehr als 70000 sich ergeben muß. Diese Verschiedenheiten sind leicht erklärlich, da die Londoner Blätter die zahlreichen von ihren Wunden Genesenen wahrscheinlich unter den Verlusten gar nicht mitzählen, sondern nur den thatsächlichen Abgang und diesen um Tausende zu gering veranschlagen. Wenn sich also auch die Zahlen mit Genauigkeit nicht feststellen lassen, müssen die Verluste ganz unverhältnismäßig groß sein im Vergleich zu denen der Buren, welche einschließlich aller Verwundeten, Kranken und Gefangenen (4000) auf etwa 9000 kommen.

Allerdings haben die Buren schwere Verluste an Führern erlitten: erst Cronje und Ferreira, dessen Tod noch nicht völlig aufgeklärt ist, dann starb am 27. März Joubert, der Kriegsoberste und bewährte Führer von 1889 (zu seinem Nachfolger ward Louis Botha ernannt), am 6. April fiel Villebois Mareuil, der treue Ratgeber Jouberts, zuletzt Führer im Westen, die deutschen und viele andere ausländische Offiziere sind teils gefangen, teils gefallen und von den namhaften Burenführern viele verwundet. Aber Krüger und Stejn sind persönlich unermüdlich thätig; wo der Widerstand zu erlahmen scheint, sind sie zur Stelle, um durch Beispiel und zündende Reden und Ansprachen ihre Mitbürger neu zu ermutigen, um für Nachschub aller Bedürfnisse Sorge zu tragen und die Verbindung zwischen den weitzerstreuten Abteilungen zu erhalten. Zur obersten Leitung der Operationen wurde Ende März ein oberster Kriegsrat, bestehend aus Botha, Schalk Burger, Erasmus und Villebois-Mareuil, eingesetzt.

In Voraussicht einer langen Dauer des Krieges und eines bis aufs äußerste fortzusetzenden Widerstandes mußte Krüger auf eine recht-

zeitige Ergänzung an Geschützen und Munition, sowie Verstärkung wichtiger Städte bedacht sein. Mit Hilfe ausländischer Fachleute (von Creusot) gelang es, in einer Fabrik in Johannesburg (Begbie) Geschütze und Munition herzustellen. Am 24. April fand hier eine große Explosion statt, welche Gebäude zerstörte und 70 Menschen tötete und verwundete, und man nimmt wohl nicht mit Unrecht an, daß hier eine böse Hand im Spiele gewesen ist, weshalb Krüger alle noch in Johannesburg befindlichen Engländer anwies, binnen 48 Stunden das Gebiet Transvaals zu verlassen. Allzu bedeutend kann aber die Zerstörung nicht gewesen sein, sonst würde es auch bei der größten Energie nicht möglich gewesen sein, bis Anfang Mai die Wiederherstellungsarbeiten so weit zu fördern, daß die Arbeit, wie geschehen, wieder aufgenommen werden konnte.

An der Befestigung von Pretoria und Johannesburg wird unter Heranziehung der Kaffern emsig gearbeitet, zugleich soll aber im gebirgigen Distrikt Lydenburg ein neuer Verteidigungsmittelpunkt durch Anlagen von Befestigungen und Anhäufen von Vorräten geschaffen werden, so daß die Engländer mit Eroberung von Pretoria das Ziel nicht erreicht haben werden. Auch wird berichtet, daß die von Komati-Poort abzweigende Bahnlinie weiter ausgebaut werde. Man schloß hieraus, die Buren wollten nach ihrer Vollendung (das wäre doch die Verlängerung bis Middelberg oder einem andern Ort, wo sie wieder in die Delagoa-Bahn einmünden kann) die Delagoa-Bahn zerstören.

Während sie so alles thun, um einen langen Widerstand zu ermöglichen, sind die Buren doch nicht müßig, auch alle irgend ausführbaren Schritte zu thun, um den von ihnen ersehnten Frieden unter annehmbaren Bedingungen herbeizuführen. Sie haben die Regierungsmitglieder Fischer und Wolmarans mit einer besonderen Mission nach Europa, oder richtiger nach Amerika gesandt. Denn dorthin haben diese sich nach kurzem Aufenthalt in Europa eingeschifft und gleichzeitig einen Aufruf an das amerikanische Volk veröffentlicht, in welchem sie dieses an ihre vor einem Jahrhundert durchgefochtenen Freiheitskämpfe erinnern und die Erwartung aussprechen, es werde ihnen helfen, den Bruderkrieg in Südafrika zu beendigen und ein Schiedsgericht über die streitigen Fragen durchzusetzen. In der That sind die Vereinigten Staaten Nord-Amerikas einzig und allein imstande, einen hierhin zielenden Druck auf England auszuüben, eine Aktion, der sich, wenn sie einmal in Fluß gekommen, doch vielleicht auch die Staaten Europas anschließen möchten, um diesem von allen mit gleichem Abscheu verfolgten frivolen Kriege ein Ziel zu setzen.

Daß die Buren thatsächlich, wie von englischer Seite verbreitet wird, die Absicht haben sollten, die Bergwerke von Johannesburg durch Minen zu zerstören, ist kaum glaublich. Die Personen, welche in diesem Departement an der Spitze stehen, wie der Staats-Minen-Ingenieur Klimke, sind viel zu besonnene und billig denkende Männer,

als daß sie dem möglichen Drängen erbitterter Heißsporne nachgeben sollten. Gewinnen könnten die Republiken damit nichts. Andere Anschuldigungen, wie sie sogar Roberts in einer an Krüger gerichteten Protestnote glaubte aussprechen zu müssen, finden eben nur bei den Engländern Glauben. Es hätte kaum des Zeugnisses des amerikanischen Konsuls, Mr. Hay, welcher die Gefangenen in Waterval besuchte und alles den Umständen entsprechend befriedigend fand, bedurft, um die Behauptung unglaubhaft zu machen, daß die gefangenen Kapländer schlecht behandelt würden. Die Erfahrung haben viele englische Verwundete und Gefangene gemacht und rühmend anerkannt, daß die Buren allen ihren Gefangenen eine geradezu beispiellos milde und fürsorgliche Behandlung zu teil werden lassen. Baron Roberts hätte sich diese Anklage schenken können. Glaubhafter ist die Nachricht, daß in Swasiland, das jetzt der starken Hand des Herrn entbehrt, unter den Eingeborenen allerhand bösartige Ausschreitungen vorkommen.

Wenden wir uns nun zu den Engländern, welche die gefangenen Buren, um ihrer ganz sicher zu sein, nach St. Helena transportieren (Cronje ist am 14. April dort angelangt) und selbstverständlich einen Austausch verweigern. Sie wissen ihre Landsleute bei den Buren gut aufgehoben und verpflegt, haben Menschenmaterial genug, und die gefangenen Buren sind ihnen also das Drei- und Vierfache wert. Die unter den in Schiffen eingesperrten Gefangenen auftretenden Krankheiten schieben sie natürlich nicht der Behandlung zu, sondern den Verhältnissen des Krieges, während sie Krüger für jeden erkrankten britischen Gefangenen persönlich verantwortlich machen möchten.

Wie die Krankheiten unter den britischen Truppen hausen, darüber erfährt man natürlich im allgemeinen nichts, nur bisweilen schlüpft eine unheimlich hohe Zahl hindurch, die von vielen Tausend Lazarettkranken in diesem und jenem Ort erzählt. Von dem Zusammenschmelzen der Divisionen gibt die 6. Kelly-Kenny ein Beispiel. Sie zählte am 12. Februar 198 Offiziere und 6656 Mann, am 14. März nur noch 138 Offiziere, 5190 Mann. Der Abgang von 60 Offizieren, 1466 Mann bildet also 30 bezw. 22 Prozent innerhalb eines Monats. Noch schlimmer aber als den Menschen ergeht es den Pferden und Zugtieren. In Massen werden sie nachgesandt; aber anstatt große Depots anzulegen, in denen die Tiere sich von der langen und ungemein anstrengenden Seereise erholen können und wieder an Bewegung gewöhnt werden, müssen sie sofort an die Arbeit und fallen infolge dessen massenweise. Es kommt hinzu, daß Roberts seine Kavallerie ungeheuer anstrengt, daß er sie in wenigen Tagen bald nach einer Seite, bald nach der anderen herumwirft, anstatt bestimmte Kavalleriecorps mit Flankenschutz und Frontdeckung dauernd zu beauftragen. Die besten Pferde würden hierbei zu Grunde gehen. So verlor er in der ersten Aprilwoche an 1000 Pferde

durch Krankheit, und man rechnet, daß er wie Buller monatlich 5000 Pferde für ihre Kavallerie verbrauchen. Anfang April konnten einzelne Kavallerieregimenter nicht mehr je 100 diensttaugliche Pferde aufstellen. Daraus ist manches erklärlich, vor allem, daß jeder energische Anlauf, den Roberts nimmt und bei dem er seine Kavallerie völlig auspumpt, immer bald ein Ende nehmen muß.

Bevor wir die kriegerischen Ereignisse seit Ende März betrachten, ist es notwendig, die Stärke und Einteilung der englischen Truppen zu rekapitulieren, da sich hierin wesentliche Änderungen vollzogen haben.

Mitte April waren etwa 130000 Mann fechtende Truppen von England nach Südafrika gesandt; seitdem gingen die Verstärkungen nach Beira, um von Rhodesia aus vorzugehen. Die Kap- und Natal-, sowie die Kolonialtruppen werden ungefähr durch die Verluste (wie sie amtlich mitgeteilt sind) aufgewogen. In der Front standen aber Mitte April nur etwa 70000, nämlich 27000 in Natal, 25000 bis 30000 unter Roberts bei Bloemfontein, 8000 Mann unter den aus der Kapkolonie nach Norden vorrückenden Generalen Gatacre, Brabant und Clements, 1000 Mann in Mafeking; der Rest von 60000 Mann wird durch Etappendienst und Besatzungen in Anspruch genommen. Bis Mitte April hat nun Baron Roberts möglichst starke Kräfte an sich herangezogen, und wir finden die Einteilung zu dieser Zeit folgendermaßen:

1. Im Westen (Orange-Freistaat) unter Marschall Roberts:
   1. Kavallerie-Division French:
      1. Brig. Porter, 2. Brig. Broadwood, 3. Brig. Gordon, 4. Brig. Dickson (neu).
   Berittene Infanterie Hamilton:
      1. Brig. Hutton (Kanadier), 2. Brig. Ridley (Südafrikaner).
   Infanterie:
      1. Division Methuen (in Kimberley)
         9. Brig. Douglas, 20. Brig. Paget.
      3. Division Chermside (in Reddersburg)
         22. Brig. Allen, 23. Brig. Knox.
      6. Division Kelly-Kenny (Hauptquartier)
         12. Brig. Clements, 13. Brig. Wavell.
      7. Division Tucker (vor der Front)
         14. Brig. ?, 15. Brig. C. Knox.
      8. Division Rundle (Springfontein)
         16. Brig. (Garde neu) Barrington Campbell, 17. Brig. (noch teils unterwegs) Boyes.
      9. Division Colville (Hauptquartier)
         3. Brig. (Hochländer) Macdonald, 19. Brig. Smith-Dorrien.
      10. Division (noch unterwegs) Hunter
         5. Brig. Hart, 6. Brig. Barton.
      11. Division Pole-Carnero (Hauptquartier)
         1. Brig. (Garde) Jones, 18. Brig. Stephenson.
      21. Brigade Maxwell (Hauptquartier).

Dieses ergibt 17 Infanterie-Brigaden, welche, jedenfalls viel zu hoch, auf 70000 Mann angegeben werden, 1 Kavallerie-Division mit ca. 5000, die berittene Infanterie mit 9000 und die Kolonial-Division mit 3000 Mann. An den Verbindungslinien Kap-Kimberley, Port Elisabeth-Naauwpoort und East London-Aliwal North 30000, zusammen 117000 Mann mit 24 Feld-, 8 reitenden Batterien, 1 Belagerungspark von ca. 30 Geschützen, 6 schweren Schiffsgeschützen, 64 Maximgeschützen, zusammen 292 Geschütze.

2. Im Osten (Natal) unter Buller:
   2. Kavallerie-Division
      1. Brig. Buru-Murdock, 2. Brig. Brackelhurst, 3. Brig. Dundonald.

Infanterie: 2. Division Clery
2. Brig. Hildyard, 4. Brig. Cooper.
4. Division Lyttelton
7. Brig. Kitchener, 8. Brig. Howard.
5. Division Warren
10. Brig. Coke, 11 Brig. Wynne.

Im ganzen 6 Infanterie-Brigaden, etwa 24000, 1 Kavallerie-Division, etwa 3000 reguläre, 4000 Kolonialtruppen, mit Artillerie einige 30000 Mann, 12 Feld-, 2 Feldmörser-Batterien und mit Flottengeschützen (15), Gebirgsgeschützen ꝛc. im ganzen 117 Geschütze.

3. Nach Beira gesandt unter Carrington:
5000 Mann auserlesene berittene Schützen.

Die Armeen beziffern sich danach (wahrscheinlich bedeutend zu hoch) auf 155000 Mann. Die Division Warren ist, wie ersichtlich, nach zweimaligem Befehl zum Abmarsch bei Buller geblieben, dagegen die 10. Division Hunter ihm entzogen worden.

Betrachten wir nun die Vorgänge seit Ende März.

Am 27. März besetzte Clements auf dem Vormarsch aus dem Kapland nach Bloemfontein anstandslos Fauresmith im Süden des Orangestaates. Die kleine Burentruppe, welche daselbst zurückgeblieben war, machte sich bald darauf an der Verbindungslinie Modder-River-Bloemfontein bemerklich. Die Hauptmacht der am Orange gestandenen Buren wurde von Olivier und Grobler (nicht De Wet, wie im Aprilbericht irrtümlich angegeben) außerordentlich geschickt an der Flanke der britischen Streitmacht vorbei bis Ladybrand geführt. Hier scheinen verfolgende englische Truppen mit schwachen Kräften gar zu eifrig nachgedrängt zu haben; sie wurden am 26. März herausgeworfen. French, welcher am 18. nach Thabanchu gesandt war, um die nach Norden ziehenden Buren abzufangen, hatte sie zu stark befunden und war am 25. nach Bloemfontein zurückgekehrt. Er ließ aber die Brigade Broadwood zurück, um den wichtigen Punkt zu halten.

Während dem schoben die Buren von Norden her ihre Vortruppen bis Brandfort (51 km nördlich Bloemfontein) vor und stießen bei Karree, südlich Brandfort, mit englischen Truppen am 29. März zusammen. Der bereits beschlossene Vormarsch Roberts ward dadurch für den Augenblick aufgehalten, denn die 2—3000 Buren leisteten mit einem einzigen Geschütz den mindestens 10000 Mann starken Engländern 6 Stunden Widerstand. In der Front durch die Division Tucker (7.), in der linken Flanke durch French mit 2 Brigaden, in der rechten durch eine Brigade berittene Infanterie und 6 Geschützen angegriffen, wichen sie erst, nachdem sie durch die Umfassung der Kavallerie dazu gezwungen waren, zurück.

Fast gleichzeitig begann aber De Wet östlich Bloemfontein Offensivbewegungen, welche Roberts in der Folge länger als einen Monat festhielten. Er überfiel in der Nacht zum 31. März die Brigade Broadwood bei den Wasserwerken am Modderfluß zwischen Thabanchu und Bloemfontein, wo er das Lager ohne Vorposten schlummernd antraf, und nahm ihnen bei dieser Gelegenheit 7 Geschütze (nach anderer Lesart 11) und mehrere Munitionswagen ab. Die Wasserwerke bei Sannah Post, welche Bloemfontein mit Wasser versorgen, besetzte er und machte sie durch Herausnehmen einiger Maschinenteile gebrauchsunfähig. Natürlich hatte Roberts wieder keinen anderen als French, der, am 29. erst bei Karree anstrengend beschäftigt gewesen, nun wieder nach Osten vorgehen mußte gegen De Wet, um ihm die Geschütze wieder abzunehmen. Seine Schwadronen wurden mit Feuer empfangen und mit starken Verlusten abgewiesen und weit verfolgt. Bevor die gleichfalls entsandte 9. Division auf dem Kampfplatz eintreffen konnte, waren die Geschütze längst in Sicherheit gebracht. Colville sowohl als French kehrten am 2. April unverrichteter Sache wieder nach Bloemfontein zurück. Die Wasserwerke in Sannahs Post blieben also in Händen der Buren. Roberts that merkwürdigerweise nichts dagegen, sondern war nur bestrebt, möglichst alle Truppen, die von Süden nachrückten,

nach Bloemfontein heranzuziehen, und begann den Ort mit Befestigungen zu umschließen.

Die Buren gewannen Zeit und Raum, die begonnenen Offensivunternehmungen fortzusetzen und auf allen Seiten immer dichter an die Hauptstadt heranzudrängen; am 3. April schwärmten sie schon zwischen Springfontein und Bloemfontein an der Eisenbahn, und am 4. überfielen sie 5 Kompagnien bei Reddersburg (50 km südlich Bloemfontein) auf dem Marsch und nahmen etwa 550 Mann gefangen, während sie die Toten und Verwundeten (10 bezw. 33) liegen ließen. Gatacre, welcher mit 5 Bataillonen und Kavallerie in Springfontein stand, konnte natürlich keine Hilfe bringen, seine Truppen reichten kaum aus, die Eisenbahn zu sichern; so blieb Reddersburg in den Händen der Buren, welche binnen kurzem die ganze Linie von Sannahs Post über Reddersburg bis Jagerfontein (128 km lang) besetzt hielten und nun stärkere Kolonnen weiter nach Süden gegen den Orangefluß vorschoben. Sie besetzten Rouxville, von wo die britische Besatzung am 6. sich nach Aliwal North zurückzog, und griffen am 9. Wepener an, das ein Teil der Kolonial-Division (Brabant) unter Dalgaty besetzt hielt. Dieser Ort mit seiner kleinen Garnison (500 Mann) sollte für die nächste Zeit der Brennpunkt aller Operationen werden.

Dalgaty verteidigte sich gut, die Buren zogen immer mehr Streitkräfte heran; sie wurden dazu genötigt durch die britischen Entsatzversuche. Wepener liegt gleich weit (etwa 100 km) von Bloemfontein, dem Etappenort Bethanie und Aliwal North entfernt. Aus letzterem brach am 14. Brabant mit seiner Division auf und ging nach Rouxville, von Bethanie ging die 3. Division (Chermside) am 13. vor, beide wurden aber offenbar bald durch die Buren aufgehalten. Genaueres aus diesen Tagen ist nicht bekannt, als daß am 14. eine englische Abteilung auf Aliwal North geworfen wurde.

Die erste von Süden eintreffende Verstärkung, die aus Natal kommende Brigade Hart (der 10. Division) ward Brabant zugeteilt; es gelang diesem nun, am 21. bis Buschmanskop (35 km südlich Wepener) vorzudringen, während Chermside, durch die neu eingetroffene 8. Division (Rundle) aus Springfontein verstärkt, am 19. bereits bis De Wet'sdorp (40 km nordwestlich Wepener) gelangt war. Hier stellte sich Botha selber an die Spitze der Buren und warf die Engländer am 20. zurück. Nun entschloß sich Roberts, auch die 11. Division und 2. Kavallerie-Brigade unter French abzusenden, um den englischen linken Flügel zu verlängern und durch gleichzeitiges Vorgehen die Buren vom Rückzug abzuschneiden. In der Nacht vom 22. zum 23. räumten diese Buschmanskop, so daß Brabant langsam nachrücken konnte; am 23. besetzte die berittene Infanterie Hamiltons die Wasserwerke bis Sannahs Post und erhielt durch die 9. Division (Colville) Unterstützung. Durch Besetzung einer wichtigen Höhe, des Leeuwkop, ward die Rückzugslinie der Buren ernstlich bedroht; gleichzeitig machte die 7. Division (Tucker) eine Demonstration nach Norden, und ward die 21. Brigade an den Moddersluß östlich Bloemfontein entsandt.

Die Engländer nahmen nun also ungefähr folgende Stellung ein zum Entsatz von Wepener und zur Umzingelung der Buren: den rechten Flügel bildete zwischen Buschmanskop und Wepener die Division Brabant und Brigade Hart, im Centrum ging gegen De Wet'sdorp die 3., 8. und 11. Infanterie-Division und 2 Kavallerie-Brigaden vor; den linken Flügel nahm die 9. Division, 21. Brigade und Hamiltons berittene Infanterie ein, das sind alles in allem 6 Infanterie-Divisionen und 4 Kavallerie-Brigaden, welche aufgeboten waren (mindestens 50000 Mann), um die 10000 bis höchstens 15000 Buren unter Olivier abzufangen. Da Roberts nach Norden die 7. Division entsandt hatte, damit diese mit einer Rechtsschwenkung den linken Flügel verlängern könne, hatte er eine einzige Division (die 6.) noch zur Verfügung. Und was erreichte er mit diesem Aufmarsch?

Olivier machte am 24. noch eine vergebliche Anstrengung, Wepener zu nehmen und marschierte dann nach Norden ab bis Thabanchu, wo er eine starke Seitendeckung in den Bergen aufstellte. Die 3. englische Division besetzte nun am 25. De Wet'sdorp, Wepener war, nachdem die Besatzung 33 Tote und 132 Verwundete verloren, entsetzt, French und Hamilton stürmten am 26. gegen Thabanchu

vor, fanden aber die Buren hier in so uneinnehmbarer Stellung, daß sie unverrichteter Sache umkehrten. Die englischen Divisionen zogen sich allmählich wieder nach Bloemfontein heran, wo indessen Remonten und die sehnlichst erwarteten Winterkleider eingetroffen waren. Roberts drängte nun vorwärts.

Es ist mit einigen Worten hier einzuschalten, was während dieser Vorgänge im Osten des Orange-Freistaates sich an dessen Westgrenze und in Natal ereignete.

Methuen war mit der 1. Division (kaum 8000 Mann) die Aufgabe gestellt worden, die Umgegend von Kimberley und die westlich gelegenen Gebiete von Griqualand und Betschuanaland zu pacifizieren, sowie eine Expedition zum Entsatz von Mafeking längs der Bahn zu entsenden. Seine Truppen erwiesen sich dazu viel zu schwach. Die nach Griquatown und Kuruman entsandten Abteilungen wurden von den Aufständischen zurückgedrängt, und die Entsatzabteilung für Mafeking stieß schon am Vaal-Fluß bei Fourteen Streams auf so hartnäckigen Widerstand einer mit Geschütz ausgerüsteten Burentruppe, daß jeder Versuch, den Übergang zu erzwingen, scheiterte. Seitdem standen sich bis in den Mai die beiden Abteilungen an beiden Ufern gegenüber und beschossen sich bisweilen mit mehr oder weniger Erfolg.

Ein Vorstoß Methuens gegen Boshof (24 km nordöstlich Kimberley) führte zur Überrumpelung einer kleinen Burenabteilung (einige 60 Mann) an deren Spitze der tapfere französische Parteigänger Villebois am 6. April seinen Tod fand. Später scheint Methuen den Auftrag erhalten zu haben, gegen Hoopstad vorzugehen, um hierdurch gegen die rechte Flanke der Buren zu wirken und Roberts Vormarsch zu erleichtern. Seine nach Zwartkopjesfontein vorgeschobene Vorhut mußte aber am 20. April vor 2000 Buren mit 3 Geschützen auf Boshof zurückweichen, woselbst Methuen in Gefahr geriet, eingekreist und abgeschnitten zu werden.

Indessen besetzten die Buren Windsorton 40 km nördlich Kimberley am 24., und Methuens Lage wurde immer schwieriger, als ihm die Brigade Barton der 10. Division zur Verstärkung übersandt wurde und gleichzeitig der Auftrag zuging, mit dieser vereint auf Hoopstad vorzugehen, während eine andere in Kimberley zu bildende Kolonne auf Mafeking marschieren solle.

Plumer hat mit anerkennenswerter Hartnäckigkeit am 31. März einen abermaligen Entsatzversuch von Mafeking gemacht, indem er diesmal über Zeerust vorging. Die Buren schlugen aber diesen ebenso wie den gleichzeitigen Ausfall der Besatzung zurück. Der Zustand in der Feste soll Grauen erregend sein.

In Natal haben die Buren die 9 Pässe des Gebirges besetzt, wie die Patrouillen Bullers bestätigten. Die Hauptmacht verschanzte die Biggarsberge und besetzte mit der Vorhut das nördliche Ufer des Sunday-Flusses. Anfangs schob Buller seine Truppen bis Elandslaagte vor, ohne die Stellung der Buren hinreichend aufzuklären; am 10. April ward sein Lager überraschend von deren schweren Geschützen beschossen; ein Vorstoß der Engländer auf die Sunday-Brücke verlief erfolglos, ebenso ein Angriff der Buren gegen den englischen rechten Flügel. Am 12. April erneuten sich die Kämpfe und veranlaßten Buller, sein Lager bis südlich Elandslaagte zurückzuziehen. Seitdem fanden nur Plänkeleien statt.

Roberts Plan war offenbar, Buller im Osten und Methuen im Westen vorgehen zu lassen, während er in Bloemfontein die Hauptmacht zusammenzog und organisierte; beide waren zu schwach, sie versagten, und im Gegenteil fiel ihm die Aufgabe zu, durch sein Vorgehen ihnen Luft zu machen. Er begann seinen Vormarsch damit, auf der Straße nach Kroonstad am 30. April vorzugehen und den rechten Flügel von Thabanchu (an der Burenstellung auf dem Thabanchu-Berg vorbeigehend) auf Isabelfontein vorzuschieben, wobei es an beiden Punkten (Karree-Siding und Thabanchu) zu Gefechten kam. Der Vormarsch begann in folgender Aufstellung: am rechten Flügel die Kolonial-Division (Brabant) und 5. Infanterie-Brigade (Hart) auf der Straße Wepener-Ladybrand, in De Wet'sdorp die 3. Division (Chermside) gewissermaßen als Reserve für die von Thabanchu vorgehenden Abteilungen, nämlich die 8. Division (Rundle), die 9. Division (Colville), von welcher die 3. (Hochländer-)Brigade die Wasserwerke in Sannah Post besetzt

hält, und wie es scheint 2 Brigaden der Kavallerie-Division. Die auf der Straße nach Kroonstad sich bewegende Hauptmacht umfaßt demnach die 6., 7. und 11. Division (Kelly-Kenny, Tucker und Pole-Carneros) sowie die 21. Brigade. Hierbei befindet sich die berittene Infanterie (Hamilton) und French mit 2 Kavallerie-Brigaden. Wie viel und welche Truppen zur Sicherung von Bloemfontein und der Etappen zurückbleiben, ist zunächst nicht ersichtlich. Eine große Vorsicht ist in dieser Beziehung jedenfalls geboten, denn, wie bekannt ist, sind bei dem Abmarsch Oliviers nach Norden verschiedene kleine Trupps der Buren, 300 in Buschmanskop, 100 in Smithfield, 400 mit 2 Maximgeschützen in Gryskop und 200 mit 2 Geschützen bei der Kletterdrist am Caledon-Fluß zurückgeblieben. Die Engländer haben sich keine Zeit gelassen, diese unschädlich zu machen. Ferner aber hat die von Wepener zurückgegangene Hauptmacht, die auf 10000 Mann angegeben wird, zwar die Höhen bei Thabanchu und Ladybrand geräumt, als die Engländer den Vet-Fluß überschritten, soll sich aber nur bis Clocolan zurückgezogen haben. Auf diese würde dann der äußerste rechte Flügel der Engländer (Brabant) stoßen müssen; die Brigade Hart ist ihm neuerdings entzogen worden und nach Kimberley marschiert, wo die ganze 10. Division unter Hunter vereinigt wurde.

Die Kämpfe bei Thabanchu waren am 30. April und 1. Mai offenbar sehr ernster Natur, denn es mußten mehr und mehr Verstärkungen dorthin geschickt werden, und es ist unaufgeklärt, wie die Engländer sich von den Buren losmachen konnten, um nach Houtnek (20 km nördlich Thabanchu) und am 2. Mai nach Isabelfontein vorzurücken. Denn erst am 4. Mai gingen die Buren aus ihrer Stellung zurück.

Leichter erfolgte der Vormarsch der Hauptkolonne. Am 4. Mai wurde Brandfort besetzt. Hier standen etwa 4000 Buren unter Delarey, also eine Vorhut. Gegen sie ging die 11. Division, links und rechts je eine Brigade der 7. Division und berittene Infanterie vor, und sie wußten sich geschickt der Umklammerung zu entziehen. Am 5. Mai stieß man am Vetfluß auf kräftigen Widerstand. Nach dreistündiger erfolgloser Kanonade gelang der Brigade Hutton die Umgehung des feindlichen Flügels mittelst einer Furt; die Buren gingen zurück, und Roberts erreichte Smaldeel, wo die Straße nach Winburg abzweigt, und besetzte auch diesen Ort.

Am 7. gelangte die Kavallerie bis Welgelegen, am 8. bis an den Zandfluß, während am 7. die Division Brabant Thabanchu erreichte und sich hier mit der 8. (Rundle) vereinigte. Auch am Zandfluß leisteten die Buren hartnäckigen Widerstand, und Hamiltons Truppen scheinen zeitweise in recht bedrängter Lage gewesen zu sein. Jedoch gelang Roberts der Übergang und der weitere Vormarsch gegen Kroonstad, auf welchem er am 11. Mai bis Geneva (etwa 20 km von Kroonstad) gelangte. Hier liegt die Stellung von Boschrand am Bloemspruit vor ihm, die letzte, in welcher die Buren noch diesseits der jetzigen Hauptstadt des Orangefreistaates Widerstand zu leisten vermögen. Die Brigade Gordon hat bereits festgestellt, daß sie sich daselbst verschanzt haben.

Auch im Westen haben die verstärkten Kräfte Erfolge gehabt. Während Methuen die Buren bei Fourteen Streams beschäftigte, ging die Brigade Barton am 4. Mai bei Windsorton über den Vaal, hatte am folgenden Tage heftige Kämpfe zu bestehen und nötigte dann den Feind, auch die Stellung Methuen gegenüber zu räumen, worauf Hunter und Methuen vereinigt den Vormarsch auf Hoopstad antreten konnten. Eine Kolonne zum Entsatz von Mafeking, deren Zusammensetzung noch unbekannt ist, soll bereits am 10. Mai Vryburg (150 km von Mafeking) passiert haben. Daß Buller in Natal bisher irgend einen Erfolg gehabt habe, ist nicht bekannt; jedoch soll er auch einen Vormarsch vorbereitet haben.

So hat sich augenblicklich durch den energisch und überraschend ausgeführten Vormarsch der britischen Hauptmacht das Bild binnen wenigen Tagen wesentlich verschoben. Wie es scheint, hat Roberts sehr starke Kräfte mit sich geführt und seine Verbindungslinien in bedenklicher Weise entblößt. Da er seine zu wenig zahlreiche Kavallerie wieder bei allen Handlungen in erster Linie aus-

nutzt, steht er vor der Gefahr, daß die Stoßkraft plötzlich erlahmt, und dann kommt alles auf gut gesicherte Verbindungslinien an.

In Beira sind die ersten Schiffe mit Truppen und ihren Bedürfnissen am 23. April angelangt; allerdings geht das Gerücht, daß australische Truppenteile bereits früher dort ausgeschifft seien und im Innern Rhodesiens sich befänden. Neue Nachrichten geben an, daß Carrington selbst am 28. April in Marandellos angekommen sei. Dies ist die Station der Eisenbahn Beira-Salisbury, welche man verläßt, um auf dem kürzesten Wege über Charter Bulawayo zu erreichen (ungefähr 400 km). Es scheint demnach, daß Carrington diesen Weg einschlagen wird, um nach Mafeking zu gelangen, oder daß er in südlicher Richtung über Viktoria nach Tuli geht, um von hier ins Transvaalgebiet einzufallen; sein Weg wäre dann noch etwas weiter und beschwerlicher. Um die Überwachung der Grenze zu übernehmen, ist ein Burenkommando von 250 Mann am 18. April von Waterval nach den Zoutpansbergen aufgebrochen.

Eine außerordentlich wichtige Frage für **Deutsch-Südwest-Afrika,** die der Diamanten, ist neuerdings von Dr. Passarge in helles Licht gestellt worden. Es gewinnt den Anschein, als wenn die De Beers Company (also Cecil Rhodes), welche im Besitze aller Diamantminen in Englisch-Südafrika ist, sich ernstlich bemühe, auch die deutschen Gebiete, auf welchen das Vorkommen von Diamanten einige Wahrscheinlichkeit hat, in die Hand zu bekommen, damit ihr kein Konkurrent auf deutschem Gebiete erstehen könne. Mit der South West Afrika Company hat sie neuerdings einen Kaufvertrag abgeschlossen, welcher ihr die Ausbeutung aller etwa auf deren Konzessionsgebiet aufzufindenden Diamanten sichert. Es wird zwar hervorgehoben daß in diesen Territorien bisher weder Diamanten noch Blaugrund nachgewiesen sei, jedoch ist die von der De Beers Company gezahlte Summe so bedeutend, daß der Verdacht nicht zu unterdrücken ist, es seien ihr doch — unter der Hand — Anzeichen bekannt geworden für das Vorhandensein von Diamantenfeldern. Da die Company im Interesse der Preise für die Steine nur immer eine gewisse Anzahl von Minen in Betrieb nimmt, wäre es nicht ausgeschlossen, daß sie zunächst nur die Ausbeutung auf deutschem Gebiete gefundener Diamantfelder verhindern und sich selbst für spätere Zeiten vorbehalten will, wodurch jeglicher Vorteil für Deutschland verloren ginge. Es ist die Frage, ob hier nicht die Regierung einschreiten und zum Abbau der Minen zwingen kann, so wie der Orange-Freistaat die De Beers Company zum Abbau mehrerer Minen (Coffyfontein und Jagersfontein) gezwungen hat. Auch ist zu hoffen, daß die von K. Weiß gebildete Gesellschaft zur eingehenden Prüfung und Ausbeutung des im Gibeon- und Bersaba-Gebiete gefundenen Blaugrundes, bei welcher fremdes Kapital gar nicht beteiligt ist, die längst nachgesuchte Genehmigung erhalte.

Die Expedition der Otavi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft, welche am 25. April von Hamburg abreiste, besteht außer dem Führer aus 34 Personen, die auffallender Weise sämtlich Engländer sind. Der vom Vorstande angeführte Grund, daß deutsche Techniker zu hohe Anforderungen gestellt hätten, ist kaum glaublich, wenn

man gleichwertige britische Kräfte in Betracht zieht, da die Engländer doch in ihren Ansprüchen sonst nicht so bescheiden sind. Die Arbeiten der Rehoboth-Expedition sind vorläufig abgeschlossen. Herr Eichmeyer hat mit den deutschen Bergleuten die Heimreise angetreten, nachdem sie sechs Schächte von insgesamt 136 m Tiefe und ca. 500 m Strecken und Querschläge angelegt haben. Über die Ergebnisse der Untersuchung erfährt man natürlich vor der Hand noch nichts, jedoch ist aus der Erhaltung des Laboratoriums und der damit zusammenhängenden Einrichtungen zu schließen, daß die Ergebnisse das Unternehmen nicht aussichtslos erscheinen lassen. Die bei der Arbeit angestellten Eingeborenen (132, meist Herero) sollen sich gut gemacht haben.

Über den Eisenbahnbau wird berichtet, daß die Stärke des Kommandos Ende Januar 1900 3 Offiziere, 2 Kassenbeamte, einen Betriebskontroleur und Magazinverwalter und einen Werkführer, 376 Angestellte und Arbeiter, durchschnittlich 560 Eingeborene betragen habe. Der Gesundheitszustand war befriedigend. Zwischen Kilometer 150 und 198 (Karibib) arbeiteten 4 Unterbautrupps an der Herstellung des Bahnkörpers, der Bahnhof in Karibib ist abgesteckt und der Unterbau für drei Geleise daselbst fertiggestellt. Die Wasserbeschaffung läßt sich günstiger an, als man erwarten durfte; man glaubt bei Jakalwater jetzt soviel Wasser aus Brunnen entnehmen zu können, daß das zur Wasserförderung nach Modderfontein (8 Kilometer) gestreckte Geleise zurückgebaut werden kann. Leider erlitt der Bau im Februar durch das Ausbleiben des Regens große Verzögerung, jedoch hoffte man noch, vor Ende Mai den Betrieb bis Karibib eröffnen zu können.

Mit der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika hat die Regierung einen Vertrag über Lieferung von 1500 t Kohlen für die Eisenbahn abgeschlossen. Die Gesellschaft errichtet in Swakopmund ein Depot und sendet die Kohlen in 2 Segelschiffen, deren erstes Anfang Mai in Swakopmund erwartet wurde. — In Grootfontein und Otavi sind Postanstalten errichtet.

In **Portugiesisch-West-Afrika** geht die Regierung mit dem Bau der Eisenbahn von Mossamedes nach dem deutschen Schutzgebiet ernsthaft vor. Sie soll als Staatsbahn gebaut und betrieben werden, und eine große Expedition ist entsandt worden, um die Vorarbeiten vorzunehmen.

Im **Kongo-Staat** ist ein neuer Aufstand ausgebrochen, und bei dieser Gelegenheit sind eine Masse Greuelthaten ans Tageslicht gekommen, welche sich die dortigen Angestellten zu Schulden kommen ließen. Die in Antwerpen erscheinende „Nieuwe Gazet“ hat sich das Verdienst erworben, aufmerksam zu machen auf die Grausamkeiten, deren Bekanntwerden von der Verwaltung bisher verhindert wurde. Als von Aufständischen 2 Offiziere getötet worden waren, brachte die Zeitung den Brief eines Angestellten zur Kenntnis, in welchem er seine Heldenthaten aufzählt. Auf Befehl ihrer Vor-

gesetzten, behauptet der Briefschreiber, wendeten sie die scheußlichsten Mittel an, um die Eingeborenen für Unregelmäßigkeiten bei den ihnen auferlegten Kautschuklieferungen zu züchtigen. Die genannte Zeitung wird durch das Brüsseler „Petit bleu“ unterstützt, welches Äußerungen des ehemaligen Direktors der Mateba-Gesellschaft, Paul Vandevelde, veröffentlicht. Dieser erklärt, daß die Ausschreitungen nur durch Abschaffung der Provision bei der Einsammlung von Kautschuk und durch eine ehrliche umfassende Veröffentlichung aller Ereignisse bekämpft werden könnten. Leider legt man aber heute allen Agenten völliges Stillschweigen über alle Ereignisse auf (hieraus ist auch erklärlich, daß der Generalsekretär Liebrechts behauptete, aus dem aufständischen Gebiet, das erst kürzlich von einem Kontroleur bereist worden sei, nur Beruhigendes und durchaus Zufriedenstellendes erfahren zu haben). Mithin kann im Kongostaat alles vor sich gehen, ohne daß die Schuldigen bestraft oder auch nur entdeckt werden. Wenn ein Verbrechen begangen worden ist, bestraft man, um den Skandal zu vermeiden, die untergeordneten Beamten, die meist nur auf Befehl gehandelt haben. Vandevelde veröffentlichte auch vor einiger Zeit eine Flugschrift über die Mißbräuche im Kongostaate; sie blieb ohne Erwiderung, obgleich die darin erhobenen Anschuldigungen, wenn sie unbegründet waren, ihn hätten auf die Anklagebank führen müssen. Man gab sich eben auch in Brüssel alle Mühe, die Dinge totzuschweigen.

Und als in der Repräsentantenkammer die Angelegenheit zur Sprache kam, versuchte selbst der Minister Favereau alle Verantwortung von der Regierung abzuwälzen mit der Erklärung, der Kongostaat sei für Belgien ein fremder Staat, sie habe sich da nicht einzumischen. Als ob nicht die Beamten, die Offiziere des Kongostaates sämtlich Belgier, sämtlich aus den Stellungen in Belgien abkommandiert wären und nach ihrer Dienstleistung nach Belgien zurückkehrten. Es möchte doch wohl endlich der Zeitpunkt gekommen sein, wo sich die schauderhaften Zustände im Kongostaate, wie sie aus dem Aussaugungssystem sich ergeben, nicht länger verheimlichen und beschönigen lassen, wo ganz Europa in Empörung über diesen Mißbrauch der Gewalt laut die Ausrottung solcher Verhältnisse fordert. Dann wird Belgien wohl seine Verpflichtungen nicht mehr abwälzen können.

Natürlich spielt auch Lothaire bei diesen Ereignissen wieder eine Rolle; er ist des Mißbrauches seiner Gewalt geziehen, behauptet aber, seine Rückreise nach Europa lediglich aus Gesundheitsrücksichten angetreten zu haben. Soweit sich bis jetzt übersehen läßt, sind die Bundja, im Bezirk des Major Lothaire, der ihnen auferlegten Frohnen und verübten Grausamkeiten satt, gegen eine Faktorei bei Yambata am 10. Januar angriffsweise vorgegangen. 3 Europäer mit 30 Soldaten scheinen hier nach langem Widerstande noch gerade gerettet zu sein, da die zur Hilfe gerufene

Garnison von Umangi alles aufbot, um sie rechtzeitig zu erreichen. Später aber müssen sich ähnliche Angriffe wohl wiederholt haben, da sich die Bundjas Bundesgenossen suchten und fanden. Lothaire ließ nun die Aufständischen durch Truppen zurückwerfen, wobei große Grausamkeiten begangen wurden.

Neuerdings (am 17. April) brach abermals eine Meuterei und zwar unter den Arbeitern des Forts Shinkakassa (Manyema-Leute) aus; Truppen von Boma mußten das Fort ihnen am 19. wieder entreißen.

Über die Zustände in **Kamerun** wurden in letzter Zeit immer trübere Nachrichten verbreitet, und aus der im Süden wie im Norden scheinbar immer zunehmenden Aufregung der Eingeborenen konnte man nur den Schluß ziehen, daß hier eine starke Schutztruppe die erste Vorbedingung sei, um unsere Plantagen und Handelsniederlassungen zu schützen und ihnen einen hinreichenden Bestand an Arbeitern zu sichern. Glücklicherweise hat sich die Regierung entschlossen, in einem Nachtragsetat die Summe von 865 300 Mark einzustellen, um den Etat von 500 auf 750 Köpfe zu erhöhen, ferner aber eine Artillerie-Abteilung von 50 und eine Stammkompanie von 100 Mann aufzustellen, so daß die Stärke der farbigen Truppe auf 900 Mann anwächst. Es ist zu erwarten, daß diese Vermehrung zunächst ausreichen wird, zumal der Aufstand der Buli im Süden der Kolonie nach den letzten Nachrichten des Hauptmanns v. Dannenberg vollständig niedergeschlagen zu sein scheint, so daß hier Handel und Verkehr wieder in die Wege geleitet werden können. Wie es im Norden steht, wo selbst bei den nächsten Stämmen des Hinterlandes alles in Aufregung sein soll, ist noch nicht festzustellen; jedoch scheint hier manches übertrieben zu sein, wenigstens haben sich die Mitglieder einer am 5. Mai durch den Direktor der Kolonialabteilung zusammenberufenen Konferenz der Plantagen-Besitzer dahin ausgesprochen, daß die Gefährdung einzelner Pflanzungen mehr auf örtliche Ursachen zurückzuführen und die Befürchtung eines allgemeinen Aufstandes grundlos sei.

Allerdings wurde ein bedenklicher Mangel an Arbeitern festgestellt, welcher unbedingt beseitigt werden müsse. Man glaubte die Ursache in den Maßregeln des Gouverneurs von Togo erblicken zu müssen, welche der Auswanderung der arbeitslustigen Bevölkerung nach Kamerun Hindernisse aller Art entgegenstellten. Infolge dessen ist dieser angewiesen worden, ferner keine Schwierigkeiten zu machen.

Die Gesellschaft „Nordwest-Kamerun" gewinnt neuerdings stark an Bedeutung, da die Firmen C. Wörmann sowie Jantzen und Thormälen ihre gesamten Liegenschaften und Gebäude in Kamerun an die Gesellschaft verkauft haben. Eine neue Handels- und Plantagen-Gesellschaft „Südwest-Kamerun" beabsichtigt mit einem Grundkapital von 1 Million Mark den Betrieb von Handel und Plantagen, ausgehend von Kribi, Batanga und Campo und vor-

gehend auf der alten Karawanenstraße nach Jaunde. Im Gebiete der Gesellschaft „Südost-Kamerun“ hat sich ein derartiger Reichtum an Landolphia- und Kickxia-Bäumen gefunden, daß der Kautschuk-Ertrag alle anderen Gebiete Afrikas bei weitem zu übertreffen verspricht. An Stelle des Dr. v. Plehn ist hierhin Frhr. v. Stein entsendet worden.

Viel ungünstiger als im allgemeinen in Kamerun entwickeln sich in letzter Zeit die Verhältnisse in **Togo**, in derjenigen Kolonie, welche früher allen voranging, weil — sie keinen Staatszuschuß brauchte. Es machen sich hier die ungünstigen geographischen und Grenz-Verhältnisse geltend. Beide Nachbarn machen mit Eisenbahnen, Telegraphen und Landungsbrücken große Anstrengungen, um den Handel des Hinterlandes an sich zu reißen und ihre Gebiete kulturell zu entwickeln. In Togo dagegen stockt alles; die seit Jahren beschlossene Landungsbrücke ist auch für dieses Jahr nicht auf den Etat gekommen und für die kurze Strecke Eisenbahn, welche — längst erkundet — gar keine Schwierigkeiten zu überwinden hat, geschieht gar nichts. So stehen wir hier wie in Ostafrika vor der Aussicht, daß die Nachbarn alle Vorteile an sich reißen und es später große Summen kosten wird, die Kolonie in die Höhe zu bringen. Und hier handelt es sich nur darum, dem vorhandenen Handel die Wege zu bahnen, hier war alles auf dem besten Wege der Entwickelung. Es scheint aber, man hat sich so daran gewöhnt, daß Togo nichts kostet, daß man sich auch zu einer kleinen Ausgabe nicht entschließen kann.

Im **Aschanti**-Gebiet ist ein Aufstand ausgebrochen, welcher einen sehr ernsten Charakter anzunehmen scheint. Über die Veranlassung verlautet, der vor mehreren Jahren gefangen nach Sierra Leone gebrachte Häuptling Prempeh habe einen Schatz vergraben zurückgelassen, dessen sich zu bemächtigen englische Beamte versucht hätten. Der Gouverneur Hodgson befindet sich samt Familie in Kumaßi, das 300 Kilometer von der Küste entfernt ist, und hier schlossen ihn die Aufständischen ein. Es wurden 300 Mann aus Nigerien als Verstärkung beordert, und am 21. April wurde gemeldet, der erste Teil der Entsatztruppe sei vor Kumaßi eingetroffen. Jedoch hatte sich während der Zeit der Aufstand über weitere Stämme ausgebreitet, und die der Regierung treu gebliebenen Bekwais waren geschlagen worden. Unter diesen Umständen ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß Kumaßi, wie ein aus Akkra am 9. Mai gemeldetes Gerücht behauptet, bereits gefallen ist; die telegraphische Verbindung ist unterbrochen.

Aus dem **Französischen Sudan** liegt nun der kurze Bericht des Kapitäns Robillot über seinen Sieg vom 29. Oktober vor. Danach eröffnete er um 9 Uhr vormittags das Feuer mit der Landartillerie und Flottille gegen die Befestigungen (das Fort) des Rabah. Die Angreifer erlitten hierbei starke Verluste durch die drei seinerzeit Bretonnet abgenommenen Geschütze, welche also die

Neger gut zu verwerten verstanden (15 Mann), richteten aber auch ihrerseits mit Melinitgranaten arge Verwüstungen an. Um 10 Uhr machten die Gegner einen Vorstoß, wurden aber zurückgeworfen. Hierauf entfloh der Rabah aus dem Fort, gedeckt durch eine starke Nachhut; ein Angriff der Franzosen auf die Befestigung ward aber abgeschlagen. So kämpfte man bis 6 Uhr Abends. „Da erst zogen sich die entmutigten Feinde unter dem Schutze der einbrechenden Dunkelheit zurück.“ Der Bericht erwähnt nichts, daß das Fort genommen, daß die Geschütze erbeutet worden seien; es scheint danach, daß die Franzosen, nachdem der Rabah entkommen war, sich wieder zurückgezogen haben. Ob die Truppen des Rabah das Fort auch ferner besetzt hielten, ist nicht zu ersehen.

Es fällt allerdings auf, daß die Verbindung mit dem Tschad-See auf dem Schari ferner nicht gehindert wurde. Die Expedition Joalland-Meynier (der Rest der Expedition Voulet) hat am 23. Oktober den See erreicht, östlich umgangen und ist am 9. Dezember am Schari eingetroffen. Meynier ging hierauf den Fluß hinauf bis zum Fort Archambault, wo er mit Gentils Vortruppen Fühlung nahm. Gentil ist dann persönlich nach Gulfei gegangen, wo Joalland zurückgeblieben war, und hat diesen Ende Februar erreicht. Die Expedition Foureau-Lamy marschierte hinter Joalland her und befand sich am 15. Januar noch zwei Marschtage vom See entfernt. Es sind also jetzt französische Kräfte in hinreichender Anzahl am Schari bzw. Tschad-See vereinigt, um nötigenfalls weitere Unternehmungen gegen den Rabah auszuführen, welcher sich jetzt auf dem linken Ufer, also auf deutschem Gebiet befindet. Eine aus Zinder kommende Nachricht meldet, Major Lamy habe den vom Rabah entthronten Sultan von Kuka unterstützt, um sein Ansehen wieder herzustellen. Jener sei mit seinem Sohne flüchtig geworden, nachdem er seinen Wohnsitz Dikoa geräumt hatte.

In der Sahara machen die Franzosen weitere Fortschritte. Die südoranische Kolonne ist unter Oberst Bertrand am 18. März von Aïn-Sefra auf Duveyrier abmarschiert. Nächst dem Stab (9 Offiziere) umfaßt sie 2 Bataillone Schützen, 1 Bataillon Fremden-Regiment (eine Kompanie Berittene), ½ Chasseur- und ½ Spahi-Schwadron, 1 Batterie, ein Genie-Detachement 2c. Zusammen 53 Offiziere, 1773 Mann, 162 Pferde, 379 Kamele, 193 Maultiere, außerdem 2500 Kamele im Train. In Aïn-Sefra blieb 1 Schwadron, 1 Bataillon, 1 Batterie als Reserve, in Duveyrier stehen außerdem 4 Kompanien zur etwa nötigen Unterstützung. In Igli soll übersommert, dann nach Gurara und Tuat aufgebrochen werden.

Indessen hat Oberstleutnant d'Eu von In-Salah aus In-Rhar bereits erobert. Hier hatte Ben Naimi von Timmi-el-Driß gegen 3000 Tuareg und Tuat-Bewohner gesammelt, um gegen In-Salah vorzugehen. Von den in In-Salah verfügbaren Truppen: 3 Bataillone Infanterie, 1 Kompanie Saharaschützen, 1 Schwadron Spahi und Artillerie, zusammen an 2000 Mann, führte d'Eu

etwa 1000 Mann gegen In-Rhar und griff nach einer Beschießung die Kasbah und Moschee an. Bei dem erfolgreichen Sturm verlor er 9 Tote, 2 Offiziere 36 Mann verwundet; der Feind ungefähr 600 Tote, meist unter den zusammenstürzenden Mauern begraben. Eine große Menge entkam trotz der Kavallerie-Verfolgung, 450 Männer, darunter der Pascha, wurden gefangen.

So befestigt Frankreich seine Stellung an der Grenze von Marokko trotz dem von dessen Sultan erhobenen Protest, die Basis für die Sahara-Bahn und für die Besitzergreifung von Marokko.

Nach **Fernando Poo** sind einige Bataillone Marinesoldaten von Cadiz entsandt worden, weil man dort ernste Unruhen fürchtet. Der Gouverneur Dueñas hat sich dort der von der Guineaküste stammenden Arbeiter in einer die Kolonisten und Kaufleute schädigenden Weise angenommen. Nachdem er zuerst die Klagen schlecht behandelter Schwarzer untersucht und die betreffenden Kolonisten bestraft hatte, gab er später auch bei unberechtigten Klagen den Arbeitern sehr gut bezahlte Anstellungen auf Pontons und Kanonenbooten, so daß alle ihren Herren davonliefen und ebenso guten Lohn von dem Gouverneur verlangten. Er konnte die Gesellschaft nicht los werden und schickte sie auf einem englischen Schiffe nach ihrer Heimat zurück. Die ihrer Arbeiter beraubten Ansiedler haben eine scharfe Protestnote an den Gouverneur verfaßt, dieser setzte einige gefangen und gab sie erst gegen Kautionsstellung frei. Da aber die Ansiedler der spanischen Mißwirtschaft satt sind, werden weitere Unruhen befürchtet.

Geographische Nachrichten.

Der englische Major Austin, der den oberen Nil erforscht hat, teilt in einem Schreiben vom 20./12. 1899 folgende mit Hilfe der telegraphischen Verbindung mit Kairo festgelegten Punkte mit:

Omdurman	32° 9′ 45″	Ost	15° 38′ 15″	Nord.
Abu Buma	32° 41′ 37″	„	13° 10′ 54″	„
Faschoda	32° 7′ 37″	„	9° 53′ 21″	„
Fort Sobat	31° 33′ 36″	„	9° 21′ 48″	„

Er hat eine Reihe weiterer Beobachtungen am weißen Nil und unteren Sobat gemacht und hofft diese bis zum Rudolph-See fortsetzen zu können, um sein jetziges Itinerar mit dem seiner Reise von Mombasa aus (1898) verbinden zu können. Er hatte in Absicht, den Ajuba hinaufzugehen bis zu den Quellen in den abessinischen Bergen und dann zum Rudolph-See hinabzusteigen; Anfang Juni hoffte er Nassar zu erreichen.

Die Leutnants Groyun und Jackson setzen ihre Beobachtungen am blauen Nil fort und werden wahrscheinlich auch nach Nassar hinabsteigen.

Die Expedition Lemaire hat nach der Nachricht vom 18. Juli 1899 ihre erste Aufgabe (Erforschung des Bassins des Luapula und

Lufila) gelöst und ging an die zweite: Kenntnis der Gegenden zwischen dem Hauptarme des Kongo und dem Kassai. Eine Depesche vom 26. November 1899 meldet, daß die Wasserscheide Kongo-Sambesi verfolgt und die Quellen des Lulua, Lubudi, Kabompo, Nzilo und Lufila passiert wurden. Am Lualaba hat sich Gibbons angeschlossen, um Lofoi und den Tanganika zu erreichen.

Charles Dorian hat gleichzeitig mit Foureau-Lamy die Sahara durchschritten, um über Zinder, Tschadsee und Schari den Kongo zu erreichen.

Der Kampf gegen die afrikanische Sklaverei im XIX. Jahrhundert.

Vom Herausgeber.

2) Bis zur Aufhebung der Sklaverei in den britischen Besitzungen am 1. August 1834.*)

Mit dem am 1. Mai 1807 in Kraft getretenen Verbote des britischen Sklavenhandels konnten sich die englischen Antisklavereifreunde nicht zufrieden geben. „War doch auf seine Übertretung nur eine Geldstrafe gesetzt, und boten sich rücksichtslosen Geschäftsleuten zahlreiche Hinterthüren. Dazu war man noch machtlos gegen den Menschenhandel, welchen fremde Staaten in großem Umfange trieben." Sollte das Ziel, das man im Auge hatte, sowohl die Sklavenausfuhr und den Sklavenhandel, als auch die Sklaverei selbst abzustellen, erreicht werden, so mußten englischerseits gegen den Menschenhandel der eignen Unterthanen weiter gehende, strengere Maßnahmen getroffen werden und außerdem die übrigen, namentlich die Kolonialmächte, bewogen werden, mit Großbritannien gemeinsame Sache zu machen.

Man kann in der That England die Anerkennung nicht versagen, daß es nach beiden Seiten hin sein Möglichstes gethan hat. Bereits im Jahre 1811 wurde ein Gesetz erlassen, „wonach auf Sklavenhandel englischer Unterthanen Deportation und Zwangsarbeit als Strafe gesetzt wurden". Das war ein großer Schritt vorwärts, wenngleich auch jetzt noch „die Versendung eines Sklaven von einer britischen Kolonie in eine andere zulässig war". Immerhin bewies England mit diesem Gesetze, daß es ihm selber völliger Ernst war, dem Sklavenhandel den Garaus zu machen. Das gab der britischen Regierung das moralische Recht, bei den übrigen am Sklavenhandel interessierten Staaten alle Hebel in Bewegung zu setzen, um sie zu gleichem Vorgehen gegen diesen Schandfleck in der Geschichte der Kulturstaaten zu bewegen. Als die beteiligten Staaten kamen hauptsächlich Portugal, Spanien und Frankreich, in gewisser Beziehung auch die Vereinigten Staaten und später noch Brasilien in Betracht. Die folgende Darstellung wird die dem Kenner weder fremde noch ihn befremdende Thatsache ans Licht stellen, daß gerade diejenigen Staaten, welche die Hochburgen der Papstkirche sind, sich am meisten gegen wirksame Maßnahmen gegen den Menschenhandel gesträubt haben, ja daß sie wohl die Unterstützung Englands mit großen Geldmitteln sich haben gefallen lassen, es aber für gut befanden, die als Entgeld gegebenen Versprechungen nicht nur nicht einzulösen, sondern geflissentlich zu brechen.

An Portugal wandte sich die englische Regierung bereits im April 1807, um es zu veranlassen, „den Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels

*) Vgl. Dr. Alfred Zimmermann. Die Kolonialpolitik Großbritanniens. II. Teil. Vom Teil I. der Vereinigten Staaten bis zur Gegenwart. Berlin 1869. E. S. Mittler u. Sohn. — Abfall. Die Kolonisation Afrikas. Kap. 2. Feldzug gegen den Sklavenhandel.

in vollem Umfange beizutreten". Doch erreichte sie lediglich die Zusage, „daß die portugiesischen Sklavenhändler sich auf die bisherigen Gebiete zu beschränken und sich von den britischerseits den Eingeborenen zu überlassenden Küstenstrichen fernzuhalten hätten. Zu weiterer Nachgiebigkeit war Portugal erst bereit, als es der englischen Hilfe bedurfte. Diese konnte es eben nur durch Entgegenkommen in der Sklavenfrage erlangen. Daher übernahm es in dem Vertrage vom 19. Februar 1810 die Verpflichtung, „Großbritannien in der Sache der Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu unterstützen, indem es die wirksamsten Maßregeln zur allmählichen Aufhebung des Sklavenhandels in allen seinen Besitzungen ergriffe". Doch erwies sich das nur zu bald und nur gar zu sehr als ein leeres Versprechen. „Der erste wirkliche Erfolg den Portugiesen gegenüber war der Erlaß eines Gesetzes Ende 1813, wonach portugiesische Sklavenschiffe einen Arzt mitführen und auf je 2 Tonnen nur 5 Neger, die ordentlich zu ernähren waren, befördern sollten". Die Durchführung der portugiesischen Verpflichtungen erzwang England, wenigstens in gewissem Maße, jedoch nur dadurch, daß „die englischen Kreuzer von 1810 an alle portugiesischen Schiffe, die an nicht portugiesischen Teilen der afrikanischen Küste sich aufhielten", anhielt und oft beschlagnahmte.

Spanien verhielt sich noch ablehnender wie Portugal, wiewohl es zu jener Zeit der englischen Hilfe nicht weniger bedurfte als jenes. Es ließ sich nicht einmal zu Versprechungen herbei. Selbst das Anerbieten von 300000 Pfd. St. für die Zusage, „binnen 5 Jahren den Sklavenhandel ganz und bis dahin wenigstens in den Gebieten nördlich vom Äquator abzuschaffen", fruchtete nichts. Nur dazu ließ es sich 1814 herbei, die Unmenschlichkeit und Ungerechtigkeit des Sklavenhandels anzuerkennen und zu versprechen, „Ausländern, die zu seinem Betriebe die spanische Flagge benützten, diese zu entziehen und den Inländern nur noch die Versorgung der spanischen Kolonien mit Negern zu erlauben".

Mehr Entgegenkommen fand die englische Regierung bei den Staaten, „deren Kolonien damals in Englands Händen waren, oder die überhaupt kein Interesse am Sklavenhandel hatten. Rußland, Österreich, Preußen, Dänemark versprachen Großbritannien Anfang 1814 ihre volle Unterstützung bei allen Maßnahmen zur Beseitigung des Sklavenhandels", Schweden (1813) und die Niederlande (1814) verpflichteten sich, ihren „Unterthanen den Sklavenhandel vollständig zu untersagen". „Der König von Frankreich erklärte sich um dieselbe Zeit bereit, binnen 5 Jahren diesen Handel für sein Gebiet abzuschaffen und alle Kräfte einzusetzen, um gemeinsam mit England alle Staaten zur gleichen Maßregel zu bewegen. Dieses machte die größten Anstrengungen, den König zu weiteren Schritten zu bewegen. Es bot ihm sogar die „Überlassung einer westindischen Insel oder einer beträchtlichen Geldzahlung für Erlaß des sofortigen Verbots des Negerhandels" an. Das Äußerste, was der König that, war, daß er für die Franzosen den Sklavenhandel im nordwestlichen Afrika verbot.

Die britische Regierung hatte triftigen Grund, unausgesetzte Verhandlungen mit den Mächten zu führen: denn es kam darauf an, daß nach Beendigung der damaligen Seekriege der Sklavenhandel, den England dann mit seinen Schiffen nicht mehr kontrollieren konnte, nicht wieder in alter Weise aufblühte. Darum wünschte man eine allgemeine Vereinbarung über Bekämpfung und Aufhebung des Sklavenhandels auf dem Wiener Kongreß herbeizuführen. Wilberforce richtete deshalb im Oktober 1814 einen offenen Brief an den Fürsten Talleyrand, den französischen Minister, der gleichzeitig in verschiedenen Sprachen gedruckt erschien.

„Die Greuel der Sklavenjagden und Verschiffungen, das Elend der Neger in den Plantagen waren in lebhaften Farben darin geschildert. Es war dann dargelegt, daß seit beinahe 20 Jahren französische Schiffe an dem Handel nicht mehr beteiligt seien, daß, falls nicht ein Verbot ergehe, französische Unternehmer erst aufs neue alle Einrichtungen treffen müßten, um am Menschenhandel teilzunehmen. Sie würden dadurch aber nicht allein neue Kriege und Greuelthaten in Afrika veranlassen, sondern auch die französischen Kolonien in neue Erregung versetzen und eine Wiederbesetzung von San Domingo für Frankreich

fast unmöglich machen. Am Ende behauptete Wilberforce, daß der Wohlstand des englischen Westindien durch die Aufhebung des Negerhandels gar nicht gelitten habe, und daß die Zunahme der Geburten in den Sklavenfamilien den Arbeiterbedarf völlig decke."

Die Verhandlungen über die Frage des Negerhandels auf dem Wiener Kongreß wurden gegen den Widerspruch von Spanien und Portugal geführt, welche „nur die Kolonialmächte England, Frankreich, Spanien und Portugal und zwei Festlandsstaaten mit der Sache befaßt wissen wollten, um leichteres Spiel zu haben". „Hierbei erklärten alle Mächte sich mit dem Prinzip des Verbots des Sklavenhandels einverstanden, Frankreich, Spanien und Portugal wünschten nur im Interesse der weißen wie schwarzen Bewohner ihrer Kolonien eine längere Frist, da sonst ihr Ruin unvermeidlich sei". Und da sie von diesem Verlangen nicht Abstand nahmen, so war das einzige Ergebnis der Beratungen eine Erklärung, worin „nach einer Betonung der Verwerflichkeit des Sklavenhandels der Wille der betreffenden Staaten ausgesprochen wurde, diesen Handel so schnell und entschieden als möglich ein Ende zu machen. Um aber die Interessen und Gewohnheiten der Unterthanen der verschiedenen Staaten nicht zu verletzen, solle jeder Macht die Wahl des Zeitpunktes der Aufhebung des Negerhandels überlassen bleiben und der Termin der allgemeinen Aufhebung Gegenstand weiterer Verhandlungen bilden". Zu beachten ist jedoch, daß „wenige Tage vorher Portugal sich in einem Vertrage mit England gegen ansehnliche pekuniäre Zugeständnisse verpflichtet hatte, seinen Unterthanen den Negerhandel an den afrikanischen Küsten nördlich vom Äquator zu verbieten".

Jene Erklärung vom 8. Februar 1815 hatte offenbar nicht viel zu bedeuten. Indes hatten die Darlegungen des Lord Castereagh, der vom Unterhause „wegen seiner geringen Erfolge" angegriffen wurde, den Erfolg, daß die englischen Antisklavereifreunde mit ihren Bestrebungen sich eine Zeitlang sehr zurückhielten, zumal sie vom Oberhause darauf aufmerksam gemacht wurden, „daß man weniger hastig vorgehen möge, um nicht die Kreise der auswärtigen Politik Englands zu stören".

Inzwischen kehrte Napoleon von Elba zurück und verbot am 29. März 1815 „kurzer Hand den Verkauf von Negern im französischen Gebiet". Auf dem Pariser Vertrage vom 21. November 1815 aber bestimmten England, Österreich, Rußland, Preußen und Frankreich, „die Grundsätze der Deklaration vom 8. Februar zu allseitiger Anerkennung zu bringen und durch ihre Vertreter in London und Paris umgehend die wirksamsten Maßnahmen zur Ausrottung des ‚gehässigen und den Gesetzen der Religion sowie denjenigen der Natur so laut widersprechenden Verkehrs' zu vereinbaren".

„Als es zur Ausführung der letzteren Verabredung nicht kam, nahm die englische Diplomatie die Sache wieder in die Hand." Doch hatte sie Jahre hindurch nur wenig Erfolg. Portugal ließ sich zwar 1817 zu einem neuen Vertrage herbei, der „dem Sklavenhandel in allen Gewässern nördlich vom Äquator so ziemlich den Garaus hätte machen können". Aber trotz aller noch so energischen Vorstellungen bequemte es sich nicht dazu, den Vertrag innezuhalten. „1822 allein wurden von portugiesischen Schiffen gegen 56000 Neger nach Brasilien geschafft". Selbst als es nach dem Abfall Brasiliens 1824 erklärt hatte, es sei nunmehr bereit, „den Sklavenhandel vollständig zu verbieten, da er nun kein Interesse mehr für Portugal habe", gab es schließlich doch nur wieder das leere Versprechen, den Sklavenhandel bald verbieten zu wollen.

Auch mit Spanien machte die englische Regierung ähnliche Erfahrungen. „Die spanische Regierung verbot für den Empfang von 400000 £ den Negerhandel im Herbst 1817 für alle Gewässer der nördlichen Halbkugel und verpflichtete sich, ihn vom Juni 1820 ab überhaupt zu untersagen". Die englischen Kreuzer erhielten das Recht der Durchsuchung verdächtiger spanischer Schiffe. „Die Behörden Spaniens wie seiner Kolonien unterstützten aber heimlich die Sklavenhändler und wußten die Anstrengungen Englands geschickt zu vereiteln". Dagegen halfen alle englischen Vorstellungen nichts.

In Brasilien wurde zwar durch das energische Betreiben Englands 1831 das Verbot des Negerhandels erreicht: „es verging jedoch noch sehr lange Zeit, ehe es auch wirklich durchgeführt wurde“. Ebenso betrieben französische Schiffe, obwohl Frankreich 1817 allen Unterthanen die Teilnahme am Sklavenhandel und die Landung von Negern in seinen Kolonien untersagt hatte, noch lange eifrig den Menschenhandel.

Die Bemühungen Englands konnten so lange keinen wirklichen Erfolg haben, wie es nicht die Berechtigung erhielt, gegen die Sklavenschiffe die Seepolizei auszuüben. Dies Recht aber wollten ihm die übrigen Mächte aus erklärlichen Gründen nicht einräumen. Portugals dauerndes Verhalten brachte es aber schließlich dahin, daß das englische Unterhaus ein Gesetz annahm, welches „die britischen Kreuzer ermächtigte, alle des Sklavenhandels verdächtigen Schiffe anzuhalten und durch englische Gerichte aburteilen zu lassen“. Man darf sich billigerweise über diesen Beschluß nicht wundern. Denn England hatte den Portugiesen hohe Summen bewilligt, und wie war es von ihnen geradezu an der Nase herumgeführt!

„Lord Palmerston hielt 1836 dem portugiesischen Gesandten in London vor, daß die portugiesische Regierung auch nicht einen Schritt zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen gethan habe, daß der Sklavenhandel in seinen Besitzungen wie nur je blühe, und daß die Behörden selbst daran beteiligt wären! Die portugiesische Regierung räumte diese Vorhaltungen ein, versprach Abstellung der Mißbräuche und erließ im Dezember 1836 in der That ein Verbot des Sklavenhandels. Es wurden hohe Strafen darauf gesetzt, eigne Gerichtshöfe ins Leben gerufen und die Zahl der Neger beschränkt, welche zwischen der afrikanischen Küste und den vorliegenden Inseln befördert werden durften. Doch war ängstlich dabei jede Einmischung Englands ausgeschlossen und alles Eingreifen den portugiesischen Behörden vorbehalten. — Das hatte die Bedeutung, daß alles beim alten blieb. Keine Kolonie kümmerte sich um das Verbot: der Gouverneur von Mosambik weigerte sich sogar, es bekannt zu machen! Unter der portugiesischen Flagge wurde fortgesetzt schwunghafter Menschenhandel betrieben, die Behörden verkauften die nötigen Schiffspapiere. In Lissabon selbst wurden Sklavenschiffe ausgerüstet! Alle Klagen wurden von den rasch wechselnden portugiesischen Ministerien mit dem Hinweis auf die dem Sklavenhandel wohlgesinnte öffentliche Meinung und die mangelnde Autorität der Regierung beantwortet“.

Auch die spanischen und brasilianischen Behörden haben unter ihren Augen den Sklavenhandel ruhig weiter geduldet, und nur die englischen Kreuzer hemmten und beschränkten den Menschenhandel auch in diesen Gebieten. Frankreich ist unter den Kolonialmächten es allein gewesen, welches von 1830 an den Sklavenhandel seiner Unterthanen ernstlich gesteuert hat. „Schon am 30. November 1831 schloß es mit Großbritannien einen Vertrag, wonach die beiderseitigen Kriegsschiffe verdächtige Fahrzeuge beider Nationen in den hauptsächlich in Frage kommenden Gewässern durchsuchen durften. Die Aburteilung sollte durch Gerichte der Nation erfolgen, unter deren Flagge das Sklavenschiff segelte. Die Gebiete, in denen die Durchsuchung zulässig war, wurden durch einen Vertrag vom 20. Dezember 1841 noch bedeutend erweitert. Diesem Vertrag traten auch Preußen, Österreich und Rußland bei. Da fast alle kleineren Staaten schon vorher mit England ähnliche Abkommen eingegangen waren, ist somit zu Anfang der vierziger Jahre ein Zusammenwirken aller gesitteten Völker gegen den Negerhandel erreicht worden, bei dem Englands Marine als der weitaus stärksten die führende Stelle zufiel.“

Inzwischen ging England für seine eigenen Kolonien Schritt für Schritt weiter. Bereits 1825 verbot es seinen Unterthanen den Sklavenhandel und -Transport bei Todesstrafe und Vermögenswegnahme. Doch wurde die Regierung von den sich ständig mehrenden Freunden der Antisklavereibestrebungen und der immer lauter sich äußernden öffentlichen Meinung unaufhörlich und immer nachdrücklicher zum letzten Schritte gedrängt. Zwar wurde 1830 im Unterhause noch der Antrag auf „Untersuchung der Lage der Sklaven in den Kolonien zum Zwecke der Milderung und Abschaffung der Sklaverei und Verbesserung

der Rechtspflege" abgelehnt. Aber bereits am 12. März 1831 wurden die der Krone gehörigen Sklaven für frei erklärt. Machte man auf der einen Seite geltend, daß der Pflanzer in Westindien zu Grunde gehen werde, wenn man ohne Entschädigung seine Neger einfach in Freiheit setzen wollte, so wurde auf der andern Seite sowohl auf die Sterblichkeit der Neger im britischen Westindien, die nur eine Folge der Nichtbeachtung der erlassenen Schutzgesetze sein könne, als auch darauf hingewiesen, daß „eine Besserung des Loses der Neger von den Verwaltungen der Kolonien ohne Eingreifen des Parlaments nicht zu erwarten sei". Hatten doch jene Verwaltungen die ärgsten Ausschreitungen gegen die Sklavenfreunde, besonders gegen die Missionare, stillschweigend geduldet.

So wurde denn im Mai 1832 „ein Parlamentsausschuß zur Untersuchung der Lage der Neger in Westindien niedergesetzt. Das Ergebnis der Arbeiten dieser Kommission war ein derartiges, daß die Regierung ihrerseits die Angelegenheit in die Hand nahm und einen Plan zur Aufhebung der Negersklaverei in den britischen Kolonien entwarf". Dieser Plan, der auch die Entschädigungssumme für die bisherigen Sklavenhalter enthielt, wurde vom Parlament mit einigen Änderungen angenommen und erhielt am 28. August 1833 die königliche Unterschrift. Das Emanzipationsgesetz*) „erklärte vom 1. August 1834 an alle Sklaven in den britischen Kolonien für freie Leute. Es sollten in Westindien die dort geborenen Sklaven noch 4 Jahre, die andern 6 Jahre als freie Arbeiter ihren Herren dienstbar bleiben. Zur Entschädigung der Sklavenbesitzer waren 20 Millionen L. vorgesehen! Das Gesetz bezog sich nicht auf die Gebiete der ostindischen Kompagnie, St. Helena und Ceylon. Der Kompagnie wurde jedoch in derselben Session aufgegeben, schleunigst Maßnahmen zu treffen, um die Sklaverei in ihren Gebieten zu mildern und zu beseitigen. Die indische Regierung verbot darauf die weitere Zufuhr von Sklaven nach Indien und begann im Innern Schritte gegen das Sklavenhalten. Doch fand sie, daß ein rasches Vorgehen in dieser Hinsicht einen Aufstand hervorrufen könnte, und zögerte mit gesetzlichen Maßnahmen".

Es ist sicherlich richtig, daß, nachdem Großbritannien selbst gegen den Sklavenhandel Schritte gethan hatte, sein unaufhörliches Drängen den übrigen Kolonialmächten gegenüber, das auch zu thun, einen sehr materiellen Grund gehabt hat. Seine Kolonien konnten infolge des Handels- und Transportverbotes von Sklaven natürlich die Konkurrenz der fremden Kolonien nicht auf die Länge ertragen. Doch muß jeder anerkennen, daß die englische Regierung sich das moralische Recht in solcher Weise nachdrücklich für die materielle Wohlfahrt des eigenen Landes sowohl als auch seiner Kolonien durch sein Vorgehen redlich erworben hatte. Und doch ist Englands Schild nicht ganz rein geblieben. Während es auf das Verbot des Sklavenhandels und -Transports drängte, duldete es, daß die Barbareskenstaaten Marokko, Tunis, Algier systematisch ihren Seeraub betrieben und Europäer in das Joch der Sklaverei erniedrigten. Ja es kann sich von dem Vorwurf nicht reinwaschen, daß es sogar jene Staaten mit Waffen und Schiffen beschenkte „dafür, daß sie *sein* Eigentum schonten!" Das sei um der Wahrheit willen, nicht um das Verdienst Englands zu schmälern, das ihm in der Sklavenemanzipation voll anerkannt werden soll, gesagt. Es flößt auf jeden Fall Achtung ein, wenn Dr. Zimmermann sein Kapitel: „Feldzug gegen den Sklavenhandel" mit folgender Abrechnung schließen kann:

„Der Feldzug gegen den Sklavenhandel von 1808—1850 hat der britischen Regierung im ganzen etwa 30⅓ Millionen £ Unkosten verursacht. Von dieser Summe entfallen auf die Zeit von 1808—1840 etwa 22⅓ Millionen. 2237000 £ sind an fremde Mächte, besonders Spanien und Portugal, gezahlt worden, um sie zu energischerem Vorgehen zu bewegen. Etwa 4 Millionen hat die Unterstützung befreiter Sklaven, ihre Ansiedelung in Sierra Leone, Goldküste und Fernando Poo gekostet. Am bedeutendsten waren die Aufwendungen für die zur

*) Das Gesetz hat folgenden Titel: „Act for the abolition of slavery throughout the British Colonies; for promoting the industry of the manumitted slaves; and for compensating the persons hitherto entitled to the services of such slaves".

Abfassung der Sklavenschiffe nötigen Kreuzer an der afrikanischen Küste. Von 1808—1840 betrugen diese Kosten 12224000, von 1840—1852 etwa 6 Millionen £. Zu diesen Ausgaben müssen noch die 20 Millionen £ Entschädigung an die Sklavenbesitzer gerechnet werden. — Als Nutzen steht diesen Aufwendungen in erster Linie der Vorteil gegenüber, den Englands Handel von der Stärkung seiner Seemacht gezogen hat, ferner die wirtschaftliche Erschließung Afrikas, welche erst von der Beseitigung des Negerhandels datiert, und endlich das Verdienst, welches es sich um die Sache der Menschlichkeit erworben hat!"

Vermischtes.

„Über **Sklavenraub in Deutsch-Ost-Afrika** berichten briefliche Mitteilungen, die in Hamburg von der französischen Insel Réunion eingetroffen sind. Danach haben 20 durch die Hafenpolizei in Sansibar befreite Schwarze erklärt, daß sie von der deutschen Ostafrika-Küste stammen und gewaltsam von Bagamojo nach Sansibar gebracht seien. Dort waren sie, wie sie vor dem französischen Konsul angaben, auf einem Küstenfahrer eingeschifft. Dieses Schiff hatte einen Araber als Kapitän und einen Araber als Geschäftsleiter an Bord, führte aber die französische Flagge im Topp. Ein anonymes Schreiben machte den französischen Konsul in Sansibar auf die „schwarze Ladung" des Schiffes aufmerksam, und auf dessen Veranlassung konnte die Hafenpolizei das Sklavenschiff gerade noch im letzten Augenblicke anhalten, als es im Begriffe war, unter dem Schutze der französischen Flagge Sansibar zu verlassen. Die polizeiliche Durchsuchung hätte ohne die Anzeige wahrscheinlich nichts Auffälliges ergeben, denn das Schiff hatte ganz reguläres „weißes" Frachtgut an Bord, nämlich Reis in Säcken. Da man aber wußte, daß es außerdem noch wertvollere „schwarze Ladung" barg, so unterzog die Hafenpolizei alle Räume des Fahrzeuges einer ganz genauen, sehr mühseligen Durchforschung, und schließlich fand man denn auch „unter Reissäcken verstaut" zwanzig Schwarze, zwei Erwachsene und 18 Kinder im Alter von 8—13 Jahren, sämtlich mit Knebeln im Munde. Sie wurden nach ihrer Befreiung dem deutschen Konsul in Sansibar zur Rückbeförderung in ihre Heimat überwiesen, das Schiff wurde beschlagnahmt und die beiden Araber vom Handelsgericht von St. Denis auf Reunion zu 3 bzw. 2 Jahren „harter Arbeit" verurteilt." („Kreuz u. Schwert". VIII. S. 80.)

Bücherbesprechungen.

Südafrika und der Handel Deutschlands. Ein Wegweiser zu neuen Absatzgebieten. — 52 Seiten Oktav, Preis geheftet Mk. 1,—. Dresden-Blasewitz, Verlag von Steinkopff & Springer.

Die vorliegende Schrift ist geeignet, in Handelskreisen lebhaftes Interesse zu erregen. Ausgehend von der Thatsache, daß in Südafrika, gleich viel welchen Ausgang der gegenwärtig schwebende Krieg nimmt, ein ganz eminenter wirtschaftlicher Aufschwung folgen muß, giebt der Verfasser — ein deutscher Kaufmann, der lange Jahre Südafrika bereiste — der deutschen Handels- und Industriewelt geeignete Ratschläge, sich ihren erheblichen Anteil an den entstehenden mächtigen Absatzgebieten zu sichern. Einer kurzen Beschreibung von Land und Leuten folgt eine Schilderung der Verkehrs- und Absatzverhältnisse, der wichtigsten Handelsplätze, der Lebensbedingungen, der Aussichten von Industrie und Handel 2c., an die sich eine detaillierte Übersicht des gegenwärtigen deutschen Handelsverkehrs mit allen statistischen Unterlagen anschließt. Der Kaufmann hat nicht Zeit, langatmige Ausführungen zu lesen, deshalb ist das Buch in kurzem, knappem Stile gehalten, es zeigt auf jeder Seite den erfahrenen Praktiker. Südafrika steht erst im Anfang seiner Entwickelung. Es wird eine Epoche des Aufschwunges, des Kapital- und Menschenzuflusses folgen, deren Umfang sich heute nur ahnen läßt. Absatzgebiete von unermeßlicher Ausdehnung für alle Industrie-Produkte werden sich mit aller Wahrscheinlichkeit erschließen und bei der vorhandenen Vorliebe für deutsche Produkte, bei der stark von Deutschen durchsetzten Bevölkerung, können energische Bemühungen im Interesse eines lebhaften Exportes unmöglich erfolglos bleiben. Die Schrift will hierzu geeignete Anleitung geben.

Justus Strandes, Die Portugiesenzeit von Deutsch- und Englisch-Ostafrika. Berlin 1899. — Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Über Entstehung und Zweck seines Werkes sagt der Verfasser in dem Vorwort: „Die Lust an den Untersuchungen ist während eines langjährigen Aufenthalts in Ostafrika entstanden. Angesichts der mächtigen Trümmer alter Bauwerke und zufolge der weit verbreiteten Ansicht, daß jedes derartige Überbleibsel früherer Jahrhunderte auf die Portugiesenherrschaft deute, ist der Wunsch wach geworden, zu ergründen, welche Geschicke Ostafrika in jener Zeit durchmachte und insbesondere, durch welche wirtschaftliche Thätigkeit es damals belebt wurde. Alle früheren Bearbeitungen der Geschichte Ostafrikas geben hierüber keine genügende Aufklärung." Der Verfasser hat ein umfangreiches Urkunden-Material durchforscht, darunter einen großen Teil, der nicht im Druck vorliegt. So ist sein Werk ein zuverlässiges Quellenwerk geworden, dessen Studium niemand entraten kann, welcher nicht nur oberflächlich mit der Geschichte Ostafrikas sich beschäftigen will. Zu Dr. Zimmermanns „Kolonialpolitik Portugals und Spaniens" ist das vorliegende Werk eine wertvolle Ergänzung, sofern es die einzelnen Züge der Geschichte uns mitteilt. Im einzelnen auf den Inhalt des Buches einzugehen, verbietet der Raum. Es behandelt seinen Stoff, der manche spannende Episode enthält, in 19 Abschnitten. Die Darstellung ist klar und anziehend. Eine Anzahl alter Karten, Ansichten portugiesischer Forts und Wappenpfeiler, Trachtenbilder u. s. w., die zur Erläuterung beigegeben sind, erhöhen den Wert der Arbeit. Die Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche, wie man es von der Verlagsfirma nicht anders kennt. —er.

M. R. Gerstenhauer, Das Burenvolk, seine Entstehung und seine Bedeutung für das Deutschtum. Eine historisch-politische Studie für deutsche Kolonialfreunde. Leipzig-Reudnitz 1900. Druck und Verlag von August Hoffmann. — 60 Pf.

Der Verfasser giebt im ersten Teil „die Geschichte der Niederdeutsch-Afrikaner", die er in 3 Abschnitte teilt: „1652—1806 die holländische Zeit; 1806—1854 die Eroberung durch England und die Gründung der niederdeutschen Freistaaten; 1854 bis 11. Okt. 1899 die Zeit des englisch-niederdeutschen Dualismus bis zum — hoffentlich glücklichen — Befreiungskampfe und Abfall von England." Diesen dritten Abschnitt behandelt er eingehender. — Im zweiten Teile: „Der südafrikanische Sprachenkampf und seine Bedeutung für das Deutschtum" bespricht der Verfasser zunächst „die nationalen Stärkeverhältnisse und Aussichten im

Sprachenkampfe", sodann „die Bedeutung des südafrikanischen Nationalitätenkampfes für das Deutschtum". Die Schrift, hervorgegangen aus einem Vortrage, den der Verfasser in verschiedenen Abteilungen des „Alldeutschen Verbandes" und der „Deutschen Kolonialgesellschaft" gehalten hat, atmet einen glühenden Patriotismus und stellt zusammenfassend dar, welches Interesse Deutschland am südafrikanischen Kriege hat. —er.

Moritz Schanz, Streifzüge durch Ost- und Südafrika. Bilder aus Britisch-, Deutsch- und Portugiesisch-Ostafrika, Sansibar, den Komoren, Madagaskar, Réunion, Mauritius, Natal, Transvaal, Oranjefreistaat, Rhodesia und Kapkolonie. 217 Seiten. Mk. 3,60. Aus dem Lande der Suaheli III. Berlin W. 10. Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke) 1900.

Die Schilderungen des bekannten Wirtschaftspolitikers, welcher bereits mehrere vortreffliche Werke über das von ihm bereiste Amerika und Ostasien verfaßt hat, suchen in gedrängter Form auf Grund offizieller Berichte und eigener Anschauung ein allgemeines Bild über Länderstriche zu geben, welche erst seit etwas mehr als einem Jahrzehnt und gerade in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen haben. Den wirtschaftlichen Verhältnissen der verschiedenen bereisten Länder und der Beteiligung der Deutschen an deren Aufschließung und Entwickelung ist besondere Beachtung geschenkt worden, und das Buch enthält eine Menge praktischer Winke. Von besonderem Interesse in der Gegenwart sind die Angaben über Südafrika, die Verhältnisse der dortigen deutschen Ansiedlungen, der englischen und Boeren-Bevölkerung, der Lage des Landes und seiner Aussichten. Das Buch ist reich an gut geschauten Einzelheiten und treffenden Bemerkungen.

P. Döring, Pastor, Missionar, **Lehrjahre eines jungen Missionars in Deutsch-Ostafrika.** Mit 21 Illustrationen. — Berlin 1900. Verlag von Martin Warneck. — 75 Pf.

Das ist ein ganz treffliches Büchlein, in dem der Verfasser aus seinen eigenen Erlebnissen und Erfahrungen Mitteilungen macht. Es ist in mancher Beziehung eine Ergänzung zu seiner „Morgendämmerung in Deutsch-Ostafrika". Ich bin gewiß, daß es mir jeder dankt, der auf meinen Rat hin die Schrift zur Hand nimmt. —er.

D. R. Grundemann, Die evangelische Mission auf den Karolinen. Skizzen, nach den amerikanischen Originalberichten gezeichnet. Berlin 1900. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft. — 30 Pf.

Die Karolinen-Inseln sind deutscher Besitz geworden und ihre Bewohner deutsche Unterthanen; da ist es für jeden gebildeten Deutschen unumgängliche Pflicht, danach zu fragen, welcher Art diese neuen Landsleute sind und in welchen Verhältnissen sie leben. Der Missionsfreund hat dabei noch die besondere Frage, wie es unter ihnen mit der Ausbreitung des Christentums steht. Auf alle diese Fragen giebt D. Grundemanns Schriftchen: „Die evangelischen Missionen auf den Karolinen" gründliche Auskunft. Wir erfahren aus ihm zu unserer Freude, daß die Bewohner der Karolinen gut geartete Leute sind, unter denen die treue Arbeit amerikanischer Missionare schon reiche Frucht gebracht hat. Das Schriftchen ist für Geistliche, Lehrer, Kolonial- und Missionsfreunde unentbehrlich.

D. Merensky.

Quittungsaufstellung.

Pfr. Andler, Gechingen b. Calw 3 Mk. — Amtsrichter Fr. Busse, Bleicherode 100 Mk. — K. Eisenbahn- Bau- u. Betriebsinsp. Böttrich, Magdeburg 3 Mk. — Oberlehrer Dr. A. von Breska, Groß-Lichterfelde 3,05 Mk. — Geheimrat Bierling, Greifswald 5 Mk. — Dr. de Cuvry, Wehrheim 4 Mk. — Reg.-Rat de Cuvry, Coburg 5 Mk. — Marg. Ebert, Hamburg 4 Mk. — Ingenieur Friedrich, Tabora (Afrika) z. Zt. Braunsberg 6 Mk. — Schwester Beate Gillissen, Segeberg 3 Mk. — Pastor Gründler, Warnitz 3 Mk. — Sup. Greven, Rees 3 Mk. — Prof. Dr. Gawanka, Osterode (Ostpr.) 3 Mk. — Dr. Hegewald, Schermeisel 4 Mk. — Oberlehrer Hahn, Stettin 3 Mk. — Sup. Daerr, Jannowitz (Schlesien) 11 Mk. — Pastor em. Kleßen, Potsdam 3,05 Mk. — Prof. Kühn, Eutin 3 Mk. — Sup. em. Klapp, Zoppot 3 Mk. — Kreisschulinsp. Kowalewski, Birnbaum (Posen) 3,05 Mk. — Frau Oberleutn. Lehmann, Königsberg i. Pr. 5 Mk. — B. Ludwig, Dresden 25 Mk. — Ph. J. Leverkinck, Lehrer, Wilhelmshafen 3 Mk. — Pfr. W. Luz, Bolheim 3 Mk. — Oberpfr. Mueller, Putlitz 6 Mk. — F. Motz, Cassel 3 Mk. — Stadtrat Jul. Meyer, Erfurt 6 Mk. — Major von Mitzlaff, Görlitz 4,05 Mk. — Dr. Eberhard Müller, Calw 3 Mk. — von Natzmer, Erfurt 5 Mk. — Dr. Neubauer, Halle a. S. 3 Mk. — Frau A. von Neerguard, Kiel 3 Mk. — Marinepfr. Opper, Kiel, S. M. S. Charlotte 3,05 Mk. — Pfr. Pfeil, Wennungen 6 Mk. — Frau von Pochhammer 5 Mk. — Joh. Roßner, Hof (Bayern) 3 Mk. — Dragomann Rößler, Zanzibar 10 Mk. — Ober-Reg.-Rat Schuster, Gumbinnen (Ostpr.) 15 Mk. — Dr. Rob. Schöber, Elbing 3,05 Mk. — Frhr. von Schleinitz, Haus Hohenborn 5 Mk. — Schmidt, Diakonus, Görlitz 6 Mk. — Pastor E. Schnelle, Goldschau 3 Mk. — Hugo Struwe, Königsberg i. Pr. 3 Mk. — Fr. Steiniger, Erfurt 5 Mk. — Karl Steinbrück, Erfurt 6 Mk. — E. Tschieche, Lausen b. Markranstadt 3 Mk. — Dr. Tetens, Straßburg 6 Mk. — Baronin von Troschke, Fürstenflagge 6,05 Mk. — Otto Ulrich, Hamburg 4 Mk. — Lehrer Alfred Udich, Choren b. Starrbach 3 Mk. — Hauptmann von Wurmb, Gotha 3,05 Mk. — Postbaurat Winckler, Magdeburg 3,05 Mk. — Wilh. Wißner, Göppingen 3 Mk. — J. H. Weichaud, Berchtesgaden 3 Mk. — Exz. Gräfin von Waldersee, Hannover 10 Mk. — Fr. Zastrow, Karlsburg b. Zarnekow 3 Mk. — Hofrat Westberg, Wiesbaden 5 Mk. — Prof. Dr. Wichmann. Eberswalde 3,05 Mk. — Gymn.-Direktor Dr. Mücke, Ilfeld i. H. 5 Mk. — G. Bömel, Pfr., Bad Ems 5 Mk. — G. Ade, Dürrenmettstetten, Post Sulz 3 Mk. — von Bülow, Kogel 10 Mk. — Graf von Arnim-Muskau, Muskau 20 Mk. — Dr. Bohnstedt, Jenkau b. Danzig 20 Mk. — Frau Carmen Bany-Haas, Blasewitz-Dresden 3 Mk. — Kantor Bielang, Osterweddingen 3 Mk. — Curt Beckel, Osterfeld 3 Mk. — Kantor Görges, Groppendorf 3 Mk. — Rendant Wilh. Ibrügger, Gütersloh 3 Mk. — Pfr. Kurtz, Essershausen 5 Mk. — für Lutindi 4,50 Mk. — Lehrer em. Fr. Langenbeck, Wilsnack 3 Mk. — Prof. Joh. Meyer, Barmen 10 Mk. — Kantor em. Müller, Dodendorf 3 Mk. — Cand. min. Oberdieck, Förste b. Osterode 3 Mk. — Pastor Pflanz, Klöden 3 Mk. — Pfr. Rittelmeyer, Pommelsbrunn 3 Mk. — von Oertzen, Rostock 3 Mk. — Oberlehrer Sarges, Mühlhausen (Thür.) 4 Mk. — Frau Direktor Reinhold, Blasewitz-Dresden 3 Mk. — Prof. Sersling, Zittau i. S. 3 Mk — Frl. A. Stier, Groppendorf 3 Mk. — Frau Dr. M. Staudinger, Blasewitz-Dresden 3 M. — Strauch, K. Admiral z. D. Friedenau 3 Mk. — Steingraf, Berginspektor, Waldau 3 Mk. — Ziegenspeck, Bergdirektor, Altenburg 3 Mk. — Pfr. Zeller, Gorrheim 6 Mk.

Berlin W., Behrenstr. 48, 15. Mai 1900.

Der Schatzmeister.
Veit.

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Afrika.

Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage

des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller

in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Siebenter Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg,** Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Stellvertretender Vorsitzender: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen,** Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Generalsekretär: Pastor **G. Otto,** Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit,** Berlin W., Behren-Straße 48.

Redaktion der „Afrika": Pastor **Gustav Müller,** Groppendorf bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck,** Coblenz.

Schriftführer: Pfarrer **Keller,** Coblenz.

Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., Coblenz.

Vereinsnachrichten.

1. Lutindi.

In der Märznummer der „Afrika" war darauf hingewiesen worden, daß der Vorstand des Evangelischen Afrika-Vereins es für dringend notwendig erachtet habe, für die Arbeit an unserer Sklavenfreistätte und Erziehungsanstalt auf Lutundi neue Kräfte zu gewinnen. Einmal war Ersatz für die verstorbene Hausmutter nötig, dann aber mußte auch der infolge der vermehrten Anzahl der Zöglinge vermehrten Arbeit Rechnung getragen werden. Wurde im März nur kurz von der Abreise der für diese Arbeit Gewonnenen berichtet, so können wir heute unseren Freunden und Lesern von ihrer Reise und Ankunft auf Lutundi erzählen.

Nach mancherlei Drangsalen und Mühseligkeiten, welche eine längere Seereise für die meisten mehr oder weniger mit sich bringt, langten Fräulein Charlotte Liebusch, die Schwester unseres Diakonen Liebusch auf Lutundi und Frau Martha Krämer, die Witwe des Missionars Krämer, die bereits früher mit ihrem verstorbenen Manne einige Jahre in der Arbeit in Tanga gestanden hat, mit ihrem vierjährigen Töchterchen Elfriede, sowie der Diakon Hosbach nach dem Osterfeste glücklich in Tanga an. Von dort brachen sie am 20. April zur Weiterreise in die Berge von Usambara nach Lutindi auf. Gesund und wohlbehalten sind sie auch dort eingetroffen. Von der Reise dorthin schreibt uns der Diakon Hosbach etwa Folgendes:

„Schon in Tanga war alles wohlgeordnet. Da war der Missionar Ostwald, der sich unser mit großer Freundlichkeit annahm und uns mit Rat und That zur Hand ging. Er hatte die Reise auch schon einmal gemacht und wußte gut Bescheid. Da hatte ferner der Vorsteher von Lutindi, Bokermann, genügend Träger gesandt, und Träger sind ja für eine Reise in Afrika von ganz besonderer Wichtigkeit. Wir konnten somit unser ganzes Gepäck gleich mitnehmen und brauchten für später nichts zurückzulassen. Von der Missionsstation Hohenfriedeberg wurden uns in liebenswürdiger Weise die beiden dort vorhandenen Esel zur Verfügung gestellt, so daß Fräulein Liebusch und Frau Krämer nicht immer zu laufen brauchten. Endlich war das Wetter zur Reise ausgezeichnet, wie wir es nicht besser wünschen konnten. Als wir in Tanga ankamen, regnete es heftig, und wir waren voller Sorge. Um so herrlicher aber wurde es, nachdem der Regen aufgehört. Unsere Lasten verpackten wir am Mittwoch und sandten die Träger ab. Das, was wir unterwegs brauchten, schickten wir am Donnerstag alles zur Bahn. Dort wurde es gleich verladen, und wir hatten so alles bei uns. Die für diese Lasten notwendigen Träger durften am Freitag mit uns im Zuge nach Muhesa fahren. Das war für sie eine große Ehre und ein wichtiges Ereignis. Morgens um 6½ Uhr fuhren wir von Tanga ab und kamen gegen 10 Uhr nach Muhesa. Das Auspacken unserer Lasten ging schnell von statten,

und es dauerte gar nicht lange, so standen wir auf dem Anger der Stadt, wo die übrigen Träger und die Esel schon auf uns warteten. Gegen 12 Uhr war alles zum Aufbruch fertig. Das Ziel des Tages war Potwe, ein Weg von fünf Marschstunden. Gleich hinter Muhesa fing ein großer Sumpf an, durch den wir hindurch mußten. Das war ein Waten durch Schlamm und Wasser, bei dem ich mich nur immer wieder freute, daß die beiden Frauen reiten konnten und ich wasserdichte Stiefel hatte. Beim ersten Flußübergang war die Brücke sehr schadhaft, und als wir versuchten die Esel hinüberzubringen, brach der erste durch und fiel rücklings ins Wasser. Mit vieler Mühe holten die Leute ihn wieder heraus. Das war aber nicht der einzige Unfall. Es dauerte gar nicht lange, so fielen erst Fräulein Liebusch und dann Frau Krämer nach einander vom Esel herunter, glücklicherweise ohne sich irgendwie zu schaden. Sehr tapfer hielt sich die kleine Elfriede. Sie lag ganz still und zufrieden in ihrer Hängematte und hatte gar keine Furcht vor den schwarzen Leuten. Zeitweise schlief sie auch. Einmal bekamen wir einen starken Regenschauer, der uns rasch durchnäßte. Doch gleich kam die Sonne wieder zum Vorschein, und unter der Wärme ihrer Strahlen wurden unsere Kleider sehr schnell wieder trocken. Es war aber doch ein recht weiter Weg und wir sehnten alle sein Ende herbei. Da klang es denn sehr wenig tröstlich aus dem Munde unserer Träger, die uns, als wir des Nachmittags gegen 5 Uhr uns über einen Fluß tragen ließen, eröffneten, daß dieser Fluß nun noch dreimal unseren Weg kreuzen würde, bevor wir unser Ziel erreichten. Dieses Übersetzen war immer sehr schwierig und kostete viel Zeit. Kurz nach Sonnenuntergang kamen wir endlich müde und matt an das Ziel unserer Tagereise. Da befand sich ein Rasthaus mit zwei vollständig möblierten Zimmern. Sogar ein Moskitonetz war vorhanden. Beide waren gerade unbesetzt, so daß wir gleich einziehen konnten und die Zelte nicht aufschlagen brauchten. Schnell bereiteten wir ein einfaches Nachtessen und legten uns nach demselben zur Ruhe. Frisch und gestärkt durch ruhigen Schlaf brachen wir am andern Morgen früh auf. Gleich am Anfange unseres Marsches hatten wir einen recht steilen Berg zu erklimmen. Das kostete manchen Schweißtropfen, doch oben lohnte uns eine herrliche Aussicht, und angenehm kühle Luft umfächelte uns. „So ist es auch auf Lutindi," sagten die Träger. Wie tröstlich das klang! Bald aber ging's wieder abwärts, wir stiegen in die Luengera-Ebene. In der Ferne sahen wir Korogwe und weiter Mashindei. Ja, die Träger sahen sogar schon den Lutindi-Hügel. Aber es war noch ein mühevoller Weg nach Korogwe, und der Marsch durch die Steppe ist uns am schwersten geworden. Wie brannte die Sonne so glühend heiß auf uns hernieder! Kein Baum, der uns Schatten spenden konnte, nur Gras und immer wieder Gras war vorhanden. Aber auch der schwerste Weg wird überwunden, wir kamen glücklich nach Korogwe. In der Nähe des rauschenden Panganiflusses

schlugen wir unsere Zelte auf, bereiteten unsere Mahlzeit und legten uns zur Ruhe. In der Morgenfrühe des dritten Tages brachen wir wieder auf. Kurz vor Kwasigi wurde es plötzlich bei unseren Trägern vorn lebendig. Diakon Liebusch kam uns von Lutindi entgegen. Das war ein fröhliches Wiedersehen! Nun übernahm dieser die Führung. Am Fuße des Lutindihügels wurde noch einmal Rast gemacht. Wir lagerten an einem Flusse und tranken zum ersten Male von seinem schönen, klaren Wasser. Wie herrlich das schmeckte! Was das Wasser für eine schöne Gottesgabe ist, das lernt man eigentlich erst recht bei einer solchen Reise und in Afrika



„Spielgefährten."

kennen. Nach kurzem Ausruhen begann der Aufstieg, und es war recht angenehm, daß wir einen bewährten Führer hatten, der uns immer wieder und wieder auf die schönsten Punkte aufmerksam machte, der auch die besten Ruheplätze kannte. Zweimal hatte uns Diakon Bokermann von Lutindi aus Erfrischungen entgegengesandt, die köstlich mundeten, insbesondere die saure Milch. Endlich, gegen 4 Uhr, sahen wir die Anstaltsgebäude vor uns liegen. Vor dem Knabenhause stand Bokermann mit seinem Posaunenchor. „Lobe den Herrn," so schallte es uns entgegen. „Lobe den Herrn," so stimmten auch wir aus vollem Herzen mit ein. Dann kam er mit seiner ganzen Schar uns entgegen. Welch ein bewegliches Wiedersehen zwischen

uns beiden, die wir uns aus früherer Zeit kannten! Wie freuten wir uns, daß wir wieder bei einander und ich das Ziel dieser Reise mit meinen Gefährten erreicht."

Über die Freude, welche unter den Bewohnern von Lutindi aus Anlaß der glücklichen Ankunft unserer Reisenden herrschte, schreibt Bokermann: „Wie war der Jubel groß, als die Ankommenden auf unserem Vorhügel sichtbar wurden! Ich glaube, die Jungen haben wohl niemals ihre Trompeten mit solcher Wucht schmettern lassen wie an dem Tage. Und als wir des Abends in unserer geräumigen Kapelle den 103. Psalm beteten, da fühlten wir so recht die Barmherzigkeit und Freundlichkeit unseres Gottes, der uns nicht verlassen noch versäumen will."

Nachdem sich die Neuangekommenen von den Anstrengungen der Reise erholt, traten die beiden bisherigen Vorsteher und Leiter der Arbeiten mit ihnen zur Beratung über die Regelung und Neueinteilung der Arbeiten zusammen. Die Verteilung geschah folgendermaßen: Fräulein Liebusch übernimmt die Küche und die Pflege der jüngsten Kinder. (Vergl. das Bild: „Unsere Jüngsten".) Frau Krämer besorgt den Haushalt im übrigen, die Wäsche u. s. w. und widmet sich der Erziehung und zum Teil auch dem Unterrichte der größeren Mädchen. Diakon Liebusch beaufsichtigt die Knaben in der Anstalt, insbesondere der Werkstatt, führt mit ihnen kleinere Reparaturen aus und nimmt sich der Kranken an, welche Rat und Hilfe suchend nach Lutindi kommen. Die beiden anderen Diakonen leiten die größeren Feldarbeiten und führen die größeren Reparaturen und Bauarbeiten aus. Dabei arbeitet einer gemeinsam mit den größeren Mädchen und weiblichen Waschambaa, der andere mit den Knaben und Männern. Hosbach besorgt insbesondere den Anbau der für die Anstaltsküche nötigen Dinge, Bokermann den Garten für europäische Gemüse. Der Schulunterricht wird nunmehr in zwei Klassen erteilt. In der ersten unterrichten die beiden Diakonen Bokermann und Hosbach, in der zweiten Frau Krämer und der Diakon Liebusch. Mit Ausnahme des Sonnabends wird täglich in je zwei Stunden, von 7 bis 9 Uhr morgens, in beiden Klassen unterrichtet. Außer Rechnen, Lesen, Schreiben und Anschauungsunterricht wird noch ein wenig Geschichte und Geographie getrieben. An drei Tagen, nachmittags von 2 bis 3 Uhr, übt der Posaunenchor, an zwei anderen wird um dieselbe Zeit Gesangstunde gehalten. Die gemeinsamen Morgen- and Abendandachten endlich, sowie die Gottesdienste werden von den drei Diakonen abwechselnd gehalten. Da der Diakon Hosbach das Schuhmacherhandwerk versteht, so werden von nun an einzelne Knaben auch in diesem Handwerke unterwiesen. Zunächst zwei, welche nicht ganz gesunde Füße haben und daher für die Land- und andere Arbeiten weniger tauglich sind.

So geht denn die Arbeit auf Lutindi frisch und fröhlich weiter. Besonders froh waren unsere beiden Diakonen, daß ihnen mit der Ankunft der beiden Frauen die Fürsorge für die Küche und nament-

lich der jüngsten Kinder abgenommen wurde. Waren sie auch redlich bemüht, auch hier ihr Möglichstes zu leisten, so mußten sie doch je länger je mehr fühlen, wieviel geeigneter eine Frauenhand für solche Arbeiten ist. Und wie sehr bedürfen doch „unsere Jüngsten", die wir heute unseren Freunden und Lesern im Bilde vorstellen, noch der Fürsorge und Pflege von Frauenhänden! Da sitzen sie in ihren Badewannen, Eimer und Topf im Wasser und warten der Reinigung, welche an ihnen vorgenommen werden soll. Rechts in der ersten Wanne Wilhelm, Helene und Georg, in dem Eimer zwischen den beiden Badewannen Franzi Kikerakwe, der jüngste von allen. Hinter



„Unsere Jüngsten."

Franzi im Topfe steht Mapito, ein noch recht schwaches und elendes kleines Mädchen, welches erst vor einigen Wochen nach Lutindi gekommen ist. Ganz verhungert und dem Tode nahe ist sie bei Tanga einsam und verlassen aufgelesen worden, doch bald wird sie sich erholen und gleich den anderen gesund und kräftig werden. In der linken Badewanne sehen wir rechts zuerst Karlo, dann Raheli, etwas nach vorn Otto und dahinter Lea. Sie alle scheinen sich in dem nassen Elemente recht wohl zu fühlen, wie der vergnügte Ausdruck ihrer Gesichter vermuten läßt. Das andere Bild „Spielgefährten" zeigt uns die kleine Elfriede Krämer, wie sie an ihrer Puppenkommode mit zwei schwarzen Gefährten spielt und dabei der Tauben

nicht vergißt, welche zutraulich ihrer Hand das Futter entnehmen. Mit Genugthuung sehen wir hier die Kinder zweier Völkerrassen beim Spiele einmütig bei einander. Möchten doch auch die Erwachsenen im dunkeln Erdteile so einmütig mit den Eingeborenen zusammenhalten und diese eingedenk ihrer Menschenrechte mehr und mehr als gleichwertige Menschen ansehen und behandeln lernen! Das ist ja eine der großen Aufgaben, die sich der Evangelische Afrika-Verein gestellt hat, die armen verlassenen Sklaven- und Waisenkinder zu tüchtigen und brauchbaren Menschen zu erziehen. Können wir uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß nur gemeinsame Arbeit mit den Eingeborenen in unseren Kolonien dieselben auf die Stufe der Kultur zu bringen vermag, auf der sie auch unserem deutschen Vaterlande zum Nutzen gereichen, so haben wir um so mehr Ursache, für die Menschenrechte der Kinder wie auch der erwachsenen eingeborenen Bevölkerung einzutreten und sie vor Mißhandlung und Ausbeutung zu schützen. Wollen wir aber solche Arbeit zum Segen und zum Heile unserer Kolonien und unseres Vaterlandes fortführen, so muß die Zahl unserer Freunde und Mitglieder immer größer werden. Die immer größer werdende Arbeit erfordert auch größere Mittel. Möchte es sich darum jedes unserer Mitglieder um so mehr angelegen sein lassen, uns immer neue Freunde zuzuführen, welche uns zu solcher Arbeit unterstützen!

O.

---

2. Zweiter Jahresbericht der Schule des Evangelischen Afrika-Vereins in Kamerun. (Auszug.)

Im vorigen Jahresbericht mußte ich mitteilen, daß im Jahre 1898 der Schulbesuch sehr schwach war. Damals hatte ich oft wenig über 10 Schüler, manchmal nicht einmal so viele. Das ist dann wenig ermutigend. Wie sehnte ich mich damals nach der Zeit, da ich nicht mehr leere Bänke vor mir hätte und — Gott sei Dank! — diese Zeit ist gekommen. Der Schulbesuch war im vergangenen Jahre viel besser, als ich jemals gehofft hätte. Zwar kamen die Schüler nicht so regelmäßig, wie es zu wünschen wäre, aber waren es im ersten Jahre manchmal nicht 10, so hatte ich im verflossenen Jahre doch äußerst selten unter 40. Auch in Bezug auf die Regelmäßigkeit aber ist ein großer Fortschritt zu konstatieren.

Es hält eben sehr schwer, die Kinder hier zu einem regelmäßigen Schulbesuch zu bringen. Die Eltern kümmern sich um ihre Kinder sehr wenig: manche müssen für ihre Kleidung selbst aufkommen, teilweise auch für ihr Essen. Wie oft kommt da einer mit der Bitte, ihm doch für einen oder zwei Tage frei zu geben, er müsse auf den Fischfang, um für den Erlös frische Kleider zu kaufen, oder auch um Essen für sich zu erhalten. Einige Male kam es vor, daß ein Schüler, namens Peter Mbimbe, in der

Schule einschlief. Als ich ihn zur Rede stellte, sagte er: „Verzeihe mir, ich war die ganze Nacht auf dem Fischfang und bin erst heute morgen heimgekommen.“ Doch ist die Sache durchaus nicht so, daß sie die Schule nur versäumen, wenn sie absolut müssen. Mancher kommt einmal nicht, weil er eben keine Lust hat und entschuldigt sich dann brieflich, oder läßt sich durch einen anderen Schüler entschuldigen. Um Ausreden sind sie ja nie verlegen. Man darf sich aber über das alles nicht so sehr verwundern. Wenn es in Deutschland keinen Schulzwang gäbe, und es den meisten Eltern gleichgültig wäre, was ihre Kinder thun und treiben, dann hätten die Lehrer in Deutschland gewiß auch manchmal über unregelmäßigen Schulbesuch zu klagen. Es ist in dieser Beziehung in unserer Schule doch schon viel besser geworden und wird sicher immer besser werden.

Wenn ich mich nun frage, was im verflossenen Jahre in der Schule gelernt worden ist, so muß ich allerdings bekennen, daß unsere Leistungen keine glänzenden sind. Doch wird's auch in dieser Beziehung immer besser werden. Beide Klassen haben täglich eine Stunde Deutsch erhalten. Mit der ersten Klasse habe ich verhältnismäßig mehr erreicht als mit der zweiten. Dies Resultat hatte seinen Grund hauptsächlich darin, daß ich in der zweiten Klasse so viele Schüler hatte, die noch nicht fähig waren, ordentlich Deutsch zu lernen. Dadurch wurden dann auch die anderen aufgehalten. Es war mir das keineswegs angenehm und ich dachte oft daran, diesen Schülern zu erklären, sie sollten mit dem Deutschlernen warten bis Neujahr, sie sollten lieber einstweilen tüchtig Duala lernen und nachmittags in die Schule gehen. Doch unterließ ich das immer wieder, weil dann manche wahrscheinlich zu den nur 10 Minuten entfernten Katholiken gegangen wären, und ich das verhüten wollte.

Es fehlt in der Schule auch so sehr an Hilfsmitteln. So hat z. B. keiner meiner Schüler ein Schönschreibheft, sie haben nur ein Heft für Deutsch, und ich habe Mühe genug, daß sie dies bezahlen. Manche könnten sich die Sachen gewiß gut anschaffen, es fehlt oft nur am guten Willen. Sie meinen immer, der Missionar habe, wie überhaupt jeder Weiße, Geld in Hülle und Fülle und wolle nur nicht damit herausrücken. Ich kann ihnen noch so oft sagen, ich sei ein armer Mann, und unsere Ältesten in Basel haben auch kein Geld, sie können das fast nicht glauben.

Ein ganzes Jahr lang hatten wir keine deutsche Fibel, um lesen zu lernen. Ich gab ihnen endlich welche und nahm ihnen das Versprechen ab, mich zu bezahlen, sobald sie Geld haben. Einer hat das auch wirklich gethan; ein anderer hat wenigstens die Hälfte des Betrages gebracht; alle anderen aber haben trotz meiner vielen Mahnungen sich noch nicht bewogen gefühlt, mir das Geld zurückzugeben. Diese Sachen und Sächlein sind ja an sich unbedeutend, aber wenn man tagtäglich mit ihnen zu kämpfen hat,

dann möchte es einem doch manchmal zu viel werden. Doch bin ich der guten Zuversicht, daß es auch in diesem Stück noch besser wird.

Im Laufe des Jahres sind 3 Schüler gestorben. Einer von ihnen, Isaak Loka, war ein Christ, ein lieber ruhiger Junge. Eines Tages hieß es, er sei krank. Bis ich wieder nach ihm fragte, hatten ihn seine Angehörigen schon nach Malimba gebracht, weil dort ein großer Medizinmann sei. Wenn die Leute von uns Medizin wollen, und sie sollen etwas dafür bezahlen, dann ist ihnen manchmal alles zu viel. So einem eingeborenen Quacksalber dagegen zahlen sie ruhig, was er verlangt, und das ist gewöhnlich nicht wenig. Sie machen auch verhältnismäßig große Reisen, um ihr Geld an den Mann zu bringen. Der Medizinmann gab unserm Isaak ein Tränklein, das tüchtig wirkte, fast möchte ich sagen würgte. Denn nachdem er einige Male davon getrunken hatte, wurde es schlimmer, und er konnte nicht mehr reden. Nach seiner Rückkehr besuchte ich ihn etliche Male; ich weiß aber nicht, ob er auch nur ein Wort verstanden hat. Wie die Eingeborenen überhaupt, so wurde auch er in seinem, bezw. in dem Hause seines Vaters begraben. So ein Haus soll dann etliche Zeit unbewohnt bleiben, als Zeichen der Trauer.

Mehr als diese 3 Todesfälle haben mich 2 Knaben betrübt, die gestohlen hatten. Der eine von ihnen hat in einer Faktorei Geld entwendet und sich dann schnell in den Busch geflüchtet. Der andere war schon Christ und auch schon verheiratet, als er in die Schule eintrat. Er holte mit einigen anderen Dualaleuten für einen weißen Faktoristen Waren aus dem Innern; da haben sie unterwegs einen Teil entwendet. Er behauptet zwar steif und fest, es sei nicht wahr, nur die anderen haben gestohlen, er nicht. Er wurde aber trotzdem zu 6 Monaten Zwangsarbeit verurteilt.

Doch nun ein freundliches Bild. Im verflossenen Jahre konnten im ganzen 22 Schüler getauft werden. So sehr es mich natürlich freut, wenn die Schüler Christen werden und so sehr mir das am Herzen liegt, so habe ich doch noch nie in sie gedrungen, sich zum Taufunterricht zu melden. Dieser Entschluß soll bei ihnen selbst reifen; ich begnüge mich damit, ihnen den Heiland vor Augen zu malen, so gut ich kann. Für so einen jungen Burschen hier ist nämlich das Christwerden keine schwere Sache, weil er noch lange nicht mit so vielen Banden an das Heidentum gebunden ist, wie die Alten. Wenn ich nun immer in sie dränge, doch Christen zu werden, dann thäte es sicher mancher von ihnen nur deshalb. Das möchte ich aber nicht haben.

Es wurde im letzten Jahresbericht schon darauf hingewiesen, wie notwendig ein Schulhaus für die Schule ist. Ich will nicht mehr wiederholen, was ich dort geschrieben habe, sondern nur aussprechen, daß ich heute nach einem Jahre den Bau eines Schulhauses noch mehr als damals für ein dringendes Bedürfnis halte.

Ganz abgesehen von der Backofenhitze in der Schloßkapelle, die selbst meinen Schülern manchmal zu arg wird, geht es auch nicht gut, 3 Klassen mit durchschnittlich 60 Schülern in einem Lokal zu haben.

Wenn ich auch nicht lauter Erfreuliches berichten konnte, so haben wir doch Grund genug, dem Herrn zu danken für das, was er bisher auch in diesem Werke gethan hat. Möge der Herr auch ferner seinen Segen zu unserer Arbeit geben!

Nehmen Sie zum Schluß noch unseren herzlichsten Dank für alle Unterstützung, die Sie der Schule schon angedeihen ließen, entgegen und lassen Sie dieselbe auch Ihrer ferneren Liebe freundlichst empfohlen sein. J. Gutekunst.

Opfer der Wissenschaft in Afrika.

Von Canstatt, Koloniedirektor a. D.

Kein Weltteil hat bei seiner wissenschaftlichen Erkundung wohl so viele Opfer gefordert, wie Afrika. Daran mahnt aufs Neue das Schicksal der Expedition, welche zur Bestrafung der Mörder des Leutnants v. Queis und des Forschers Conrau im Kamerungebiete ausgesandt wurde. Unwillkürlich gedenken wir dabei der vielen Tapferen, welche die Anerkennung ihrer großen wissenschaftlichen Verdienste um die Afrikaforschung mit dem Leben bezahlen mußten. Abgesehen von denen, die in den ältesten Zeiten während der Weltherrschaft der Römer, im frühesten Mittelalter und im Laufe der portugiesischen, spanischen, französischen, englischen und holländischen Eroberungszüge auf afrikanischer Erde blieben, interessiert uns natürlich am meisten das Los jener Forschungsreisenden, welche den letzten Jahrhunderten bezw. der Gegenwart angehörten. Unter ihnen sind die verschiedensten Nationalitäten des europäischen Kontinents, nicht zum wenigsten aber deutsche Gelehrte vertreten.

In der Libyschen Wüste vom Tode ereilt wurde da zunächst Ledyard, als er im Auftrage der African Association den Nil aufwärts verfolgte.

Dem mörderischen Klima im Nilgebiet erlagen viele Jahrzehnte später (1863) einzelne Teilnehmer der v. Heuglin'schen Expedition, wie Steudner und Schubert, sowie die mutige Forscherin, Frau Tinné.

Adalbert v. Barnim, der Sohn des Prinzen Adalbert von Preußen, welcher 1859 Nordostafrika bereiste, starb am 12. Juli 1860 in Rosires am Bahr el Azrak.

Wilhelm v. Harnier aus Eckezell in Hessen, der zur Erkundung des Blauen Nils bis Gondokoro vorgedrungen war, kam am 23. November 1861 auf der Büffeljagd ums Leben.

Le Saint brach 1866 nach den Nilseen auf, erlag aber schon am 27. Januar 1867 zu Abukuka am Weißen Nil dem Fieber.

Im Dienste Ägyptens erforschte seit 1877 der Deutsche Schnitzer (Emin Pascha) die westlich vom oberen Nil sich ausdehnenden Landschaften und durchzog die Territorien der Bari-, Latuka-, Schuli- und Madistämme, um schließlich durch Ermordung sein thatenreiches Leben im tiefen Innern von Afrika zu lassen.

Der Holländer J. M. Schuver, welcher 1882 über Fadasi in das Gebiet des Jabus vorgedrungen war, wurde dort, leider viel zu früh, der Wissenschaft durch den Tod entrissen.

Der Deutsche Hornemann, welcher 1798 von Kairo aus sich über Siwah und Audschila nach Mursuk und dem Sudan wandte, blieb spurlos verschollen.

Den Führer einer 1817 unternommenen Expedition nach dem nördlichen Afrika, Ritchie, ereilte der Tod auf dem Marsche gegen Fezzan.

Major Laing, welcher 1825 von Tripolis über Insalah nach Timbuktu gezogen war, wurde auf der Rückreise ermordet.

Richardson und Overweg, welche mit Barth 1849 von der englischen Regierung nach dem Sudan entsandt waren, starben 1853 kurz nach einander in der Nähe von Kuka. Vogel aber, der nach Barths Heimkehr noch im selben Jahre beauftragt wurde, die Forschungen der erstgenannten Reisenden fortzusetzen, fiel zu Wara in Wadaï am 8. Febr. 1856 als Opfer des Fanatismus der Eingeborenen. Um seinen lange bezweifelten Tod festzustellen, begaben sich Gerhard Rohlfs und v. Beurmann nach Afrika. Moritz v. Beurmann nahm dabei 1862 seinen Weg über Bilma nach Kuka und besuchte Jakoba, wurde indeß zu Wadaï im Februar 1863 auf die gleiche Weise, wie der unglückliche Vogel, den er zu suchen gekommen, ermordet.

Alexine Tinné, eine ebenso mutige Dame, wie ihre Mutter, büßte auf ihrer Afrikareise, die sie 1869 mit Gustav Nachtigal zusammenführte, unfern Mursuk (im Juni) bei dem Zusammentreffen mit räuberischen Tuaregs durch Mord ihr Leben. Nachtigal selbst erlag bekanntlich viele Jahre später an der afrikanischen Westküste dem Fieber.

Der Deutsche v. Bary verlor 1877 sein Leben in Aïr auf dem Wege nach den Nilländern.

Doult, der als Gefangener der Yled Delim die westliche Sahara durchstreift hatte und endlich zum Wadi Draa gelangt war, wurde 1889 auf einer neuen Reise nach Timbuktu von den Tuaregs niedergemacht.

Der Schotte Mungo Park, der von 1795—1797 und 1805 bis 1806 unter großen Gefahren den Niger von Gambia aus erforschte, verlor bei Bussa sein Leben. Auch Peddie, Campbell und Cowdrey erlagen 1815 am Senegal dem Klima. Clapperton starb 1827 zu Sokoto.

R. Lander, Vogel aus Berlin und andere fielen 1842 am Niger dem Sumpffieber zum Opfer.

Kapitän Ménard wurde, als er von Groß-Bassam über Kong nach Sakhala in der Landschaft Worodugu ging, auf seinem Marsch nach Musardu im Hinterlande von Liberia am 1. Februar 1892 umgebracht. Auch der Franzose Quiquerrez fand hier seinen Tod.

Die Erforschung des Togogebiets kostete am 26. Juni 1889 dem Deutschen Wolf, während einer Reise nach Dahomé im Lande Borgu, das Leben.

Im Dienste des Reiches ausgesandt, um 1888 mit anderen die wissenschaftliche Station Jaunde in Nordwestafrika zu gründen, erlitt Leutnant Tappenbeck eine schwere Verwundung, welche seinen Tod zur Folge hatte.

Leutnant Spangenberg wurde 1891, als er zu Kamerun auf dem Marsch von der Barombistation zur Balistation begriffen war, von den Bafuts angegriffen und verlor sein Leben. Als ein weiteres Opfer im Kampfe gegen die Eingeborenen fiel auch Hauptmann v. Gravenreuth.

Das Schicksal gänzlicher Vernichtung traf die Expedition Crampel, welche vom Kongo zum nördlichen Bogen des Ubangi (Uëlle) aufgebrochen war, um von dort den Tsadsee zu erreichen. Sie wurde am 9. April 1891 hinterlistig überfallen und niedergemetzelt.

Pogge, der treue Gefährte Wißmanns, erlag 1884 zu Loanda den Strapazen der vorausgegangenen Forschungen im afrikanischen Innern.

Kapitän Stairs starb 1892 auf der Rückreise von Katanga im Kongogebiet zu Schinde am Sambesi.

Die unter Hodister vom belgischen Katangasyndikat eigens ausgesandte Expedition wurde am oberen Kongo von den Arabern überfallen und vernichtet.

Livingstone, einer der verdientesten Afrikaforscher, der zeitweise gänzlich verschollen war und dem man namentlich die Erkundung des Sambesi-Gebietes und die erste Kenntnis über die Seen Njaßa, Tanganika und anderes verdankt, starb 1873 in Italo am Bangweolo.

Baron v. d. Decken, der 1861 und 1862 mit dem englischen Geologen Thomton bis an den Kilimandscharo vorgedrungen war, wurde, mit einem Dampfer den Dschubb aufwärts fahrend, 1865 bei Bardera ermordet. Der von der Familie des Ermordeten entsandte Kinzelbach, welcher sich über das Schicksal v. d. Deckens vergewissern sollte, erlag 1868 zu Makdischu im Somaliland dem Fieber.

Abbé Debaize verunglückte 1878 in Afrika.

Ingenieur Hochstetter ließ Ende 1891 bei einem Zuge nach dem Viktoria Nyanza, Baron v. Fischer am 2. Juli 1892 ebendaselbst zu Njegesi sein Leben.

Haggenmacher erlag 1874 den Streichen wilder Galla, nachdem er einen Vorstoß bis zur Landschaft Harar ausgeführt. In der gleichen Gegend ward 1881 Giuletti ermordet.

Der unermüdliche französische Forscher Soleillet, der die Erwerbung Oboks seitens Frankreichs veranlaßte, starb auf afrikanischem Boden am 10. September 1886, nachdem er bis Kaffa vorgedrungen war.

Damit ist aber, so zahlreich auch die oben aufgeführten Gebliebenen sind, die Reihe derer, welche ihr Leben für die Afrikaforschung einsetzten und im sog. schwarzen Erdteil ein frühzeitiges Grab fanden, keineswegs erschöpft. Seitdem das Deutsche Reich an der Teilung Afrikas teilgenommen und eine Anzahl von Schutzgebieten und Kolonien gerade dort sein eigen nennt, mehren sich vielmehr unausgesetzt die dem Vaterland ebenda an Menschenleben gebrachten Opfer. Möge man ihrer daheim immerdar in Dankbarkeit gedenken.

Das Ende des Mungikultus in Kamerun.

Das besondere Merkmal des Heidentums in Kamerun sind die sogenannten „Losango“, Geheimbünde, welche im Namen irgend eines Götzen geschlossen sind. Sie ermöglichen den Bundesangehörigen, eine wahre Schreckensherrschaft über ihre Stammesgenossen auszuüben. Viele Gewaltthätigkeiten sind auf die „Losango“ zurückzuführen, und selbst Mordthaten werden von ihren Mitgliedern ohne Scheu ausgeübt. Unsere Regierung widmet deshalb den Losango ihre besondere Aufmerksamkeit und hat strenge Verordnungen erlassen, um dem Unwesen zu steuern. Und es ist ihrem Einfluß zu verdanken, daß, nachdem schon manchen Ortes durch die Missionare die Götzen samt ihren Geräten verbrannt werden konnten, im Juni des vorigen Jahres durch den Missionar Lauffer dem Mungikultus der Todesstoß gegeben worden ist.

Über den Gott Mungi hat der Lehrer Flad folgende Angaben gemacht*): „In den Dörfern und im Busch sind Hütten für ihn gebaut. Mehr tier- als menschenähnlich ist er mit riesigen Flügeln versehen, deren Schlag weithin fühlbaren Wind verursacht. Von Zeit zu Zeit sammeln sich in der Frühe des Morgens zahlreiche Knaben am Strande. Ein mit Mungi vertrauter Vater geleitet die ganze Gesellschaft nach einer Mungihütte in den Busch. In gemessener Entfernung vom Ziele wird Halt gemacht und ein Knabe nach dem anderen mit einem vor die Augen gebundenen Tuche ins Innere der Behausung geführt. Und Mungi höchst selbst, d. h. einer seiner Diener, der durch den Genuß einer gewissen Pflanze seine

*) Vergl. „Evangel. Missions-Magazin“ 1890, S. 179.

Stimme zu einem erschrecklichen Baß herunter geschraubt hat, schneidet unter greulichen Lauten, unter Sprechen in anderen Zungen jedem zwei Kreuze auf die Brust. Nachdem solches geschehen, wird der also Gezeichnete ins Freie geführt; das Tuch wird ihm abgenommen und man erklärt ihm: ‚Mungi hat dich mit seinen Zähnen gezeichnet.‘ Ist Mungi mit Aufprägen seiner Wahrzeichen fertig, so entfernt er sich fliegend. Tänze und Spiele seitens der Knaben folgen; denn jeder von ihnen kann nun die Gebiete des Mungi passieren, ohne hierbei der Gefahr ausgesetzt zu sein, spurlos zu verschwinden, d. h. von Mungi und seinen Leuten aufgefressen zu werden.“

Im Laufe der Zeit sind die Missionare immer mehr in die Geheimnisse des Mungikultus eingedrungen. Die volle Wahrheit hat aber Missionar Lauffer erst bei und nach seinem erfolgreichen Vorgehen gegen ihn erfahren. Den Kultus und sein Erlebnis mit ihm beschreibt er im „Evangel. Heidenbote“ 1898, S. 89 ff.

Der Mungikult ist schon rein äußerlich angesehen ein Geheimkult. Die Wissenden wachen ängstlich darüber, daß kein Unberufener von ihrem Thun und Treiben etwas erfährt. Die zum Kultus erforderlichen Gegenstände werden in den „Götzenhäusern“ verborgen gehalten, und die Feiern finden nur unter dem Schutze der Nacht, gewöhnlich zur Zeit des Vollmonds statt. Der Mittelpunkt des Kultus ist in jedem Dorfe der Häuptling mit seinen Ältesten. Wer sich ihm anschließen will, muß monatlich 5 Mark bezahlen. Sollte einer den Verräter spielen wollen, würde es ihm das Leben kosten.

Das Hauptanliegen der Mungileute ist, die Weiber in dem Glauben zu halten, daß Mungi allmonatlich zur Zeit des Vollmonds um Mitternacht das Dorf heimsuche. Er thut das, um sich wieder einmal an Fleisch recht satt zu essen. Deshalb hat der Mungi ein strenges Gesetz ausgehen lassen, durch welches jeder Frau der Genuß von Fleisch irgend welcher Art verboten ist. Alles hat Mungi für sich behalten. Übertreter dieses Gebotes sind rücksichtslos der Rache Mungis verfallen. Bei der nächsten Rückkehr des schrecklichen Geistes wird sie vollzogen, und zwar ebenso geheimnisvoll als schrecklich. Der Schuldige wird entweder erschlagen im Walde gefunden, oder nach dem Genuß einer Speise, also von einem Gifte plötzlich dahin gerafft. Man findet auch wohl den Kopf des Missethäters an der Straße liegen, weil Mungi den Rumpf aufgefressen und zur Warnung aller Überlebenden den Kopf übrig gelassen hat.

Nach beendeter Mahlzeit verschwindet der Mungi wieder. Man kann nicht sagen, wo er bleibt und welchen Weg er nimmt. Nur eins weiß man, eben dies, daß er in viermal sieben Tagen sich wieder einstellen wird. Die Furcht der Frauen vor diesem schrecklichen und unheimlichen Geist ist grenzenlos. Sie wissen, daß schon manch eine, die in der Vollmondsnacht aus Vorwitz ihre Hütte verlassen hat, nicht wieder zurückgekehrt ist. So wagen sie es in diesen Nächten um alle Schätze der Welt nicht, aus ihrer Hütte zu gehen, sondern verbarrikadieren sich darin, um nur ja sicher zu sein.

Es giebt aber noch ein größeres Vergehen am Mungi, als die Übertretung des Verbotes des Fleischgenusses. Das besteht darin, daß jemand sagt: „Mungi ist Mensch und nicht Gott." Wer das ausspricht, muß sterben. Und auch der hat sein Leben verwirkt, welcher es in Unwissenheit, ohne Bosheit nachspricht.

Die einzelnen Mungi stehen mit einander in Verbindung und verständigen sich unter einander durch eine eigene Trommelsprache, welche mit der der Duala viel Ähnlichkeit hat. „Die Trommeln der Mungi haben eine Länge von 1—1½ Meter und sind an dem einen Ende mit einer Tierhaut überzogen. Im Durchmesser messen sie etwa 30—35 Centimeter. Neben dieser gewöhnlichen Art haben sie noch eine andere, welche den Zweck hat, mittelst der knurrenden, tief brummenden Töne, welche sie von sich giebt, die Leute, hauptsächlich aber die Frauen, zu erschrecken. Sie zeigt die Ankunft des Mungi an. Mit diesen Lärminstrumenten verstehen die Leute einen schauerlichen Spektakel zu machen." Bei diesem Lärmen spielt auch ihre eigene Stimme eine große Rolle, die sie ja, wie Flad erwähnt, durch gewisse Mittel verändern und verstellen.

„Der Häuptling von Yabi I*) nun gilt weit und breit als der größte und mächtigste aller Mungileute. Er ist etwa Mitte der Sechziger. Seine Gestalt ist gedrungen, und er blickt finster drein. Seine Erscheinung wirkt eher abstoßend als anziehend. Hätte er gewußt, oder geahnt, daß ihm seine zum Götzendienst gehörenden Sachen abgenommen würden, er hätte sie wohl bei Zeiten geflüchtet. Mich interessierte es mächtig, einen Blick in das Innere des von außen armseligen Götzenhauses zu thun, wollte es aber nicht erzwingen." An einem Sonntage hatte Missionar Lauffer in Yabi gepredigt und hielt nach dem Schluß des Gottesdienstes noch eine kleine Nachversammlung, in der er dem Häuptling deutlich zu verstehen gab, „daß er sein Amt als Häuptling schwer mißbraucht habe, indem er nicht das Wohl seiner Unterthanen, sondern im Grunde nur sein eigenes Wohlergehen gesucht habe. Den, der ihm im Wege gestanden habe, habe er ohne Gnade und Barmherzigkeit aus dem Wege geräumt. Er wisse das selbst recht gut, denn er gehe nicht gern dahin, wo die Regierung ihren Sitz habe (Edea). Auch sei die Zeit vorbei, wo sie ungestraft Böses thun konnten, wie er selbst es wisse; den Erlaß des „Gobina" (Gouverneur) in Edea kenne er wohl, wonach es ihnen bei hoher Strafe verboten sei, den Mungi sprechen zu lassen. Zudem könne er den guten Einfluß der Basler Mission in seinem Dorfe und Gebiete nicht leugnen, davon sei sein eigener Sohn ein sprechender Beweis: derselbe besuche ja unsere Schule in seinem Dorfe und habe bereits lesen und schreiben gelernt . . . Damit, daß er, der Häuptling — Tonye ist sein

*) Yabi liegt östlich von den Edea-Fällen des Sanaga und ist eine Außenstation der Basler Hauptstation Edea. Missionar Laufer hatte sie amtlich zu besuchen.

Name — uns gerufen habe, und seit der schwarze Lehrer in seinem Dorfe aufgezogen sei, sei dem Mungi der Krieg erklärt, und es sei nur eine Frage der Zeit, wann er sich ergeben müsse. So gab ein Wort das andere. Zum Schlusse erklärte ich den zahlreich anwesenden Frauen in Gegenwart der Männer: Der Mungi ist Mensch und nicht Gott. Der Häuptling selbst ist der Mungi. Er, bezw. seine Leute, sind die Urheber des Lärmes, von dem sie bisher glaubten, er rühre von Mungi her. Der Häuptling wußte in der That nicht, wie ihm geschah. Er stützte seinen Kopf in beide Hände und antwortete dann, als ich ihn fragte, ob ich die zu dem Mungidienst gehörenden Sachen holen lassen dürfe: Das Geheimnis sei ja jetzt doch verraten, ich möge sie holen lassen. Etwa eine Stunde später sah man vor dem Häuptlingshause einen Haufen rußiger Gegenstände in Rauch aufgehen. Eine Flasche Erdöl, die der schwarze Lehrer spendete, trug das Ihrige dazu bei, daß man bald nur noch einen Haufen Asche an diesem Orte sah."

Wenige Stunden später hatte Missionar Lauffer große Mühe, den Häuptling von einer großen Furcht zu befreien. Er besorgte nämlich nunmehr, die benachbarten Mungileute möchten ihn aus dem Wege schaffen, weil er das Geheimnis verraten habe und vom Mungi abgefallen sei. Verstörten Antlitzes wollte er sich schnurstracks zum „Gobina" nach Edea begeben und ihn bitten, ihm mit einem großen Schlächtermesser, das er bei sich trug, den Hals abzuschneiden, nur um seinen bisherigen Genossen nicht in die Hände zu fallen. Als aber Lauffer ein Schriftstück aufsetzte, das der Häuptling und eine Reihe von Zeugen unterschrieben, fand er seine Ruhe wieder. Dies Schriftstück besagt, „daß heute auf Anregen des Missionar Lauffer in Yabi I. der Mungi feierlich abgeschafft und verbrannt worden sei, wer ihn wieder einführe, der habe sich vor Gericht zu verantworten. Es giebt ferner der Basler Mission das Recht, ihn dann sofort zur Anzeige zu bringen, um so mehr, als ihnen allen das Gesetz des Gouverneurs bekannt sei."

Ein erfreuliches Nachspiel hatte dies Ereignis in Yabi noch insofern, als in zwei anderen Außenstationen von Edea, die Lauffer noch besuchte, die Häuptlinge, denen das Geschehene bekannt geworden war, dem Beispiele des Häuptlings Tonye folgten. Ja, auf seiner Heimreise konnte Lauffer „auf ausdrücklichen Wunsch derer, die darüber zu verfügen hatten", noch zwei andere Götzenhäuser in Brand stecken. So ist denn in der That durch das Zusammenwirken der Regierung und der Mission das Ende des „grauenhaften" Mungikultus herbeigeführt.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen den 13. Juni 1900.)

Der Bericht der **Suezkanal**-Verwaltung läßt eine sehr günstige Entwickelung des Verkehrs auf der Wasserstraße erkennen. Die Netto-Tonnenzahl, welche durch den Kanal befördert wurde, hob sich um 657 027 gegen 1898 und um 1 996 257 Tonnen gegen 1897; der Ertrag aus den Kanalgebühren stieg von 85 294 769 Frcs. in 1898 auf 91 318 772 Frcs. in 1899, und die Zahl der beförderten Passagiere hat sich seit 1870 gerade verneunfacht.

Es erscheint bei dem großen Interesse, welches zur Zeit auch den als dringend notwendig erkannten Eisenbahnbauten in den deutschen Kolonien zugewendet wird, zweckmäßig, einen Überblick über die **afrikanischen Eisenbahnen** zu geben, wie er sich nach den Angaben des „Mouvement géographique“ und der „Questions diplomatiques et coloniales“ darstellt.

Obenan stehen die Eisenbahnnetze Ägyptens, Tunesiens und Algeriens, sowie Süd-Afrikas. Die ersteren hatten bis Otu eine Länge von 3358 km, welche aber durch die Weiterführung der Bahn bis Khartum bereits vergrößert worden ist. Geplant ist eine Linie Berber — Suakim und Kassala. Die Eisenbahnen in Tunesien und Algerien hatten Ende 1899 bereits eine Ausdehnung von 4353 km erreicht, jedoch waren in Tunesien neue Bahnen (zwischen Zaghauan und Kairouan, sowie nach Sfax) im Bau; in Algerien wurde die westliche Bahn (Aïn Sefra) nach dem neuen Posten Duveyrier verlängert, und soll auch die östliche von Biskra bis Ouargla weitergeführt werden, um das Projekt der Trans-sahara-Bahn in Angriff zu nehmen. Das Eisenbahnnetz der Kap-kolonie umfaßt einschließlich Rhodesia und Natal 5282 km, das des Oranje-Freistaates 960 und Transvaals 1935 km. Die hier geplanten Neubauten sind natürlich durch die kriegerischen Ereignisse verhindert worden.

In Senegambien besitzt Frankreich eine Linie von St. Louis nach Dakar (264 km) und ist im Begriff, den Senegal (bei Kayes) mit dem Niger (bei Bammako) zu verbinden. Seit 12. März ist die Eisenbahn bis Tonkolo (am Bachod, einem Nebenflusse des Senegal) in Betrieb, etwa 200 km. Eine andere Bahn soll von Konakry nach Kouroussa am oberen Niger nach dem Projekt des Hauptmanns Salesses gebaut werden.

Von dem englischen Bahnnetz an der Guinea-Küste ist die Linie Freetown — Songotown in der Länge von 50 km gebaut; sie soll als Konkurrenzbahn zu der französischen von Konakry bis zum Niger geführt werden; von der Goldküstenlinie ist die erste Strecke Segundi — Tarqua (60 km) fertig, in Lagos die Linie Lagos — Abeokuta in der Länge von 75 km.

Im **Kongo-Staat** ist die Bahn Boma—Lukula und die Bahn Matadi—Leopoldville mit zusammen etwa 430 km Länge gebaut.

In **Portugiesisch-West-Afrika** soll die Linie St. Paolo de Loanda—Ambaka (363 km) bis Manque (150 km) verlängert werden, die von St. Philip nach Catumbelo mißt 30 km.

In **Portugiesisch-Ost-Afrika** bildet die Strecke Lourenzo Marquez—Komati Poort (72 km) einen Teil der Delagoa-Bahn, die Linie Beira—Umtali (328 km) ist noch im Umbau begriffen, eine dritte Eisenbahn zwischen Port Amelia (in der Nähe der Insel Ibo) und dem Njaßa-Land ist geplant.

Die große **Uganda-Bahn**, welche diesen britischen Besitz mit der Küste bei Mombaßa verbinden soll, ist bereits bis Nairobi, 524 km lang, in Betrieb.

Endlich haben die Franzosen von ihrer Eisenbahn Djibuti—Harrar 50 km, die Italiener in Erythrea von Massaua nach Serati eine 27 km lange Linie gebaut.

England verfügt demnach — abgesehen von Ägypten und dem östlichen Sudan — in seinen afrikanischen Kolonien über etwa 6000 km Eisenbahnen, Frankreich über deren etwa 5000 und Portugal annähernd 800. Wie weit steht dagegen Deutschland zurück mit seiner Bahn in Südwestafrika, die Ende Mai knapp 200 km erreicht, und seinem schwachen Versuch, die Randgebirge Ostafrikas mit der Küste zu verbinden — Tanga—Korogwe!

In **Abessinien** sind auf 15 Marschstunden von Addis Abeba Steinkohlenlager entdeckt worden.

In **Uganda** ist es dem britischen Kommissar, Sir H. H. Johnstone, gelungen, ein Übereinkommen mit dem Regenten und den Machthabern des Landes zu treffen, welches sie durchaus abhängig von Großbritannien macht und ihres Einflusses beraubt. Der König, sein Ketekiro (der bisherige, fast übermächtige Ministerpräsident) und andere Minister sind auf ein bestimmtes, von der englischen Regierung ihnen zu zahlendes Jahresgehalt gesetzt. Dem entsprechend muß das ganze, nun in britische Hände übergehende Steuersystem neu geordnet werden. Es scheint aber, als habe man dem Schattenkönig auch nur ein gewisses Gebiet eingeräumt, auf dem er sich wenigstens noch Herr zu sein einbilden kann, denn es wurden „die Grenzen des Königreiches Uganda gegen das britische Schutzgebiet festgesetzt."

Die zwei zur Zeit für **Deutsch-Ostafrika** wichtigsten Fragen, die der Grenzregulierung im Westen und der Central-Bahn, scheinen doch einen wesentlichen Schritt vorwärts zu kommen. In einem zwischen Beernaert und dem Grafen Alvensleben am 10. April abgeschlossenen Vertrage sind die Verhältnisse mit dem Kongo-Staat vorläufig geregelt. Dessen militärische Streitkräfte dürfen an der Grenze nicht die (etwa 2 Kompagnien umfassenden) Deutschen überschreiten. Weder Zahl noch Lage der Stationen ist bestimmt; jedoch haben sich die kongostaatlichen Beamten und Offiziere während der

Dauer des Vertrages jeder politischen Maßnahme zu enthalten und nur für ihre Sicherung und ihre Lebensbedürfnisse Sorge zu tragen, haben sich aber weder in die Streitigkeiten der Stämme noch in die Verhandlungen der Deutschen mit eingeborenen Stammeshäuptern einzumischen. Im übrigen sind die Ergebnisse der zur Prüfung der örtlichen Verhältnisse bestimmten Kommission abzuwarten.

Hieraus ergiebt sich, daß die von der britischen Presse verbreiteten Nachrichten über Zusammenstöße der beiderseitigen Truppen zwar der thatsächlichen Grundlage entbehrten, daß aber doch wohl eine große Gereiztheit bei den Offizieren des Kongostaates zu bestehen scheint, welche von Übergriffen abzuhalten, der Vertrag abgeschlossen wurde. Es ist aber daraus zu ersehen, wie notwendig eine baldige Erledigung der ganzen Grenzfrage ist, durch deren Verschleppung die freundnachbarlichen Beziehungen leicht gefährdet werden könnten.

Die Eisenbahnfrage wird hoffentlich durch den Beschluß der Hauptversammlung der deutschen Kolonialgesellschaft, an Stelle der vom Reichstag der Regierung verweigerten Summe, aus ihren Mitteln 100000 Mark zur Durchführung der Vorarbeiten zur Verfügung zu stellen, wesentlich gefördert. Es kommt hinzu, daß der Gouverneur, General von Liebert, sich auf dem Wege befinden soll, um nochmals in der Heimat sein gewichtiges Wort zu Gunsten der nach seiner wiederholt betonten Überzeugung unentbehrlichen Eisenbahn in die Wagschale zu werfen. Es ist zu erwarten, daß die Regierung selbst für diese Überzeugung gewonnen wird und dann mit erhöhter Energie die Inangriffnahme des Baues beschleunigt, für dessen Vorarbeiten durch die örtlichen Untersuchungen des Oberstleutnant Gerding ja nunmehr eine völlig zuverlässige Grundlage geschaffen worden ist. Der Bericht dieses Offiziers vom 7. April ergiebt, daß die Verhältnisse für den Bahnbau bis Mrogoro ausnehmend günstig liegen, daß bei letzterem Orte ein fruchtbares und wasserreiches, für Ansiedelungszwecke vorzüglich geeignetes Gelände erreicht wird, und daß nennenswerte technische Schwierigkeiten überhaupt nicht zu überwinden sind. Betreffs der Rentabilität sind die Ausführungen des Geh. Regierungsrat Schwabe (D. Kol.-Z. Nr. 21) bemerkenswert, welcher mit alleiniger Berücksichtigung der bisher durch Träger beförderten Lasten und unter Annahme verhältnismäßig niedriger Tarife eine sofortige Verzinsung des Baukapitals mit 2,3% berechnet. Es ist wohl anzunehmen, daß auf Grund derartiger zuverlässiger technischer und wirtschaftlicher Ermittelungen auch der Reichstag nicht länger zögern wird, die Mittel zu bewilligen, zu einer Eisenbahn, welche schleunigst und mit aller Energie erbaut werden muß, wenn die Ausbeutung unserer Kolonie nicht anderen, schneller entschlossenen Nationen zufallen soll.

Einen schweren Verlust hat die Kolonie in dem Major von Natzmer zu beklagen, welcher am 3. Juni in Dar-es-Salaam in Folge eines Sturzes und hinzugetretenem Schwarzwasserfiebers gestorben ist.

Nachdem die bisher noch nie erreichte Aufbietung militärischer Kräfte den britischen Oberkommandierenden Sir Roberts in den Stand setze, seinen Vormarsch durch die **Buren-Republiken** fortzusetzen, beschäftigt man sich in England lebhaft mit dem Gedanken, was man mit den bereits als vollständig erobert angesehenen Ländern anfangen werde. Es ist vollständig in Vergessenheit geraten, daß man früher die beiden Staaten aufrecht erhalten und nur den Uitlanders zu ihrem Rechte verhelfen wollte, es ist sogar vergessen, daß man sie als kriegsführende Staaten behandelte, so lange das Kriegsglück ihnen hold war; jetzt handelt es sich nur noch um Rebellen, denen gegenüber kein Staatenrecht giltig ist, jetzt handelt es sich nur noch um die Annektierung und Vernichtung jeder staatlichen Selbständigkeit. Es kümmert die Engländer wenig, wenn in Europa und Amerika ihr Verhalten getadelt wird, und Chamberlain läßt sich zu solchen Äußerungen hinreißen, daß eine russische Kritik sagt: „es ist die Rede eines wahren Räuberhauptmannes. Sowohl Frechheit als Lüge, sowohl Prahlerei als Bewußtsein der Straflosigkeit sind in ihr enthalten."

Dabei ist man unausgesetzt bemüht, die Buren und ihre Führer in jeder Weise zu diskreditieren, obgleich alle Anschuldigungen alsbald sich als Unwahrheiten erweisen. So mußte im Parlament eingeräumt werden, daß Roberts Behauptung von der schlechten Behandlung der gefangenen Engländer durch die Buren der Begründung entbehre; so wurden die wiederholten Nachrichten, Krüger habe um Frieden gebeten, durch dessen Telegramm an die „World" widerlegt: „Das Gerücht ist unwahr"; so müssen die immer wieder aufgestellten Behauptungen von der Kampfmüdigkeit und Uneinigkeit der Buren entkräftet werden durch deren immer erneute Anstrengungen, sich wieder zusammenscharen und den Widerstand fortzusetzen. Und doch ermüdet man nicht, immer neue Lügen zu verbreiten, in dem Bewußtsein, daß die Sympathie ungeteilt auf seiten der um ihre Freiheit und Selbständigkeit kämpfenden Staaten steht, zumeist aber verfolgt man damit den heldenmütigen Präsidenten Krüger, von dem es noch neuerdings hieß, er habe seine Güter in Transvaal auf den Namen verschiedener Freunde eintragen lassen, um sie gegen eine etwaige Einziehung durch die Engländer zu sichern.

So haben sich auch alle Befürchtungen, die Buren möchten die Minen in Johannesburg zerstören, als unbegründet erwiesen, wenngleich es Stimmen genug gab, welche dem Präsidenten eine solche Maßregel gar nicht verdachten. Man fand nach dem Einmarsch in Johannesburg die Gruben unbeschädigt, und deren Direktoren erklärten, sie seien noch niemals so gut beaufsichtigt gewesen, wie während des Krieges. Ein Aufruf des Präsidenten, welcher in den Werken vorgefunden wurde, untersagte jede Beschädigung der Anlagen. Von den Minen arbeiten allerdings nur noch 12, meist unter Leitung von (deutschen) Regierungs-Ingenieuren. Diese sind aber mit äußerster Schonung zu Werke gegangen und haben um

vieles billiger gearbeitet, als es die Kompagnien gethan. Ein Teil der Minen hat den Betrieb eingestellt und pumpt nur Wasser aus. Ungefähr die Hälfte hat aber selbst dieses unterlassen, und dort sieht es sehr schlimm aus, da durch das Wasser die Holzverschalungen natürlich zerstört sein werden und mancher Schacht eingestürzt sein wird. Es wird Jahre und Unsummen kosten, diese Minen wieder in Betrieb zu setzen. Daran trägt die Regierung der Republik keine Schuld. Diejenigen aber, welche der Minen wegen den Krieg anfingen, haben wohl nicht bedacht, daß Krüger keine Veranlassung habe, diese alle in Stand zu erhalten, um sie ihnen unbeschädigt und betriebsfähig auszuliefern.

Nach Mitteilung des bisherigen Minen-Ingenieurs Klimke soll sich der Wert des in den betriebenen Minen geförderten Goldes vom Beginn des Krieges bis Ende April auf 1 700 000 Pfund belaufen. Die Betriebsausgaben, unter Ausschluß der von der Regierung beschlagnahmten Werte, betrugen 630 000 Pfund, hiervon bezahlte sie aber nur 470 000 Pfund und schuldet den Rest den Minen-Gesellschaften.

Obgleich die Engländer weder Transvaals noch des Oranje-Freistaates sich vollständig bemächtigt haben, ward die Annektion des letzteren am 28. Mai auf dem Marktplatze zu Bloemfontein proklamiert und dem Lande der Name „Orange River Colony" beigelegt. Auch soll Roberts eine Proklamation vorbereitet haben, in welcher er allen Buren Straflosigkeit zusichert, welche weder an der Veranlassung des Krieges, noch an seiner Leitung sich beteiligt und sich keine Verstöße gegen eine humane Kriegführung haben zu schulden kommen lassen. Es würden demnach alle Führer als Rebellen behandelt werden, und in letzterem Satze ist ein Vorwurf ausgesprochen, welchen die Buren bei ihrer bis ins peinlichste humanen Kriegführung von den Engländern am wenigsten verdienen, deren Truppen sich nicht vereinzelt, sondern fast überall die unerhörtesten Brutalitäten haben zu schulden kommen lassen.

Bemerkenswert ist die allerdings etwas verspätete Stellungnahme des Kongresses der holländischen Bevölkerung der Kapkolonie am 31. Mai, in dessen einstimmig angenommener Resolution es heißt, nach der Ansicht der Mehrheit der Kapkoloniſten sei die unmittelbare und hauptsächlichste Ursache des Krieges die unverantwortliche, unerträgliche Einmischung des Ministeriums in London in die inneren Angelegenheiten der Südafrikanischen Republik. Es beweist großen Mut und Erbitterung der Afrikander angesichts des siegreichen Vormarsches des britischen Heeres. Auch sind sie neuerdings mit ihrem bisherigen Führer, dem Minister Schreiner in Meinungsverschiedenheiten geraten, was diesen voraussichtlich zum Rücktritt veranlassen wird.

Betrachten wir nun die kriegerischen Vorgänge.

Die Stärke der britischen Truppen am 15. Mai läßt sich folgendermaßen berechnen: Im November einschließlich 8000 Mann aus Indien 20 000 Mann; hierzu bis 9. Mai aus Europa gesandt: 171 500 Mann, aus den Kolonien

ca. 8000 und südafrikanische Kolonialtruppen über 21000, zusammen annähernd 221000 Mann. Die Verluste werden — ohne Verwundete und Kranke — vom britischen Kriegsministerum zu dieser Zeit auf 20614 Mann angegeben; es bleiben mithin rund 200000 Mann. Zieht man von diesen ab Nichtstreitbare 13000, Etappentruppen südlich des Orange-Flusses 40000 und 15% für den dauernden Krankenstand, also 22000, so behält man 125000 Mann. Diese möchten sich folgendermaßen Mitte Mai verteilen: unter Roberts im Orange-Freistaat ca. 60000, unter Buller in Natal 30000, im Westen unter Methuen, Hunter, Baden-Powell und Plumer 22000, im Aufstandsgebiet unter Warren 8000, in Rhodesia unter Carrington 5000, zusammen 125000 Mann.

Verfolgen wir zuerst die Hauptarmee des Lord Roberts.

Am 12. Mai rückte er mit der Kavallerie (die ganze Division French und die berittene Infanterie Hamiltons) der 7. und 11. Infanterie-Division (Tucker und Pole-Carnero) sowie der 19. Brigade (Smith-Dorrien) in Kroonstad ein. Die 6. Division (Kelly-Kenny und die 21. Brigade (Maxwell) wurden, wie es scheint, in Bloemfontein zurückgelassen, die 3. Division (Chermside) wurde nach Kroonstad herangezogen und blieb wohl hier als Garnison; die 3. Brigade scheint gleichfalls als Etappentruppe, wahrscheinlich in Winburg, verwendet worden zu sein.

Die Buren hatten ihren Rückzug mit voller Ordnung bewerkstelligt und die beiden bei Kroonstad befindlichen Brücken zerstört, Präsident Steijn war nach Heilbron gegangen. Es zeigte sich, daß die Buren nur bis hinter den Rhenoster-Fluß zurückgegangen waren, dessen Brücken zerstört und sich in ihrer Stellung verschanzt hatten. Die englische Kavallerie schwärmte nach allen Seiten und erreichte hierbei Lindley, etwa 100 km. östlich Kroonstad; jedoch scheint eine Garnison hier zunächst nicht geblieben zu sein.

Am 21. Mai war die Eisenbahn bis Kroonstad wieder hergestellt, und die Armee begann den weiteren Vormarsch. Am folgenden Tage überschritt General French den Rhenoster nordwestlich Honingsspruit und gewann mit einer hierdurch ermöglichten Umgehung der rechten Flanke Prospekt im Rücken der Burenstellung. Die linke Flanke umging Hamilton und die 19. Infanterie-Brigade, so daß die Buren zum Rückzug gezwungen waren, welchen sie ohne Verlust durchführten.

Schon zeigte sich aber, daß sie nicht willens waren, die Verbindungslinie der britischen Armee unbehelligt zu lassen, denn ein am 20. von Kroonstad nach Lindley abgehender Convoy wurde unterwegs gezwungen, Halt zu machen, scheint also den Buren in die Hände gefallen zu sein, welche noch die Straße Heilbron-Betlehem-Harrysmith beherrschten. Roberts kam es aber nur auf ein schnelles Vorrücken an. Seine Kavallerie blieb immer vor der Front, bestrebt, die feindlichen Stellungen zu umgehen. Dieses gelang auch French wieder mit der am Vaal, welchen Fluß er am 25. Mai bei Parys überschritt, während am selben Tage die Buren nur den Vormarsch der Engländer abwarteten, um sich in Heilbron, kaum 70 km. von der Eisenbahn, wieder festzusetzen. Es wurde hierauf die Hochländerbrigade, welche in Ventersburg zurückgelassen war, nach Heilbron gesandt, mußte aber bezeichnender Weise den ganzen nahe der Verbindungslinie zu bewerkstelligenden Marsch gegen Burenangriffe sich wehren und kam am 29. mit einem Verlust von 44 Köpfen in Heilbron an.

Die nördlich des Vaal stehenden Buren sprengten die Vaal-Brücke, als die britische Infanterie am 27. bei Vereeniging sich ihr näherte, da sie die Kavallerie bereits am nördlichen Ufer wußte und gingen zum Klip-River zurück.

Bei dem auf Johannesburg fortgesetzten Marsch kam es zu harten Gefechten, indem Botha besonders der westlich umgehenden Kavallerie sich in den Weg stellte, offenbar, um ein überraschend schnelles Eindringen in Pretoria zu verhindern. Am 28. gelang es ihm allem Anschein nach French am Witwatersrand zurückzuwerfen, denn Hamilton wurde am 29. diesem zu Hilfe gesandt, und erst mit Hilfe der Infanterie (Gordon-Hochländer) gelang es, nach zweitägigem Kampfe, die Buren aus ihrer Stellung zu verdrängen und eine Position nordwestlich Johannesburg zu gewinnen. Am 29. gelangte auch Roberts nach Elandsfontein (oder Germiston) dem Vorort der großen Minenstadt, welche der

Kommandant Krause am 31. Mai in mustergültiger Ordnung übergab. Es wurden hier noch 9 Lokomotiven und zahlreiche Eisenbahnwagen, in dem Fort eine Haubitze und 2 65 mm-Geschütze erbeutet. Als Besatzung blieb die 13. Brigade Wavell der 6. Division in Johannesburg, welche also plötzlich hier herangezogen wurde, während wir die andere 12. Brigade (Clements) in diesen Tagen bei General Rundle in Senekal wieder treffen. General Kelly-Kenny verblieb aber als Kommandant in Bloemfontein.

Auch der weitere Vormarsch auf Pretoria mußte mit den Waffen erzwungen werden; bei Irene-Station stieß man auf hartnäckigen Widerstand und fand sich auch gemüßigt, die Forts zu beschießen. Am 4. Juni mußte den ganzen Tag gekämpft werden; aber am 5. erfolgte der Einzug in die Hauptstadt der Republik. Es scheint wohl, daß Roberts auch ein Abschneiden der Buren von ihrer Rückzugslinie nach Osten ins Auge gefaßt hatte, denn nur durch die Vernichtung der Streitmacht, welche bis zum letzten Tage den Vormarsch verzögert hatte, war ein entscheidender Erfolg zu erringen. Aber die Kavallerie ward überall aufgehalten, und als Pretoria genommen war, hielten die Buren die Eisenbahn nach Middelburg noch in einer Entfernung von kaum 20 km. von der Hauptstadt besetzt, und es gelang French nicht, diese zu zerstören. Sie hatten durch das langsame Zurückgehen aus einer Stellung nach der andern erreicht, daß die aus Pretoria nach Lydenburg zu schaffenden jedenfalls sehr umfangreichen Transporte, mit denen am 22. Mai ungefähr begonnen worden war, ohne Überstürzung ausgeführt werden konnten, so daß die Engländer gewissermaßen in das leere Nest kamen, wo sie von — Frau Krüger und Frau Steijn empfangen wurden.

Außerordentlich wichtig sind die Vorgänge, welche sich indessen im Osten des Orange-Freistaates nahe der Verbindungslinie der Armee vollzogen. Brabant und Rundle hatten hier die Aufgabe, nach Norden vorrückend, den Raum zwischen Eisenbahn und Basutoland-Grenze vom Feinde zu säubern. Dies ist ihnen aber nicht gelungen.

Am 13. Mai waren sie noch kaum von der Stelle gekommen, am 20. hatten sie die Linie Winburg-Ficksburg in Trommel und Clocolan erreicht. Am 27. ging Rundle gegen Senekal am Zand-Fluß vor, um, wie es den Anschein hat, mit einem Bataillon Jeomanry, das nach Lindley gesandt war, zusammen zu operieren. Er wurde durch die 12. Brigade (Clements) unterstützt. Die Jeomanry wurden, kaum von Lindley abmarschiert, von Buren angegriffen und zurückgedrängt; Rundle stieß aber 15 km. nordöstlich Senekal am 29. Mai auf eine feindliche Stellung, welche er frontal angriff; nach sechsstündigem Kampfe mußte er mit einem Verluste von 30 Toten und 150 Verwundeten sich zurückziehen. Er ging zunächst bis Senekal, in der Folge aber noch weiter zurück, denn am 5. Juni steht er bei Hammonia, den nachdrängenden Buren gegenüber, während Brabant scheinbar dauernd Ficksburg besetzt hielt. Diese beiden Divisionen zeigten sich also ihrer Aufgabe durchaus nicht gewachsen.

Den in Lindley bedrängten Jeomanry ward auch General Methuen zu Hilfe gesandt, welcher auf seinem Vormarsch über Hoopstad Kroonstad erreicht hatte. Er machte von hier einen Gewaltmarsch, drängte auch die Buren von Lindley zurück und besetzte dieses am 31. Mai; aber das Bataillon Jeomanry (500 Mann) war bereits gefangen.

Präsident Steijn, welcher die Buren hier kommandiert, scheint hierauf, Anfang Juni, noch einen Vorstoß gegen Winburg gemacht zu haben, um die sämtlichen britischen Truppen südlich des Zand-Flusses zu fesseln und wandte sich dann wieder gegen Heilbron. Am 5. Juni marschierte Methuen, wahrscheinlich um ihm entgegenzutreten, von Lindley, wo er die 20. Brigade (Paget) zurückließ, in der Richtung auf Heilbron, woselbst, wie erwähnt, die 3. Brigade stand. Südlich dieser Stadt ist es nun am 7. und 8. Juni zu Kämpfen gekommen, welche für die Engländer sehr ungünstig gewesen sein müssen; denn es wird bisher nur bekannt, daß ein Bataillon (das 4. des Derbyshire-Regiments) gefangen genommen wurde; im übrigen ist man seit dem 7. Juni ohne alle Nachricht von Methuen. Hingegen wurde die Telegraphenleitung bei Roodewal, nördlich Kroonstad, zerschnitten und, was viel wichtiger ist, die Eisenbahn

gründlich zerstört. Die Brigade Knox (23.) wurde von Kroonstad abgesandt „um die Buren abzuschneiden“, wozu sie wohl zu schwach sein möchte. Die Etappentruppen sind bereits zum großen Teil in diese Vorgänge verwickelt, und wenn die Buren weiter so geschickt manövrieren, kann es ihnen wohl gelingen, die Unterbrechung der Eisenbahn geraume Zeit aufrecht zu erhalten.

Es würde nur ein Umstand die ganze Lage wesentlich ändern, wenn es nämlich General Buller gelänge, die Pässe von Natal zu überwinden und die Buren Steijns mit seiner starken Truppenmacht im Rücken zu bedrohen.

Buller hat durch einen Marsch auf Helpmakar vom 11. bis 14. Mai die linke Flanke der Burenstellung bei Dundee in einer Weise bedroht, daß diese geräumt werden mußte. Die durch Abkommandierungen außerordentlich geschwächten Verteidiger mußten sich nach Laingsnek zurückziehen. Buller besetzte am 14. Dundee, am 16. Glenkoe, am 17. Newcastle, immer wichen die Buren kämpfend zurück. Am 19. sandte Buller die Kavallerie gegen den Laingsnek-Paß vor, die Division Clery nach Ingogo. Man traf überall auf die Buren in starken Stellungen. Wieder versuchte Buller durch Ausweichen nach Osten die Gegner herauszumanöverieren, hierbei fiel eine Schwadron berittener Infanterie (am 21. Mai) in einen Hinterhalt, und Anfang Juni ward das bereits besetzte Utrecht, unbekannt aus welchem Grunde, wieder geräumt. Nachdem die Operationen lange gestockt hatten, begann der Vormarsch, d. h. der Angriff auf die von den Buren besetzten Pässe am 6. Juni. Nach den seitdem eingegangenen, wenn auch unklaren Meldungen, muß man annehmen, daß es den Engländern schon gelungen ist, den Widerstand zu brechen. Aber bei den Nachrichten Bullers ist man bereits gewohnt, den zu optimistischen Darstellungen zu mißtrauen.

Am wenigsten günstig waren die Ereignisse auf dem westlichen Kriegsschauplatz für die Buren. Auch Mafeking gelang es ihnen nicht zu nehmen. Eloff, der Enkel Krügers, unternahm am 12. Mai einen kühnen energischen Angriff von Westen, während er auf der Ostfront demonstrieren ließ. Es glückte ihm auch bis in das Eingeborenenviertel vorzudringen, aber er hatte wohl nicht für hinreichende Reserven gesorgt, denn den Verteidigern gelang es, ihn zu umzingeln und gefangen zu nehmen.

Währenddem war die Entsatzkolonne unter Oberst Mahon herangekommen. Sie hatte am 27. April den Vaal überschritten, am 30. Taungs besetzt, am 2. Mai Vryburg erreicht und stieß am 15. Mai bei Kraaipan (58 km südlich Mafeking) auf den Feind. Gezwungen nach Westen auszuweichen, vereinigte sich Mahon mit Plumer und zwang am 17. den Belagerer sich von der Feste zurückzuziehen. Die Division Hunter, welche nördlich des Vaal vorging, hatte am 16. Christiana erreicht, Methuen, welcher am südlichen Ufer vordrang, gelangte am 17. nach Hoopstad, von wo er seinen Marsch auf Kroonstad fortsetzte und, wie erwähnt, gegen Steijn in Thätigkeit trat. General Hunter scheint aber zunächst sich nach Norden gegen Mafeking gewendet zu haben, denn Ende des Monats wird sein Vormarsch in östlicher Richtung auf Lichtenburg gemeldet und am 10. Juni langte er in Ventersdorp an. Hier war er noch 120 km von der britischen Verbindungslinie (Vereeniging) entfernt und mag wohl im stande sein, Roberts eine wertvolle Verstärkung zuzuführen, da man annehmen darf, daß auch die Kolonne Mahon sich mit ihm vereinigt hat.

So streben die englischen Truppen konzentrisch der Hauptstadt von Transvaal zu in dem Augenblick, wo sich eine feindliche Streitmacht wie ein Keil von Nordosten gegen die einzige bisher verfügbare Verbindungslinie vorgeschoben und diese durchbrochen hat. Roberts und Steijn, beide haben mit ungeheurer Kühnheit manöveriert, und die Ereignisse der nächsten Tage müssen lehren, wem das Glück sich zuneigt; das Geschick ist jedenfalls bei dem Burenführer ein größeres. Er hat mit seinen Unternehmungen den Weg betreten, welcher im Kriegsrat vom 18. März beschlossen worden ist, anstatt des hartnäckigen Widerstandes mit großen Massen in festen Stellungen das Operieren mit kleinen Truppenkörpern, welche Flanken und Verbindungslinien anfallen und im Guerillakrieg die britischen Heere zur Teilung zwingen und durch Zerstörung der Eisenbahn sie von ihren Hilfsquellen abschneiden.

Daß mit solchen kleinen, schnell erscheinenden und der Übermacht schnell entschwindenden Abteilungen schwer fertig zu werden ist, beweist der endlose Kampf, welchen General Warren mit den Aufständischen im Westen zu führen hat. So oft er meinte, damit fertig zu sein, immer tauchten neue Feinde auf und nötigten ihn zu endlosen ermüdenden Märschen in die Kreuz und Quer. Die Engländer könnten daraus entnehmen, welch unabsehbare Kämpfe ihnen noch in den Burenstaaten erwachsen werden, wenn auch das Glück ihnen jetzt hold sein sollte.

Der Geleis- und Telegraphenbau der Eisenbahn in **Deutsch-Südwest-Afrika** hat Ende März Kilometer 163 erreicht, das Stauwerk bei Kilometer 180 ist fertig gestellt. Die im April und Mai eintreffenden Dampfer führten bedeutende Mengen von Eisenbahnmaterial zu, und es wird von dort darauf aufmerksam gemacht, daß bei der Versendung zu wenig Rücksicht auf die örtlichen Verhältnisse genommen werde, indem die Sendungen immer gerade in den für die schwierigen Löschungen ungünstigsten Monaten eintreffen. Man erwartete die Eröffnung der Eisenbahn bis Karibib noch im Monat Mai.

Der Gouverneur hat eine Verordnung betreffend den Schutz der Holzbestände veröffentlicht, welche das Fällen von Bäumen, Kappen von Büschen und Abschälen von Baumrinde den Grundberechtigten ohne Genehmigung der Polizeibehörde nur zur Deckung des eigenen Bedarfs gestattet. Von der Zunahme des Geschäftsverkehrs legt die Vermehrung der im Schutzgebiet thätigen Firmen und Erwerbsgesellschaften von 62 am 1. Januar 1899 auf 92 am 1. Januar 1900 ein erfreuliches Zeugnis ab.

Für die Farm Marienthal im Bezirk Gibeon bringt deren Besitzer E. Brand die Anlage eines großen Stauwerkes in Vorschlag, welches einen Stausee von 3 620 000 cbm Wasserfassung schaffen und durch ein gewaltiges Röhrenwerk eine Fläche von 1000 ha bewässern soll. Es würde dieses Projekt wohl eine nähere Prüfung verdienen, wenn nicht zu seinen Gunsten das des Baumeisters Rehbock zurückstehen sollte.

Der offizielle Bericht aus dem **Kongo-Staat** über die Meuterei im Fort Shinkakasso besagt, die Empörer der Rasse Manjema und Tanganika hätten am 17. April beim Nachmittags-Appell auf die Weißen geschossen, sie hätten sich der Magazine und Munition bemächtigt und Geschütz wie Gewehr auf die von Boma sofort entsandten Truppen gerichtet. Der Kampf scheint bis zur Nacht zwischen dem 18. und 19. gedauert zu haben, dann wurden die Meuterer aus dem Fort vertrieben, hierbei ungefähr 20 ergriffen, die anderen entkamen. Die Motive der Empörung sollen bisher unbekannt sein. Gefallen sind 1 weißer, 2 schwarze Soldaten.

Für **Kamerun** ist die Vermehrung der Schutztruppe durch den Reichstag bewilligt und soll sofort in die Wege geleitet werden. Auch wird Major von Kamptz bald nach dem Schutzgebiet zurückkehren, um voraussichtlich die nach dem Benuë zu entsendende Expedition zu führen und in Garua eine feste Station anzulegen. Nach deren

Vollendung wird dann die von der Deutschen Kolonial-Gesellschaft ins Auge gefaßte Kamerun-Hinterlandexpedition ins Werk gesetzt werden können, welche die Erschließung Adamauas bis zum Tschad-See zum Ziele hat.

Über den Tod des Oberleutnants Dr. Plehn liegt nun der auf die Aussagen eines Augenzeugen, des Dr. Peter gegründete Bericht vor, aus welchem hervorgeht, daß die Expedition in Begleitung des Chefs und nahezu 1000 Kriegern von Bertua am 23. November nach Carnot abmarschierte. Am 24. erreichte sie um 2½ Uhr die erste Farm des Dorfes Dsgai (Doschi). In der letzten Maisfarm vor dem Ort erhielt sie plötzlich Feuer, machte Halt und begann den Angriff auf das mit dreifachen Pallisadenreihen umgebene Dorf. Zwei waren genommen, da erhielt Plehn dicht vor dem dritten Hindernis einen Pfeilschuß in die rechte Seite. Er riß ihn heraus und ging noch mit „Hurra" vor, aber die Kräfte verließen ihn, und während die Soldaten, dem Beispiel des Führers folgend, die dritte Pallisadenlinie nahmen, und den Feind nach heißem Kampfe überwältigten, ging Plehn in das diesem entrissene Blockhaus und verschied daselbst auf einer Bank gleich darauf. Mit der äußersten Erbitterung kämpften die Soldaten, um den Tod ihres tapferen Führers zu rächen. Der Bertua-Chef, welcher mit seinen Kriegern noch während des Kampfes eintraf, übernahm die Verfolgung (nach dem „D. Kol.-Bl.").

Auch für Kamerun ist der Gouverneur zum Erlasse von Anordnungen zum Schutze des Waldbestandes durch kaiserliche Verordnung vom 4. April ermächtigt worden.

Die Nachrichten von der **Goldküste** über den Aschanti-Aufstand lauten ungünstig. Nach französischer Quelle (Revue du cercle militaire) kam am 23. April eine von Osten gesandte englische Abteilung mit den Rebellen in Berührung und fügte ihnen große Verluste zu. Trotzdem schlossen jene Kumaßi am 25. ein, wo sich 358 Mann einschließlich 18 Europäer befanden. Ein vierstündiger Kampf war für die Engländer sehr verlustreich; aber auch einen zweiten Angriff am 29. April schlugen sie ab. An diesem Tage gelang es einer von Lagos eingetroffenen Ersatzmannschaft nach zweitägigem Kampfe nach Kumaßi hineinzukommen. Am 30. April erfolgte aber ein abermaliger Angriff von 8000 Rebellen, bei welchem die Engländer 135 Mann verloren haben sollen.

Verstärkungen trafen nun an der Küste ein, teils von der Sierra Leone, teils aus Nigeria und traten unter Kommando des Obersten Willcocks. Die Verbindung mit Kumaßi ist aber unterbrochen und die neueren Nachrichten scheinen wenig verläßlich zu sein. Nur das eine steht fest, daß die Entsatzkolonne, nach Kumaßi aufgebrochen, nördlich von Prah auf so starken Widerstand der Aufständischen stieß, daß sie nicht weiter vordringen konnte. Sie mußte sich bis südlich Prah (Kwisa) zurückziehen, und man hegt nun nicht nur wegen des unbekannten Schicksals von Kumaßi große Besorgnis, sondern

muß sogar mit der Möglichkeit rechnen, daß die Aschanti in die Kolonie eindringen.

Das siegreiche Vordringen der Franzosen südwestlich der Grenze von **Marokko** verursachte in diesem Lande nicht geringe Aufregung, da man befürchtet, sie werden bei günstiger Gelegenheit sich auch der Oase Tafilelt bemächtigen, wenn nicht gar in Cëuta festen Fuß fassen. Man sprach davon, daß der heilige Krieg gegen sie entflammt werden sollte. Da starb (am 13. Mai ?) der allmächtige Großvezier Achmed ben Musa, genannt Bachmed, und eine schlimme Krisis schien bevorzustehen. Aber der Sultan hat alsbald mit geschickter Hand die Zügel der Regierung ergriffen und auch die Grenzbevölkerung zu beschwichtigen verstanden.

Andererseits bot diese den Franzosen gerade einen guten Grund, um ihre Truppen an der Grenze von Marokko noch weiter zu verstärken. Alle Stationen zwischen Djenan el Dar und Aïn Sefra wurden besetzt und der Kolonne Bertrand am 7. Mai ein dritter Transport, ungefähr 4000 Kamele mit Lebensmitteln, unter starker Bedeckung nach Igli nachgesandt. Bertrand selbst hat diesen Ort am 5. April nach einem Marsch von 700 km erreicht, zunächst aber nicht betreten können, sondern sein Lager in 6 km Entfernung bezogen, da starke Araberhorden eifersüchtig den Ort überwachten.

Der Oberstleutnant d'Eu sollte am 11. Mai wieder in El Golea eintreffen, woselbst zwei Kompagnien Sahara-Schützen, als Garnison für Gurara bestimmt, bereit standen. Die Kolonne wurde am 17. Mai aufgelöst, dagegen gleichzeitig die Truppen in Aïn Sefra und Igli um je ein Bataillon verstärkt.

Endlich wird Ende Mai gemeldet, daß Oberst Menestrel die Oase Gurara ohne Wiederstand genommen habe.

Geographische Nachrichten.

Die englische Central-Sudan-Expedition unter Bischof Tugwell ist in Ukusu, 420 englische Meilen landeinwärts von Lagos angekommen.

Durch die Expeditionen Wölffel und Hostains-d'Olonne ist die Verbindung zwischen der Elfenbeinküste und dem Sudan mittelst Erforschung des Cavally hergestellt. Ersterer hat nach Besiegung und Gefangennahme Samory's unter zahlreichen Kämpfen die Gegend zwischen Nzo und Beyla erforscht, während die letztgenannte Expedition, von Grand Bassam im Dezember 1898 ausgehend, den Cavally bis zu seiner Quelle bei Nzo verfolgte, und am 14. Dezember 1899 in Beyla anlangte.

Der Botaniker Aug. Chevalier ist nach 17 monatlichen Forschungsreisen im Niger-, Volta- und Senegal-Gebiet nach Frankreich zurückgekehrt.

Bücherbesprechungen.

James Bryce, Bilder aus Süd-Afrika. Autorisierte deutsche Ausgabe nach der dritten englischen Ausgabe von Max Kleinschmidt. Mit einem Vorwort von Theodor Barth und einer Karte von Südafrika. Zweite Auflage. Hannover, Verlag von Gebrüder Jänecke. 1900.

Das der Übersetzung vorausgeschickte Vorwort Th. Barths, das als ein Artikel in der „Nation" zuerst erschien, ist, wie die Verlagshandlung in einer Fußnote mitteilt, die Veranlassung gewesen, „die deutsche Ausgabe von Bryce zu übernehmen". Daß sie dadurch dies Werk den weitesten Kreisen unseres Volkes zugänglich gemacht hat, ist ein wirkliches Verdienst, für das ihr aufrichtiger und anerkennender Dank gebührt. Denn nach eingehender und sorgfältiger Beschäftigung mit diesem Buche kann ich Barths Urteil nur bestätigen: „Ich habe bisher noch kein Buch über Südafrika entdeckt, das mich anschaulicher und, wie ich glaube, zuverlässiger über südafrikanische Verhältnisse unterrichtet hätte". Jedem, der irgend ein Interesse an Südafrika hat, kann nur dringend geraten werden, dies Buch zur Hand zu nehmen. Es beruht auf eingehenden Studien und vor allem auf Beobachtungen, welche der weit gereiste Verfasser im Jahre 1895 in Südafrika gemacht hat. Wenn ich kurz den Wert und die Bedeutung des Werkes zusammenfassen soll, so möchte ich es dahin thun: der Verfasser gewährt uns einen Einblick in den eigentümlichen Entwickelungsgang Südafrikas und zeigt, wie alle die verschiedenen dabei in Betracht kommenden Momente an ihrem Teile dazu beigetragen haben, aus Südafrika das zu machen, was es augenblicklich ist. Besondere Anerkennung findet bei uns Bryce natürlich deshalb, daß er im gegenwärtigen Kriege die Schuld auf Seiten der britischen Regierung sieht. Auch in diesem Stück möchte ich Barths Äußerung mir aneignen: „James Bryce hat dieser 3. Auflage seines Buches über Südafrika eine Einleitung vorausgeschickt, in der er eine Analyse des gegenwärtigen Transvaalstreites giebt, die geradezu als ein Meisterstück bezeichnet werden kann." — Wollte ich auf Einzelheiten eingehen, so würde ich auch zur Kritik einigen Anlaß haben; denn Bryce ist Anhänger der Evolutionstheorie. Doch hält er damit sehr zurück und nur hier und da blickt dieser Standpunkt des Verfassers in dem Buche schüchtern durch. Hierauf führe ich es auch zurück, daß sein Urteil über die Mission, das übrigens sehr anerkennend ist, doch nicht ganz zutrifft. — Das Werk zerfällt in 4 Teile: Natur des Landes, Kap. 1—7; Geschichte des Landes, Kap. 8—12; Eine Reise durch Südafrika, Kap. 13—20; Einige südafrikanische Probleme, Kap. 21—27, von denen Kap. 21: Neger und Weiße, und die beiden letzten: die wirtschaftliche Zukunft Südafrikas; Gedanken und Ausblicke in die Zukunft, besonderes Interesse erwecken.

Die Übersetzung ist, abgesehen von einigen kleinen Unebenheiten, trefflich. Die Ausstattung des Buches verdient Anerkennung; störende Druckfehler habe ich nicht gefunden, wie überhaupt nur wenige vorkommen. Auf den in Zeile 9 der ersten Seite will ich aber doch aufmerksam machen.

D. A. Merensky, Missions-Superintendent a. D. und Missions-Inspektor, **Missions-Atlas über die Arbeitsgebiete der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft,** Berlin I. (Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden), in Südafrika, Deutsch-Ostafrika, Südchina (Provinz Kanton) und Nordchina (Kiautschou). — 10 Haupt- und zahlreiche Nebenkarten mit ausführlichem, erläuterndem Text. — Berlin NO. 43, Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft. — Preis geb. 6 Mark.

Das ist eine mühevolle, sorgfältige und zuverlässige Arbeit, der theologischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin sicherlich ein willkommener Dank für die dem Verfasser verliehene Würde eines Doktors der Theologie. Die sämtlich in buntem Druck hergestellten Karten sind wahrhaft übersichtlich und lassen einen jeden sich leicht zurechtfinden, und geben mit den zahlreichen Nebenkarten einen trefflichen Anschauungsunterricht. An der Hand dieses Atlas mit

der Berliner Mission sich zu beschäftigen, ist wirklich eine Freude, zumal der Druck der Namen außerordentlich deutlich ist und die Augen nicht anstrengt. Der erläuternde Text ist bündig und giebt sowohl in den „Allgemeines" betitelten Teilen als auch in den „Die Berliner Missionsstationen" auf dem betreffenden Gebiete überschriebenen Abschnitten die Hauptdaten. Der verehrte Verfasser hat seiner Gesellschaft, den Missionsfreunden und der Wissenschaft mit seiner Arbeit einen wertvollen Dienst geleistet. -er.

Erdmann A. Schaefer, Direktor der deutschen autor. Schule in Galatz, **Die Erziehung der deutschen Jugend im Auslande.** Ein pädagogisches Hand- und Lesebuch für Eltern, Schulvorsteher, Lehrer, Gouvernanten und sonstige Erzieher. Leipzig, Verlag von Raimund Gerhard. Preis 3,60 M. brosch., 4,50 M. in Lwd. geb., 5,50 M. Luxusausgabe in Saffian geb.

Das Buch, insbesondere für deutsche Eltern im Auslande geschrieben, sollte in keinem deutschen Hause daselbst fehlen. Es kann aber auch allen Eltern in unserem Vaterlande als ein vortrefflicher Leitfaden zur Erziehung der Kinder aufs wärmste empfohlen werden. In gedrängter Kürze giebt es auf psychologischer Grundlage hierzu praktische Anleitung und zwar einmal, daß diese sich körperlich kräftig entwickeln und zu tüchtigen Charakteren heranbilden können, dann aber auch, daß sie mit dem rechten deutsch-vaterländischen Geiste erfüllt werden, welcher allein ihnen die Fähigkeit giebt, ihr Deutschtum im Auslande zu erhalten. Klagt man mit Recht so vielfach über die Entdeutschung der heranwachsenden Jugend im Auslande, hier werden den deutschen Familienvätern im Auslande Mittel und Wege gezeigt zur deutschen Erziehung ihrer Kinder im Hause wie zur Gründung von Schulgemeinden und zur Ausgestaltung des ganzen Schulwesens überhaupt. Somit können wir dieser verdienstvollen Schrift nur die weiteste Verbreitung wünschen. O.

Ludwig v. Estorff, Major im Großen Generalstab, **Der Burenkrieg in Südafrika.** Erste Lieferung mit 4 Textskizzen und 2 Karten. E. S. Mittler & Sohn. 1900. 1,80 M.

Die vorliegende Darstellung des Burenkrieges hat jedenfalls das für sich, daß ihr Verfasser, mit den südafrikanischen Verhältnissen vertraut, für eine richtige objektive Würdigung der beiden Parteien die beste Grundlage besitzt, und seine kurze Charakteristik des Geländes und der Bewohner des Kriegsschauplatzes macht den frischen Eindruck des aus persönlicher Kenntnis Geschriebenen. Bezüglich der kriegerischen Ereignisse ist aber Estorff auf dieselben mangelhaften Quellen beschränkt, wie andere Bearbeiter; und er läßt sich leider auch ähnliche, aus nicht hinreichend kritischer Benutzung entspringende Angaben entschlüpfen, wie jene. Er läßt z. B. Methuen am 23. November vom Orange River aufbrechen und — nach 30 Kilometer Marsch — beim Tagesgrauen desselben Tages die Buren bei Belmont angreifen. Den kritischen Bemerkungen kann man nur zustimmen.

H. Frobenius.

Das Meer als Quelle der Völkergröße. Eine politisch-geographische Studie von **Friedrich Ratzel.** R. Oldenbourg, München und Leipzig. 1900. 1,20 M.

Der allbekannte Verfasser behandelt in der Broschüre die kulturgeschichtliche Bedeutung des Meeres und die geographischen Grundlagen der Seeherrschaft. Man könnte die Schrift als eine geistvolle wissenschaftliche Begründung und Erläuterung des kaiserlichen Wortes betrachten: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser", denn Ratzel weist nach, daß die Großmachtstellung in Zukunft an die Beteiligung an der Seeherrschaft gebunden ist, und nur eine Nation, welche letztere mit einer starken Landmacht verbindet, noch die Aussicht hat, eine geschichtliche Bedeutung sich zu wahren, ja, daß man künftig mehr noch als heute in der Beherrschung des Meeres einen der wesentlichsten Gründe der Größe der Völker anerkennen wird. H. Frobenius.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller
in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.
Verantwortlicher Redakteur.

Siebenter Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Stellvertretender Vorsitzender: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Generalsekretär: Pastor **E. Otto**, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Redaktion der „Afrika“: Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck**, Coblenz.

Schriftführer: Pfarrer **Keller**, Coblenz.

Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., Coblenz.

Die Einführung der Arbeitspflicht in den portugiesischen Kolonien.

Vom Herausgeber.

Im „Deutschen Kolonialblatt“ Nr. 11 vom 1. Juni cr., S. 423 ff. ist die durch königliches Dekret vom 9. November 1899 eingeführte, „Vorschrift, betreffend die Arbeit der Eingeborenen in den portugiesischen Kolonien“ abgedruckt. Die Frage, welche das portugiesische Staatssekretariat der Marine und der Kolonien in den 64 Artikeln dieser Vorschrift zu lösen gesucht hat, ist für alle Kolonien, wem sie auch gehören mögen, von der allergrößten Bedeutung. Augenblicklich ist sie für uns in Kamerun geradezu brennend.*) Von ihrer Lösung hängt nicht weniger als alles ab. Denn entweder wird die Arbeiterfrage befriedigend gelöst, oder es bleibt reinweg ausgeschlossen, daß unsere Kolonien sich gedeihlich entwickeln. So haben wir ein sehr lebhaftes Interesse daran, Kenntnis zu nehmen, wie in anderen Kolonialstaaten die Lösung versucht wird, und die getroffenen Maßnahmen und Bestimmungen auf ihren Wert zu prüfen.

Der grundlegende Artikel 1 der genannten portugiesischen Verordnung lautet: „Alle Eingeborenen der überseeischen portugiesischen Besitzungen haben die moralische und gesetzliche Verpflichtung danach zu streben, durch ihre Arbeit die Mittel zu erwerben, die zu ihrem Unterhalt und zur Verbesserung ihrer eigenen sozialen Lage erforderlich sind.“

„Sie können nach freier Wahl entscheiden, auf welche Weise sie diese Verpflichtung erfüllen wollen; erfüllen sie diese aber nicht auf irgend eine Weise, so kann die Behörde sie zu deren Erfüllung zwingen.“

Erfüllt soll diese Verpflichtung sein von allen irgendwie Begüterten, den Handeltreibenden, Künstlern, Beamten und Handwerkern, deren Einnahmen ihre Existenz sichern; weiter von denen, welche auf eigene Rechnung Landparzellen von einer bestimmten Ausdehnung bebauen, oder die eine gewisse Anzahl Bäume oder Pflanzen, welche Ausfuhrartikel der Provinz hervorbringen, gepflanzt haben und zu kultivieren fortfahren“; endlich von denen, „welche gegen Gehalt oder Lohn wenigstens eine bestimmte Anzahl von Monaten im Jahre arbeiten“. (Artikel 2). — Nach Artikel 3 sind neben anderen die Frauen, „Personen, die älter als 60 oder jünger als 14 Jahre sind“ und die „Häuptlinge und Großen der Eingeborenen, welche durch die Behörde als solche anerkannt sind“,

*) Daß auch in Deutsch-Ostafrika z. B. die Arbeiterfrage noch nicht befriedigend gelöst ist, zeigt neuerdings der Geschäftsbericht der „Usambara-Kaffeebau-Gesellschaft“ für 1899. Sie beschäftigte auf ihren Plantagen unter 4 javanischen Aufsehern im Durchschnitt 248 eingeborene Männer, 70 Frauen und 4 Kinder. Die Beschaffung aber dieser Arbeitskräfte macht nach wie vor Mühe.

von der Arbeitsverpflichtung ausgeschlossen. Nicht erfüllt gilt die Arbeitsverpflichtung nach Artikel 4, wenn ein Eingeborener „diese während des letztverflossenen bürgerlichen Jahres nicht auf irgend eine der in Artikel 2 angegebenen Arten erfüllt hat und dafür nicht einen Hinderungsgrund angeben kann, der auf Krankheit, öffentlichen Dienst oder höherer Gewalt beruht". Zu erleichtern gesucht wird die Arbeitsverpflichtung durch Artikel 5. Danach „erlaubt der Staat, daß in allen überseeischen Provinzen, wo es unbesetzte, unbebaute und keinem besonderen Zwecke dienende öffentliche Ländereien giebt, die Eingeborenen nach dem im gegenwärtigen Gesetz festgesetzten Bedingungen Parzellen dieser Ländereien besetzen und die Nutznießung davon haben, indem sie sich daselbst niederlassen und sie bebauen". Indes gilt diese Berechtigung nur für die Eingeborenen, „die kein unbewegliches Eigentum im Werte von mehr als 50 Milreis*) besitzen; auch darf die betreffende Fläche nicht größer als 1 ha sein".

In den Artikeln 6—11 werden die Rechte und Verpflichtungen behandelt, welche die erwähnte Besetzung eines Stückes Land für den betreffenden Eingeborenen mit sich bringen soll. Rechtmäßig wird die Besetzung durch die Bebauung von zwei Dritteln des besetzten Gebietes und durch den gewohnheitsmäßigen Aufenthalt des Besetzenden auf diesem Gebiet. Längere Abwesenheit als 1 Jahr, sowie die Unterlassung der Bebauung zieht den Verlust des Grundstücks nach sich. Der Betreffende „soll durch die Verwaltungsbehörde daraus vertrieben werden", eine Maßregel, die auch eintritt, wenn er 3 Jahre lang die nach Ablauf des 5. Besetzungsjahres beginnende Steuer nicht bezahlt. „Nach 20 Jahren erwirbt der Ansiedler, der stets seine Verpflichtung als solcher erfüllt hat, das volle Eigentum des Grundstücks", welches aber im Falle seines vorher eintretenden Todes „ungeteilt mit allen durch die Besetzung erworbenen Rechten seinen Erben in aufsteigender oder absteigender Linie zufällt, wenn diese sich dazu verstehen, die Ländereien zu bebauen und zu bewohnen". Grundsteuer wird nur von den in volles Eigentum übergegangenen Grundstücken erhoben. Ausdrücklich befreit werden die Staatsansiedler „1. von der Dienstpflicht in der Armee oder Polizeitruppe; 2. von der zwangsweisen Arbeit; 3. von der Requirierung durch die Behörden, um als Bootsleute oder Träger zu dienen", jedoch sind sie gehalten, „die eingeborenen Häuptlinge oder Kriegsanführer, von denen sie abhängen, bei den kriegerischen Streifzügen zu begleiten, welche diese auf Befehl der zuständigen Behörden unternehmen" (Artikel 7). In Artikel 8—11 wird die Entschädigung festgesetzt, welche solchen Ansiedlern gewährt werden muß, denen aus irgend einem triftigen, d. h. von der Behörde anerkannten oder festgesetzten Grunde das besetzte Grundstück abgenommen wird.

*) 1 Milreis = 4,5375 Mk.

Der Artikel 12 verpflichtet „die Kreisverwalter und die bürgerlichen und Militärbeamten, die Verwaltungsvorstände bestimmter Gebietsteile sind, die Eingeborenen zur Arbeit zu ermuntern“. Zu dem Zwecke wird ihnen eine ziemlich weitgehende gesetzliche Zuständigkeit zuerkannt: Anweisung zu besetzender Grundstücke, Überwachung der den Ansiedlern obliegenden Verpflichtungen, Ausweisung derjenigen, welche denselben nicht nachkommen, Einziehung der Steuern, Schlichtung von Streitigkeiten, „welche zwischen Ansiedlern bezüglich der von ihnen besetzten Ländereien, deren Grenzen und ihres Fruchtertrages entstehen“ u. a. Artikel 13 regelt das Grundbuchwesen der Ansiedelungen.

Der zweite Teil des Gesetzes, Artikel 14—30, handelt von den Eingeborenen, welche ihrer Arbeitsverpflichtung durch persönliche Dienstleistungen nachkommen wollen.

Artikel 14 bestimmt: „Die Eingeborenen der portugiesischen überseeischen Besitzungen haben das Recht, nach ihrem Gutdünken Dienstverträge einzugehen“. „Ungiltig sind die Verträge: 1. die zu einer Dienstleistung für länger als 5 Jahre verpflichten; 2. die den Dienstherrn von der Verpflichtung befreien, dem Dienenden eine bestimmte Geldentschädigung zu gewähren; 3. die den Dienstherrn ermächtigen, den Dienenden körperlich zu züchtigen; 4. die den Dienenden an der Ausübung von gesetzlichen Rechten hindern, oder ihn zu Handlungen verpflichten, welche das Gesetz verbietet; 5. die zu Diensten verpflichten, die für den, der sie leistet, eine offenbare Gefahr oder einen bedeutenden Schaden in sich schließen“. Die folgenden Artikel enthalten Bestimmungen darüber, welche Dienstverträge unter Zuziehung der Behörde abgeschlossen werden müssen und welche Festsetzungen darin unumgänglich sind. „Die einzigen zuständigen Behörden, die bei der Abschließung eines Vertrages über Dienstleistung der Eingeborenen mitwirken können, sind die Anwälte für Dienende und Ansiedler und ihre Beauftragten.“ Unter den erwähnten Festsetzungen sind besonders wichtig diejenigen, welche die Pflichten und Rechte der Arbeitgeber gegenüber den Dienenden betreffen. Jeder Vertrag über Dienstleistungen muß danach enthalten: die Verpflichtung des Dienstherrn, „1. dem Dienenden Hilfe zu leisten oder ihn behandeln zu lassen, wenn er krank wird oder nicht selbst für sich sorgen kann, oder wenn er keine Familie an dem Orte hat, wo er wohnt, noch sonstige Hilfsmittel besitzt; 2. unter entsprechendem Lohnabzug für den Unterhalt des Dienenden zu sorgen, falls an dem Ort, wo er dient, eine Nahrungsnot entsteht; 3. ihm gesunde Wohnung und gesunde und reichliche Nahrung zu gewähren, wenn er sich verpflichtet hat, ihn zu beköstigen und ihm Unterkunft zu gewähren; 4. sich gewissenhaft zu enthalten, ihn direkt oder indirekt zu zwingen, dem Dienstherrn oder seinen Agenten irgend welche Waren abzukaufen, die er braucht oder mit denen er sich zu versehen wünscht; 5. ihm nicht den Lohn oder einen Teil davon einzubehalten, noch unter irgend einem Vor-

wande sich eines Gegenstandes, der dem Dienenden gehört, zu bemächtigen.“ Im allgemeinen bestimmt Artikel 18, daß die Dienstgeber der Behörde gegenüber verantwortlich sind, „auch die sittlichen Pflichten einer wohlwollenden Bevormundung gegenüber den Eingeborenen zu erfüllen und alle möglichen Mittel anzuwenden, um deren Erziehung zu verbessern. Sie sollen sie dabei mit Maß zurechtweisen, als wenn sie Kinder wären“. „In diesem Sinne können die örtlichen Vorschriften bestimmen, daß die Dienstherren, welche viele Arbeiter beschäftigen, besondere Mittel für deren geistige und sittliche Vervollkommnung, zum Beispiel durch Schule und Religionsunterricht, aufwenden.“ Dem gegenüber erhalten die Dienstherren, sofern der Dienstvertrag vor der Behörde abgeschlossen ist, auch folgende Rechte, um „die Erfüllung der von den Dienenden eingegangenen Verpflichtung zu sichern oder innerhalb des Gesetzes gegen die Nichterfüllung dieser Verpflichtung vorzugehen“: „1. die Dienenden, die sich gegen das Strafgesetz vergangen haben, festzunehmen und sofort als Gefangene der Verwaltungsbehörde zuzuführen; 2. unter Anwendung der hierfür notwendigen Mittel zu verhindern, daß dieselben vor Ablauf ihres Vertrages entweichen, falls sie nicht einen berechtigten Grund haben, sich zu entfernen, und sie nach etwa erfolgter Entweichung wieder einzufangen; 3. den Anwälten und ihren Beauftragten diejenigen Dienenden vorzuführen, die nach erfolgter Entweichung wieder eingefangen sind, die sich zu arbeiten weigern oder die einen Schaden, den sie verursacht haben und ersetzen müssen, zu ersetzen sich weigern; 4. sowohl während als außerhalb der Arbeitszeit diejenigen unter Bewachung zu halten, die zu entweichen versucht oder deutlich die Absicht kundgegeben haben, dies zu thun; 5. sie in maßvoller Weise für Vergehen zu bestrafen und die nötigen Vorkehrungen zu treffen, um sie von der Trunksucht, dem Spiel und anderen Lastern und üblen Gewohnheiten abzulenken, die ihnen schweren körperlichen oder sittlichen Schaden zufügen könnten. (§ 1). Es ist indessen den Dienstherren ausdrücklich verboten, die Dienenden zu mißhandeln, sie an ungesunden Orten in Gewahrsam zu halten, ihnen Handfesseln, Fußeisen, Halseisen oder sonstige Geräte anzulegen, die ihnen die Bewegungsfreiheit nehmen, ihnen die Nahrung zu entziehen und durch Lohnabzüge Geldstrafen aufzuerlegen“. Die hier angegebenen Befugnisse stehen jedoch nach § 2 dieses Artikels nur den Dienstherren zu, welche den Dienstvertrag vor der Behörde abgeschlossen haben. Die anderen „haben über die Dienenden und gegen diese nur diejenigen Rechte, die ihnen das portugiesische bürgerliche Gesetzbuch zuerkennt“.

Die Anwälte sind die unterste Gerichtsinstanz in bezug auf die unter Mitwirkung der Staatsbehörde abgeschlossenen Verträge. Sie haben abzuurteilen und zu bestrafen eine Reihe von Vergehen, welche einerseits von den Dienstherren, andererseits von den Dienenden begangen werden. Unter denen der ersteren Art sind besonders

hervorzuheben: „Nichtbezahlung der den Dienenden geschuldeten Löhne; zwangsweise Festhaltung; schlechte Behandlung u. a.“ Als von den Anwälten abzuurteilende Vergehen der Dienenden werden aufgeführt: „a) Entweichung, nicht gerechtfertigt durch einen triftigen Grund, den Dienst zu verlassen; b) Arbeitsverweigerung; c) hartnäckiger Ungehorsam oder Unbotmäßigkeit, die nicht von Gewaltthaten gegen die Person oder von Sachbeschädigung begleitet sind; d) eingewurzelte Laster oder schlechte Angewohnheiten, die Arbeitsunfähigkeit hervorrufen oder Schaden herbeiführen“. Der Rest dieses zweiten Abschnitts (Artikel 21—30) handelt u. a. namentlich von Verbot oder Zulassung von Arbeit der Eingeborenen außerhalb ihres Gerichtsbezirks oder der portugiesischen Kolonie.

Der dritte und vierte Abschnitt der Vorschrift haben die Zwangsarbeit (Artikel 31—51) und die Besserungsarbeit (Artikel 52—64) zum Gegenstand.

Wir geben kurz die grundlegenden Bestimmungen: Artikel 31. „Die der Arbeitspflicht unterliegenden Eingeborenen, die dieser Verpflichtung nicht freiwillig . . . nachkommen, sollen von der Verwaltungsbehörde die Weisung erhalten, im Dienste des Staates, der Gemeinden oder von Privatpersonen zu arbeiten, vorausgesetzt, daß ihnen die Behörde solche Arbeit verschaffen kann. Gehorchen sie einer diesbezüglichen Aufforderung nicht, so können sie gezwungen werden, ihr Folge zu leisten. . .“ Artikel 32. „Die Zwangsmittel, die die Verwaltungsbehörde anwenden darf, . . . sind ausschließlich die folgenden: a) die Übertreter, nötigenfalls unter Bedeckung, vor sich zu rufen, ihnen die Verpflichtung, deren Erfüllung von ihnen verlangt wird, zu erklären und sie wegen Nichterfüllung derselben zu vermahnen; b) sie unter Beobachtung der nötigen Vorsichtsmaßregeln, um ihre Entweichung zu verhindern, nach den Orten führen zu lassen, wo ihnen Arbeit angewiesen worden ist; c) sie den Beamten des Staates, der Gemeinden oder den Dienstherren vorzuführen, oder vorführen zu lassen.“ . . Artikel 33. „Die Eingeborenen, die der Aufforderung nicht folgen und sich den durch die Artikel 31 und 32 erlaubten Zwangsmitteln widersetzen und sie unwirksam machen, diejenigen, die von den Orten, wo ihnen Arbeit gegeben worden ist, entweichen, diejenigen, die nach der Vorführung bei den Dienstherren sich weigern, die angebotene Arbeit zu thun, werden den Anwalt für Dienende oder einem seiner Beauftragten überwiesen, um zu Besserungsarbeit verurteilt zu werden.“

Das Urteil über diese Vorschrift kann lediglich ablehnend und verwerfend lauten. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß es ein Kulturfortschritt ist, wenn die Eingeborenen für regelmäßige Arbeit gewonnen werden. Aber der Weg, welchen die portugiesische Regierung in dieser „Vorschrift“ eingeschlagen hat, ist der denkbar unangemessenste, um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen. Es ist auch vorauszusehen, daß er nicht zu dem gewünschten Resultat führen wird. Durch ein Arbeitsgesetz wird man niemals die Ein-

geborenen zur Arbeit zwingen können. Auch durch dies Gesetz wird es nicht gelingen. Denn es fehlt in ihm jedes Äquivalent, welches den Eingeborenen die ihnen als ein Neues auferlegte Verpflichtung annehmbar erscheinen lassen könnte. In den Augen der Eingeborenen muß dies Gesetz lediglich als ein Versuch erscheinen, sie unter eine bisher ihnen unbekannte Art von Sklaverei zu knechten.

Die neue Vorschrift vom 9. November 18!9 zeigt, daß die portugiesische Regierung noch immer denselben Standpunkt in der Eingeborenenpolitik einnimmt, den sie bereits vor mehr als hundert Jahren bethätigte, wie folgende Notiz beweist.*) Durch ein Reglement vom 3. Mai 1757, welches erst für Maranhao und Para erlassen, aber schon am 17. August 1758 für ganz Brasilien in Kraft gesetzt wurde, regelte der damalige leitende portugiesische Minister Pombal eingehend die Lage der Indianer. An der Spitze der 95 Paragraphen wurde der Grundsatz ausgesprochen: „Alle Indianer sollen frei und eximiert von jeder Sklaverei sein, sollen nach ihrem Gutdünken über ihre Person und Habe verfügen können, nur den allgemeinen Gesetzen gehorchen und alle Ehren, Privilegien und Freiheiten gleich den übrigen Unterthanen genießen ohne Ausnahme und Unterschied".

Dazu bemerkt Dr. Zimmermann: „Wäre es den portugiesischen Machthabern voller Ernst mit ihren humanen Erklärungen gewesen, so hätte das Gesetz nicht viel weitere Paragraphen zu besitzen brauchen. Aber Pombal und seine Berater waren durchaus nicht gewillt, nunmehr auf alle Dienste der Eingeborenen zu verzichten. Die Verordnung bestimmte vielmehr weiterhin, daß alle Indianer zwischen dem 13. und 60. Jahre alljährlich 6 Monate gegen einen bestimmten Lohn den Kolonisten dienen müßten. Außerdem sollten sie fortan gleich den Weißen alljährlich von allen ihren Erzeugnissen der Regierung den Zehnten zahlen. Den neu ernannten eigenen Gemeindebehörden wurde in jedem Dorfe ein weißer Direktor zugeteilt, dem sehr weitgehende Aufsichtsrechte zustanden. Diese Beamten sollten allerdings nach dem Gesetze alle möglichen guten Charaktereigenschaften besitzen, aber es war natürlich nicht gesagt, wo solche trefflichen Männer zu finden wären. Die Indianer mußten diese Direktoren durch ein Sechstel dessen, was sie über ihren Bedarf erzeugten, besolden!"

Die Verordnung aus der Mitte des 18. hat danach eine auffallende Ähnlichkeit mit der vom Ende des 19. Jahrhunderts. Der Zweck beider ist, nicht den Eingeborenen eine Wohlthat zu erweisen, sondern sie im Interesse, sei es der Kolonien und ihrer Regierung. sei es der weißen Plantagenbesitzer ꝛc., in denselben auf legalem Wege möglichst auszubeuten. Wir haben zu unserer Kolonialregierung das Vertrauen, daß sie in der Regelung der Arbeiterfrage in unseren Schutzgebieten der portugiesischen Regierung nicht folgen wird.

*) Das Folgende ist entnommen und zum Teil zitiert aus: Dr. Zimmermann, Die Kolonialpolitik Portugals und Spaniens. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1896, S. 156.

Die Lage der Madagassen unter der französischen Herrschaft.

Vom Herausgeber.

Im Jahre 1895 hat Frankreich Madagaskar erobert. Im Jahre 1896 erklärten die französischen Kammern die „Perle des Indischen Ozeans“ zur Kolonie. Die Folgen der Besitzergreifung waren nichts weniger als eine Wohlthat für die Madagassen. Nur mit den äußersten Maßregeln war es dem thatkräftigen General-Gouverneur Galliéni, „der freilich in der Wahl seiner Mittel weder Gewissensbedenken noch Rücksichten kennt,“*) möglich, die französische Herrschaft zur Anerkennung zu bringen und im Laufe der Zeit einigermaßen geordnete Zustände herzustellen. Wieviel Unheil in der Anfangszeit der französischen Herrschaft besonders die unsinnige Stellung der leitenden Persönlichkeiten den verschiedenen Missionen gegenüber, d. h. die verblendete Bevorzugung der Jesuiten angerichtet hat, wird bisher kaum jemand vergessen haben.**)

Seither hat sich nun in der That manches geändert. Im Großen und Ganzen sind geordnete Zustände herbeigeführt; es ist bereits manches für die Erschließung des Landes durch Wegebauten, Anlage von Eisenbahn- und Telegraphen-Linien u. dgl. geschehen; den Missionen gegenüber hat man angefangen, einen vernünftigeren Standpunkt einzunehmen. Bleibt auch noch vieles zu thun übrig und muß noch vieles anders werden, so ist doch ein bescheidener Anfang zur Besserung gemacht. Und doch fällt das alles nicht ins Gewicht, wenn man auf die Lage der Madagassen sieht, in der sie sich unter der Regierung des Staates befinden, der als Grundsatz „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ auf seine Fahne geschrieben hat. Sie ist geradezu himmelschreiend.

Die Eroberung Madagaskars hat der französischen Republik, abgesehen von den zahlreichen Opfern an Menschenleben, gewaltige Kosten auferlegt. Nicht weniger als 151 Millionen Frcs. sind für die Insel in den letzten 4 Jahren aufgewendet worden. Kein Wunder, daß man unter solchen Umständen den Madagassen größtmögliche finanzielle Lasten auferlegt. So hat die Insel im Rechnungsjahre 1898 die Summe von 7637069 Frcs. — „darunter allein direkte Steuern der Eingeborenen in der Höhe von 4264426 Frcs.“ — aufbringen müssen, wobei zu berücksichtigen ist, daß Galliéni die gesamte Inselbevölkerung auf nur 4 Millionen berechnet und der Westen und der Süden der Insel noch keineswegs unter sicherer französischer Verwaltung sich befindet.

---

*) Der Inhalt dieses Aufsatzes und die in ihm vorkommenden Citate sind entnommen aus „D. G. Kurze, Die gegenwärtige Lage in Madagaskar“. I. Das französische Regiment, in Warnecks Allgem. Missionszeitschrift. 1900. S. 22 ff.

**) Vgl. die Wirren in Madagaskar „Afrika“ 1897, S. 119 ff.

Solche Leistung hat sich natürlich nur durch brutale Maßnahmen erpressen lassen. „So haben die männlichen, im Alter von 16—60 Jahren stehenden Betsimisaraka der Provinz Tamatave eine jährliche Kopfsteuer von 7 Frcs., und ihre Frauen und Töchter eine solche von 3 Frcs. zu zahlen. In Imerina beträgt die Kopfsteuer für die männliche Bevölkerung 3,5 Frcs. Daneben gehen aber noch eine ganze Anzahl Abgaben von Gebänden, Reisfeldern u. s. w. einher. Endlich ist jeder männliche Eingeborene im Alter von 16—60 Jahren, mit Ausnahme der Soldaten und Zollbeamten, jährlich zu 30 Tagen — anfangs hatte Galliéni sogar 50 Tage bestimmt — Frondienst für staatliche Zwecke verpflichtet; gewisse Kategorien von Eingeborenen können sich gegen eine jährliche Zahlung von 15 Frcs. an die Staatskasse von dieser Verpflichtung freikaufen. Wenn nach dem Wortlaut des Gesetzes die Arbeitsplätze der zum Frondienst Befohlenen auch nicht über 5 Stunden von ihrem Heimatorte entfernt sein sollen, so wird doch in vielen Fällen von den französischen Offizieren und Beamten wenig Rücksicht darauf genommen. Während der gegenwärtigen kriegerischen Operationen auf der Westküste besteht z. B. für eine größere Anzahl Eingeborener aus Imerina und Betsileo der Frondienst darin, daß sie auf wochenlangen, beschwerlichen Märschen durch das fieberreiche Sakalavaland eine Menge Tragelasten, Munition und Lebensmittel nach dem dortigen Militärposten zu transportieren haben."

Nicht weniger arg wird die madagassische Bevölkerung in sittlicher Hinsicht durch ihre Gewalthaber mitgenommen. Um die Seelenzahl in der Centralprovinz Imerina zu steigern, „welche Galliéni nach den vorläufigen Erhebungen auf 780000 schätzt, hat er allen über 25 Jahre alten, unverheirateten Hova eine jährliche Steuer von 15 Frcs. und den unverheirateten Hovamädchen eine solche von 7,5 Frcs. auferlegt; das Vorhandensein von unehelichen (!) oder adoptierten Kindern befreit von der Steuer. Diejenigen jungen Hovaväter, welche mindestens ein eheliches Kind haben, genießen Befreiung vom Militärdienst, während denen, welche 5 eheliche Kinder ihr eigen nennen, jeglicher Frondienst erlassen wird. Wo in einer Hovafamilie 7 Kinder vorhanden sind, soll eins von ihnen auf Staatskosten erzogen werden und später irgend eine Anstellung erhalten."

Wenn diese Verordnung nur nicht die Bestimmung enthielte, durch welche eine Prämie auf die Unsittlichkeit gesetzt wird! Dadurch ist sie nichts anderes, als ein Attentat auf das Volkstum der madagassischen Stämme und trägt sie von vornherein den Stempel der Erfolglosigkeit. Dazu kommt, daß „die Mehrzahl der französischen Beamten, Soldaten und Kolonisten mit ihrer unsittlichen Lebensweise den Eingeborenen ein so böses Beispiel geben" und damit an ihrem Teile die der Vorschrift zugrunde liegende gute Absicht vereiteln. „Besonders in Antananarivo und in den übrigen größeren Garnisonorten sieht es in dieser Beziehung sehr traurig aus. Systematisch wird die weibliche Jugend verdorben, und es ist schon so

weit gekommen, daß es junge Madagassinnen für eine Ehre ansehen, „Vadinivazaha“ (Europäerfrauen) zu werden, auch wenn sie von Monat zu Monat, ja bisweilen sogar von Woche zu Woche ihre Gebieter wechseln müssen. Unter solchen Verhältnissen nimmt es nicht Wunder, wenn nach Galliénis eigener Schätzung 60—75% der Hovabevölkerung syphilitisch sein sollen.“

Und zu dem allen gesellt sich noch der große Übelstand, daß Galliéni, der für seine Person ein absoluter Temperenzler ist „und der zunehmenden Trunksucht gern Einhalt gebieten würde, ... doch bisher aus Rücksichtnahme auf das fiskalische Interesse nichts Ernstliches zum Schutze der eingeborenen Bevölkerung gegen den Spirituosenimport unternommen“ hat.

Das ist die Lage der Madagassen unter der französischen Herrschaft! In der That, Frankreich hat bisher mit großem Erfolge dafür gesorgt, daß seine neuen Unterthanen die kostspieligen, demoralisierenden und verheerenden Folgen der europäischen Kultur zu schmecken bekommen! Dem gegenüber können die äußeren Arbeiten, die geleistet bzw. in Angriff genommen sind, nur in sehr beschränktem Maße als Äquivalent eingeschätzt werden.

Nachgerade ist man aber in Frankreich selbst bereits auf die Mißwirtschaft in Madagaskar aufmerksam geworden. Sind es auch vor allem die wirtschaftlichen Folgen, welche Beachtung gefunden haben und auf deren Abstellung hingearbeitet wird, so wird es immerhin ein nicht geringer Gewinn für die madagassische Bevölkerung sein, wenn sie in dieser Beziehung von dem gegenwärtig so schwer auf ihr liegenden Joch befreit wird. Im übrigen wird es die Arbeit und Aufgabe der seitens der französischen Regierung noch heute bei aller offiziellen religiösen Neutralität gering geschätzten evangelischen Mission sein, die Eingeborenen je mehr und mehr gegen die auf sie eindringenden sittlichen Gefahren und Schäden empfindlich und widerstandsfähig zu machen.

Von der eben erwähnten in Frankreich sich zeigenden Reaktion gegen die Mißwirtschaft in Madagaskar giebt folgender Artikel der „Kolonialen Zeitschrift“ *) nähere Kenntnis, durch welchen die obigen Mitteilungen noch zum Teil ergänzt bzw. verstärkt werden.

„Die französische Mißwirtschaft auf Madagaskar beginnt bereits die einsichtigeren Kreise Frankreichs mit Unwillen und Besorgnis zu erfüllen. So beschäftigt sich das angesehene französische Fachblatt „Journal des Économistes“ mit den dortigen Zuständen und entnimmt dem „Écho de Madagascar“, das sich eine schonungslose Aufdeckung der dortigen unhaltbaren Verhältnisse zur Aufgabe gemacht hat, eine Schilderung, in der es heißt: „Der Madagasse wird erdrückt von den übermäßigen Steuern (Loskauf vom Militärdienst und von Frondiensten, Gebäudesteuer, Viehsteuer, Personalsteuer 2c.) und vermag nur mit großer Mühe seine Verpflichtungen gegen die Regierung zu erfüllen. Hat er alle seine Steuersummen bezahlt, so bleibt ihm nur sehr wenig Geld zum Kaufe eingeführter Gegenstände. Man betrachte zahlreiche Landbewohner, und man wird uns gern beistimmen, daß der Eingeborene noch niemals so dürftig und

*) Nr. 15, S. 206.

gedrückt war. So kann es nicht überraschen, daß die Handelsgeschäfte mit Europa fast gleich Null geworden sind." Auch den Behörden sind bereits Klagen und Petitionen um Beseitigung der Mißwirtschaft zugegangen. So haben schon vor Monaten 50 französische Kolonisten aus Tananarivo dem Gouverneur eine Petition zugehen lassen, in der es unter anderem lautet: „Wie wir alle, so sind auch Sie von der schrecklichen Sterblichkeit unterrichtet, die unter den zum Frondienst eingezogenen Arbeitern beim Bau der Linien Tananarivo-Tamatave und Tananarivo-Majunga herrscht. Sie hat in den letzten Monaten einen solchen Umfang angenommen, daß in kurzem auch die kräftige Bevölkerung der hochgelegenen Ebenen so vermindert sein wird, daß die Kolonisten in diesen Gegenden, wo sie doch die meiste Aussicht auf Erfolg haben, weder Handelsgeschäfte, noch Ackerbau, noch Industrie treiben können . . . Die Eingeborenen sind überdies infolge der Fronen und immerwährenden Arbeiten so kraftlos und schwach, daß sie jetzt offen erklären, sie würden den Tod jeder anderen Beschäftigung außer der Bebauung ihrer Felder vorziehen."

„Die Petition . . . . wendet sich dann zur Ausbildung und zum Verhalten der Kolonialbeamten mit folgenden Worten: „Die Beamten werden oft sehr jung direkt nach Abgang von der Schule hierher gesandt, kennen weder unsere Gesetze noch die Sprache und die Sitten der Bevölkerung, die sie regieren, und sehen sich ohne Kontrolle im Besitze einer unumschränkten Autorität. Daher entstehen dann die unvermeidlichen Übergriffe. In wahrhaft beunruhigender Zahl vermehren sich diese Willkürakte, über die sich Kolonisten und Madagassen täglich zu beklagen haben . . ." Zu diesen Bedrückungen der Eingeborenen kommt, wie das „Écho de Madagascar" bemerkt, noch die Ausbeutung durch die Militärbehörden. Diese kaufen ihren Reisbedarf nicht freihändig auf den Märkten, sondern zwingen die Madagassen bei Androhung exemplarischer Strafen, ihnen den Reis unter dem Preise abzulassen. Um das Elend voll zu machen, werden den ausgebeuteten Eingeborenen noch die Gegenstände, die sie kaufen müssen, durch Schutzzölle verteuert. Zur Beseitigung dieser Mißwirtschaft hat sich aus angesehenen Bürgern, Privatleuten und ehemaligen Beamten ein Ausschuß zum Schutze und zur Verteidigung der Eingeborenen gebildet und sich an den französischen Kolonialminister um Hilfe gewandt. Die Denkschrift schildert unter Hinweis auf die erwähnte Petition der Kolonisten die verzweifelte Lage der eingeborenen madagassischen Bevölkerung und bittet den Kolonialminister im Namen der Menschlichkeit und im Namen der Gerechtigkeit, die Fronen zu mildern und zu kürzen, die Steuern herabzusetzen und die, nur mit der Bezeichnung einer Einstellung zu zwangsweise zu leistender Arbeit gefärbten amtlichen Sklavereiverfügungen zu beseitigen."

In Sachen des afrikanischen Branntweinhandels

bringt die jüngste Nummer des „Deutschen Kolonialblattes" vom 15. Juli cr. zwei wichtige Veröffentlichungen, welche wir im vollen Wortlaut mitteilen. Die erste ist die von den Signatarmächten in den Tagen vom 20. April bis 8. Juni v. J. in Brüssel vereinbarte Konvention*). Die andere ist eine Verordnung über Schankkonzession für das Togogebiet, welche mit dem 1. April cr. in Kraft getreten ist.

*) Vgl. „Afrika" 1899, S. 313 ff.

I. Brüsseler Konvention vom 8. Juni 1899.

Artikel 1.

Vom Inkrafttreten gegenwärtiger Konvention an wird der Einfuhrzoll auf Spirituosen, wie derselbe durch die Brüsseler Generalakte geregelt worden ist, im ganzen Gebiete der Zone, wo das im Artikel XCI der Generalakte vorgesehene Verbot nicht in Kraft stehen sollte, auf die Höhe von 70 Frcs. für das Hektoliter von 50 Grad Alkoholgehalt gebracht, für einen Zeitraum von sechs Jahren.

Der Einfuhrzoll braucht, als Ausnahme, für die Kolonie von Togo und für diejenige von Dahomey nur 60 Frcs. für das Hektoliter von 50 Grad Alkoholgehalt zu betragen.

Der Einfuhrzoll ist für jeden Grad über 50 Grad Alkoholgehalt verhälnismäßig zu erhöhen; er darf für jeden Grad unter 50 Grad Alkoholgehalt verhältnismäßig herabgesetzt werden.

Beim Ablauf des vorstehend erwähnten Zeitraums von sechs Jahren wird der Einfuhrzoll auf der Grundlage der durch die bisherigen Tarifbestimmungen gezeitigten Ergebnisse einer Revision unterzogen werden.

Die Mächte behalten das Recht, in denjenigen Gebieten, wo sie dasselbe zur Zeit besitzen, die Zollsätze auch über das im gegenwärtigen Artikel festgesetzte Minimum hinaus aufrecht zu erhalten oder zu erhöhen.

Artikel 2.

Wie aus Artikel XCIII der Brüsseler Generalakte sich ergiebt, sind die Spirituosen, welche in den im Artikel XCII bezeichneten Gebieten fabriziert werden sollten und für den Bedarf im Innern bestimmt sind, mit einer Steuer zu belegen.

Diese Steuer, deren Erhebung die Mächte, so weit möglich, zu sichern sich verpflichten, soll nicht niedriger sein als der im Artikel 1 gegenwärtiger Konvention festgesetzte Minimalsatz des Einfuhrzolls.

Artikel 3.

Es besteht Einverständnis darüber, daß die Mächte, die die Brüsseler Generalakte unterzeichnet haben oder ihr beigetreten sind, auf der gegenwärtigen Konferenz aber nicht vertreten sind, das Recht behalten, der gegenwärtigen Konvention beizutreten.

Artikel 4.

Gegenwärtige Konvention soll binnen kürzester und keinesfalls den Zeitraum eines Jahres überschreitender Frist ratifiziert werden. Jede Macht wird ihre Ratifikation der Regierung Seiner Majestät des Königs der Belgier zugehen lassen, welche allen Signatarmächten der gegenwärtigen Konvention davon Kenntnis geben wird. Die Ratifikationen aller Mächte bleiben in den Archiven des Königreichs Belgien aufbewahrt.

Sobald alle Ratifikationen beigebracht sind oder spätestens ein Jahr nach der Unterzeichnung der gegenwärtigen Konvention, wird über den Hinterlegungsakt ein Protokoll errichtet, welches von den Vertretern aller Mächte, welche ratifiziert haben, unterzeichnet wird.

Eine beglaubigte Abschrift dieses Protokolls wird allen beteiligten Mächten übermittelt.

Artikel 5.

Die gegenwärtige Konvention tritt in allen zu der im Artikel XC der Brüsseler Generalakte festgesetzten Zonen gehörigen Besitzungen der Vertragsmächte in Kraft am 30. Tage nach demjenigen Tage, an welchem das im vorigen Artikel erwähnte Hinterlegungsprotokoll aufgenommen worden ist.

II. Verordnung des Kaiserlichen Gouverneurs von Togo, betreffend die Neuregelung des Kleinverkaufs und Ausschanks von Branntwein im Togogebiet.

Unter Aufhebung der Verordnung, betreffend den Kleinverkauf und Ausschank von Spirituosen in Togo vom 10. September 1894 wird hiermit verordnet, was folgt:

§ 1.

Der Kleinhandel mit Branntwein jeder Art sowie der Ausschank desselben darf in Lome, Bagida, Porto-Seguro, Klein-Popo, in den an der Lagune einschließlich des Togosees und am rechten Monoufer aufwärts bis Togodo gelegenen Ortschaften und in der unmittelbaren Umgebung aller dieser Orte nur mit Erlaubnis des Kaiserlichen Gouvernements betrieben werden.

Die Erlaubnis ist auch dann erforderlich, wenn der Geschäftsbetrieb sich ohne besondere bauliche Anlagen vollzieht, sofern derselbe längere Zeit an einer und derselben Geschäftsstelle stattfindet.

§ 2.

Unter dem Ausdruck „Kleinhandel" wird die auf einmal erfolgende Abgabe von vier Litern oder weniger an ein und dieselbe Person durch Kauf oder Tausch verstanden.

§ 3.

Die Erlaubnis ist durch Vermittelung des zuständigen Bezirksamts nachzusuchen. Im Falle der Erteilung ist eine halbjährlich (am 1. April und 1. Oktober) im Voraus an das Bezirksamt zahlbare Abgabe von 50 M. für jede Verkaufs- oder Schankstelle zu entrichten. Der Gouverneur ist berechtigt, für bestimmte Ortschaften sowie aus besonderen Gründen auch für einzelne Fälle einen niedrigeren Betrag der Abgabe festzusetzen.

Für Geschäftsstellen, welche im Laufe eines Halbjahres eröffnet werden, ist die Abgabe für das ganze Halbjahr zu zahlen.

Einem Erlaubnisinhaber, der die Abgabe binnen zwei Wochen nach Fälligkeit nicht entrichtet hat, kann die Erlaubnis durch das Bezirksamt entzogen werden.

§ 4.

Die Erlaubnis kann versagt werden, wenn kein Bedürfnis für die Errichtung einer neuen Verkaufs- bezw. Schankstelle vorhanden ist, oder die Persönlichkeit des Nachsuchenden keine Gewähr dafür bietet, daß an der Geschäftsstelle Ruhe und Anstand herrschen werden.

§ 5.

Die Scheine, durch welche die Erteilung der Erlaubnis beurkundet wird, haben, sofern sie für einzelne Personen ausgestellt sind, nur für diese Giltigkeit und verlieren dieselbe beim Übergang des Betriebes in andere Hände.

Die Scheine werden durch die Bezirksämter ausgehändigt.

§ 6.

Außer dem Erlaubnisschein erhält der Berechtigte bei der erstmaligen Abgabenentrichtung für jede Verkaufs- oder Schankstelle ein weißes Schild von 40 cm Höhe und 30 cm Breite, welches in Schwarzdruck den Reichsadler und die Aufschrift „Erlaubnis zum Kleinverkauf und Ausschank von Branntwein“ trägt. Dieses Schild ist an der Geschäftsstelle an einem für die Öffentlichkeit sichtbaren Punkte anzubringen.

Für jede Erneuerung des Schildes, welche der Inhaber stets, sobald die Aufschrift unkenntlich geworden ist, bei dem Bezirksamt zu beantragen hat, ist eine Gebühr von 3 M. zu entrichten.

Beim Erlöschen der Berechtigung ist das Schild wieder abzuliefern.

§ 7.

Am Schlusse jedes Halbjahres haben die Bezirksämter dem Gouvernement ein Verzeichnis der in ihrem Bezirke abgabepflichtigen Personen einzureichen.

§ 8.

Die Bezirksamtmänner bezw. die von diesen beauftragten Beamten sind befugt, jederzeit Besichtigungen der Verkaufs- und Schankstellen vorzunehmen.

§ 9.

Der Kleinverkauf und Ausschank von Branntwein an andern als den durch ein Schild gekennzeichneten Plätzen ist verboten.

§ 10.

Es ist verboten, an den öffentlichen Schankstellen Glücksspiele abzuhalten oder zu dulden oder Branntwein an Betrunkene zu verkaufen.

§ 11.

An denjenigen Marktplätzen, an denen sich Geschäftsstellen von Personen befinden, welche die nach den vorstehenden Vorschriften erforderliche Erlaubnis besitzen, ist der Kleinverkauf und Ausschank von Branntwein auf dem Markte selbst verboten.

§ 12.

Auf den Hausierhandel findet diese Verordnung keine Anwendung.

§ 13.

Zuwiderhandlungen gegen die obigen Vorschriften werden mit Geldstrafe bis zu 500 M., an Stelle oder neben welcher auf Gefängnis oder Haft bis zu drei Monaten erkannt werden kann, bestraft. Auch kann die Entziehung des ohne Erlaubnis zum Verkauf gestellten Branntweins stattfinden.

§ 14.

Anläßlich jeder Bestrafung in Gemäßheit des § 13 kann der Gouverneur die Entziehung der Erlaubnis verfügen.

§ 15.

Gegen jede auf Grund dieser Verordnung durch die Bezirksämter getroffene Entscheidung ist binnen einem Monat die Beschwerde beim Kaiserlichen Gouvernement zulässig.

§ 16.

Diese Verordnung tritt mit dem 1. April d. J. in Kraft.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen den 3. Juli 1900.)

Zur Frage der Grenzregulierung zwischen **Deutsch-Ostafrika** und dem Kongo-Staat ist zu berichten, daß gelegentlich der durch die Rebellen hervorgerufenen Unruhen im Grenzgebiete seitens des Bezirkschefs Heck und Bethe Verträge abgeschlossen waren, auf Grund deren die deutschen Kolonialtruppen zum Schutz der Grenzdistrikte den Russisi und das Ost-Ufer des Kivu-Sees besetzten. Erst erneute Unruhen der Rebellen und Schwierigkeiten, welche die Kongotruppen trotz der erwähnten Verträge machten, veranlaßten die Bezirkschefs von Bukoba, Ukonongo, Udschidschi und Tabora, Anfang März d. J. Verstärkungen nach dem Nordende des Tanganika-Sees zu entsenden, um die deutschen Rechte zu schützen. Diese Verstärkungen wurden zurückgezogen, als die Nachricht von dem am

10. April zwischen den beiderseitigen Vertretern abgeschlossenen Vertrage (s. Juli-Heft) in Afrika einlief. Inzwischen ist Ende Juni in Brüssel eine deutsch-kongostaatliche Konferenz zusammengetreten, an welcher deutscherseits Frhr. v. Dankelmann und Dr. Bumüller, für den Kongostaat Kapitän Gillis und Chevalier de Cuvelier teilnahmen. Es wurden die Direktiven für die gemischte Kommission festgestellt, welche zur Prüfung der Grenzfrage an Ort und Stelle entsandt wird. Der Kongostaat hat zu seinem ersten Vertreter den Leutnant Milz bestimmt, welcher sich über Chinde, Blantyre und den Tanganika-See nach dem Kivu-See begiebt und dort mit Hauptmann Heimann als deutschem Beauftragten zusammen arbeiten wird.

Der Gouverneur, Generalmajor v. Liebert, hat bei seiner letzten Inspizierungsreise Mitte Mai den Hafen von Kilwa Kissiwani genauer untersucht und seine vorzügliche Brauchbarkeit festgestellt; von Lindi aus hat er die in der Richtung auf den Njaßa-See in Angriff genommene Straße besichtigt, welche auf 40 km von Lindi aus fertig gestellt ist. Andererseits wird Wiedhafen mit Songea verbunden, eine größtenteils schon beendigte Arbeit; östlich Songea ist die Straße in Richtung auf Lindi auf 100 km hergestellt, so daß noch eine zwischenliegende Strecke von etwa 300 km zu erbauen ist, um den ganzen Straßenzug von der Küste bis zum Njaßa-See zu gewinnen.

Die Aluminiumpinasse „Ukerewe" hat am 13. März die erste Probefahrt auf dem Viktoria-See ausgeführt und sollte alsbald der Station übergeben werden. Die Hüttensteuer hat im Jahre 1899 545000 M., also einen Überschuß von 195000 M. über den Etatansatz, ergeben; dagegen haben die Zolleinnahmen aus der Einfuhr im ersten Vierteljahr 1900 gegen die gleiche Zeit des Vorjahres eine Verminderung von 41005 Rupieen erfahren, was man wohl nicht mit Unrecht auf die unsicheren geschäftlichen Verhältnisse in der Kolonie infolge Ablehnung der Eisenbahn zurückführen kann.

An Stelle des Majors v. Natzmer ist Major v. Estorff nach Ostafrika kommandiert und abgereist. Der Gouverneur wird sein Eintreffen abwarten, bevor er den bereits vor längerer Zeit erhaltenen Heimatsurlaub antritt.

Während der Krieg in **Südafrika** weiter tobt und die Londoner Presse sich mit dem Problem beschäftigt, in welcher Weise in Zukunft die Buren durch Entziehung weittragender Gewehre und Beschränkung an Munition und Pferden, durch Erbauung von Zwingburgen in Gestalt von Kasernen und Depots gebändigt und gezähmt werden sollen, hat der Widerspruch, in den sich der Premierminister der Kapkolonie, Schreiner, durch den Vorschlag sehr strenger Maßnahmen gegen am Krieg beteiligte Kapkolonisten mit der Afrikander-Partei gesetzt hatte, zu seinem Rücktritt geführt. An seiner Stelle wurde Sir Gordon Sprigg von Gouverneur Milner mit der Bildung des neuen Kabinetts Mitte Juni beauftragt und

hat sich der Gegenpartei alsbald dadurch bemerklich gemacht, daß zwei Mitglieder der Gesetz gebenden Versammlung, Botha und Sauer, unter Anklage des Hochverrats verhaftet wurden; dagegen hat der Kongreß des Afrikander-Bonds in seinen Resolutionen sehr energisch gegen die Vergewaltigung der Burenstaaten durch Großbritannien protestiert und Rhodes' Politik die Schuld am Kriege vorgeworfen. Er bat ferner um Aufhebung des Kriegsrechtes mit der Begründung, daß der Feind nicht mehr im Lande sei, und beschloß, über alle von den Engländern verübten Grausamkeiten, Ungerechtigkeiten u. s. w. Angaben zu sammeln und in England zu veröffentlichen.

Der Aufstand in der Kapkolonie, nördlich des Oranje-Flusses, scheint allerdings mit der Waffenstreckung des Kommandos Devilliers, welches mit 220 Mann und 280 Pferden in Blickfontein an Warren sich ergab, seinen Abschluß gefunden zu haben. Die Brutalitäten der britischen Soldaten finden eine Illustration in dem Briefe eines bei den Buren mitkämpfenden holländischen Juristen, welcher von den bestialischen Vergnügungen berichtet, die sich englische Lanciers mit zwei Gefangenen, einem Buren und einem Deutschen, bereiteten. Nicht anders als die grausamsten Indianerstämme banden sie diese an Bäume und versuchten sich an ihnen im Lanzenstechen und Säbelhieben. Dem Deutschen erwies der leitende Offizier wenigstens die Gnade, seinen Leiden durch einen Revolverschuß ein Ende zu machen, nachdem er vier Stiche erhalten hatte; den Buren schleppte die rohe Bande aber noch weiter, nachdem ein Säbelhieb ihm die Kopfhaut vom Schädel getrennt hatte, bis er bewußtlos zusammenbrach. Dem schließen sich würdig die Repressalien an, welche Lord Kitchener ergreift, um den für die Engländer außerordentlich lästigen Eisenbahnzerstörungen durch Burentruppen entgegenzutreten. Er hält sich an die der Unterbrechung nächstgelegenen Burenfarmen und brennt sie nieder.

Übrigens macht sich verschiedentlich bereits der Einfluß geltend, welchen der Krieg auf die Eingeborenen ausübt. Die von der Jingo-Presse immer wiederholte Phrase von den „gleichen Rechten" hat völlig sinnverwirrend auf sie gewirkt. Was sie die englischen Soldaten thun sehen, halten sie auch für ihr Recht und wetteifern mit ihnen im Betrinken, Zerstören und anderen Liebhabereien. Sie verweigerten im Oranje-Freistaat alle Dienstleistungen und beschäftigten sich lieber mit Viehstehlen, weshalb man sich genötigt sah, den Buren wenigstens Schrotgewehre zurückzugeben. Im Kaplande scheinen sie die „gleichen Rechte" zunächst auf ihr Verhältnis zu den Frauen zu beziehen und wiegen sich in Träumen von der Ausrottung aller Afrikander. Die Kluft zwischen weißer und farbiger Haut wird sich, wenn die Engländer notgedrungen später andere Seiten aufziehen müssen, in bedenklicher Weise erweitern, und der zur Zeit hauptsächlich den Buren geltende Haß wird sich auf die alleinigen Herren, die Engländer, in verstärktem Maße konzentrieren.

In den eroberten Gebieten scheinen die Verhältnisse wenig erquicklich zu sein. Überall fehlt es an Nahrungsmitteln, da die Burentruppen alles ausfouragiert und größere Vorräte mit sich genommen haben, die Engländer aber durch die wiederholten Bahnunterbrechungen verhindert werden, Nahrungsmittel in größeren Mengen zur Stelle zu schaffen. In Pretoria herrscht allerdings Ruhe, aber selbst Johannesburg und die nächsten Gebiete erscheinen noch so wenig gesichert, daß nicht daran zu denken ist, die Arbeit in den Minen wieder aufzunehmen. Seit Krüger Pretoria verlassen hat, ist sie gänzlich eingestellt. Alle bereits eingetroffenen Civilpersonen wurden deshalb nach Bloemfontein zurückgesandt.

Die Regierung der Republik hat den Rückzug nach Lydenburg, dessen unzugängliche Felsberge einem langen Widerstande außerordentlich günstig sind, in jeder Weise vorbereitet und auch die Munitionsfabrik rechtzeitig von Johannesburg dorthin verlegt. Die Truppenabteilungen halten sich aber noch immer zwischen Pretoria und Middelburg, sowie südlich des Vaal-Flusses und machen Lord Roberts so viel zu schaffen und zu sorgen, daß er die Zumutung, eine Division behufs Versendung nach China zurückgewiesen und im Gegenteil weitere regelmäßige Nachschübe beansprucht hat. Wenn nämlich auch bestimmte Angaben über die Krankenzahlen nicht vorliegen, ist doch aus manchem zu schließen, daß die britische Armee hierdurch in der Front außerordentlich geschwächt wird. Die Krankheiten nehmen nämlich in erschreckender Weise zu, wie sich aus den letzten amtlichen Mitteilungen des englischen Krigsministeriums über die bisherigen Verluste ergiebt. Neben 11405 Verwundeten und 4758 Vermißten und Gefangenen werden nämlich 2518 Gefallene und 614 an Wunden Verstorbene gezählt (zusammen 18681 Köpfe). Die an Krankheiten und durch Unglücksfälle Gestorbenen (letztere nur 58) betrugen nun aber bis 26. Mai 3779, also mehr als vor dem Feinde bezw. an Wunden Gebliebene; Mitte Februar waren es gegen 600; dann hat die Zahl dieser Kriegsopfer rasch zugenommen, so daß auf die Woche vom 19. bis 26. März 371 und auf die 14 Tage vom 27. Mai bis 9. Juni 558 entfallen, während in den gleichen Zeiträumen an Gefallenen, Verwundeten und Vermißten zusammen nur 159 bezw. 810 verzeichnet werden. Zu den an Krankheiten Gestorbenen kommen nun aber noch die dieserhalb als invalide nach der Heimat Gesandten. Von deren Gesamtzahl, bis Anfang März 2428, bis zum 9. Juni aber 14145 (in den letzten 14 Tagen allein 2802) sollen nämlich nur 2974 Verwundete sein, der ganze Rest von 11171 fällt also den Krankheiten zur Last, welche demnach bis Anfang Juni etwa 15000 Mann als tot oder invalide in Abgang gebracht haben, während der Kampf nur 6106 Opfer (3132 tot, 2974 invalide) verlangt hat. Und welch mörderische Gefechte hatten die Truppen zu bestehen! Man kann daraus schließen, daß der im vorigen Bericht angenommene Krankenstand von 22000 bei weitem zu niedrig gegriffen ist, da ein täglicher Abgang von etwa

130 Köpfen stattfindet (wöchentlich 890 Mann). Die Prozentzahl der Todesfälle durch Krankheit wird sich infolge der andauernden Strapazen voraussichtlich noch stark vermehren.

Es mögen folgende Verlustzahlen noch registriert werden:

Die Behauptung und Entsatzversuche von Ladysmith kosteten an Toten, Verwundeten und Vermißten 7514 (hierbei 447 Offiziere), ausgeschlossen Civilisten und indische Troßknechte.

Verteidigung von Mafeking 266 (einschl. 16 Offiziere) ohne bewaffnete Eingeborene; Verteidigung von Kimberley 175 (18).

Lord Methuens Vormarsch bis einschl. Magersfontein 1947 (einschl. 129 Offiziere). Lord Roberts Zug bis Bloemfontein in den Hauptaktionen 2085 (128), hierbei entfallen auf die Kämpfe bei Kudasrand allein 1534 (bezw. 98).

Es sind nun die kriegerischen Vorgänge zu betrachten:

Die Buren kämpfen auf zwei Teilen des Kriegstheaters in getrennten Abteilungen und mit verschiedenen Zwecken. Im Osten von Pretoria sucht der Oberkommandierende Botha die Eisenbahnlinie Pretoria-Komati Poort zähe festzuhalten und weicht nur langsam vor dem übermächtigen Andrängen der Engländer zurück. Roberts hat für diesen Zweck die 11. Division (Pole-Carnero), die 14. und 19. Brigade, die Kavallerie-Division French und die berittene Infanterie Hamiltons zur Verfügung. Die zweite Burenabteilung — offenbar in große und kleine Streifkorps je nach dem speziellen Zweck geteilt — steht unter De Wet und sucht südlich des Vaalflusses die Verbindungslinie der Engländer durch immer erneute Zerstörungen zu unterbrechen. Bei diesen im Guerillakrieg thätigen Abteilungen befindet sich auch Stejn.

Roberts ist hierdurch gleichfalls genötigt, seine Aufmerksamkeit auf zwei Aufgaben zu lenken, einmal die Sicherung der Verbindungslinie, zweitens die Überwindung des von Botha geleisteten Widerstandes. Ein strategisches Ziel wird er nur erreichen, wenn es ihm gelingt, die Streitmacht des letzteren ganz unschädlich zu machen, was am ehesten durch eine gänzliche Einkreisung und Gefangennahme geschehen kann. Deshalb ist Roberts Bemühen darauf gerichtet, Botha in den Rücken zu kommen, und dies würde Buller wohl ermöglichen können, wenn er schnell genug seinen Vormarsch über Ermelo fortsetzen würde. Der zweiten Aufgabe würde genügt werden, wenn auf die südlich des Vaal befindlichen Truppen der Buren ein Kesseltreiben veranstaltet würde. Hierbei würde zunächst Rundle (8. Division) und Brabant zur Sprache kommen, welche gemeinsam mit der Brigade Clements (12.) die Linie zwischen der Eisenbahn und der Baßuto-Grenze (am Zandfluß) besetzt halten und den südlichen Abschluß bilden. Von Westen kommen alle Etappentruppen zur Sprache, vor allem Methuen (1. Division) zwischen Heilbron und Lindley, die 23. Brigade (Knox) in Kroonstad, die 3. Brigade (Macdonald) in Heilbron und die 22. Brigade (Allen) südlich Kroonstad. Aber auch hier könnte wieder Buller von

Norden eingreifen, um den Ring zu schließen, und es ist demnach einerseits von großer Bedeutung, zu welchem Zweck ihn Roberts zuerst verwenden wird, und ferner, mit welchem Aufgebot an Kraft und Energie er seine Aufgabe lösen wird. Schnelligkeit ist im allgemeinen keine Eigenschaft der britischen Generale, und die wäre hier vor allen Dingen geboten. Es kommt hier endlich die 10. Division (Hunter) zur Sprache, welche am 10. Juni Beutersdorp (120 km von Vereeniging) erreicht hatte, sowie endlich die Kolonne Mahon, welche über Rustenburg sich Pretoria näherte.

Betrachten wir zuerst die Kämpfe mit Botha. Nachdem dieser Pretoria geräumt hatte, besetzte er eine Stellung bei Hatherley, 28 km östlich der Hauptstadt. Am 11. Juni ließ Roberts ihn hier durch die 11. Division in Front angreifen, French den rechten, Hamilton den linken Flügel umfassen. Botha hatte sich aber hiergegen — wahrscheinlich auf Kosten der frontalen Stärke — gesichert, und in zweitägigem Ringen gelang die Umfassung nicht, wohl aber die Besetzung eines Hügels in der Front, worauf Botha in eine zweite Stellung zurückging, welche er erst in der Nacht vom 13. zum 14. räumte. Er ging bis Bronkhorstspruit (50 km östlich Pretoria) zurück, wo er am 18. angegriffen wurde. Die Schlacht währte 3 Tage, und erst am 20. gelang es den Engländern, ihn zum weiteren Rückzug zu veranlassen. Am 24. begann der dritte Kampf, diesmal um eine Stellung 24 km östlich Silverton. Dieselben drei Divisionen mühten sich in gleicher Weise ab, Botha zu umfassen. Sie müssen aber wenig Glück gehabt haben, denn Roberts meldete nur, daß nach 3tägigem Kampfe die Buren ostwärts längs der Delagoabahn abgerückt wären. Seitdem ist keine Nachricht von Botha wieder eingetroffen, jedoch hat eine englische Patrouille eine Brücke der Eisenbahn unweit der portugiesischen Grenze (Malalsene) im Rücken Bothas gesprengt. Damit ist zunächst die Eisenbahnverbindung mit Lydenburg unterbrochen.

General Buller, welcher Mitte Juni wahrscheinlich den Auftrag erhalten hatte, gegen Bothas Rückzugslinie vorzustoßen, kam nicht vom Flecke. Die Nachricht, daß die Buren die Grenze von Natal geräumt hätten, ward allerdings bestätigt, und es stand Buller nichts im Wege, sie zu überschreiten. Am 13. ging er nach Laings Nek, hatte also den Tunnel in der Hand, welcher nicht sehr gründlich zerstört war, denn die sofort in Angriff genommenen Herstellungsarbeiten wurden so gefördert, daß der erste Zug am 18. Juni passieren konnte. Buller scheint einen starken Widerstand auf den Höhen des Paardekop (am Nordufer des Sand-Spruit) gefürchtet zu haben, denn er ging erst am 20. bis zu diesem vor, wartete also die Wiederherstellung der Eisenbahn ab. Von dem Gefechtsfeld Bothas war er also etwa 190 km entfernt. Die Buren, welche stetig, aber langsam vor ihm zurückwichen, zerstörten am 21. die Eisenbahnbrücke bei Standerton, das Buller am 22. erreichte. Hier mußte sich entscheiden, ob er nach Norden gegen Botha oder

nach Süden gegen De Wet sich wenden solle. Auffallenderweise blieb er aber stehen. Eine Erkundung, welche er mit der 10. Brigade (Coke) am 29. Juni gegen Amersfoort unternahm, stieß auf eine starke Stellung; das Verweilen der starken Truppenmacht Bullers — es ist wenigstens keine Bewegung gemeldet worden — würde darauf schließen lassen, daß Roberts ihn gegen De Wet verwenden will, gegen den Anfang Juli der Kreis geschlossen wurde.

Die Thätigkeit der diesem verfügbaren Burenkommandos war eine außerordentlich rege und jedenfalls auch erfolgreiche. Die Meldungen des englischen Feldherrn sind zwar sehr dürftig und vermeiden es, über die Erfolge der Buren mehr als das unbedingt Notwendige zu berichten, und auch diese spärlichen Andeutungen kommen erst Wochen nach den Ereignissen, jedoch läßt sich Folgendes zusammenstellen:

Methuen, von dem seit dem 5. Juni, wo er von Lindley gegen Heilbron vormarschierte, jede Nachricht fehlte, stieß am 11. am Rhenosterfluß, wo die Buren am 8. die Derbyshire-Miliz bei Mondlicht angegriffen und gefangen genommen hatten, mit De Wet zusammen und meldete einen vollständigen Sieg. Er vereinigte sich hier mit Kitchener, welcher mit allen in Pretoria entbehrlichen Truppen, es ist unbekannt, woraus sie bestehen, zum Schutze der Eisenbahn abgesandt war, und beide wendeten sich auf Kroonstad. Während aber am 13. eine Burenabteilung bei Smaldeel (nördlich des Vetflusses) die Eisenbahn wieder zerstörte, war auch De Wet an diesem Tage am Rhenoster wieder thätig, indem er eine Eisenbahnbaukolonne angriff. Die Kämpfe können für De Wet nicht ungünstig gewesen sein, denn es stellte sich später heraus, daß er nicht nur das Bataillon Yeomanry in Lindley und später das 4. Bataillon des Derbyshire-Regiments, sondern auch zwei Kompagnien City-Freiwilliger und 140 Hochländer gefangen genommen hat.

Am 14. Juni erfolgte ein neuer Angriff der Buren am Zandfluß gegen den dort stehenden Posten an der Eisenbahn, gegen welchen die Brigade Knox aus Kroonstad zur Verwendung kam, und gleichzeitig ward eine Eisenbahnkolonne am Lieuwspruit (Kopje Siding) überfallen, wobei wenig fehlte, daß der in einem Eisenbahnwagen schlafende Lord Kitchener gefangen wurde. Rundle kam während der ganzen Zeit nicht vorwärts, am 18. meldete er starke Ansammlungen des Feindes bei Hammonia und eine Beschießung des englischen Lagers bei Ficksburg durch die Buren. Es scheint, daß Roberts die Thätigkeit De Wets ernste Bedenken einflößte, denn er sandte unmittelbar nach dem Kampf mit Botha am 28.—30. Juni Hamilton über Springs und Heidelberg nach Süden, um mit Buller Fühlung zu gewinnen; dies deutet auch auf dessen Verwendung gegen De Wet, welche ja auch aus dem Verbleiben in Standerton sich ergab. Rundle ward aber durch die ganze 3. Division verstärkt, um durch Besetzung von Ficksburg, Hammonia, Ladybrand

und Thabanchu einem Durchbruchsversuch der Buren nach Süden zu begegnen.

Am 22. gelang diesen wieder ein Überfall am Rhenosterfluß bei Honingspruit, am 23. schnitten sie einen Vorposten der Kanadier auf der Strecke Kroonstad-Honingspruit ab, griffen das verschanzte Lager des Shropshire-Regiments und des kanadischen Kontingents bei der Bahnstation an, fingen einen nach Süden fahrenden Militärzug ab und rissen die Schienen auf. Dem stundenlangen, verzweifelten Kampf ward erst durch Unterstützung aus Kroonstad ein Ende gemacht.

Am 24. hatten Truppen des General Clements ein Gefecht bei Winburg zu bestehen, am 26. griffen sie einen nach Lindley fahrenden Convoy an und die hierselbst stehende Brigade Paget stand den ganzen Tag mit ihnen im Kampfe; auch von Ficksburg wird von englischen Verlusten berichtet. Am 28. ging eine Kolonne Clements von Senekal auf Lindley ab, stieß auf den Feind und mußte nach heftigem Gefecht zurückgehen.

So sehen wir die Buren von ihrem Zentralpunkt Bethlehem aus an allen Orten die englischen Truppen in Atem erhalten, sehen sie immer von neuem die Verbindungslinie ernstlich gefährden und zeitweise zerstören, und die britischen Truppen sind nicht imstande, ihre Thätigkeit auch nur einigermaßen einzuschränken. Hierzu wird möglicherweise die vollständige Einkreisung eher die Fähigkeit geben, wie sie im Juli ausgeführt wurde. General Hunter, der am 19. Juni schon in Johannesburg eintreffen sollte, ist von Potscheffstroom auf Frankfort marschiert und hier am 1. Juli eingetroffen. Er hat sich mit der bisher in Heidelberg stationierten 3. Brigade (Macdonald) am 2. Juli vereinigt; etwa 95 km westlich (zwischen Heilbron und Kroonstad) in Paardekraal steht General Methuen (1. Division), während die 2. Division (Clery) des General Buller nach Greylingstad, 64 km nördlich Frankfort, von Standerton aus vorgerückt ist. Der Versuch eines allgemeinen konzentrischen Vorrückens gegen Bethlehem ist nun zu gewärtigen.

Wenn man die außerordentlich dürftigen Erfolge der großen englischen Armee in den letzten Wochen mit den allem Anschein nach nicht unwesentlichen und deshalb möglichst verschwiegenen Vorteilen vergleicht, welche die Buren errungen, wenn man die Zahl der in diesen Wochen Gefangenen, nach Krügers Angabe 3700 Mann, und die zunehmenden Verluste durch Krankheiten in Erwägung zieht, wenn man endlich die Gefahren ermißt, welche mit einer längere Zeit durchgeführten Unterbrechung der Eisenbahn den Engländern erwachsen können, so ist allerdings dem Krügerschen Telegramm aus Machadodorp beizustimmen, daß die Lage als eine verzweifelte gar nicht zu betrachten ist. Dank der Wirren in China und der Unruhen an der Guinea-Küste werden Ersatzsendungen aus der Heimat kaum mehr durchzuführen sein, und die Buren gewinnen

durch ihre Erfolge wieder neuen Mut und schließen sich fester zusammen.

Die Eisenbahn in **Deutsch-Südwestafrika** hat mit dem Geleisbau am 30. Mai Karibib erreicht und damit ungefähr die Hälfte ihrer Länge zwischen Swakopmund und Windhoek. Es ist dieses um so bemerkenswerter, als hiermit auch der größte Teil der Steigung (Karibib + 1200, Windhoek + 1625 m) gewonnen und auch das schwierigste Gelände überwunden ist. Karibib ist der Knotenpunkt für den Verkehr nach allen Windrichtungen und die fertige Bahnstrecke deshalb von besonderer Bedeutung.. Der weitere Bau wird im kulturfähigen und weniger differenzierten Gelände nun schneller fortschreiten, man hofft, in diesem Jahre nach Okahandja (300 km) und mit dem Schluß des nächsten Jahres Windhoek zu erreichen. Wie die „Deutsche Kolonialzeitung" berechnet, wird der Transport eines Zentners Waren auf der ganzen 381 km langen Strecke nach dem jetzt angenommenen Tarif 7,70 M. kosten, während die Beförderung im Frachtwagen bisher 20 M. kostete. Die Ersparnis von 12,30 M. pro Centner wird von großer wirtschaftlicher Bedeutung sein.

Von großer Wichtigkeit ist ferner die Annahme des Eisenbahnprojektes der portugiesischen Regierung von der Tigerbai zur Grenze durch die Abgeordnetenkammer. Hierdurch wird der Anschluß der Otavibahn ermöglicht, für welche die Tigerbai als nächst erreichbarer Hafen von größter Bedeutung ist.

Wenig erfreulich ist dagegen die Zerstörung einiger Neuanlagen infolge der verspätet aufgetretenen außergewöhnlich großen Niederschlagsmengen. Professor Rehbock macht mit Recht darauf aufmerksam, daß derartige kostspielige und wichtige Bauten durchaus auf eine genaue Kenntnis des äußersten Falles zu bewältigenden Wassermassen gegründet sein müssen. Eingehende Messungen des betreffenden Abwässerungsgebietes der gesperrten Wasserrinnen und sorgfältige Beobachtung der Regenhöhen sind deshalb von der äußersten Wichtigkeit und diese Lehre wird man aus den jetzt zu beklagenden Unglücksfällen schöpfen müssen.

Die Bedingungen für den Verkauf von Regierungsfarmen sind jetzt in der Weise festgesetzt, daß der Hektar mit 0,50 bis 1 M. berechnet wird, und bei Mehrzahl der Bewerber eine öffentliche Versteigerung stattfindet, daß binnen 15 Jahren die Zahlung voll geleistet und binnen sechs Monaten nach dem Kauf die Bewirtschaftung begonnen sein muß. Die Auferlegung einer allgemeinen Grund- und Gebäudesteuer bleibt vorbehalten.

Aus **Kamerun** ist der Bericht über die Strafexpedition gegen die Bangwa-Leute, die Mörder Conrans, bei welcher sämtliche Offiziere verwundet wurden, eingegangen. Sie brach in Stärke von 3 Offizieren, 1 Arzt, 2 weißen Unteroffizieren und einer Kompagnie der Schutztruppe am 8. Februar d. J. von Kamerun auf, hatte außerordentliche Schwierigkeiten mit Trägerbeschaffung,

fand bei den Bangangs die Ortschaften verlassen und langte am 25. Februar in Defang Jale (Magimbi) an, wo sie freundliche Aufnahme fand, aber auch die Nachricht erhielt, daß der Häuptling Foutem der Bangwa über seine Grenzen vorgegangen wäre und beabsichtige, weiter vorzudringen. Die Expedition ging ihm entgegen, fand in allen Engwegen einen durch starke Barrikaden unterstützten hartnäckigen Widerstand und erstürmte am dritten Tage die steile Höhe, auf welcher Foutem sein Lager aufgeschlagen hatte. Der Feind entfloh, die Fühlung ging verloren. Am 4. März kehrte die Expedition nach Magimbi zurück, um in westlicher Richtung auf die Croß Schnellen zu marschieren.

Der stellvertretende Gouverneur Köhler hat am 1. April eine neue Verordnung über die Einfuhrzölle für Spirituosen erlassen, wonach bei einer Alkoholstärke bis 50 % Tralles 56 Pfg., bei 51 % Tralles 60 Pfg., bei mehr als 51 % Tralles für jedes Prozent mehr ein Zuschlagszoll von 5 Pfg. pro Liter erhoben werden soll. Für alle Spirituosen, deren Alkoholgehalt wegen hindernder Zusätze nicht gemessen werden kann, wird pro Liter ein Zoll von 60 Pfennigen erhoben.

Am 11. Juli werden Major v. Kamptz und die zur Vermehrung der Schutztruppe kommandierten Offiziere (3 Hauptleute, 4 Oberleutnants und 5 Leutnants) und Unteroffiziere abfahren; ersterer wird bis Oktober den beurlaubten Gouverneur v. Puttkammer vertreten.

Nachdem im Auftrage eines zu diesem Zwecke zusammengetretenen Komitees im vorigen Jahre ausgeführte genaue Untersuchungen des Rohmaterials zur Gewinnung der Ramie-Faser befriedigende Resultate ergeben haben, ist eine Ramie- und Kakao-Plantagengesellschaft Kamerun gebildet worden, welche einen Versuch im größeren Maßstabe machen will und bemüht sein wird, auch die Eingeborenen zu der lohnenden Jutekultur heranzuziehen.

An der **Goldküste** gestalten sich die Verhältnisse für die Engländer nicht günstiger. Nach französischen Nachrichten sollen 10000 Aschanti Kumaßi belagern, 5000 auf den Verbindungslinien stehen, um Entsatztruppen entgegenzutreten, während eine Abteilung von 1000 die Verbindungen mit den den Briten befreundeten Beckwals bedroht. In Kumaßi standen anfangs Juni 700 Mann eingeborene und europäische Truppen, welche mit Munition und Lebensmitteln nur spärlich ausgerüstet waren, so daß ein Widerstand nur bis zum 20. Juni möglich erschien.

Aus Nigeria und von der Sierra Leone wurden weitere 900 Mann zur Verstärkung herangezogen, aber die Gewässer wurden durch heftige Regengüsse unpassierbar, und es gelang deshalb den Truppen des Oberst Willcocks nur sehr langsam vorzudringen. Am 6. Juni verließ Oberst Carter mit 400 Mann, 4 Geschützen und 200 Trägern Kwisa, um Kapitän Hall in Bekwai zu verstärken. Nach 7 Kilometer Marsch stieß er bereits auf den Feind

und war nach beinahe zweistündigem Gefecht gezwungen, umzukehren, wenngleich er die Aschantis mit einem Bajonettangriff aus ihrer Verschanzung herausgeworfen zu haben behauptet.

Nachdem lange Zeit jede Verbindung mit Kumaßi unterbrochen war, meldet Oberst Willcocks am 3. Juli aus Fumsu: Eingeborene Läufer berichten, der Gouverneur habe Kumaßi verlassen und unter starken Verlusten Ekwanta, 32 km südwestlich des Platzes, erreicht, in Kumaßi aber ein Detachement zurückgelassen. Es ist ein verzweifelter Entschluß, mit einer so kleinen Truppe und unzureichender Munition den weiten Weg bis zur Küste durch Tausende grimmiger Feinde anzutreten; Willcocks wird selbstverständlich alles aufbieten, um ihn durch einen raschen energischen Vorstoß zu retten; aber das Land der Aschanti ist damit fürs erste verloren und deren Angriff auf die Küstenkolonie zu gewärtigen.

Auch in der kleinen britischen Kolonie **Gambia** regt es sich. Bei Sanukanudi wurden die beiden auf der Reise befindlichen Kommissare Sotwell und Silva nebst sechs sie begleitenden Polizisten von Mandingos ermordet. Die Truppen werden wohl hier zu Gunsten der Goldküste fortgenommen sein.

Der Sultan von **Marokko** hat, wie die „Times“ melden, am 9. Juni an die französische Regierung die formelle Forderung um Anrufung eines europäischen Schiedsgerichts über die Streitfragen gerichtet, welche durch die Besetzung der Oasen von Tuat, Tidikelt und Gurara sowie des Distriktes von Igli zwischen beiden Regierungen erwachsen sind. Wie eine Antwort hierauf berichtet die „Libre Parole“, daß Oberst Bertrand nun in Igli selbst eingerückt sei und das Land im Namen Frankreichs in Besitz genommen habe. Die Erregung in Marokko ist dadurch noch mehr gesteigert worden, so daß der englische Konsul in Fez bereits die Hilfe der Behörden zum Schutze seines Hauses erbeten hat. Ein ernster Zwischenfall ist nicht geeignet, mildernd zu wirken. Der Chef der Fezer Filiale eines französischen Handlungshauses, Marcos Essagin, amerikanischer Staatsangehöriger, geriet auf der Straße mit einem Imam in Wortwechsel; die erregte Menge nahm Partei gegen ihn, und da er sein Leben bedroht sah, feuerte er einen Revolverschuß ab. Ein Eingeborener fiel, und nun stürzte die Menge auf den Thäter, hieb ihn in Stücke und verbrannte diese.

Frankreich verfügt zur Zeit längs der Marokkanischen Grenze, also von der Provinz Oran bis Igli über 4 Bataillone des 2. Zuaven-Regiments, 6 der 2. algierischen Schützen, 6 der 1. und 2. Fremdenlegion und das 1. leichte afrikanische Infanteriebataillon, zusammen 17 Bataillone, an Kavallerie über 8 Schwadronen des 2. und 6. Regiments afrikanischer Jäger und 4 des 2. Spahi-Regiments, zusammen 12 Schwadronen. Hierzu kommen 3 Batterien des 12. Artillerie-Regiments, 1 Genie-Kompagnie und 3 Train-Kompagnien, sowie zahlreiche eingeborene Reiter. Auf der nach französischer Angabe — wohl etwas zu kurz — auf 230 Kilometer

Länge gemessenen Strecke des Wad Susfana sind zwischen Oase Figig und Igli 11 Zwischenposten eingerichtet, deren Intervalle — 20 bis höchstens 30 Kilometer — eine gegenseitige Unterstützung ermöglichen.

Samory, der alte Widersacher Frankreichs, ist am 2. Juni in seiner Gefangenschaft, in Vijiollé (im französisch Kongo) gestorben.

Bücherbesprechungen.

Vor mir liegt eine Reihe von größeren und kleineren Missionsschriften, die im einzelnen eingehend zu besprechen, der Raum mangelt. Sie sollen aber wenigstens Revue passieren. Den Anfang möge die Jubilarin des Jahres 1900, die Brüdergemeine machen.

Es lag dem derzeitigen Redakteur des „Missionsblattes der Brüdergemeine“ aus Anlaß des zweihundertsten Geburtstages des Grafen Zinzendorf besonders nahe, den laufenden Jahrgang des Missionsblattes mit einem Rückblick auf die seit den Anfängen unter dem Grafen zu einer die ganze Welt umspannenden Arbeit herangewachsene Mission der evangel. Brüderunität zu eröffnen. Die Artikelreihe „an der Jahrhundertwende“ der ersten drei Hefte des Missionsblattes hat der Verfasser nun auch in einem „erweiterten und verbesserten Abdruck erscheinen lassen:

Th. C. Bechler, Prediger und Redakteur des Missionsblattes der Brüdergemeine. **Vor hundert Jahren und heut. Die Mission der Brüdergemeine am Anfang und Schluß des 19. Jahrhunderts.** 56 Seiten. Preis 25 Pf.

Man bekommt Respekt vor der Leistung der an Zahl so kleinen Brüdergemeine, wenn man liest, daß Ende 1898 der Stand der Brüdermission in Ziffern ausgedrückt folgender ist: 138 Hauptstationen, 186 europäische Missionare, 92371 Christen, 3826 Taufkandidaten und Neue Leute, 24404 Schüler, und wenn man erfährt, daß auf den verschiedenen Arbeitsfeldern folgende Völkerschaften durch den Dienst der Brüdergemeine das Evangelium hören: Eskimo, Indianer, Neger von Westindien, Kreolen, Ostindier, Chinesen, Hottentotten, Kaffern und die Bantuvölker am Njaßa-See und in Central-Deutsch-Ostafrika, Australneger und Tibeter. Was für eine Fülle von sprachlichen Arbeiten, um nur auf eins hinzuweisen, haben die Missionare der Brüdergemeine leisten müssen, um allen diesen Völkern verständlich zu werden und ihnen selbständiges geistiges Leben zu ermöglichen! Bechler giebt am Ende seiner Arbeit eine Übersicht über die von den Brüdermissionaren geschaffene „Litteratur in den Sprachen der Eingeborenen“. — Es ist nur ein kurzer Überblick über die Thätigkeit einer einzelnen, freilich der ältesten und größten deutschen evangel. Mission, er läßt aber deutlich erkennen, daß das Missionswerk überhaupt ein gewaltiges Werk ist, dergestalt daß kein anderes sich ihm an Größe und Bedeutung an die Seite stellen läßt.

Läßt Bechler uns aufs Ganze der Brüdermission sehen, so führen zwei Arbeiten des fruchtbaren Missionsschriftstellers der Brüdergemeine H. G. Schneider uns ins Detail. Und zwar zeigt er uns in dem einen

Am Xentu. Die gute Botschaft. Missionstraktate der Brüdergemeine. Nr. 10. 108 Seiten; 60 Pfg.

die saure aber mit Erfolg gekrönte Lebensarbeit des Missionars Samuel Baudert, dem es, unterstützt von seinem wackern Nationalhelfer Elias, trotz des Widerstandes des Häuptlings Sandili gelingt, in dessen Bezirk eine Schule einzurichten

und ein Kirchlein zu bauen, also eine Außenstation zu gründen, deren segensvolle Bedeutung für seine Unterthanen auch der Häuptling schließlich öffentlich anzuerkennen sich getrieben fühlt.

Die andere Arbeit Schneiders, die in dritter, vermehrter Auflage erschienen ist, führt uns in den eisigen Norden nach Labrador und bietet die Lebensbeschreibung eines Eskimoprinzen, der im festen Glauben an den Heiland heimgegangen ist:

Prinz Pamiok und sein Vater. — In fernen Heidenlanden. Missionserzählungen für die Jugend. Nr. 4. 48 Seiten; 15 Pfg.

Aus der Basler Missionsbuchhandlung ist, bereits im 22. Jahrgang hervorgegangen der

Evangelische Missions-Kalender für 1901, 20 Pf.

Wie gewöhnlich enthält er in seinem Kalendarium eine Handreichung zur täglichen Fürbitte und Danksagung sowohl für die Mission im allgemeinen als für die Basler Mission im besondern. Im zweiten Teile bringt er neben einer Betrachtung über das kolorierte Titelbild, ein Teil von Rafaels „Verklärung Christi“, eine ganze Reihe von kleinen teils ernsten teils heiteren Zügen aus der Heidenmission, welchen etliche Abbildungen beigegeben sind.

Die im gleichen Verlage erschienenen Traktate führen uns zumeist nach der Westküste Afrikas.

Nach dem Inneren der Goldküste versetzt uns

W. Duisberg, Licht für weiße Leute. 24 Seiten; 10 Pfg.

eine Lebensbeschreibung des nunmehr entschlafenen eingeborenen Pfarrers Carl Quist.

Weit ins Innere von Kamerun führt uns der Missionar Fr. Autenrieth, dem wir schon manche Skizze aus der Kamerun-Mission verdanken. Sein

Ins Innere von Kamerun, Missionsreisen. 54 Seiten; 20 Pfg.

ist in zweiter, vermehrter Auflage erschienen; es schließt ab mit der Anlage der Station Nyasoso.

Neu liegt vom selben Verfasser „eine Episode aus dem Kameruner Missionsleben“ vor

Im Kampfe mit den Elefanten. 16 Seiten; 10 Pfg.

die sich sicherlich bald die Anerkennung namentlich der Kinder erwerben wird.

Nach der Ostküste Afrikas richtet unser Interesse

Dr. **H. Christ, Madagaskar einst und jetzt.** Dritte ergänzte Auflage. 46 Seiten; 15 Pfg.

Die Zeit der Unterdrückung der evangel. Mission durch die Jesuiten unter Schutz, ja sogar teilweisem Beistand des französischen Militärs ist vorüber. „Wir müssen unsere kurze Überschau der Geschichte dieses Landes schließen mit dem Bekenntnis, daß der Herr wieder einmal über Bitten und Verstehen aus der Menschen Ungerechtigkeit eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit emporwachsen läßt“ — eine Freude für jeden, der die Vorgänge auf Madagaskar auch nur ein wenig verfolgt hat.

In die eigentliche Missionsarbeit führt uns hinein

H. Bohner, Missionar, (langjähriger Präses der Kamerun-Mission). **Wie ich den Heiden predige.** 4. Auflage. 24 Seiten; 10 Pf.

und zur Teilnahme an einem besonderen Zweig der Missionsarbeit, an der ärztlichen Mission, ruft uns auf

E. Miescher, Pfarrer, **Heilet die Kranken! Ein Missionsbefehl Jesu.** 20 Seiten; 10 Pfg.

Auf ganz besonderes Interesse macht die neueste Veröffentlichung der Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsgesellschaft, Berlin NO 45, Anspruch.

Carl Meyer, Missionar in Kimberley. **Die Schreckenstage von Kimberley.** Tagebuchblätter aus Kimberley, beschrieben in der Zeit der Belagerung durch die Buren 1899—1900. 100 Seiten; 1 M.

Der Titel sagt genug über den Inhalt. Man erwartet von vornherein von mancher Not und Drangsal zu lesen. Daß aber die Beschwernisse, denen der Verfasser der Tagebuchblätter mit seiner Familie und seinen Gemeindegliedern ausgesetzt war, der Hauptsache nach nicht von den belagernden, d. h. feindlichen Buren, sondern von den Soldaten und der Miliz der Engländer ausgegangen sind, kann man im Voraus nicht ahnen, und daß diese Beschwernisse solcher Art sein würden, erst recht nicht. Was hier mitgeteilt wird, ist eine Schmach für den Namen Englands, die abzuwaschen den Engländern schwer werden wird, wenn es ihnen überhaupt jemals gelingt. -er.

Der Kaffeebau in Usambara. Seine Aussichten und seine Rettung. Von Gustav Meinecke. 64 Seiten. Berlin W 10. Deutscher Kolonial-Verlag 1900.

Der Verfasser, welcher im Sommer 1894 Ostafrika besuchte, war der erste, welcher nach seiner Rückkehr nachdrücklichst auf die dem Kaffeebau drohenden Gefahren hinwies und ein Einschränken desselben anempfahl im schärfsten Gegensatz zu den damals von amtlicher Stelle und von Interessenten vertretenen optimistischen Anschauungen. Seine Warnungsrufe verhallten aber und wurden verspottet, bis neuerdings eine gerechtere Würdigung der Bemühungen des Verfassers, welcher einige praktische Ratschläge für die Weiterentwicklung der Gesellschaften in Ostafrika giebt, einzusetzen beginnt. Dem deutschen Kolonialwesen kann eine gesunde Kritik nur nützen.

Vermischtes.

Erwerb von Grund und Boden in unseren Kolonien. Für die Station der Berliner Mission im Kondelande am Njaßa, Wangemannshöh, welche eine ungesunde Lage hat, hat der Missionar Schumann einen neuen Platz ausgewählt. Die Erwerbung desselben hat sich nach seinen Mitteilungen etwas umständlich gestaltet. „Wenn man jetzt ein Grundstück in Deutsch-Ostafrika erwerben will, so hat man mit der Regierung zu rechnen neben den Häuptlingen, von denen man das Land erwirbt. Das Grundstück, das ich zu erwerben wünschte, liegt nun für die Missionsarbeit glücklicherweise, für den Kauf unglücklicherweise, mitten zwischen großen Dorfschaften. Ich hatte nämlich das etwa 118 ha große Stück Land von drei Häuptlingen zu erwerben. . . . Ich trat nun zunächst mit den drei Häuptlingen in Verhandlung. Von jedem erbat ich ein Stück Land. Sie ließen mir nach vielem Hin- und Herreden auch alle etwas ab. Es waren große Versammlungen, die abgehalten

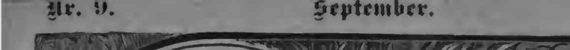
wurden. Zuerst wollten sie mir dann nur Land abtreten, wenn ich verspräche, für sie die Steuern bei der Regierung zu bezahlen. Das wäre eine teure Station geworden! Sie ließen zum Glück davon ab und wollten mit Tauschartikeln zufrieden sein. Als mir das Land von den Häuptlingen angewiesen war, mußte ich es genau ausmessen und an den Ecken Pfähle einschlagen. Das war eine Arbeit von 2 Tagen. Dann mußte der Regierungsbeamte das so ausgemessene Land aufnehmen. Dann mußten die Käufer und Verkäufer zum Regierungsbeamten sich begeben, damit dieser den Kaufvertrag abschlösse. Neu-Wangemannshöh liegt von Alt-Wangemannshöh etwa anderthalb Stunden entfernt. Die Station liegt viel höher als Alt-Wangemannshöh und wird deswegen um vieles gesunder sein." („Berliner Missions-Berichte" 1899. S. 763.)

„Der Missionsfreund" (Nr. 5, S. 40) berichtet über einen großen Fortschritt, den die Berliner Konde-Mission gemacht hat. Am 21. Januar ist durch den Missionssuperintendenten Nauhaus ein Gehilfen-Seminar eingeweiht und am folgenden Tage der Unterricht mit 4 Zöglingen begonnen worden. Es liegt auf der Hand, welche Bedeutung die Heranbildung eingeborener Gehilfen nicht nur für das eigentliche Missionswerk, sondern überhaupt für die geistige Förderung des betreffenden Volkes hat. Dies Seminar ist in Deutsch-Ostafrika übrigens die erste derartige evangelische Anstalt.

Über die Zukunft der ostafrikanischen Völker spricht sich der Bischof Maples, welcher vor einigen Jahren während eines Sturmes seinen Tod in den Fluten des Njaßa-Sees fand, folgendermaßen aus: „Es hieße Zeit verlieren, wenn ich beweisen wollte, wie ich das leicht thun könnte, daß unsere ostafrikanischen Eingeborenen in Bezug auf Verstand und Gaben nicht im geringsten den weißen Leuten nachstehen, wenn ihnen nur die Möglichkeit geboten wird, sich geistig zu entwickeln. Diese Thatsache hat nicht viel zu bedeuten, obgleich sie häufig große Verwunderung erregt, sobald sie bewiesen wird. Jetzt stehen die Afrikaner in Bezug auf wirtschaftliche Entwicklung und Civilisation noch fast hinter allen Rassen der Menschen zurück. Aber darauf lege ich den Ton, daß sie jetzt endlich anfangen, das Christentum anzunehmen, welches nicht nur den einzelnen zu einem Bürger des Himmelreiches macht, sondern welches sie als eine Rasse emporheben wird, so daß sie ihre Stelle finden werden unter den ersten Völkern der Erde. Ihr Beispiel wird wieder zeigen, daß das Christentum allein die Macht hat, die Eigenart eines Volkes so zu verändern, daß es in eine Entwicklung eintritt, welche es endlich auf die höchste Stufe menschlichen Lebens erhebt, die schon hier auf Erden erreicht werden kann, und die endlich auf einer neuen Erde in vollster Herrlichkeit erscheinen soll."

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.



Nr. 9. September. 1900.

Afrika.

Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung
der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage
des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller
in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Siebenter Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

Abonnementspreis jährlich 3 M. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postämter.

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Bayreuther-Straße 27.

Stellvertretender Vorsitzender: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Generalsekretär: Pastor **E. Otto**, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Redaktion der „Afrika“: Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck**, Coblenz.

Schriftführer: Pfarrer **Keller**, Coblenz.

Schatzmeister: Kaufmann **C. Späte**r jun., Coblenz.

Quittungsaufstellung.

Für den evangelischen Afrika-Verein gingen bis zum 18. August ein:

Arps, Konsistorialrat, Groß-Lichterfelde 10 Mk. — Bartz, Superintendent, Reppen 3 Mk. — Frau von Barnekow, Zoppot 3,05 Mk. — Fritze, Pastor, Neuhaldensleben 69 Mk. (Beiträge aus Neuhaldensleben.) — A. Fürstenberg, Kantor, Kirchheilingen 3 Mk. — W. Heuschkel, Realschullehrer, Apolda 3,05 Mk. — Neubauer, Schuldirektor, Erfurt 3 Mk. — Frau von Rebeur-Paschwitz 3 Mk. — H. Stoll, Lehrer, Magdeburg 3 Mk. — Wetzel, Pfarrer a. D., Waiblingen 3 Mk. — Frau von Pochhammer, Berlin 5 Mk.

Berlin W., Behrenstr. 48, 18. August 1900.

Der Schatzmeister.
Veit.

Vereinsnachrichten.

Aus dem Tagebuche von Lutindi.

(Mai und Juni 1900.)

Am 5. Mai ist einer der zur Abholung unserer Reisenden (Frau Krämer nebst Töchterchen, Fräulein Liebusch und Diakon Hoßbach) nach Tanga gesandten Träger gestorben. Er hat auf dem Wege sich Dyßenterie zugezogen. Er ist auf dem Friedhof der Station begraben. Seine Frau, deren eine Tochter schon verheiratet ist, während die andere zu unserer Schar gehört, wohnt noch bei uns.

Die am 9. Mai aus der Heimat kommende Post bringt unserem Diakon Hoßbach die Todesnachricht seiner Mutter. Sie ist schon 14 Tage nach seiner Abreise gestorben.

Den Geburtstag von Fräulein Liebusch feiern wir durch einen gemeinsamen Ausflug nach Kunga. Wir verbinden damit gleichzeitig unseren Gegenbesuch bei dem Jumben. Er schenkte uns ein Schaf. Dafür erhielt er jetzt Streichhölzer, Petroleum, Seife, eine Kerze und etwas Geld. Den Rückweg nahmen wir über eine Felswand, die in ihrer ganzen Art lebhaft an die Alpen erinnert.

16. Mai. Kijingu, ein Mschambaa-Junge, verläßt uns. Es gefällt ihm die straffe Ordnung nicht, in die er sich hier fügen soll. Vor allem will er sich aber die Sandflöhe nicht herausnehmen. Dafür liegt er lieber auf der faulen Haut und läßt sich die Füße zerfressen. Sein Bruder Kingahi ist das gerade Gegenteil von ihm; und da wir glauben, daß sein Einfluß auf diesen kein guter ist, so lassen wir ihn ziehen. Er ist schon öfter fort gewesen; jetzt geht er zu seiner Mutter.

Am 17. Mai schreibt unser Nachbar, Herr Martienßen, aus Ambangulu, ob wir nicht seinen, in Korogwe am perniciösen Fieber erkrankten Freund, Herrn Fiedler, heraufholen und bei uns verpflegen wollen. Diakon Liebusch und Kaniki gehen sogleich hinunter und bringen ihn am nächsten Tage zu uns herauf. Er findet Aufnahme im Erholungshause.

Am 20. Mai erhalten wir eine herzliche Einladung von Hohenfriedeberg zur Tauffeier am Himmelfahrtstage. Diakon Liebusch und 3 unserer Knaben brechen am 21. nach dort auf.

Mabruki will Schuhmacher werden. Er meint, mit seinen schlechten Füßen falle es ihm doch schwer, seinen Unterhalt zu finden. Das muß allerdings jeder bestätigen, der ihn gehen sieht. Deshalb habe ich ihm versprochen, ihn anzulernen. Erst muß ich aber mehr Handwerkszeug haben.

Am 29. Mai sendet uns Herr Illich von Sakarre einen kleinen Mjamwesi-Knaben, etwa ³/₄ Jahr alt, dessen Mutter gestorben ist, und den sein Vater einfach verlassen hat. Er hat stark angeschwollene Drüsen und ein schlimmes Auge; ist aber im übrigen ganz munter. Man übergiebt ihn uns ohne Namen. Die Jungen schlagen vor, ihn Makanjaga, d. h. der Zertretene, zu nennen. Da das auf sein

bisheriges kurzes Leben ganz gut paßt, so soll er auch so heißen, bis wir ihn taufen lassen können.

Da den ganzen Monat hindurch reichlich Regen gefallen ist, so pflanzen wir tüchtig Mais und Kartoffeln. Es ist zwar nicht die rechte Zeit dazu; weil aber die Regenzeiten der letzten Jahre so sehr unregelmäßig waren, wollen wir doch wenigstens einen Versuch machen. Bokermann bemalt unsere kleine Kapelle etwas. Außerdem fangen wir an, eine Wasserleitung zu legen. Die Holzröhren dazu haben wir während der Hungersnot anfertigen lassen. — Auch Besuch haben wir verschiedentlich gehabt, u. a. Herrn Keudel, den Stellvertreter des Herrn Bezirksamtmanns Meyer in Wilhelmsthal.

Am 2. Pfingsttage machten wir einen Ausflug nach Handëi. Abends wurde uns wieder ein Knabe zugeführt, ein Msegua, Mkomwa. Der Begleiter erzählte, von Herrn Illich beauftragt zu sein, ihn herzubringen. Da er aber keinen Brief hatte, so war uns die Sache etwas zweifelhaft. Doch redete die ganze Gestalt des kleinen Burschen so sehr für sich selbst, daß wir ihn behielten. Er war völlig ausgehungert, eigentlich nur noch Knochen und Geist.

Am 5. Juni beginnt die Waschambaaschule mit 5 Mann, die am 20. Mai aus Kunga mit der Bitte um Unterricht in Kischambaa zu uns gekommen waren. Sie wollen gern lesen und schreiben lernen. Einer von ihnen ist epileptisch. Vor wenigen Tagen ist er bei einem Anfall ins Feuer gefallen und hat sich das Gesicht verbrannt.

Am 13. Juni kehrt Liebusch zurück. Er ist unterwegs krank geworden und auch jetzt noch nicht ganz hergestellt. Von den Knaben liegt einer krank in Wuga; wir glauben aber, daß er nicht wiederkommen will, da er dort in der Gegend zu Hause ist.

Einige unserer Kinder haben einen ansteckenden Hautausschlag, buba, so daß wir sie isolieren müssen. Eins davon starb plötzlich, am 25. Juni, ohne daß wir die nähere Ursache zu erkennen vermochten. Das Mädchen war noch nicht lange bei uns. Da es völlig ausgehungert zu uns gekommen ist, so glauben wir, daß dies die Todesursache gewesen ist.

Am 26. Juni verließ uns Herr Fiedler. Er hatte gleich nach dem Feste einen Rückfall gehabt, so daß er länger bleiben mußte, als er eigentlich wollte. Auch war die Zeit für ihn gerade sehr ungünstig. Tagelang herrschte ein undurchdringlicher Nebel, bei dem es ordentlich kalt war. Infolge dessen herrschte auch unter den Kindern mancherlei Unwohlsein. Bei der kalten Witterung ist der im vergangenen Monat gepflanzte Mais völlig verdorben. Dagegen stehen die Kartoffeln sehr schön.

Von den umliegenden Orten wird uns jetzt viel Speise gebracht. Anfangs sagten die Leute, sie müßten erst den Markt in Korogwe beschicken. Darauf fragten wir in Wilhelmsthal an und erhielten den Bescheid, daß Kunga, Mwaßa und Handëi erst unseren Bedarf

decken sollen. Man merkt, daß die Leute wieder Luft gekriegt haben; denn wir hören oft den Klang der Ngoma zu uns herüberschallen.

Die Waschambaa-Schüler haben sich auf 16 vermehrt. Der Epileptische ist ausgeblieben, da er fürchtet, seine Tafel zu zerbrechen. Beim Unterricht leisten einige unserer Burschen schon gute Dienste.

Bokermann rüstet sich zur Heimreise, doch waren bisher schon alle Plätze der Dampfer belegt.

In den letzten Wochen treibt der Panther hier herum wieder sein Wesen. Dazu hausen in unserem Reisthale die Wildschweine sehr stark. Doch ist das Aufstellen der Fallen bisher ergebnislos gewesen. Die vor einigen Tagen nach Korogwe gesandten Träger kamen entsetzt wieder zurück. In Kwasige hatten sie gesehen, wie der Schädel eines von einem Löwen gefressenen Mannes gebracht worden war; da wagten sie nicht, weiter zu gehen. Der Löwe hat inzwischen schon verschiedene Leute aufgefressen.

Liebusch war am Ende des Monats noch nicht ganz hergestellt; wir anderen waren aber alle sehr wohl. Da bei den Neulingen das Fieber bisher sich nicht eingestellt hat, so hoffen wir, daß es nun auch ganz wegbleibt. —er.

Die Mission in unseren afrikanischen Kolonien.

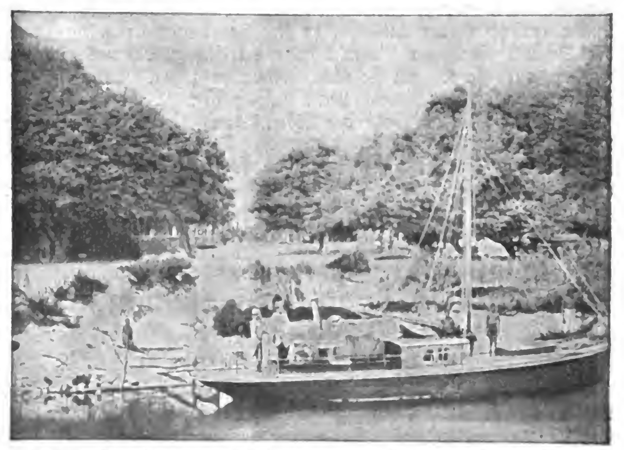
Die Berliner Njaßa-Mission.*)

Im Kondevolke bewahrt man die Weissagung eines Propheten, namens Muapoele. Er rühmte sich besonderer Offenbarungen und Gesichte und verkündigte eines Tages ein neues Gesicht: „Ich sah aus dem See hervorgehen einen trockenen Baum mit trockenen Zweigen und sah, wie dieser Baum dem Lande näher und näher kam. Als er herangekommen war, sah ich, daß er einem großen Kahne, der größer war, als die größten Kähne unserer Fischer, entsprossen war. Dieser große Kahn hielt im See vor Muanjabalas Stadt, und es entstiegen ihm weiße Männer, Söhne Gottes. Die hatten fremde Sitten und brachten fremde Sachen und redeten von Gott. Das wird geschehen, wenn ich nicht mehr bin. Wenn es aber geschieht, so folgt den weißen Männern, nehmt ihre Sitten an und gehorcht ihren Worten.“ **)

Der Sohn dieses Muapoele, namens Malandamu, hat in der Ankunft der Berliner Missionare die Erfüllung des Gesichts seines Vaters erkannt und gehört mit zu den Erstlingen, die dem Christentum gewonnen sind. Denn seit wir das letzte Mal über die Njaßa-

*) Quellen: „Berliner Missions-Berichte“. — „Der Missionsfreund“.
**) „Missionsfreund“ 1897, S. 96.

Mission berichteten,*) hat die Arbeit angefangen, die ersten Früchte zu bringen. Am Weihnachtsfeste 1895 fand auf der Station Ikombe am Ufer des Sees die erste Tauffeier statt. Damit war auf dem Gebiete der Berliner Mission im Kondelande der Grundstock zur Christengemeinde gelegt. Seitdem haben auf allen eigentlichen Konde-Stationen wiederholt Taufen stattgefunden und die Zahl der Christen befindet sich in erfreulichem Wachstum. Die letzte Statistik zählt bereits 74 getaufte Gemeindeglieder, einschließlich 50 Kommunionberechtigte und läßt einen weiteren Fortgang erhoffen, da sie daneben 87 erwachsene Taufbewerber aufweist.



Tamarinden. Altes Wohnhaus. Miss. Rauhaus. „Paulus“. Neues Haus. Tamarinden.

Station Ikombe.

Besondere Beachtung verdient dabei auf der einen Seite, daß es nunmehr auf dem Missionsgebiete bereits christliche Familien giebt und auf der anderen Seite, daß schon aus den jungen Christen etliche junge Leute dazu verwandt werden, unter der Aufsicht und Anleitung ihres Missionars, sei es durch Unterricht in der Schule, sei es durch Verkündigung des Evangeliums an der Christianisierung ihres Volkes mitzuhelfen. Es liegt auf der Hand, welche hohe Bedeutung es für die Gewinnung eines Volkes hat, daß ihm von den eigenen Angehörigen das Evangelium verkündigt wird. Es ist deshalb ein Markstein in der Entwickelung der Berliner Kondemission, daß am 21. Januar d. J. ein Gehilfenseminar auf der Station Wangemannshöh eingeweiht und am folgenden Tage mit 4 Zöglingen eröffnet werden konnte.

*) Vgl. „Afrika“ 1897, S. 59 ff.

Diese erfreuliche Entwickelung des Werkes ist um so schätzenswerter, als sie unter zeitweiliger empfindlicher Störung vor sich gegangen ist, auf die hier näher einzugehen sich erübrigt,*) und als sie sich vollzogen hat unter vielen schweren, langwierigen und zeitraubenden äußeren Arbeiten, welche die Missionare zu leisten gehabt haben. Sie haben in den letzten 3 Jahren allein in Ikombe anstatt des eingefallenen Bambuskirchleins eine neue Kirche errichtet; für den Missionsdampfer „Paulus", der übrigens auch bei dem ungünstigsten Wetter sich fortdauernd vorzüglich bewährt, Molen ausgebaut, zu denen sie unter Benutzung der von der Regierungsstation Langenburg zur Verfügung gestellten Feldeisenbahn Steine von 20 Zentner Gewicht verwendeten; ferner haben sie ein neues Wohnhaus erbaut und auf den Bergen über Ikombe auf einem 4300′ hohen Platze ein Erholungshaus errichtet. Dies Sanatorium ist für Ikombe ein dringendes Bedürfnis, weil die Station, unmittelbar am Ufer gelegen, ungesund ist. Es dürfte nicht überflüssig sein, darauf besonders hinzuweisen, daß die Missionare dies Sanatorium, Bubopelo (Zuflucht) genannt, den Eingeborenen verdanken. Die Kinga, die in dem Livingstone-Gebirge wohnen, sind es gewohnt, Hügel mit ihren Hacken abzutragen und zu planieren, so daß sie ihre Hütten auf einer glatten Ebene errichten. Ihrer 50 Mann haben denn auch eine glatte Fläche von 50 : 17 m zum Bau von Bubopelo hergerichtet, das, mit 4 Zimmern und breiter Veranda vorn und hinten, einstweilen nur aus Pfählen und Rohr alsbald aufgeführt wurde und nun bereits gute Dienste geleistet hat. Auch auf den anderen Stationen, Muakareri und Manow, hat es an vieler äußerer Arbeit nicht gefehlt, zumal auf der letztgenannten, wo infolge eines Blitzschlags das Wohnhaus eingeäschert ward. Die meiste Arbeit aber hat Wangemannshöh gemacht, das von seinem bisherigen ungesunden Platze nach einem gesunderen verlegt und also vollständig aufgebaut werden mußte.

Die Missionsleitung hat freilich 5 Kolonisten ausgesandt, denen gerade die Bauarbeit zugeteilt war. Aber das hat die Missionare keineswegs davon entbunden, selbst kräftig mit Hand ans Werk zu legen; denn bei der bedeutenden Ausdehnung, die das Missionswerk in den letzten 3 Jahren genommen hat, wie wir unten sehen werden, genügten jene Kolonisten nicht, um allein die Bauarbeit zu leisten. Bei dieser vielen Arbeit haben nun die Missionare die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß die Eingeborenen willig und geschickt ihre Hände rühren. So kann hier wieder also ein Doppeltes festgestellt werden. Einmal, es ist keine Rede davon, daß die evangelische Mission ihre Eingeborenen nicht zur Arbeit erzieht; sodann, bei sachgemäßer Anleitung sind die Eingeborenen sehr wohl an die Arbeit zu bringen, d. h. auch an die Arbeit, wie wir sie verstehen, da es ja nun einmal zum unveräußerlichen eisernen Bestande der kolonial-

*) Vgl. „Afrika" 1898, S. 98 ff u. 217 ff, „Die Unruhen im Kondeland".

wirtschaftlichen Auffassung gewisser Kreise zu gehören scheint, daß die hergebrachte Arbeit der Eingeborenen den ehrlichen Namen Arbeit nicht verdient.

Je länger die Missionare unter dem Volke wohnen, um so mehr gewinnen sie dessen Vertrauen. Das zeigt sich in manchen Dingen. So z. B. darin, daß es ein allgemeines Klagen giebt, wenn ein Missionar, nachdem er längere Zeit auf einer Station gearbeitet hat, um seiner angegriffenen Gesundheit willen nach einer anderen, gesünderen Station versetzt wird. Es tritt uns auch darin entgegen, daß die Missionare vielfach als Schiedsrichter angerufen, oder daß sie um ihre Vermittelung bei der Regierung in Langenburg gebeten werden. Ein ganz besonderes Zeichen aber der Zuneigung, die sie sich erworben haben, ist folgendes:

„Am ersten Fastensonntage" (1899), so berichtet der Missions-Superintendent Nauhaus, „hatte ich die heidnischen Kirchgänger gebeten, auf unsere Gefühle Rücksicht zu nehmen und bis Ostern keine nächtlichen Trommeltänze aufzuführen. Sie hätten zwar volle Freiheit dazu, aber im Namen der Gemeinde, die jetzt des Leidens und Sterbens ihres Heilands gedenken wolle, bäte ich sie darum. Am zweiten Ostertage konnte ich den Heiden unseren Dank dafür aussprechen, daß in der ganzen Zeit, weder am Tage, noch in der Nacht in Ikombe der Klang der Trommel gehört worden wäre. Natürlich fragte ich sie, was sie dadurch verloren hätten. Das leuchtete ihnen scheinbar ein, denn der Trommelklang unterblieb noch sehr lange. Jetzt hört man ihn wieder."*)

Es kann auch nicht ausbleiben, daß die Missionare je länger je mehr Einblicke in das Leben ihres Volkes erhalten. Es sei wenigstens etliches davon kurz mitgeteilt.

Im Kondelande sind Erdbeben sehr häufig. Neben Erschütterungen unbedeutender Art ereignen sich indes immer auch solche, die die Häuser in ihren Fugen erzittern lassen und es den Menschen wenigstens schwer, wenn nicht unmöglich machen, sich auf den Füßen zu erhalten. Dann sagen die Eingeborenen: „Unsere Väter in der Unterwelt zürnen."

Die Väter in der Unterwelt sind überhaupt der Gegenstand der Scheu und der Furcht, infolge dessen auch der Verehrung. So erzählt Missionar Schüler von seinem Nachbar, dem Häuptling Muamposa:

„Er veranstaltete heute (11. August 1896) ein großes Betfest, das mit Kriegshornklang in der Morgenstunde eingeleitet wurde. Es galt die Väter in der Unterwelt willig zu machen, ihren durch mancherlei Krankheiten, namentlich Wunden, bedrängten Kindern auf der Erde Hilfe zu bringen. Auch waren in der letzten Zeit im Gebiete seiner Söhne, der beiden Häuptlinge Muarugadya und Muasandube verhältnismäßig viele Todesfälle vorgekommen. Dies

*) Vgl. „Berichte" 1899, S. 162.

alles veranlaßte den alten Häuptling, genanntes Betfest zu veranstalten. Mehr als tausend Leute mochten auf einem von der Station (Muakareri) etwa 2 km entfernten Hügel, den man mit dem Fernglase sehr gut überschauen konnte, versammelt gewesen sein. Verschiedene Häuptlinge waren eingeladen, so auch der längste Mann in unserem Gebiete, der mehr als 6′ lange Häuptling Muakambonja, der sechs Schlachtrinder zum Feste lieferte. Bis zum Nachmittage wurde gelärmt, getanzt und mit den alten Vorderladern geschossen. Ein trauriger Anblick, die vergeblich bei ihren Vätern Hilfe suchenden, lärmenden Schwarzen!" *)

Missionar Bunk war Zeuge des Begräbnisses des Häuptlings Muakasura. Damit derselbe nicht arm in der Unterwelt erscheine, wurde der Leiche im Grabe ein lebendes Rind beigesellt. Ob früher, wie es bei den Kinga der Fall gewesen ist, auch den Konde-Häuptlingen einer ihrer vertrautesten Räte, nachdem er zuvor hingemordet war, im Grabe beigesellt wurde, wird nicht berichtet. Jedoch liegt der Gedanke daran sehr nahe, nicht sowohl deshalb, weil die Konde in unmittelbarer Nachbarschaft der Kinga wohnen, als vielmehr deshalb, weil menschliche Totenopfer bei den Konde überhaupt gebräuchlich gewesen sind. Unter dem 21. August 1896 berichtet nämlich Missionar Jauer von der Station Manow:

„Mir geht die Nachricht zu, daß bei Luembe eine Frau und Kind geopfert werden sollen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß thatsächlich hier zu Lande Menschenopfer üblich waren. Man schnitte dem Opfer die Kehle durch und spritzte das Blut umher zur Versöhnung." **)

Aus dem Kondelande haben die Berliner Missionare ihre Arbeit seit dem August des Jahres 1895 nach Osten zu ausgedehnt ins Kinga-, und seit Anfang 1897 ins Heheland, und zwar haben sie in jenem zwei (Bulongoa und Tandala), in diesem aber fünf Stationen (Kidugala, Mufindi, Muhanga, Mpangile und Lupembe) angelegt. Das sind im Verlaufe von knapp 5 Jahren 7 neue Stationen; in der That eine anerkennenswerte Leistung! Die Arbeit ist in beiden Gebieten noch in den ersten Anfängen, aber sie verheißt gute Früchte. Im Kingalande sind bereits 11 Christen, darunter 10 Kommunionberechtigte gewonnen. Es wird sich empfehlen, später auf die ersten Anfänge dieses Teiles der Berliner Mission in Ostafrika zurückzukommen. Möge nur das Werk weiter gedeihen und weiter Segen verbreiten! Möchten aber auch alle, die an der wahrhaften Förderung unserer Schutzbefohlenen in Ostafrika ein Interesse haben, der jetzt infolge des elenden südafrikanischen Krieges mit finanziellen Schwierigkeiten so schwer kämpfenden Gesellschaft kräftig unter die Arme greifen, damit ihr Werk in unserer Kolonie weiter ausgebaut werden kann und nicht zum Stillstand verurteilt werden braucht! —er.

*) „Berichte" 1897, S. 221.
**) „Berichte" 1897, S. 217.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen den 15. August 1900.)

In **Abessinien** sind zur Zeit zwei Expeditionen in Thätigkeit. Von der einen, welche unter Führung von Leontiew im Juli 1899 Addis Abeba verlassen hat, wurde dem englischen Unterhause mitgeteilt, daß sie den Rudolf-See erreicht haben solle. Sie hat für Großbritannien besonderes Interesse, weil sie eine weitreichende Besitzergreifung und Ausbeutung des Landes unter abessinischer Flagge beabsichtigt und die Grenzregulierung zwischen England und Abessinien hier voraussichtlich nicht ohne Schwierigkeiten verlaufen wird. Die andere — deutsche — Expedition trägt einen rein wissenschaftlichen Charakter. Sie wurde von Baron Erlanger ausgerüstet, um namentlich die wenig bekannten Gegenden am Rudolf-See in ornithologischer Beziehung zu durchforschen. Im Dezember vorigen Jahres nach Suez abgegangen, wo die umfangreiche Karawane zusammengestellt wurde, befindet sie sich noch auf dem Wege von Harrar nach Addis Abeba. Baron Erlanger wünschte die Residenz des Negus nicht auf dem gewohnten Wege, sondern, nach Süden ausbiegend, durch unerforschtes Gebiet zu erreichen und konnte hierzu die Genehmigung Meneliks erst im April erlangen, da dieser für die Sicherheit der deutschen Expedition wohlbegründete Besorgnis hegte; führte doch der gewählte Weg in der Nähe der Grenze von Ogaden vorbei, woselbst der Aufstand des Mulho durchaus noch nicht unterdrückt werden konnte. Am 10. Juni wurde der Fluß Wabi mit großen Schwierigkeiten überschritten und am 12. Juni Luku (nahe dem Sitze des Scheik Hussein der Arussi-Galla) erreicht, von wo Baron Erlanger einen Bericht absandte. Er beabsichtigte damals, zuerst nach Ginea zu gehen, um die Winlowu-Höhlen zu besichtigen, welche der Wabi im Quarzgestein sich ausgewaschen hat, und hierauf nach Addis Abeba zu marschieren, das er anfangs August zu erreichen gedachte.

Die Grenzverhandlungen zwischen Italien und Abessinien sind noch nicht zum Abschluß gekommen, lassen aber auf ein günstiges Ergebnis hoffen.

Die gemischte deutsch-belgische Kommission, welcher die Grenzregulierung zwischen **Deutsch-Ostafrika** und dem Kongo-Staat obliegt, soll am 11. August ihre Reise antreten und über den Sambesi, Schire und Njaßa das Nordende des Tanganika-Sees erreichen. Von deutscher Seite nehmen daran teil der Hauptmann Herrmann, der Astronom Lamp von der kgl. Sternwarte in Potsdam und Oberleutnant Fonck mit 50 Mann der Schutztruppe; belgischerseits übernimmt die Führung Hauptmann Bastin und nicht — wie auf Grund irrtümlicher Angaben belgischer Blätter im 8. Heft berichtet wurde — Milz. Es wird zunächst der 30. Längengrad astronomisch genau festgelegt werden.

Gelegentlich der Vorbereitung dieser, wie anderer zur Zeit auszuführender Grenzfeststellungen hat man die Erfahrung gemacht, daß nur mit großer Schwierigkeit wissenschaftlich vorgebildete Männer, die sich in anderen amtlichen Stellungen befinden, dafür zu gewinnen sind, und deshalb die Ausbildung einer Anzahl von Offizieren für diesen Zweck ins Auge gefaßt. Sie werden in Göttingen an der Sternwarte einen Kursus durchzumachen haben.

Die Kivu-Kommission wird auf dem Tanganika-See einen deutschen Dampfer benutzen können; die „Hedwig von Wißmann" ist völlig fertig gestellt und hat die Fahrten bereits aufnehmen können.

Die heimtückischen und unzähmbaren Wa-Arusch a am Meru-Berge, welche schon so oft von sich sprechen machten, sind neuerdings den Stationen am Kilima-Nscharo wieder im höchsten Grade unbequem und gefährlich geworden. Soviel man bisher erfahren hat, wurde ein Überfall der Station Moschi nur durch einen Zufall vereitelt, und Hauptmann Johannes sah sich veranlaßt, an Stelle der oft geübten Milde mit streng strafender Hand einzugreifen: er ließ 19 Häuptlinge hinrichten. Er irrte sich aber, wenn er glaubte, hierdurch von der Ausübung weiterer Verrätereien abzuschrecken. In Schira ist es im Mai wieder zu ernsten Unruhen gekommen. Johannes hatte dem Häuptling Sinare den Befehl zukommen lassen, den Akida (Soldat) Mwanga tot oder lebendig nach der Station Moschi zu bringen, weil er sich gegen den Häuptling gelegentlich auszuführender Arbeiten ungehorsam gezeigt hatte. Mwanga wiegelte aber seine Freunde gegen Sinare und die Station auf und rief die Wa-Aruscha zum Beistand herbei. Allerdings traf Oberleutnant Mercker mit einem Zug Askari eher in Schira ein, als die Aruscha, aber es gelang ihm nicht, die nach dem Meru-Berge zurückweichenden Aufrührer zu züchtigen, da er sich zu schwach fühlte, ihnen dorthin zu folgen. Es steht also nun wiederum eine stärkere Strafexpedition bevor, denn diesem Räubervolk gegenüber, das mit der deutschen Herrschaft sich absolut nicht aussöhnen kann, steht leider kein anderes Mittel mehr zur Verfügung, als die Vernichtung des Widerstandes mit der Waffe. Hauptmann Johannes ist zu bekannt durch seine unausgesetzten und vielfach mit Erfolg gekrönten Bemühungen, die Eingeborenen durch Gerechtigkeit und Milde sich zu gewinnen, als daß man nicht den vollen Glauben haben müßte an die Notwendigkeit auch seiner strengeren und hart erscheinenden Maßregeln.

Im Mai sind von der Schutztruppe Transportversuche mit Maultierwagen und Eselkarren (Mschensi-Esel) gemacht worden, welche nicht ohne Bedeutung für die Lösung der Transportmittelfrage sein möchten. Die Ergebnisse berechtigen zu der besten Hoffnung.

Zu der auch an Deutschland — namentlich durch die Vorgänge in Ostasien — immer näher herangerückten Frage einer Kolonialarmee äußert sich Major von Wißmann in Nr. 30 und 31 der „D. Kolonial-Zeitung". Es ist hier nicht der Platz, um seine

Ausführungen, auch nur auszugsweise, wiederzugeben; seine auf die Bildung einer europäischen Kolonial-Stammtruppe hinauslaufenden Vorschläge verdienen aber allgemeine Beachtung und Erwägung.

Am 20. Juli ward das Parlament der **Kap-Kolonie** eröffnet. Bereits mehrere Tage vorher war ein Gesetzesantrag der Regierung betreffs Bestrafung der am Kriege beteiligten Buren der Kap-Kolonie und Natals veröffentlicht worden. Danach können 1. der Gouverneur oder die militärischen Behörden Entschädigungen für vorgekommene Gewaltakte erzwingen; sollen 2. alle durch militärische Operationen oder Vergehen der Rebellen geschädigten Personen Kompensationen erhalten; wird 3. ein Spezialgerichtshof für alle Hochverratsprozesse und einige Kommissionen für weniger wichtige Fälle eingesetzt; ersterer besteht aus zwei Richtern und einem Advokaten des Oberlandesgerichtes. 5. Den des Hochverrates oder ähnlicher Verbrechen schuldig befundenen Personen soll das Wahl- und Bürgerrecht auf fünf Jahre entzogen werden.

Die Vorlage kam am 26. Juli zur Abstimmung und wurde mit 45 gegen 41 Stimmen angenommen, da Schreiner und 3 andere holländische Mitglieder mit der Mehrheit stimmten. Die Regierung hat mit diesem Kautschukgesetz eine willkommene Handhabe, um ihre Anhänger zu belohnen und ihre Rache an den Afrikandern nach Herzenslust auszuüben.

Für den **Krieg in Südafrika** ist ein Ende nicht abzusehen. Wie ein ungeschlachter Riese liegt die britische Armee auf den eroberten Gebieten der Buren-Staaten, lang hingestreckt, ermattet und krank von dem vergeblichen Bemühen, die bissigen Insekten zu erschlagen, welche ihn von allen Seiten unaufhörlich bedrohen und den schwerfälligen Bewegungen seiner ungefügen Glieder immer auszuweichen imstande sind. Die Mißstände der Organisation und der Administration müssen sich natürlich mit der Zeit immer fühlbarer machen. Vor allem ist es die Verpflegung und die Fürsorge für Verwundete und Kranke, welche in einem unglaublichen Zustande sein sollen; und zwar schiebt man die Schuld hieran lediglich Kitchener zu, der schon im Sudan-Feldzug seine vollständige Gleichgiltigkeit gegen das Lazaretwesen offen gezeigt habe. Bloemfontein ist ein einziger Seuchenherd, wo mehr als 6000 englische Soldaten am Typhus krank liegen und täglich gegen 60 sterben sollen. Fast ebenso schlecht soll es in den Lazaretten in Pretoria aussehen, und alle Feldärzte sollen über die unverantwortlich schlechten Vorkehrungen Kitcheners für die Pflege der Kranken und Verwundeten klagen. Nicht besser ist es mit der Verpflegung der Truppen bestellt; selbst dort, wo nicht durch Eisenbahnzerstörungen die Nachfuhr von Nahrungsmitteln erschwert wurde, wie bei dem General Rundle, hat man einen solchen Mangel an Lebensmitteln Platz greifen lassen, daß die Leistungsfähigkeit der Truppen dadurch beeinträchtigt wurde. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn diese murren, und es ist verständlich, daß die kolonialen Truppen

(Australier, Canadier und britische Kapländer), die bisher 5 Shillings täglichen Sold erhielten, nicht mehr mitthun wollen, wenn man sie nicht wesentlich besser (die „Cape Times“ sprechen von vierfacher Löhnung) bezahle. Die Zahlen der als invalide nach der Heimat Zurückbeförderten sprechen aber deutlicher als alle Beschreibungen. Ihrer waren am 9. Juni 14145, am 17. Juli aber 22302, d. h. in 38 Tagen 8157, oder täglich 215 Köpfe. Wie hoch mögen sich da die Zahlen der Kranken und Kampfunfähigen belaufen?

Daß es mit den Tieren nicht besser steht, als mit den Menschen, ist erklärlich. Am 23. Juni soll (nach dem Brief des Korrespondenten der „Morning Post“) die Brigade Broadwood statt 1800 nur 400 Pferde, die Leibgarde-Kavallerie deren 63, das 12. Husaren-Regiment 120, das 10. Husaren-Regiment 200 besessen haben, und diese traurig heruntergekommenen Tiere zum geringsten Teile die ursprünglichen Bestände, sondern argentinische, birmanische, Baßuto- und Kap-Ponies, welche kaum imstande sind, die Reiter mit ihrer schweren Ausrüstung zu tragen.

Man muß diese Zustände und die hieraus sich ergebenden Nachteile für die Leistungsfähigkeit der Truppen berücksichtigen, um die Erfolge zu verstehen, welche oft eine Handvoll Buren gegen die ihnen gegenüberstehende Übermacht errungen hat, und um die schwerfällige Langsamkeit zu begreifen, mit welcher die großartig angelegten Operationen nur selten ihr Ziel erreichten.

Überaus traurig und beschämend für die britische Armee sind aber die Nachrichten, welche nicht nur über das beispiellos rohe Benehmen der Soldaten, sondern auch über das unwürdige Betragen von Offizieren berichten. Das peinlichste Aufsehen erregt ein Artikel des englischen Kriegskorrespondenten Mr. Davis, welcher die Gründe darlegt, wodurch die Überführung der in der Modellschule in Pretoria untergebrachten britischen gefangenen Offiziere nach einem Feldlager bedingt wurde. Die Ungehörigkeiten, welche sie sich gegen am Schulhause vorbeikommende Damen erlaubten, waren es in erster Linie, welche dazu nötigten, um diese Passage anständigen Frauen nicht zu verschließen. Dieses Benehmen ist um so unverzeihlicher einem Gegner gegenüber, welcher unter allen Umständen den Gefangenen sich nicht nur human, sondern chevaleresk und ritterlich bis zum eigenen Nachteil erwies, was von vielen englischen Stimmen immer aufs neue anerkannt worden ist.

Einen nicht zu unterschätzenden Vorteil gegenüber den Buren haben die Engländer dadurch, daß sie jeden Gegner, sei er verwundet oder unverwundet, der in ihre Hände fällt, festhalten, nach einer fernen Insel (jetzt Ceylon) transportieren, sich auf kein Auswechseln einlassen, und dadurch die Kräfte der Buren wesentlich vermindern, während diese, um sich die Lazarette nicht zu überfüllen, von Anfang an die Verwundeten den Engländern auslieferten, und neuerdings, um ihre geringen Kräfte nicht auch noch mit Über-

wachung der Gefangenen zu belasten, diese sogar wieder laufen lassen. Haben sie doch 800 Mann im Juli nach Natal abgeschoben, allerdings mit Zurückbehalten der Offiziere (an denen es den Engländern mangelt) und nach Ersatz der Khakianzüge durch alte Burenkleider, eine gewiß nicht zu tadelnde Maßregel.

Die Repressalien, welche die Engländer gegen allen Kriegsgebrauch nicht nur gegen die Personen der Buren, sondern gegen ihr Privateigentum ausüben, haben Krüger und Botha zu einer Proklamation veranlaßt, in der sie den beim Kriegskommando verbleibenden Farmenbesitzern vollen Ersatz für jeden von den Engländern ihren Besitzungen zugefügten Schaden versprechen. Sie können das, ohne ruhmredig zu erscheinen, denn der Kriegsschatz Transvaals ist groß genug, um recht bedeutende Ausgaben noch zu gestatten, wobei man berücksichtigen muß, daß ja Sold und Gehalt den Truppen nicht gezahlt wird, sondern ihnen nur Naturallieferungen zukommen.

Bevor die kriegerischen Ereignisse zur Sprache kommen, verdient es der Erwähnung, daß die 9. Division (Colvile) aufgelöst worden ist. General Colvile wird die Schuld beigemessen an dem Unglück von Lindley, da er sich weigerte, dem gefährdeten Bataillon, das abgesandt war, um zu ihm zu stoßen, Hilfe zu leisten; er ward abberufen. Die 3. Brigade (Hochländer) Macdonald ward der 10. Division (Hunter) zugeteilt, welche durch Zurücklassen der 5. Brigade (Hart) bei Heidelberg geschwächt worden war. Die 19. Brigade (Smith-Dorien) ward der 1. Division (Methuen) beigefügt, da diese die 20. Brigade (Paget) im nordöstlichen Freistaat zurückließ.

Anfang Juli war Roberts, nachdem er vergeblich sich bemüht hatte bis Middelburg vorzudringen, mit seinen durch drei mehrtägige Schlachten ermüdeten Truppen (French, Hamilton und Pole-Carew) nach Pretoria zurückgekehrt. Er mochte eingesehen haben, daß er zunächst die Gegner, welche seine Verbindungslinie mit täglichen Eisenbahnzerstörungen und Wegnahme seiner Proviantzüge ernstlichst gefährdeten, vernichten müsse, bevor er — mit vermehrten Kräften und mit gesicherter Zufuhr — den weiteren Vormarsch wieder aufnehmen könne. An der Eisenbahnlinie Heidelberg-Ladysmith stand Buller unbeweglich, um eine Vereinigung der im Freistaat unter De Wet operierenden Buren mit Louis Botha jedenfalls zu verhindern. Deren Einkreisung war die Aufgabe des größten Teils der britischen Armee. Langsam nur rückten Rundle (8. Div.) und Brabant von Winburg und Ficksburg vor, mit mehr Energie gewannen Paget (20. Brig.) und Clements (12. Brig.) am 7. Juli Bethlehem, den bisherigen Stützpunkt De Wets. Ein Raum von wenig über 80 Kilometer trennte die von Norden und Süden vorgehenden englischen Abteilungen. Aber es dauerte noch bis zum 15. Juli, bevor Rundle und Brabant soweit über Ficksburg vordrangen, daß sie (bei Rooikranz) mit dem Feind Fühlung gewannen.

Roberts hat in diesen Tagen jedenfalls nach dem Süden gesandt, was er an Truppen irgend entbehren konnte, denn als am 17. ein Teil der Buren unter De Wet den englischen Cordon durchbrach und auf Lindley marschierte, konnte außer Paget auch die Kavallerie-Brigade Broadwood, General Little und Mahon mit der Verfolgung beauftragt werden. Sie erreichten De Wet am 19. Juli, vermochten aber nicht, seiner Herr zu werden und scheinen mit Ausnahme der Kavallerie die weitere Verfolgung aufgegeben zu haben, denn am 21. ward die Eisenbahn bei Honningspruit wieder zerstört, ein englischer Zug mit 100 Hochländern weggenommen und wenige Tage darauf ein Vorratszug mit 200 Walliser Füsilieren nördlich Kroonstad erobert; De Wet erfreute sich also jedenfalls einer genügenden Bewegungsfreiheit.

Der größere Teil der Freistaat-Buren war allerdings De Wet nicht gefolgt. Er setzte sich am 22. Juli wieder in Besitz von Bethlehem, wies an diesem Tage eine englische Abteilung und am 23. einen Angriff der 10. Division (Hunter) in einem den ganzen Tag dauernden Gefecht zurück, ward dann aber umgangen und immer dichter eingeschlossen. Hunter besetzte am 26. Fouriesburg in den roten Bergen, wodurch er den Buren den Rückzug in die Berge abschnitt, und in den letzten Tagen des Juli sahen sich die Burenabteilungen zur Übergabe gezwungen, da sie, wie es scheint, einer einheitlichen Führung entbehrten. Zuerst streckte Prinsloo mit 986 Mann die Waffen, zuletzt — Anfang August — ward Harrismith von Macdonald (3. Brig.) besetzt, und einschließlich der dortigen Besatzung fielen 4140 Mann in die Hände der Engländer; mit der Stadt auch die nicht unwichtige Eisenbahnlinie nach Ladysmith. Im Nordosten des Freistaates haben sich die Engländer also nach monatelangen Anstrengungen einer mindestens fünffachen Übermacht eines Gegners entledigt, welcher durch die fortwährende erfolgreiche Gefährdung ihrer Hauptverbindungslinie die Hauptaktion vollständig lahm legte.

Was ist nun aus De Wet geworden, welcher so lange die Seele dieser Unternehmungen gewesen ist? Er ging nach Reitzburg, wo er immer noch in der Nähe der Eisenbahn blieb und die erwähnten Zerstörungen und Wegnahme von Zügen leiten, auch am 3. August bei Kroonstad noch einen Zug zum Entgleisen bringen konnte, auf dem sich zufälligerweise der amerikanische Generalkonsul befand. Es mag hier erwähnt werden, daß am 30. Juni auch Kitchener mit seinem Stabe in großer Gefahr war, abgefangen zu werden. De Wet hatte bei Roodeval (bei Kroonstad) einen von Pretoria kommenden Zug abgefangen, an welchen ein mit dem großen roten Kreuz der Genfer Konvention geschmückter Salonwagen angehängt war. Dieser barg zwar keinen einzigen Verwundeten oder Kranken, wohl aber den unter falscher Flagge fahrenden Kitchener. Als die Buren sich dem Wagen näherten, wurden sie von einigen zum Fenster heraussehenden und als Kranken-

träger uniformierten Soldaten gebeten, die Verwundeten nicht stören zu wollen, und so nahmen sie mit ihrer bekannten, so oft falsch angebrachten Humanität Abstand von einer Durchsuchung.

In Reitzburg ward De Wet von Broadwood beobachtet, während schleunigst die 1. Division (Methuen) auf Potchefstroom dirigiert wurde, um ihn bei dem zu erwartenden Übergang über den Vaal abzufangen. Wie wir später sehen werden, war Methuen, der Anfang Juli in Paardekraal stand, inzwischen nach Rustenburg gesandt worden, um dieses zu entsetzen, mußte aber nun, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, wieder zum Vaal eilen, um De Wet entgegenzutreten. Auf seinem Vormarsch stieß er am 29. Juli bei Frederikstad auf den Feind und hatte ein zehnstündiges Gefecht zu bestehen, über dessen Ergebnisse nichts gemeldet worden ist; am 2. August ward die jetzt Methuen unterstellte 19. Brigade (Smith-Dorien) bei Potchefstroom von einem Burenkommando angegriffen, warf dieses aber zurück. Kitchener ward am gleichen Tage nach dem Rhenoster-Fluß gesandt, um die Operationen gegen De Wet zu leiten. Bei jenen erwähnten Zusammenstößen waren entweder nur schwache Vortruppen seiner Abteilung oder andere Burenkommandos beteiligt; seinen Übergang über den Vaal begann er am 6. August, am 7. kam es zum Gefecht bei Venterskroon, in welchem er unbedingt siegreich gewesen sein muß, da er seinen Marsch fortsetzen konnte, und später (10. August) nur noch von einem Nachhutgefecht berichtet wird. Kitchener und Methuen waren nach den letzten Meldungen von der nunmehr eingeleiteten Verfolgung noch nicht zurückgekehrt. Es kann angenommen werden, daß De Wet ihnen entgangen ist und im Begriff steht, die von ihm bisher so außerordentlich geschickt gehandhabte Leitung des kleinen Krieges auf einem anderen Kriegschauplatz zu übernehmen.

Es würden nun die Unternehmungen des Oberfeldherrn gegen Louis Botha zu betrachten sein.

Sobald Roberts sich wieder nach Pretoria zurückgezogen hatte, folgte ihm der Burenführer auf dem Fuße nach, und es entwickelt sich nun das eigentümliche Schauspiel, daß der starke Angreifer, auf die Hauptstadt Transvaals beschränkt, hier von dem so viel schwächeren Verteidiger angegriffen und bedrängt wird. Am 6. und 7. Juli ward die Eisenbahn bei Bronkhorstspruit (50 km östlich Pretoria) von den Buren bedroht; als aber die Besatzung der Hauptstadt durch Entsendung von Truppen nach Süden geschwächt war, benutzte Botha dieses, um näher heranzugehen und auch im Westen und Norden Pretoria zu umfassen. Am 17. ging er angriffsweise vor. Ein auf den Nitralsnek vorgeschobener Posten von 5 Kompagnien, 1 Schwadron und 2 Geschützen wurde größtenteils gefangen, der wichtige Punkt besetzt; gleichzeitig wurden die Vorposten bei Derdepoort angegriffen, wo die 7. Dragoner den Feind mit großer Geschicklichkeit im Schach gehalten haben sollen; da aber Roberts sich veranlaßt sah, seine Reserven zurückzuziehen,

scheint auf der ganzen Linie den Buren das Terrain überlassen worden zu sein; nur auf dem äußersten linken Flügel, bei Krügersdorp, scheint Smith-Dorien erfolgreich Widerstand geleistet zu haben. Die Burenführer waren Delarey und Grobler. Die Höhen acht Kilometer von den Forts Worderboom und Daspoort hielten sie besetzt und verstärkten sie in den folgenden Tagen. Am 16. Juli setzten sie einen neuen Angriff gegen die Stellung der 11. Division und gegen Springs an, wurden aber durch das Feuer der Schiffsgeschütze zurückgewiesen. Da es hierbei zum Handgemenge kam, ist zu entnehmen, daß die Buren aus ihrer gewohnten vorsichtigen Defensive vollständig heraustraten.

Roberts glaubte durch geschickte Operationen einen Teil der ihn im Bogen umschließenden Feinde unschädlich machen bezw. abschneiden zu können und sandte drei Kolonnen aus, nach Westen Oberst Hickmann, nach Norden Hamilton, nach Osten French. Aber vor den beiden ersten zogen sich die Buren sofort zurück, French empfingen sie in gut verschanzter Stellung mit starker Artillerie, und Roberts hatte dadurch nichts erreicht. Am 20. Juli ward Hamilton, Mahon und Pole-Carew bei Eerste-Fabrieken vereinigt, das ist 12 km östlich Pretoria. Auf diesen kleinen Raum hatten die Buren verstanden, die englische Armee zu beschränken. Da aber der Feind im Freistaat überwunden, Truppen wieder in größerer Zahl verfügbar waren, konnte nun der Oberfeldherr daran denken, den Vormarsch gegen Middelburg wieder aufzunehmen.

Noch erfolgte am 22. Juli ein Angriff der Buren auf eine Bahnstation, 20 km östlich Heidelberg, wo die Brigade Hart als Besatzung lag, am 24. aber kam es bei Balmoral (70 km östlich Pretoria) zum Kampfe. Die Buren scheinen keinen energischen Widerstand beabsichtigt zu haben, denn sie verließen ihre Stellung, sobald ihre beiden Flanken von der britischen Kavallerie (wie immer French auf dem rechten, Hamilton auf dem linken Flügel) umfaßt waren. Ihr Plan scheint zur Zeit vollständig geändert worden zu sein, denn sie leisteten auch am Olifant-Fluß keinen Widerstand, und French konnte Middelburg am 28. Juli ungehindert erreichen. Die Infanterie ist aber, allem Anschein nach, gar nicht gefolgt, und Roberts selber wieder nach Pretoria zurückgekehrt. Wenn er den Plan hatte, Louis Botha unschädlich zu machen, so mußte er suchen, ihn von zwei Seiten zu fassen; hierzu waren Bullers Divisionen verfügbar, welche aber — offenbar auch zur Verstärkung gegen De Wet — Anfang Juli nach Paardekraal vorgeschoben worden waren. Sie hatten infolgedessen einen beträchtlich weiteren Weg bis Middelburg und hätten viel früher in Bewegung gesetzt werden müssen, als es thatsächlich geschah. Erst am 9. August überschritt Buller den Vaal, worauf er allerdings mit einer bei ihm ungewohnten Schnelligkeit am 12. bereits Ermelo erreichte. Hätte er hier — etwa 100 km von Middelburg — am 20. Juli gestanden, so wäre eine Coope-

ration möglich gewesen. Welchem Zwecke dieser verspätete Eilmarsch dienen soll, wird die Zukunft lehren müssen.

Sir Roberts wurde wahrscheinlich durch andere Sorgen nach Pretoria zurückgeführt. Es beginnt in den westlichen Gebieten der Republik sich bedenklich zu regen. Im Anfang Juli war die Garnison von Rustenburg (93 km westlich Pretoria) durch ein Burenkommando zur Übergabe aufgefordert worden, hatte sich aber mit Hilfe der Besatzung von Zeerust der Gefahr zu entziehen gewußt. Später wurde aber Baden-Powell, der Verteidiger von Mafeking, hier durch Delarey eingeschlossen und belagert, welchen wir vorübergehend, durch Botha herangezogen, auch vor Pretoria antrafen; Methuen ward gegen ihn entsandt und hatte am 22. Juli bei Oliphantsnek ein Gefecht zu bestehen, das aber doch nicht den gewünschten Erfolg — Rustenburg zu entsetzen, gehabt haben kann, da die Einschließung fortdauerte. Methuen ward von hier schleunigst nach Potchefstroom beordert, um De Wet beim Übergang über den Vaal anzugreifen. Da dieser am 22. ungefähr Reitzburg erreichte und Methuen 100 km von Oliphantsnek zurückzulegen hatte, wird er keine Zeit gewonnen haben, um etwaige dort erkämpfte Vorteile auszunutzen. Eine andere mit dem gleichen Auftrage entsandte Truppenabteilung unter Oberst Hickmann ward von Delarey blutig abgewiesen.

Nachdem der weitere Vormarsch gegen Botha aufgegeben worden war, konnte Hamilton entsandt werden, um Rustenburg zu entsetzen, und gleichzeitig ward Carrington, dessen Vorrücken aus Rhodesia sich seit dem 20. Juli fühlbar machte, angewiesen worden, von Norden zu gleichem Zweck sich gegen Rustenburg zu wenden. Delarey erhielt rechtzeitig Kenntnis von dieser von zwei Seiten ihm drohenden Gefahr, er gab Rustenburg auf, wandte sich aber schleunigst gegen Elandsriver, wo er nach zweitägigem Gefecht (5. und 6. August) eine Besatzung von 300 Mann gefangen nahm. Hamilton erreichte Rustenburg am 6. August, vereinigte sich mit Baden-Powell und marschierte mit ihm wieder ab. Carrington, der zu spät kam, um Elandsriver zu entsetzen, zog sich in der Richtung auf Mafeking zurück. Daraus ergiebt sich, daß Rustenburg von den Engländern aufgegeben worden ist. Der westliche Teil von Transvaal ist mithin von englischen Truppen entblößt, und die überall gemeldete Zusammenscharung der Buren ist um so bedenklicher, als in De Wet ein vorzüglicher Führer zu ihnen stößt.

Die Kräfte der Buren werden auf etwa 10000 Mann unter den beiden Botha, 4000 unter Delarey, 6—7000 unter De Wet geschätzt, also jedenfalls hinreichend, um das Aufgebot von nur einer der zur Zeit sehr schwachen britischen Divisionen gegen sie ungenügend erscheinen zu lassen. Sie machen sich unausgesetzt fühlbar, und bis in die nächste Nähe von Johannesburg und Pretoria gefährden sie die Transporte und fangen sie Patrouillen weg. In ihrer Verteilung auf große Räume und in der hierdurch bedingten

Verzettelung und Ermüdung der britischen Truppen durch unausgesetzte Beunruhigung und Märsche liegt die Stärke ihrer Kriegführung und die Unmöglichkeit für Roberts, seine Kräfte zu einem entscheidenden Schlage zusammenzufassen. Es rächt sich jetzt das stoßweise schnelle Vordringen durch Gebiete, welche man fest in Zügel zu bekommen sich keine Zeit ließ. Nehmen wir hierzu die Schwierigkeiten der Verpflegung, die Mißstände in der ganzen Verwaltung, die immer heftiger auftretenden Krankheiten und die wachsende Unzufriedenheit, so kann man die Lage der großen britischen Armee keine günstige nennen.

Um die immer wieder zu den Waffen greifenden Buren zu züchtigen, greift man zu den harten Mitteln des Standrechts und der Konfiskation; das erregt den Groll der Farmer nur noch mehr und läßt überall neue Feinde entstehen. Neuerdings will man eine Verschwörung in Pretoria entdeckt haben, vielleicht nur ein Mittel, um unbequeme Einwohner zu entfernen, indem man sie nach Ceylon überführt.

Frivol begonnen, wird dieser Krieg mit barbarischen Gebräuchen geführt, und man sieht kein Ende und kein Ziel.

Für **Deutsch-Südwestafrika** ist der in der Generalversammlung der South West Afrika Company Ltd. am 10. Juli erstattete Bericht von Bedeutung. Dieser ergiebt, daß die Company nach Erwerbung des ganzen Kapitals der South Afrika Company, durch Beteiligung an der Hanseatischen Land-, Minen- und Handelsgesellschaft mit mehr als der Hälfte des Stammkapitals ꝛc. folgende Gerechtsame bezw. Gebiete besitzt:

Die Schürfrechte der Damaraland-Konzession mit 22000 (engl.) Quadratmeilen, eine 5prozentige Beteiligung an Ovamboland mit 23000 Quadratmeilen, über 90 % vom Kaokofeld mit 37000 Quadratmeilen, 30000 in Mossamedes und über die Hälfte der Hanseatischen Gesellschaft mit 15000 Quadratmeilen, zusammen also über 100000 Quadratmeilen. Ferner besitzt die Gesellschaft im Gebiete der Damaraland-Konzession 4500 Quadratmeilen als freies Eigentum; die Kaokofeld-Unternehmung hat 36000 Quadratmeilen Grundeigentum und im Gebiete der Hanseatischen Gesellschaft hat sie das Recht auf Besitznahme von 4000 Quadratmeilen.

Zur Aufschließung des Kupferdistrikts von Otavi und Tsumeb ist in Verbindung mit der Berliner Diskonto-Gesellschaft und der Londoner Exploration Company die Otavi-Minen-Gesellschaft gegründet, welche zunächst 50000 £ für Aufschließung der Minen ausgesetzt und eine Expedition unter Christopher James ausgesandt hat, welche am 29. Juni in Swakopmund eingetroffen ist, Güter und Maschinen richtig gelandet hat. Sollten die Minen ihren bisher ersichtlichen Wert in größerer Tiefe wahren, so wird der Rest des Kapitals, d. h. 1950000 £ voll eingezahlt und ohne Verzug mit dem Bau der zur Küste führenden Eisenbahn begonnen werden. Zur Zeit wird für diese die günstigste Trase durch örtliche Unter-

suchungen festgestellt; eine von Ingenieur Tönessen geleitete Expedition ist bereits seit November 1899 hiermit beschäftigt.

Nachdem bereits ein die bisherigen günstigen Urteile bestätigender Bericht über die Minen eingetroffen, soll sobald als angängig ein großer Teil des Gebietes öffentlichen Prospektors freigegeben werden. Nach Einzahlung des gesamten Kapitals werden der Otavi-Minen-Gesellschaft die Schürfrechte über 1000 Quadratmeilen, die Option auf die oberirdischen Grundrechte der Hälfte des genannten Areals ꝛc. abgetreten. Die S. W. A. C. L. erhält dagegen rund ein Viertel der Reingewinste der Gesellschaft kraft der 200000 Gründeranteile, die ihr zu teil werden sollen.

Auch über das mit der De Beers Consolidated Mines getroffene Abkommen betreffs der Diamantfunde werden Mitteilungen gemacht, welche bestätigen, daß dieser Gesellschaft das Vorrecht zur Ausbeutung aller derartigen Funde vorbehalten ist, und nur dann der S. W. A. C. zur eigenen Ausbeutung schreiten kann, wenn jene nicht in angemessener Frist ihre Option ausübt, also die Hand darauf legt. Daß die De Beers Company damit genötigt wäre, den Abbau thatsächlich in Angriff zu nehmen, ist damit nicht gesagt.

In **Kamerun** sind noch die englische, wie die französische Grenze festzustellen. Die deutsch-französische Grenzkommission (deren Feststellungen auch für das an Spanien neuerdings abgetretene Gebiet des Französisch-Kongo maßgebend sein werden) soll am 15. Oktober von Bordeaux aus zusammen die Ausreise antreten. Deutscherseits wird voraussichtlich der Astronom Dr. Kohlschütter führen; ihm ist Oberleutnant v. Restorff zugeteilt, welcher die notwendige Ausbildung auf der Sternwarte in Göttingen erhalten hat. Betreffs Festlegung der englischen Grenze werden Ende August Prof. Frhr. v. Dankelmann und Legationsrat Dr. Bumiller sich nach London begeben, um dort Beratungen zu pflegen. Vom Oktober bis November 1895 wurden von einer gemischten Kommission bereits örtliche Untersuchungen angestellt (Hauptmann v. Besser). Die 1896 eintretende Spannung ließ die Sache nicht zum Abschluß kommen. Die Grenzfrage hat aber für Kamerun eine große wirtschaftliche Bedeutung, da zur Zeit ein schwunghafter Schmuggelhandel besteht, der in Händen englischer Kalabar-Leute die Absatzgebiete der deutschen Kolonie beherrscht. Die Eingeborenen werden hierbei gegen die Deutschen aufgehetzt, und die Maßnahmen der deutschen Verwaltung zum Schutz des legitimen Handels führten zu der Empörung der Ekoi-Stämme. Eine Expedition v. Bessers war dadurch benötigt. Nach Feststellung der Grenze wird eine starke Militärstation an den Croß-Schnellen errichtet und wahrscheinlich durch Hauptmann v. Besser geleitet werden. Dann erst werden dort ruhige und geordnete Verhältnisse zu schaffen sein.

Genannter Offizier hat am 7. Juni ein glückliches Gefecht mit den Ekoi bestanden, bei welchem er selbst mehrfach, aber scheinbar nicht erheblich verwundet wurde.

Das Projekt einer schmalspurigen Eisenbahn vom Flußdelta nach dem Binnenlande, etwa bis Mundame, welches behufs Heranziehung des fruchtbaren Hinterlandes zu Plantagenanlagen seit Jahren als dringend wünschenswert bezeichnet wurde, scheint seiner Verwirklichung näher zu kommen. Ein Syndikat hat sich unter Vorsitz des Grafen Borcke-Stargardt gebildet und das Gesuch um Erteilung der Konzession an das Auswärtige Amt gerichtet. Man erwartet die Erledigung bald nach Übernahme der Geschäfte durch den neuen Kolonialdirektor Dr. Stüber.

Aus dem **centralen Sudan** wird der Tod des Rabah gemeldet. Das Telegramm, welches vom 28. April datiert ist, konnte der Wegelänge wegen erst am 28. Juli von Libreville abgesandt werden. Nach Vereinigung der verschiedenen französischen Expeditionen am Tschad-See ward ein gemeinsamer Kriegszug unter Lamys Befehl unternommen. Es kam bei Kusri zum Kampfe, in welchem Lamy und Kapitän de Cointet fielen, aber auch Rabah geschlagen und getötet wurde. Foureau hatte die Expedition bereits vorher, am 14. April, bei Mandjafa verlassen, um über den Kongo nach Frankreich zurückzukehren.

An der **Goldküste** ist es dem Gouverneur, Sir Frederik Hodgson, gelungen, mit der kleinen Schar, die ihn aus Kumaßi begleitete, sich bis zur Küste durchzuschlagen. Die neue Aufgabe bestand nun darin, der zurückgelassenen Garnison Verstärkung und Vorräte zuzuführen. Nach zahlreichen schwierigen und zum Teil sehr verlustreichen Gefechten ist auch dieses Anfang August gelungen. Hiermit ist aber der Aufstand keineswegs beendet. Die früheren Kriege mit den Aschanti lehren, daß es viel größerer Truppenkräfte bedarf, um dieses Volkes Herr zu werden, und wenn erst England imstande sein wird, über diese zu verfügen und den Aufstand niederzuschlagen, wird es ganz anderer als der bisher angewendeten Mittel bedürfen, um eine Ausbeutung der Goldminen zu ermöglichen, um derenwillen England die Aschanti vergewaltigt hat. Zunächst wird man sich wohl auf die Verteidigung von Kumaßi und des Küstenstriches beschränken müssen.

Immer deutlicher werden die Anzeichen von der Absicht Frankreichs, die augenblickliche politische Weltlage, welche England die Hände bindet, auszunutzen, um sich zum Herrn von **Marokko** zu machen. Man spricht davon, daß in aller Stille ein Expeditionskorps, aus 3 Infanterie- und 1 Kavallerie-Brigade zusammengesetzt, vorbereitet werde, um zu Beginn des September gegen Fez vorzurücken. Man kennt sogar schon die Truppenteile und die Namen der Führer, aber offiziell wird alles geleugnet, und England thut gut, nichts zu sehen, da es dagegen augenblicklich ziemlich machtlos ist, — eine Frucht des südafrikanischen Krieges.

Was hat Deutschland aus der Kolonialgeschichte des 19. Jahrhunderts zu lernen?

Diese Frage findet eine treffliche Beantwortung durch den als Kolonialschriftsteller bekannten Oberstleutnant a. D. U. von Hassell in den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens".*)

Der Verfasser weist im Vorwort auf die großen Wandlungen hin, welche sich „im Laufe des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiete des Kolonialwesens und der Kolonialpolitik vollzogen" haben und geht sodann zunächst an die Darstellung der Geschichte der „alten Kolonialmächte" (S. 4—27). An **Spanien und Portugal** liegt ja vor aller Welt zu Tage, wie in Bezug auf ihren Kolonialbesitz „die Weltgeschichte das Weltgericht" ist. „Wie ein drohendes Warnungszeichen steht das spanische Kolonisationssystem vor jedem kolonisierenden Volke." Aus der spanischen Kolonisation „leuchtet mit sieghafter Klarheit der Satz hervor, daß die Politik der Selbstsucht, die übermäßige Verleihung von Monopolen an Gesellschaften, die Abschließung der Häfen gegen andere Nationen, die gewaltsame Christianisierung der Eingeborenen, die Vorenthaltung der Selbstverwaltung, die Vielregiererei nicht nur zum Schaden der Kolonien und ihrer Bewohner, sondern vielleicht noch mehr zu dem des Mutterlandes ausfällt." Und „Portugal hat sich im 19. Jahrhundert unfähig gezeigt, seine überseeischen Gebiete zu entwickeln, die Eingeborenen zu zivilisieren und ihnen das Christentum zu vermitteln. Sein Ausscheiden aus der Reihe der Kolonialmächte wird daher niemand mit Bedauern sehen, und es muß dem Mutterlande selbst erwünscht sein, dem Zustande fortwährender Geldnot und der Unfähigkeit, eine Übersee-Politik zu führen, durch den Verkauf der Kolonien ein zwar nicht rühmliches, aber doch bequemes Ende zu machen."

Ein ganz anderes Bild gewährt die „kolonialpolitische Entwickelung **Frankreichs**". 1815 war es ebenso wenig wie heute Spanien eine Kolonialmacht, und was hat es seit der Eroberung Algeriens (1830) für einen gewaltigen überseeischen Besitz erworben! Und noch ist das Ende dieser Entwickelung nicht abzusehen. Jedenfalls ist es durchaus zutreffend, wenn der Verfasser sagt: „Der Traum eines großen nordafrikanischen Reiches, das sich von Algier und Tunis bis nach St. Louis am Senegal ausdehnt, und zu dessen Entwickelung große Eisenbahnbauten geplant sind, nähert sich der Verwirklichung mehr und mehr." Worauf es uns aber hier besonders ankommt, ist, daß Frankreich in kolonialwirtschaftlicher Beziehung einen Systemwechsel vorzunehmen und eine Reform durchzuführen

*) U. von Hassell, Oberstleutnant a. D., Das Kolonialwesen im 19. Jahrhundert. Zeitfragen des christl. Volkslebens Nr. 188. — Stuttgart. Chr. Belsarsche Verlagshandlung. 1900. — 52 S. — 80 Pf.

begonnen hat, welche für beide, das Mutterland nicht weniger wie die Kolonien, von der größten und zwar vorteilhaften Bedeutung ist. Gipfelten die früheren, noch aus dem 18. Jahrhundert stammenden „Grundsätze der den Kolonien gegenüber zu befolgenden Politik“ „in einer übermäßigen Bevormundung des ganzen Lebens innerhalb der überseeischen Gebiete durch ein zahlreiches Beamtenheer,“ so beginnt man jetzt mehr und mehr den Pflanzern und Kaufleuten größere Freiheit zu gewähren, und ist man zugleich darauf bedacht, dafür zu sorgen, daß auch die Eingeborenen „unter Schonung alteingewurzelter Sitten und Rechtsgewohnheiten“ „sich ihrer Eigenart gemäß entwickeln“ können. Dabei möchte ich freilich in der günstigen Beurteilung über die Verhältnisse auf Madagaskar dem Verfasser nicht ganz beitreten. Auch hier ist der Bruch mit dem alten System doch noch nicht ganz durchgeführt. Zudem möchte ich auf einen schweren Schaden der französischen Kolonisation hinweisen, den der Verfasser nicht berührt: die kurzsichtige Begünstigung der katholischen, besonders der jesuitischen Mission, die, wie notorisch, so weit geht, daß die evangelische Mission gewaltsam unterdrückt wird. Wie sehr Frankreich sich und seinen Kolonien dadurch schadet, kann aus Spaniens und Portugals Geschichte gelernt werden, wenn man es aus seiner eigenen Geschichte nicht glaubt ersehen zu können.

Ein ganz besonderes kolonisatorisches Geschick hat **Holland** in Ostindien bewiesen, seit es selbst die Verwaltung aus der Hand der „ostindischen Kompanie“ übernommen hat. Es hat den Handel allen Nationen freigegeben; hat unter Beibehaltung des Monopols auf Kaffeebau und -Verkauf, sowie des Opium- und Salzmonopols „dem Privatkapital nach und nach viel Gelegenheit zur Beteiligung gewährt;“ hat „die Eingeborenen zur rationellen Bebauung von Grund und Boden herangezogen und ihnen zugleich die Verpflichtung auferlegt, direkt für die Regierung zu arbeiten und ihr den Ertrag eines Teils der Ernten abzuliefern;“ und hat den Javanern die holländische Kultur nicht mit Gewalt aufgezwungen. So sind die Kolonien, besonders Java, „für Holland eine melkende Kuh“ geworden. „Ein weiterer Vorteil ist der, daß Holland in den Kolonien eine große Zahl von Holländern im Handel, in den Fabriken, auf den Pflanzungen u. s. w. beschäftigt und ihnen Gelegenheit zum Gelderwerb gibt. Auch den Eingeborenen gegenüber hat das holländische System manche Vorteile. Weit davon entfernt, in Java ein ‚Kulturproletariat‘ heranzuziehen, wie die Engländer in Indien, gewähren die Holländer den Eingeborenen doch manche Freiheiten, suchen ihr Los zu verbessern und legen Wert auf guten Unterricht und gesicherte Rechtspflege.“ Wenn trotzdem außer Java und Madura die Entwickelung in Ostindien nicht glänzend ist, so liegt das vor allem „an der Schwäche des Mutterlandes“ und an der nicht ausreichenden militärischen Macht. Daher ist es zu verstehen, „daß selbst in Holland neuerdings Stimmen laut geworden sind, welche für einen engeren Anschluß an das große Hinterland der

Heimat, das Deutsche Reich, sprechen, zweifellos mit dem Gedanken, durch dieses Schutz für die überseeischen Besitzungen zu erlangen."

Die größte Kolonialmacht ist **Großbritannien.** Nach Sir Robert Giffen zählt es „ungefähr 31 Millionen qkm, von denen nur 325000 qkm auf Europa entfallen, der Rest verteilt sich auf die anderen Erdteile. Und innerhalb seiner Grenzen wohnen 407, oder wenn man den Sudan und Ober-Ägypten mitzählt, 420 Millionen Menschen, von denen nur etwa 40 Millionen Europäer sind." Aus den Kolonien fließt ein ungeheures Kapital jahraus jahrein ins Mutterland, da der Handel mit und in ihnen zum großen Teile in englischen Händen liegt. Zwar schließt das Budget der Kolonien mit wenigen Ausnahmen, die einen Überschuß aufweisen, mit einem zum Teil sogar bedeutenden Defizit ab. „Große Sorgen macht man sich in England über solche Defizitwirtschaft indes nicht. Die Hauptsache ist, daß die Kolonien ihre Zinsen zahlen, denn der größte Teil der Darlehen ist von englischer Seite hergegeben: das englische Kapital ist in den Kolonien angelegt und beherrscht sie." Im allgemeinen haben die Kolonien dem englischen Mutterlande keine großen Summen gekostet. „Aber es hat Zeiten gegeben, in denen England ganz gewaltige Summen bereitgestellt hat, um die Kolonien zu erwerben und ihnen das Selbständigwerden zu ermöglichen; und was wendet man in jüngster Zeit für die Uganda-Bahn und für den Burenkrieg auf! Diese Finanzwirtschaft Englands seinen Kolonien gegenüber ist hervorgegangen aus dem Bestreben, dieselben „soweit irgend möglich finanziell selbständig zu machen und den Zusammenhang mit den vereinigten Königreichen nur soweit aufrecht zu erhalten, wie es für dieses unbedingt nötig war." Deshalb werden sozusagen die einzelnen Kolonien individuell behandelt. Von einem „System" ist nichts zu entdecken. „Auf Grund jahrhundertlanger Erfahrung, vor allem gewitzigt durch die Ursachen, welche die Losreißung Nordamerikas am Ende des 18. Jahrhunderts herbeiführten, ist man in England mehr und mehr dahin gekommen, jede Kolonie sich selbständig entwickeln zu lassen, möglichst wenig in die Verwaltung einzugreifen und nur das Übergewicht des heimatlichen Handels zu begünstigen." „Und doch ist ein einheitlicher Gedanke vorhanden; er ist erkennbar in dem Bestreben, jede Kolonie lediglich als Quelle des Wohlstandes und des Reichtums des Mutterlandes anzusehen und sie hierfür brauchbar zu machen." „Die Form ist für die englischen Staatsmänner immer mehr Mittel zum Zweck im Laufe des 19. Jahrhunderts geworden. Beamtenkolonien nach französischem oder gar spanischem Muster ins Leben zu rufen, liegt dem Engländer vollständig fern, erscheint ihm als Gipfel des Unverstandes. In der Freiheit, die England seinen Kolonisten gewährt, in der Begünstigung der Selbstverwaltung und andererseits in dem starken Schutz, für den das Kolonialheer und die Flotte sorgen, liegt das Geheimnis der glänzenden Entwickelung, die das riesige Kolonialreich Großbritanniens im letzten Jahrhundert vor allen anderen

auszeichnet." Dabei hat das Jubiläumsjahr 1897, in welchem sich Vertreter aller Kolonien in London zusammenfanden, gezeigt, wie fest das alle Gebietsteile mit dem Mutterlande umschlingende Band ist und wie die imperialistische Idee in den Kolonien selbst, unbeschadet mancher Gegnerschaft, festen Fuß gefaßt hat."

Besonderes Interesse hat die Antwort des Verfassers auf die von ihm formulierte Frage: „Kann man von den Römern der Neuzeit, den Engländern, sagen, daß sie Förderer der Kultur in ihren überseeischen Gebieten, Vermittler des Christentums an die Eingeborenen sind, daß sie ihre Schutzbefohlenen zu sich heraufziehen?"

„Die Antwort muß ja und nein zugleich lauten. Richtig ist, daß die Engländer den christlichen Missionsgesellschaften, in erster Reihe den evangelischen, weitgehenden Schutz gewähren und in keiner Weise ihre Arbeit stören. Richtig ist aber auch, daß die Engländer es nirgends verstanden haben, der Eigenart der Eingeborenen gerecht zu werden. Das zeigt sich deutlich in Indien, wo im ganzen und großen die indische Bevölkerung, abgesehen von den nicht sehr zahlreichen gebildeten Christen, noch immer den Engländern fremd und abgeneigt gegenübersteht. Man hat es wohl erreicht, das englische Schulwesen in den Städten einzuführen, aber die Folge ist im wesentlichen nur die Heranbildung eines Bildungs-Proletariats, das weder indisch noch englisch ist und geradezu eine Gefahr für die Zukunft des indischen Kaiserreiches darstellt. In Indien war es eben unmöglich, die Urbevölkerung zu vernichten, wie z. B. in Australien, sie war zu zahlreich, und der Versuch, sie zu anglisieren, ist vollständig verunglückt. In Südafrika ist die englische Erziehungskunst fast noch mehr zu Schanden geworden. Denn die vorzeitige Heranziehung der Kaffern zu politischen Rechten war ein ebenso großer Fehler, wie die Unterdrückung des holländischen Elementes, die einen Krieg nach dem anderen hervorgerufen hat. Dem englischen Volkscharakter fehlt die Fähigkeit, sich in die Eigenart anderer Nationen hineinzudenken und sich ihr anzupassen, und überall da, wo es nicht gelingt, sie im ersten Anlauf zu anglisieren, baut sich zwischen dem herrschenden britischen und dem unterworfenen Volke eine Mauer auf, die die Civilisation zum mindesten erschwert. In dieser Eigenschaft, in der Starrheit, in dem Egoismus des britischen Volkscharakters liegt seine Stärke und seine Schwäche."

Auch dem Schluß dieses Abschnittes können wir nur zustimmen:

„Man mag die britische Kolonialpolitik brutal und egoistisch nennen; man mag die Grundsätze verdammen, nach denen der britische Staatsmann alles und jedes vom Standpunkte des „Geschäfts" aus beurteilt; man kann über die Unfähigkeit des Engländers, die Eigenart anderer Völker zu verstehen und sich in sie hineinzuversetzen, die Achseln zucken — das hat alles seine mehr oder weniger große Berechtigung; aber es entbindet nicht von der nationalen Pflicht,

die englische Kolonialpolitik zu studieren und aus ihr, wenn auch nicht aus ihr allein, Nutzen für die Verwaltung und Entwickelung des deutschen überseeischen Besitzes zu ziehen. So gut wie wir auf vielen anderen Gebieten, dem Maschinenbau, dem Schiffbau u. s. w. jenseits des Kanals in die Schule gegangen sind, ehe wir uns auf die eigene Kraft verlassen haben, werden wir auch die Mittel und Wege kennen lernen müssen, mit deren Hilfe England zu dem Weltreich ohnegleichen im Laufe des 19. Jahrhunderts geworden ist, wenn wir mit Nutzen kolonisieren wollen."

Im zweiten Abschnitte (S. 27—35) seiner Studie bespricht der Verfasser **„die neuen Kolonialmächte"**, deren Entstehung „das meerbeherrschende Albion" nicht zu verhindern vermocht hat. „Der Kongostaat, Italien, Deutschland und schließlich die Nordamerikanische Union haben überall, wo die Gelegenheit sich bot, die Hand auf herrenloses Gebiet gelegt oder mit Waffengewalt, auch durch Kauf Kolonien erworben. Der Traum, ganz Süd- und Ostafrika zu einer englischen Besitzung zu gestalten, das chinesische „Geschäft" allein zu übernehmen und in der Südsee ungehindert die Eingeborenen auf englische Weise „glücklich zu machen", ist somit zerstört."

Was zunächst den **Kongostaat** betrifft, dies „merkwürdigste und eigenartigste neue Kolonialgebilde", so „ist man heute darüber einig, daß trotz großer Mißgriffe und unerhörter Schändlichkeiten den Eingeborenen gegenüber, der Kongostaat im Begriff steht, sich glänzend zu entwickeln, wenigstens nach der geschäftlichen Seite hin." Hatte der junge Staat, weil er damals keine Eingangszölle erheben durfte, im Anfange „mit Geldnöten schlimmster Art zu kämpfen, die auch der König Leopold II. aus eigenen Mitteln nicht beheben konnte, so ist der Verkauf des ganzen Gebietes an Frankreich nur dadurch vermieden worden, daß Belgien 1890 sich bereit erklärte, 25 Millionen Frs. als zinsfreies Darlehen vorzustrecken", so zeigen folgende Thatsachen, wie ganz anders die Verhältnisse heute geworden sind. „Im Jahre 1885 gab es am unteren Kongo einige wenige unbedeutende Handelsstationen — heute ist der Handel auf dem oberen und dem unteren Lauf des Riesenstromes derart aufgeblüht, daß an Zöllen für 1900 schon 4680000 Frs. im Voranschlag des Staates festgesetzt sind. Damals war der Verkehr zwischen dem Inneren und der Küste durch die Stromschnellen des Kongo unterbrochen, und mühsam bewegten sich Trägerkolonnen durch unwegsames Gelände auf beiden Ufern — heute fahren zahlreiche Dampfschiffe von der Mündung bis in die Nähe der Stromschnellen, und diese werden durch eine 338 km lange Eisenbahn umgangen, welche mit Leichtigkeit den Verkehr aus dem Inneren nach der Küste und umgekehrt vermittelt, und steigende, schon jetzt befriedigende Einnahmen erzielt. Auf dem oberen Kongo und seinen Nebenflüssen verkehren viele Dampfboote, die die Erzeugnisse des Inneren, besonders Kautschuk und Elfenbein befördern. Eine Menge

von Handelsgesellschaften belgischer Herkunft treiben am oberen Kongo Handel und beschäftigen sich mit Anlage von Pflanzungen, und an den Flußufern, an denen Stanley nur die einfachsten Niederlassungen der Wilden fand, reiht sich jetzt Station an Station. Der Staat selbst, d. h. König Leopold, ist der bedeutendste Unternehmer; die jährlichen Erträgnisse der sogenannten Staatsdomänen beziffern sich auf über 10 Millionen Frs., und aus dem Transportgeschäft ergiebt sich eine Einnahme von fast 4 Millionen. Aber auch der Reingewinn anderer Gesellschaften ist sehr groß; so hat z. B. die „Société pour le Commerce du haut Congo" im Jahre 1899 nach großen Abschreibungen einen Gewinn von fast 2½ Millionen Frs. erzielt." Übernimmt der belgische Staat das Kongogebiet, so wird freilich die Monopolwirtschaft des jetzigen „Souveräns" etwas eingeschränkt werden. Aber trotz derselben hat sich der Verkehr besonders seit Eröffnung der Kongobahn im Jahre 1898 gewaltig gehoben. Während von 1886—1897, abgesehen von der Eisenbahngesellschaft, nur 22 Gesellschaften zum Zwecke des Handels, der Anlage von Pflanzungen u. s. w. für den Kongostaat gegründet wurden, sind seitdem 70 neue hinzugekommen, und ihr Kapital beläuft sich jetzt auf etwa 250 Millionen Frs."

Aber die günstige Entwickelung des Kongostaates nach der geschäftlichen Seite hin läßt nur um so deutlicher die große Schattenseite hervortreten, daß derselbe sich nicht als ein Förderer der Civilisation bewährt hat. „Es ist anzuerkennen, daß er der Mission volle Freiheit gewährt" und setzen wir hinzu, daß er den arabischen Sklavenjägern, Tippu-Tip und Genossen das Handwerk gelegt hat. Indes „der Elfenbeinhandel im Inneren ist thatsächlich oft weiter nichts als Raub gewesen, und es sind nicht bloß von den „Soldaten" unter Begünstigung durch die europäischen Beamten und Offiziere, sondern auch direkt durch diese unmenschliche Greuelthaten verübt, die den „Heldenthaten" der Spanier in Mexiko und Südamerika nicht nachstehen." Der Kongostaat, „der bisher hauptsächlich mit Strang und Peitsche die Eingeborenen „zivilisiert" und mit ungerechten Mitteln sein großes „Geschäft" ins Werk gesetzt hat," wird je länger je mehr den Lohn für diese seine himmelschreiende Politik ernten, wenn er nicht ganz andere Bahnen einschlägt. „Die fortwährenden Aufstände und Unruhen in den östlichen Teilen des Gebietes deuten darauf hin, daß die Eingeborenen in den Belgiern die Unterdrücker ihrer Rechte und die Räuber ihres Besitzes sehen. Auch der Kannibalismus, die Menschenfresserei, blüht im Kongostaate noch an vielen Stellen, und es scheint wenig gethan zu sein, um Abhilfe zu schaffen. So aussichtsvoll auch die äußere Entwickelung des merkwürdigen Staatsgebietes, dieser eigenartigen Schöpfung der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts sich anläßt, — für die Zivilisierung der innerafrikanischen Bevölkerung haben seine Leiter bisher nur wenig geleistet."

Wir übergehen die Ausführungen über die unglücklichen kolonisatorischen Versuche **Italiens** und über das erst eben vollzogene Eintreten der **Nordamerikanischen Union** in die Reihe der Kolonialmächte, in dem „eines der wichtigsten und folgenschwersten Ereignisse des vergangenen Jahrhunderts erblickt werden muß“, um uns zum letzten Abschnitt (S. 36—40) der Broschüre. **„Deutschland als Kolonialmacht“** zu wenden.

Indem der Verfasser eine kurze Übersicht sowohl über das Erwachen und Erstarken des kolonialen Gedankens in der Heimat als auch über die bisherige Erwerbung und Entwickelung der überseeischen Gebiete giebt, kommt er zu dem Resultat: „Die erste Zeit wird immer Lehrzeit sein“ — die Fehler und Irrtümer in unserer Kolonialpolitik hat der Verfasser deutlichst gekennzeichnet — „und es muß schon als Erfolg angesehen werden, wenn es gelingt, innerhalb der ersten Jahrzehnte Klarheit über den Wert des besetzten Gebietes zu erlangen. Leider hat die deutsche Regierung in den Schutzgebieten, unter dem ihr vom Reichstage auferlegten Zwang, besonders in der ersten Zeit, mit viel zu geringen Geldmitteln gearbeitet; daraus ergaben sich halbe Maßregeln, unentschlossenes Vorgehen und — leider nur zu oft — mangelnder Erfolg. Der Grund solcher Fehlschläge liegt viel weniger bei der Leitung der Kolonialverwaltung als in der Haltung des Reichstags, dessen von Fraktionsinteressen geleitete Mehrheit in kleinlichster Weise sich oft den notwendigsten Forderungen entgegen gestemmt hat.“

Daneben klagt der Verfasser mit Recht darüber, daß ganz anders wie besonders in England und Belgien das Privatkapital „bei uns zu Lande bisher, abgesehen von Kiautschu, nicht entfernt das geleistet hat, was von ihm erhofft werden durfte. Es hat nicht vollständig versagt, aber im wesentlichen ist es bisher in den Kolonien nur da eingetreten, wo es mit ziemlicher Sicherheit etwas zu holen gab. Die deutschen großen Banken haben sich zeitweise nicht gescheut, kleine und große Kapitalisten zum Kaufe sehr minderwertiger und unsicherer „exotischer“ Papiere zu bewegen — es gab da schnell und leicht Gewinn einzuheimsen, mochte aus den „Kapitalisten“ nachher werden, was da wollte. Aber die Beteiligung an deutsch-kolonialen Unternehmungen haben diese Banken ungeachtet mancher Versprechungen und schönen Worte . . . in der Regel abgelehnt“. „Es fehlt eben in diesen Kreisen an der in England zum Gemeingut gewordenen Erkenntnis, daß nur in gemeinsamer Thätigkeit der Regierung und des Volkes in auswärtigen Dingen große Erfolge errungen werden können.“ Doch, das mag mit dem Verfasser noch einmal wiederholt werden, „vollständig hat das deutsche Kapital nicht versagt“; Kamerun und Usambara mit ihren Kakao- und Kaffeepflanzungen, Kiautschu u. s. w. sind Beweise dafür.

Nach diesem allen kommt der Verfasser in einem Schlußwort zur Aufstellung der Aufgaben, die der deutschen Kolonialpolitik obliegen. Sie lassen sich in der Kürze in folgende Punkte zusammenfassen:

1. Auf wirtschaftlichem Gebiete gilt es durch unsere Kolonien „unsere Ausfuhr zu heben und uns in Bezug auf Kolonialwaren (Kaffee, Kakao, Thee, Tabak, Baumwolle u. s. w.) unabhängig vom Auslande zu machen.“ Außerdem müssen die Bodenschätze der Kolonien (Edelmetalle, Erze, Kohlen) verwertet werden, wozu aber in weit umfangreicherem Maße, als bisher Schienenwege gebaut werden müssen.

2. „Form und Geist der Verwaltung“ der Schutzgebiete wird dabei eine große Bedeutung haben. „Je mehr diese Verwaltung es lernt, ohne bureaukratische Quälereien, welche lediglich abschrecken, die Kaufleute und Pflanzer zu schützen, desto schneller muß es gelingen, das deutsche Kapital heranzuziehen.“ „Der Vorbildung und Auswahl der Kolonialbeamten wird im 20. Jahrhundert die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden müssen.“ „Deutschland kann hier mancherlei von England lernen, aber von sklavischer Nachahmung darf keine Rede sein.“ Es wird vielmehr darauf ankommen, das englische und holländische System mit einander zu verbinden. Wir müssen uns vor allem davor hüten, die Eingeborenen zu „schwarzen Deutschen“ zu machen, sondern bemüht sein, „sie ihrer Beanlagung entsprechend fortzubilden“. Zu solchen Aufgaben aber „brauchen wir juristisch geschulte, aber auch in fremden Kolonien und im kaufmännischen Verkehr vorgebildete Beamte, besonders aber charaktervolle, christlich gesinnte und thatkräftige Männer“.

3. An „äußeren Maßnahmen zur Besserung der Lage in den Kolonien“ führt der Verfasser an: „Bau von Straßen, Eisenbahnen und Häfen, Herstellung von Anlagen zur Wassergewinnung, von Telegraphenlinien innerhalb der Kolonien und zwischen dem Mutterlande und letzteren, Unterstützung von Postdampferlinien, gesundheitliche Maßnahmen verschiedener Art“ u. s. w. Das ergiebt ein weites und umfangreiches Programm für die beteiligten Kreise, denen es an Förderung und Schutz des Reiches sicherlich nicht fehlen wird.

4. Von nicht geringer Bedeutung für unsere Kolonien und für die Stärkung der kolonialen Idee in unserem Vaterlande selbst ist eine „ausreichende Machtentfaltung zum Schutz der überseeischen Gebiete“. Die Vermehrung unserer Flotte und die allmähliche Bildung eines Kolonialheeres sind dringende Bedürfnisse für unsere Schutzgebiete.

5. „Mindestens ebenso wichtig wie die äußere Machtentfaltung ist die Hebung der Eingeborenen in sittlicher Beziehung und ihre Bekehrung zum Christentum.“ „Es wird darauf ankommen, den Missionsgesellschaften innerhalb gewisser Grenzen volle Freiheit zu lassen und ihnen die Möglichkeit zu geben, den Farbigen in der Landessprache das Evangelium zu verkündigen. Der Mission muß, soweit irgend angängig, die Aufsicht über das Schulwesen übertragen werden. Durch konfessionslose Schulen, wie wir sie zur Zeit noch in Ostafrika haben, wird ein Bildungsproletariat großgezogen, dem das Verständnis für den christlichen

Charakter unserer Zivilisation fehlt, während jedes Paktieren mit dem Islam auf dem Gebiete der Schule eine Gefahr für unseren Einfluß und unsere Herrschaft in der betreffenden Kolonie bedeutet." Daneben ist auf schließliche Abschaffung der Sklaverei in Afrika hinzuarbeiten. Und unseres Erachtens steht unsere Regierung, trotzdem sie es bisher nicht zugeben will, gerade in diesem Stücke noch vor einer großen Aufgabe in Togo und Kamerun. Doch hoffen wir, daß sie auch hier auf der Westküste noch einmal ebenso energisch vorgehen wird, wie dereinst auf der Ostküste.

6. Der Verfasser schließt mit einem offenen Wort, mit dem er einen der wundesten Punkte unseres kolonialen Lebens berührt: „Die Führung der Eingeborenen zu besserer Gesittung und christlicher Kultur kann nur da gelingen, wo neben den Trägern der Mission auch Offiziere und Beamte sich bemühen, im eigenen Wandel ihren Schutzbefohlenen ein Vorbild zu sein. Die Geschichte der Kolonialmächte der letzten hundert Jahre läßt keinen Zweifel darüber, daß die Grundlage von Sittlichkeit und christlicher Gesinnung, auf welcher die Verwaltung der Kolonien sich aufbaut, schließlich doch für das Gedeihen des überseeischen Besitzes und des Mutterlandes maßgebend ist."

Wir können nur wünschen, daß die Arbeit des Verfassers sowohl in kolonialen Kreisen als auch bei unserer Kolonial-Abteilung die gebührende Beachtung findet.

Bücherbesprechung.

Ludwig v. Estorff, Major im Großen Generalstab. **Der Buernkrieg in Südafrika.** Zweite Lieferung mit 6 Textskizzen und 6 Karten in Steindruck. E. S. Mittler & Sohn. 1900. 2,25 M.

Die erste Lieferung schloß mit dem Jahre 1899 die kriegerischen Vorgänge ab; die zweite schildert diese bis zum Entsatz von Ladysmith, welcher als eine Folge der Überwältigung Cronjes am 28. Februar erfolgte. Die bereits im vorigen Jahre eingeleiteten und zum Teil ausgeführten Verstärkungen der britischen Armee mußten natürlich nachgeholt werden. Durch die Klarheit und Schlichtheit der Vorstellung sowie durch die unparteiische Beurteilung der Leistungen und Verhältnisse beider Kriegsparteien ist die Arbeit Estorffs zweifellos die beste von allen Versuchen, den Ereignissen auf dem Fuße folgend den Buernkrieg zu schildern. Die Ausstattung mit Kartenskizzen ist in Anbetracht der ihrer Beschaffung sich bietenden großen Schwierigkeiten eine möglichst vollkommene. H. Frobenius.

Aus Mangel an Raum muß die Besprechung folgender Schriften für die nächste Nummer zurückgestellt werden:

A. Seidel, Suahili Konversations-Grammatik. Julius Groos' Verlag, Heidelberg. 1900. 5 M.

G. Warneck, Dr. theol., Professor der Theologie, **die chinesische Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspresse.** Verlag von Martin Warneck, Berlin. 1900. 25 Pfg.

Alfred Bertrand, en Afrique avec le Missionaire Coillard Genève. Ch. Eggiman et Cie., éditeurs.

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

AFRIKA.

Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage

des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller

in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Siebenter Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Abonnementspreis jährlich 3 M. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postämt

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Rankestraße 23.

Stellvertretender Vorsitzender: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Generalsekretär: Pastor **E. Otto**, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Redaktion der „Afrika“: Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck**, Coblenz.

Schriftführer: Pfarrer **Keller**, Coblenz.

Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., Coblenz.

Quittungsaufstellung.

Für den evangelischen Afrika-Verein gingen bis zum 27. September ein:

H. Richter, Gym.-Prof. a. D., Zweibrücken 3 Mk. — Süskind, Stadtpfr., Stuttgart 3 Mk. — C. Dülfer, Breslau 3 Mk. — Prof. Dr. H. Guthe, Leipzig 10 Mk. — Teetzmann, Pastor in Druxberg 3 Mk. — A. Fr. Kirmeß, Alvensleben 3 Mk.

Berlin W., Behrenstr. 48, 27. September 1900.

Der Schatzmeister.
Veit.

Einladung.

Zu der am **Montag, den 15. Oktober d. J.**, abends $^{1}/_{2}$ 8 Uhr in **Berlin** im Saale des **Christlichen Hospizes, Behrenstraße** 29 stattfindenden



werden die Mitglieder des Evangelischen Afrika-Vereins (auch die Damen) hierdurch eingeladen.

Tagesordnung:

1. Geschäftsbericht, erstattet vom Generalsekretär.
2. Kassenbericht und Entlastung des Schatzmeisters für die vorjährige Rechnung.
3. Wahl der Rechnungsrevisoren für das Etatsjahr 1900.
4. Einnahmen und Ausgaben für das Etatsjahr 1900.
5. Vortrag des Generalsekretärs: „Alte und neue Kultur-Aufgaben des Evangelischen Afrika-Vereins in unsern afrikanischen Schutzgebieten".

Berlin, den 1. Oktober 1900.

Der Vorstand des Evangelischen Afrika-Vereins.

von Strubberg, General d. Infanterie z. D.

Vorsitzender.

Vereinsnachrichten.

Aus **Lutindi** ist das Tagebuch vom Juli eingetroffen. Es berichtet von dem gleichmäßigen Verlauf des Lebens und der Arbeit auf der Station. Der im Juni aufgetretene ansteckende Hautausschlag, von dem bereits im vorigen Tagebuch-Auszuge die Rede war, hat noch weitere Isolierungen nötig gemacht. Indes ist die Krankheit nicht bösartig gewesen, und im übrigen war der Gesundheitszustand gut. Auch Diakon Liebusch scheint nach den Mitteilungen sich wieder ganz erholt zu haben.

Das Wetter war meist kühl und nebelig, oft kalt. So ist aus dem im Mai gesäten Mais, der von vornherein keine guten Aussichten hatte, nichts geworden. Doch haben die Süßkartoffeln eine reichliche Ernte ergeben, wennschon viele faul waren. Bei dem ungünstigen Wetter war es nicht möglich, die für in Aussicht genommene notwendige Bauten begonnenen Ziegelarbeiten fortzusetzen. Indes haben die Felder, die bestellt sein wollten, dafür gesorgt, daß auf der Station keiner, der die Hände rühren kann, dem Müßiggang sich hingeben konnte.

Ein Ereignis von besonderer Bedeutung war es für Lutindi, daß der Vorsteher und Gründer der Station, Diakon Bokermann, am 21. Juli zu einer Erholungsreise in die Heimat sich aufmachte. Schon vor Tagesanbruch haben ihm die Mädchen ein Abschiedslied gesungen. In der Kapelle hat er dann von seinen treuen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen und seinen Pflegebefohlenen feierlichen Abschied genommen und seine Abschiedsworte an den Spruch angeknüpft: „Der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu.“ Darauf bliesen ihm die Posaunen das Scheidelied: „Zieh in Frieden deine Pfade“, und dann machte er sich, von allen, die dazu imstande sind, begleitet, auf den Weg. Auch die Nachbarn haben es sich nicht versagen wollen, ihn zum Abschied zu grüßen. Die Frauen von Mwaßa hatten sich am Wege aufgestellt und gaben ihm ihre Wünsche mit auf die Reise. Ein Stückchen noch, bis zum nächsten Bache, gehen die Genossen seiner Arbeit mit, dann kehren sie um. Aber unsere größeren Mädchen steigen mit hinab bis ins Thal und kehren erst gegen Abend zurück. Inzwischen ist Bokermann bereits in der Heimat angelangt. Leider hat er keine gute Heimreise gehabt. Im roten Meere hatte er einen neuen Anfall von perniziösem Fieber, der ihn ziemlich mitgenommen hat. Doch geht es ihm jetzt erfreulicherweise wieder gut. Möge ihm der Aufenthalt in der Heimat, das wünschen wir von Herzen, recht kräftigen und auch die tiefen Wunden ausheilen helfen, die sein Herz in Lutindi getroffen haben.

In solch großem Hauswesen, wie das in Lutindi ist, bleiben kleinere und größere Störungen nie ganz aus. Zu den kleinen Störungen im Laufe des Juli gehört es, daß unter den Stationskühen, welche für die kalte Zeit in einer Art Pension in der Ruvu-

Ebene untergebracht sind, eine ansteckende Krankheit ausgebrochen ist. So mußten denn zwei der Tiere schleunigst geschlachtet werden. Das hat, da das Fleisch teils gesalzen, teils geräuchert werden mußte, ein reichliches Maß unerwarteter Arbeit im Gefolge gehabt.

Schmerzlich empfunden haben aber sowohl die Pfleger und Pflegerinnen als auch die Pflegebefohlenen den Verlust der Martha Kisekwa, die einen überaus schmerzlichen Tod gefunden hat. Es war am Nachmittag des Abschiedstages gegen ½3 Uhr, als die Mädchen ein lautes Geschrei erhoben. Eins davon trägt eiligen Laufes die Kisekwa in den kleinen Teich. Was war geschehen? Die Ärmste war auf den Herd geklettert und rücklings in einen Kessel gefallen, in welchem gerade das Essen für unsere Kinder zu kochen begann. Da alle Kinder vor Schrecken davon gelaufen waren, so hatte sich das arme Kind selbst heraus gearbeitet und war furchtbar verbrüht. Natürlich sprangen die beiden Erzieherinnen, Frl. Liebusch und Frau Krämer, und die beiden Diakonen, Hoßbach und Liebusch, sogleich zu Hilfe. Doch mußten sie sich sagen, daß das Kind rettungslos verloren war. An den Stellen des Leibes, die das heiße Essen berührt hatte, war die Haut abgeschält. So hat das Kind ein überaus schmerzliches Krankenlager gehabt, bis es 28. Juli entschlief.

Martha Kisekwa war ein Mparemädchen und war vor ¾ Jahren vom Bezirksamt Rußoko unserer Station überwiesen, weil es verwahrlost war. Sie sollte gestohlen haben. Das war am Ende verzeihlich, weil es in der Zeit der Hungersnot war. Indes war der Eindruck, den das Kind in der ersten Zeit in Lutindi machte, durchaus kein guter. Aber je länger sie dort weilte, um so mehr ging eine Veränderung bei ihr vor. So hatte Frl. Liebusch noch am Tage vor dem Unglücksfall ihr frisches, allezeit dienstbereites Wesen gelobt. Daß diese Veränderung aber so tief gegründet war, wie es während ihres Schmerzenslagers offenbar ward, davon hatte bis dahin niemand eine Ahnung. Um so größer war die Freude darüber, daß das sterbende Kind mit innigem, festem Vertrauen den Heiland ergriff und in seinem Glauben auch der Furcht vor dem Tode völlig Herr ward. Es war ihre größte Freude, zu beten und zu singen: „Gott ist die Liebe", und als sie das nicht mehr selbst konnte, von ihren Spielgenossen es sich singen zu lassen. „Voll Frieden, still und ergeben lag sie auf ihrem Schmerzenslager. Selbst am letzten Tage versuchte sie noch zu singen: „Gott ist die Liebe" und sprach sie: „Herr, mache meinen Geist fertig zum ewigen Leben". Das waren ihre letzten Worte," sagt das Tagebuch. In der That eine liebliche Frucht der Erziehungsarbeit auf Lutindi.

Eine große Freude steht den Bewohnern von **Lutindi** bevor. Herr Pastor Kornrumpf aus Fürstenwalde (Spree) hat unserm Vorstandsmitgliede Herrn Pastor D. von Bodelschwingh in Bethel bei Bielefeld unter dem 11. September cr. folgende Mit-

teilung gemacht: „Hierdurch zeige ich Ihnen ergebenst an, daß die von meinen Sonntagsschulkindern für Lutindi gestiftete Glocke heute Nachmittag, in einer festen Kiste seetüchtig verpackt, zur Bahn gebracht ist. Der Herr segne das Werk in Lutindi mit Seinem reichen Segen!“ —er.

Die Entdeckung der Nilquelle.

Als Speke im Jahre 1858 den Viktoria-See und seinen Hauptzufluß, den Kagera, den er Kitangule nannte, nebst seinem Ausfluß aus dem See entdeckt hatte, durfte er sein berühmtes Telegramm absenden: „The Nile is settled.“ Nunmehr wußte man, woher der Nil kam, und es galt nur noch die Feststellung des Quellortes des Kagera, um das so alte und zudem so anziehende Problem der Nilquellenfrage endgiltig zu lösen. Das ist nach 40 Jahren, im Jahre 1898 dem Dr. med. Richard Kaudt gelungen.

In der Zwischenzeit sind mancherlei wertvolle Beiträge zur Lösung des Problems geliefert worden. Speke selbst hat im Jahre 1861 in Gemeinschaft mit Grant den Mittel- und Unterlauf des Kagera erforscht. Stanley hat 1876 allein, und 1889 mit Emin Pascha mancherlei neue Angaben sammeln können. Ebenso hat Dr. Stuhmann in seinem großen Werke „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika“ als Frucht seiner zweimaligen Überschreitung des Flusses wertvolle Aufschlüsse gegeben.

Zu einem gewissen Abschlusse indes hat erst Dr. Oskar Baumann die Nilquellenfrage auf seiner Reise im Jahre 1892 gebracht, deren Ergebnisse er in seinem Werke „Durch Maßailand zur Nilquelle“ niedergelegt hat. Er war überzeugt davon, daß er an der so lange gesuchten Quelle des Nil gestanden habe. Mit berechtigter Befriedigung schreibt er (S. 88 f.): „Wir standen am Ursprung des Kagera, des mächtigen Hauptstroms des Viktoria-Njansa, welchen die Engländer Alexandra-Nil nennen, weil er zugleich der Quellfluß des Nil ist, wir standen an der Quelle des Nil. Das uralte Problem, in welches zuerst Licht geworfen zu haben, Spekes unvergänglicher Ruhm ist, fand hier seine endgiltige Lösung, das Ziel, welches Stanley 1874 vergeblich angestrebt, war erreicht.“ Der Wert der Baumannschen Forschung und Erkundung bleibt bestehen, wenngleich die Quelle, welche er als Nilquelle anspricht, sich nunmehr nur als die Quelle eines Nebenflusses des Kagera und damit des Nil erwiesen hat.

Es sind drei bedeutendere Flüsse, welche zum Kagera sich vereinigen: Ruvuvu, Akanjaru und Njavarongo. Jeder der drei kann als Quellfluß angesehen werden. Baumann hat sich für den Ruvuvu entschieden. Indes hat er damit nicht das Richtige getroffen, da der „Akanjaru“, d. h. der aus Akanjaru und Njavarongo entstandene

Fluß, in den der Ruvuvu mündet, „von beiden Flüssen der bei weitem bedeutendere ist“.[1])

Es konnte sich daher nur darum handeln, ob der Akanjaru oder der Njavarongo als der Quellfluß des Nil sich ausweisen würde. Ramsay glaubte den Akanjaru für den bedeutenderen von beiden halten zu müssen.[2]) Doch ist nunmehr festgestellt, was Dr. Fitzner auf Grund seiner Studien als wahrscheinlich hingestellt hat,[3]) daß in Wirklichkeit der Njavarongo der eigentliche Quellfluß ist.

Hierüber Sicherheit geschaffen und damit endgiltig das Nilquellen-Problem gelöst zu haben, ist das große Verdienst des genannten Dr. med. Richard Kandt.[4]) Er schreibt (S. 242):

„An der Mündung des Ruvuvu, ... begann ich die Prüfung, die für die korrekte Lösung eines Quellproblems unerläßlich ist. Bekanntlich ziehen die Geographen als Kriterium für die Quelleigenschaft eines Gewässers nicht seine Entfernung von der Mündung oder andere Gesichtspunkte, sondern lediglich seine „Größe“ — vulgär ausgedrückt — oder präziser seinen Wasserreichtum in Betracht. Diese Maxime deckt sich auch fast immer mit der naiven Anschauung der Völker. Wo also zwei Gewässer sich zu einem dritten vereinigen, war es meine Aufgabe, festzustellen, welches von den beiden in einer gewissen Zeiteinheit dem dritten die größere Wassermenge zuführe; mit anderen Worten: ich maß an den Mündungen Breite, Tiefe und Stromgeschwindigkeit; letztere eventuell auch auf die einzelnen Meterbreiten verteilt. Es ergab sich daraus der Kubikinhalt der Wassermengen in einer beliebigen Zeiteinheit. Dabei ist zweierlei selbstverständlich: einmal, daß diese Prüfung bei sehr in die Augen fallenden Differenzen zweier Gewässer sich erübrigt, und zweitens, daß der theoretischen Einfachheit praktische Schwierigkeiten erwachsen können, z. B. aus den die offenen Arme begleitenden Sümpfen.

Wollte ich also die Quelle des Kagera-Nil aufsuchen, so mußte ich bei jeder Vereinigung zweier Arme dem größeren folgen, und das war am Zusammenfluß von Kagera und Ruvuvu nicht, wie Baumann kombinierte, der letztere, sondern, wie meine den Beobachtungen von Goetzen, Trotha und Ramsay entsprechenden Messungen ergaben, der Kagera.[5]) Da mir bekannt war, daß Ramsay das linke Kagerauser begangen hatte, so folgte ich zur Ergänzung seiner Forschungen dem rechten, durch sumpf- und seenreiches, teils gut

---

[1]) Ramsay, Uha, Urundi und Ruanda in den „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten“ Band X. S. 178.

[2]) a. a. O. S. 179.

[3]) Der Kagera-Nil. Ein Beitrag zur Physiographie Deutsch-Ostafrikas von Dr. Fitzner, Berlin, Alfred Schall. Verein der Bücherfreunde. Ohne Jahreszahl. S. 45.

[4]) Vgl. Bericht über meine Reisen und gesamte Thätigkeit in Deutsch-Ostafrika. Von Dr. med. Richard Kandt. „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten“. Band XIII. 1900, S. 240 ff.

[5]) d. h. der aus Akanjaru und Njavarongo entstandene Fluß.

bevölkertes, teils unbewohntes, aber stets fruchtbares Gebiet ..., bis ich an dem Zusammenfluß von Akanjaru und Njavarongo zum andernmale vor der oben erörterten Frage stand. Die Messungen ergaben zu gunsten des Njavarongo eine relativ größere Differenz als zwischen Ruvuvu und Kagera, so daß mir mein Weg für die nächste Zeit vorgeschrieben war."

Dr. Kandt hat nun, von den unternommenen Abstechern immer wieder zu dem Punkte zurückkehrend, an dem er den Njavarongo verlassen hatte, diesen bis zu seiner Quelle verfolgt. Von der Mündung des Akangaru an hielt er sich auf einem geeigneten Wege im Thale 6 Tage lang immer am Flusse und konnte daher „jede seiner mäandrischen Krümmungen in sein Routier aufnehmen", bis er „auf seinen größten Nebenarm, den Mkunga" stieß. Von hier an trägt der Njavarongo „durchaus den Charakter eines Gebirgsstroms" und durchströmt „ohne Sumpfbildung schöne, reiche Thäler". Im weiteren berichtet Dr. Kandt seine Entdeckung der Quelle:[1])

„Mich immer dicht am Njavarongo haltend, entweder auf den Hängen der ihn begleitenden Berge oder, wo das Thal sich verbreiterte, in diesem marschierend, gelangte ich zur letzten Teilung des Flusses in den Mhogo und Rukarara. Als Quellgewässer nahm ich den letzteren an, weil er, im übrigen dem Mhogo in seinen Größenverhältnissen gleichend, diesen, der nur träge in sumpfigem Gelände dahinfließt, ja fast stagniert, durch seinen reißenden Lauf hinsichtlich der Wassermenge die er dem Njavarongo zuführt, übertrifft. Je weiter ich den Rukarara, nach Südwesten marschierend, stromaufwärts verfolgte, und je mehr wir uns den Randbergen näherten, um so schwieriger wurde das Terrain. Aber doch war es mir, wenn auch oft unter großen Hindernissen, möglich, dem Flußlauf zu folgen und ihn nur vorübergehend, wenn das schroff abstürzende Gelände es verlangte, zu verlassen.

Wir kamen also allmählich wieder in die Randberge mit ihren wundervollen Hochthälern, die nicht bewohnt, aber von Bienenjägern besucht werden, die dort Hunderte und Hunderte von Bienenhäusern aufgestellt haben. .. Ich habe übrigens nur wenig Gebiete berührt, die einen so intimen, landschaftlichen Reiz bieten, wie diese Hochthäler am Osthange der Randberge. Wo ich sie kennen lernte, von der Breite, die dem Norden des Tanganika entspricht, bis zu jener des Kivunordens — überall tragen sie den gleichen Charakter: wasserreiche Wiesengründe, aus denen Tausende von bienenumschwärmten Königskerzen aufragen, durchflossen von krystallreinen Bächen, die Mimosen oder Ebereschen ähnliche Bäume begleiten; zu beiden Seiten sanft geneigte Hügel, auf deren Kamm der dunkle Urwald beginnt, sich scharf von dem hellen Grün der Hänge abhebend.

---

[1]) Auf S. 248—250 a. a. O.

Es war am Ende eines solchen Thales, wo ich Mitte Juli 1898 anlangte. Als 30 cm breites Rinnsal kam hier der Rukarara aus einer pfadlosen, mit Wald und üppigster Vegetation erfüllten Schlucht. In diese drang ich am nächsten Tage mit meinem Führer und einigen Leuten ein. Mit Äxten und Haumessern gelang es uns, eine Bahn zu brechen und durch Schluchten und Nebenschluchten langsam ansteigend, meist die Rinne als Weg benutzend, erreichten wir nach mühevollen Stunden die Quelle. Sie springt nicht als sprudelnder Quell aus dem Boden, wie viele Gewässer, sondern verläßt einen kleinen, feuchten Kessel am Ende einer Klamm Tropfen auf Tropfen, so daß es mich Zeit genug kostete, einige Flaschen ihres Wassers zur Erinnerung für mich zu sammeln."

So ist Dr. Kandt der Entdecker der Nilquelle, — eine stolze Genugthuung für uns, daß es einem deutschen Forscher gelungen ist, das Nilquellen-Problem endgiltig zu lösen.

Von der Quelle des Rukarara kehrte Dr. Kandt zur Mündung des Mhogo zurück und suchte unter großen Schwierigkeiten, die ihm die Watußi, durch deren Stammgebiet ihn hier sein Weg führte, bereiteten, auch die Quellen dieses Gewässers auf. Der Aberglaube der Watußi, so berichtet er, „witterte hinter meinem Streben, den Fluß nicht zu verlassen, um an seine Quelle zu gelangen, irgend eine böse Absicht, weshalb sie mich mit allen Mitteln von seinem Bette wegzulocken suchten. Sie bedrohten meinen tüchtigen Führer so lange, bis er aus Furcht vor ihrer Rache ohne Lohn nächtlich die Flucht vor ihnen und mir ergriff; sie ließen mich dann falsche Arme entlang führen, leugneten Wege, verwirrten mich durch unrichtige Namen, schüchterten die Führer ein, so daß ich täglich neue suchen mußte — kurz, es erforderte nicht nur viel Aufmerksamkeit, um ihren Täuschungen zu begegnen, sondern auch viel Zeit, da ich — namentlich als der Bach kleiner wurde — bei den meisten der zahlreichen Nebenarme, sofern sie am andern Ufer mündeten, das breite, oft sumpfige Bett kreuzen mußte, um sicher zu sein, daß ich auch dem größeren Arme folgte. . . . Hier war es ja auch, wo Ramsay von den Eingeborenen so angelogen wurde, daß er — nicht viel mehr als eine Stunde von den Mhogoquellen entfernt — in dem Glauben, den Njavarongo total verloren zu haben, seines Weges zog, trotzdem ihn keine 2 km von ihm trennten. Mir wäre es zweifellos ebenso ergangen, wenn ich mir meine Aufgabe nicht von vornherein so gestellt hätte, daß ich den Oberlauf des Alexandra-Nils in seiner Kontinuität aufnehmen, nicht nur seine Quelle finden wollte . . ."

Als Dr. Kandt den Mhogo bis zu seinem Ursprung verfolgt hatte, stellte er fest, daß „er mit drei Quellen aus drei nebeneinander liegenden Schluchten, oder besser Einschnitten entspringt".

Der Herausgeber der „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten", Dr. Freiherr von Dankelmann teilt mit, daß Dr. Kandt „das kartographische Material seiner zahlreichen Züge" zum größten Teile noch zurückbehalten hat. Sobald dasselbe vorliegt, wird also

nunmehr die punktierte Linie des Oberlaufs des Kagera-Nils auf der Karte verschwinden und die so lange gesuchte Quelle am Kuruhehe-Berge[1]) genau eingetragen werden können.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen den 15. September 1900.)

Der Bau der Eisenbahn im **französischen Somali-Land** hat mit vielerlei Schwierigkeiten zu kämpfen und rückt nur langsam vorwärts. Im Sommer 1899 hatten die Vorarbeiten einen „Holl-Holl“ genannten Fluß erreicht, dessen Überschreitung eine große eiserne Brücke verlangte. Am 22. April 1900 konnte diese dem Verkehr übergeben werden. Hierauf mußte aber für eine größere Strecke, des lockern Untergrundes wegen, das Planum in Granit hergestellt werden, und hiermit war ein Materialtransport auf größere Entfernung verbunden. Zu diesen, durch das Gelände gebotenen Schwierigkeiten kamen die Angriffe, welche die Somali in den Tagen vom 14. bis 16. Juni 1899 auf die Arbeiterkolonnen machten und diese, so weit es Europäer waren, zum Verlassen der Arbeit veranlaßten. So ist im Juli d. J. erst Kilometer 108 erreicht worden. Am 23. Juli wurde in Anwesenheit des französischen Gouverneurs und eines Vertreters Meneliks die fertige Strecke dem Verkehr übergeben. Man hofft im November mit den Vorarbeiten Kilometer 140 zu erreichen und hiermit den Schutz des Negus für den weitern Bau zu gewinnen, da mit 130 Kilometer die Grenze Abessiniens überschritten wird.

In **Uganda** scheint das britische Regiment immer noch nicht angenehm empfunden zu werden. Es wird von neuen Unruhen, von der Unterbrechung des Verkehrs zwischen Kampala und der Küste und von der Notwendigkeit berichtet, von Mombaßa Truppen ins Innere zu entsenden.

Die deutschen Mitglieder der gemischten Grenz-Kommission für das Kivu-Gebiet, Hauptmann Hermann, Oberleutnant Fonck II. und Professor Lamp haben sich am 30. August in Neapel nach **Deutsch-Ostafrika** eingeschifft. Sie haben sich entschlossen, den Landweg von der Küste bis zur Grenze zu wählen; dagegen befinden sich die Herren Bastien und Mercier, welche seitens des Kongostaates deputiert wurden, bereits unterwegs nach Chinde, um von dort über Blantyre den Njaßasee und das Kivu-Gebiet zu erreichen. Die erste Aufgabe des Professors Lamp wird es sein, den 30. Längengrad genau festzulegen, da er für die Grenzregulierung nach dem Wortlaut des Abkommens von besonderer Bedeutung ist. Bekanntlich liegen hierfür bereits die Untersuchungen Fergussons vor (Expedition Moore);

---

[1]) Fitzner a. a. O. S. 45.

wenn deren Ergebnisse durch Lamp bestätigt werden, würde sich eine wesentliche Verschiebung des Kivu-Sees und des Rußisi nach Westen ergeben. Im Grenzgebiet herrscht zur Zeit völlige Ruhe, die Schutztruppen konnten auf je 50 Mann beiderseits vermindert werden, welche die am Ost- und Westufer angelegten deutschen bezw. belgischen Stationen besetzt halten.

Indessen nähern sich die von anderen Nationen in Angriff genommenen Verkehrslinien immer mehr dem deutschen Hinterlande. Die Rhodesische Telegraphenlinie von Kapstadt nach Kairo wird bald von Süden her das Schutzgebiet erreichen. Es kommt nun der Anschluß der deutschen Linie zur Küste zur Sprache. Damit ist aber noch gar kein Anfang gemacht. Der Reichstag hat die für 1900 verlangten Mittel, welche den Linienbau zu beginnen bestimmt waren, bis auf 20000 Mark für Vorarbeiten gestrichen; damit ist das Jahr 1900 verloren gegangen, nur die Vorarbeiten konnten im Juli begonnen werden. Die dem Staatssekretär v. Podbielski zugeschriebene Äußerung, daß der deutsche Telegraph eher Udschidschi erreichen müsse, als der Nord-Süd-Telegraph fertig werde, ist gewiß berechtigt. Da nun letzterer vertragsgemäß bis 1904 fertiggestellt sein muß, ist eine weitere Verzögerung der Arbeit ausgeschlossen, wenn Deutschland nicht das Hinterland seiner Kolonie völlig aufgeben will.

Welche Fortschritte im letzten Jahre die Rhodesische Eisenbahn gemacht hat, entzieht sich der Kenntnis. Jedoch verlautet, daß der südafrikanische Krieg ebenso wenig ein Hindernis hierfür, wie für den Umbau der Beira-Bahn in eine Normalspurbahn und für ihre Weiterführung gewesen ist. Wir müssen also damit rechnen, daß diese Linie uns von Süden ebenso immer näher rückt, wie die Uganda-Bahn im Norden unaufgehalten weiter schreitet. Auch die dritte Linie, die des Kongo-Staates, gewinnt immer festere Gestalt. Es wurde früher bereits berichtet, daß im vorigen Jahre eine Expedition nach den Stanley-Fällen gesandt wurde, um die Vorarbeiten für eine Eisenbahn zu machen, welche, sich gabelnd, den Albert- und Tanganika-See mit dem Kongo zu verbinden bestimmt sein sollte. Diese Eisenbahn ist nun, wie aus Brüssel gemeldet wird, auf 160 Kilometer durch den Ingenieur Adam bereits festgelegt. Es wird keine lange Zeit vergehen, bis wir auch von dieser Seite den Schienenstrang der deutschen Grenze sich nähern sehen.

Und bei diesen Aussichten, welche den wertvollsten Teil unseres ostafrikanischen Besitzes von allen Seiten mit Verkehrslinien umschlossen und ausgebreitet zeigen, kann man sich in Deutschland nicht dazu aufraffen, den ersten Spatenstich zur Erbauung der Centralbahn zu thun; da kommt man noch mit Vorschlägen, von der Küste aus mit Straßenbauten vorzugehen, um den Wagen- und Tiertransport zu ermöglichen. Als wenn nicht die Straßenanlagen bis ins Hinterland unermeßlich mehr kosteten als die Eisenbahn, als wenn man damit die langen Durst-(Wüsten-)strecken überwinden

könnte, und als wenn diese Straßen, nach Jahrzehnten günstigsten Falles fertig gestellt, uns den Verlust wieder einbringen könnten. Ist unser Hinterland kommerziell erst in fremden Händen, dann werden wir es ihnen so wenig entziehen können, wie wir den Elfenbeintransport wieder durch unser Gebiet zu leiten vermochten, nachdem sich die Nachbarn dessen bemächtigt hatten.

An der Usambara-Bahn wird nun endlich — langsam — weiter gearbeitet. Reg.-Baumeister Hoffmann, der frühere Bauleiter, schätzt in einem bemerkenswerten Artikel der „D. Kol.-Z." den Zeitbedarf, um Korogwe zu erreichen, auf noch ein bis zwei Jahre. Eine bessere Rentabilität stellt er in Aussicht, wenn die Eisenbahn über Membo hinausgeführt wird, indem dann ein für tropische Plantagenwirtschaft geeignetes Gebiet von 560000 ha erschlossen werde. Werde nur ein Zehntel davon in Betrieb genommen, so würde nach seiner Berechnung die Bahn täglich 27 Wagen (à 140 Ctr.) d. h. drei Güterzüge mit Plantagenprodukten zur Küste zu befördern haben. Es ist also nicht lediglich Ehrensache für Deutschland, diese Bahn weiter zu bauen; aber schon ein Blick auf die benachbarte Uganda-Bahn sollte lehren, daß es an Rentabilität nicht fehlen wird, wenn man nur erst den Mut besitzt, über die ersten Anfänge hinaus zu gehen.

Der unentwegte Vertreter der Centralbahn, General v. Liebert, ist indessen — vom Reichskanzler zu den Etatsbesprechungen für 1901 nach Berlin berufen — in der Heimat eingetroffen und wird sicher nicht verfehlen, was in seiner Macht steht, für eine günstigere Gestaltung der Eisenbahnverhältnisse in Deutsch-Ostafrika zu thun. Vor seiner Abreise hat er die Vertreter der Handelshäuser von Dar-es-Salaam zu einer Besprechung ihrer Interessen und Wünsche versammelt. Da hierbei eine regelmäßige Anberaumung solcher Versammlungen und ihre Ausdehnung auf Vertreter des Handels aus der ganzen Kolonie angeregt wurde, kann sich aus diesen Anfängen wohl eine Handelskammer entwickeln.

Das auf den Howaldtswerken in Kiel gebaute Schwimmdock ist am 3. August in Dar-es-Salaam eingetroffen. Es besteht aus vier Boden- und drei Seitenpontons, jedes für sich abgeschlossen, so daß das Dock seine einzelnen Teile nötigenfalls selbst für Reparaturen docken kann. Die lichte Weite beträgt 17,0 (äußere 22) m, die Länge 64,77 m, womit das Dock für kleine Kreuzer und Handelsdampfer bis zu 1800 Tonnen ausreicht. Die Dockung größerer Schiffe bis zu 3000 Tonnen ist durch Ankoppelung weiterer Pontons vorgesehen. Die Montierung wird etwa mit Jahresschluß beendet sein.

Die Gesamtzahl der in der Kolonie lebenden Weißen belief sich am 1. Januar auf 1078 Köpfe[1]), darunter 821 Deutsche, 55 Griechen, je 41 Engländer und Franzosen, 27 Österreicher,

[1]) Gegen 880 im Jahre 1898, darunter 665 Deutsche.

26 Italiener, 22 Syrier und Armenier, 19 Holländer u. s. w. Von den 114 deutschen Frauen ist außer Pflegeschwestern und Missionarinnen nur eine unverheiratet. Die Zahl der Beamten hat gegen das Vorjahr um 60 abgenommen, dagegen die Zahl der Gewerbetreibenden wesentlich sich vermehrt (68 Kaufleute, 64 Pflanzer, je 23 Handwerker und Angestellte der Usambara-Bahn 2c.).

Am 22. und 23. Juli fand in Dar-es-Salaam ein Jumbentag statt, bei welchem die schwarzen Gemeindevorsteher über Bau und Unterhaltung der öffentlichen Wege, über die Sklavenfrage, Landeskultur u. dgl. sich berieten.

Neuerdings wird — angeregt durch die starken Ausfälle der Baumwolleinfuhr aus China — der Frage der Baumwollkultur in den afrikanischen Kolonien, namentlich in Togo und Deutsch-Ostafrika, wieder ein lebhafteres Interesse zugewendet. Eine diesbezügliche Denkschrift ist mit einer Eingabe der Deutschen Kolonialgesellschaft dem Reichskanzler überreicht worden.

Je deutlicher die Erfolglosigkeit des todesmutigen Ringens der Burenstaaten gegen die englische Vergewaltigung hervortritt, desto mutloser wird die Afrikander-Partei der **Kap-Kolonie.** Die Mehrheit der Stimmen, welche im Parlament dem britischen Gouvernement sich anschließen, ist in stetem Zunehmen begriffen, nachdem Schreiner als erster sich hinüberretten zu müssen glaubte. Ein Antrag der Afrikander, die Ausführung des Kriegsrechtes einer Untersuchung zu unterziehen, ward mit 46 gegen 38 Stimmen abgelehnt, und am 22. August ward die Hochverratsbill, welche in erster Lesung mit 45 gegen 41 Stimmen durchgegangen war, in zweiter Lesung mit 48 gegen 38 Stimmen angenommen. Die Ausfuhr der Kolonie weist im Jahre 1899 einen Rückgang von 1176000 Pfund auf, welcher lediglich der Diamanten-Ausfuhr zur Last fällt, welche um 1579000 Pfund niedriger war als 1898, wohingegen andere Erzeugnisse eine Zunahme von 834000 Pfund aufweisen.

Wenngleich der **Krieg in Südafrika** eine Ende noch nicht absehen läßt und die Buren allenthalben den Engländern den Besitz ihres Landes noch streitig machen, hat es Lord Roberts für angezeigt gehalten, Ende August der Annektierung des Oranje-Freistaates auch die der Südafrikanischen Republik folgen zu lassen und diesen Staat in vier Bezirke unter den Generalen Paget, Clements, Hart und Methuen einzuteilen. Wenngleich dieser Akt eine staatsrechtliche Bedeutung noch nicht beanspruchen kann, ebenso wenig wie die seiner Zeit von Krüger und Steijn ausgesprochenen Annexionen von Gebieten der Kapkolonie, so scheint doch der britische Feldherr damit eine rechtliche Basis gewinnen zu wollen zu schärferem Vorgehen gegen die Buren und zur Begründung der in seinen Proklamationen ausgesprochenen Androhungen. Er hat deren zwei erlassen. Die erste Mitte August mit dem Wortlaut:

„Alle Personen, welche ihren Eid, neutral zu bleiben, brechen, machen sich der Todesstrafe oder einer Freiheits- oder Geldstrafe

schuldig. Alle Burghers, die innerhalb der britischen Okkupation wohnen, die den Neutralitätseid nicht geleistet haben, werden als Kriegsgefangene betrachtet und fortgeschafft. Alle Häuser und sonstigen Gebäude derjenigen Farmen, die Feinde beherbergen, sollen dem Erdboden gleichgemacht und den Besitzern dieser Farmen Geldbußen auferlegt werden. Die Bestimmungen dieser Proklamation werden rücksichtslos durchgeführt werden."

Hierauf antwortete Präsident Krüger seinerseits mit einer Proklamation, in welcher er für unnütz erklärt, die Waffen niederzulegen, denn Lord Roberts habe ja erklärt, daß alle Buren im Alter von mehr als zwölf Jahren als Gefangene angesehen werden sollten und daß er sie nach St. Helena schicken werde. Es sei ebenso unnütz für die Bürger, ihre Kommandos zu verlassen, denn je mehr sie sich ihren Farmen näherten, näherten sie sich auch St. Helena. Gegen die Annektierung von Transvaal soll er aber in einem Schreiben an Salisbury sowohl, als auch gegenüber den Mächten durch die Konsuln Protest eingelegt haben.

Nachdem die Gefechte bei Lydenburg mit dem Rückzuge der Buren geendet hatten, ging Krüger am 11. September nach Lourenço Marques und übergab die Präsidentschaft an Schalk Burger. Diesen Schritt benutzte Roberts zu seiner zweiten Proklamation folgenden Wortlautes:

„Krüger hat die portugiesische Grenze überschritten und formell auf die Präsidentschaft verzichtet. Sein Verlassen der Burensache sollte es den Burghers klar machen, daß es nutzlos ist, den Kampf länger fortzusetzen. Es ist ihnen wahrscheinlich unbekannt, daß 15000 ihrer Landsleute Kriegsgefangene sind und daß nicht einer derselben befreit werden wird, so lange nicht diejenigen, die noch jetzt die Waffen tragen, sich bedingungslos ergeben. Die Burghers müssen bedenken, daß von keiner großen Macht eine Intervention kommen kann. Großbritannien ist entschlossen, den von den bisherigen Regierungen der Republiken erklärten Krieg zu Ende zu führen. Von kleinen Gebieten abgesehen, die von der Armee Bothas besetzt sind, ist der Krieg in unregelmäßige, unverantwortliche Operationen ausgeartet. Ich würde meine Pflicht verletzen, wenn ich versäumen würde, jedes Mittel anzuwenden, um solcher unregelmäßigen Kriegführung ein Ende zu machen. Die Mittel, die ich anzuwenden gezwungen bin, sind diejenigen, die durch den Kriegsgebrauch vorgeschrieben sind. Sie sind verderblich für das Land und häufen endlose Leiden auf die Burghers. Je länger dieser Guerillakrieg andauert, desto strenger müssen sie durchgeführt werden."

Wenn hierin Roberts seine Maßnahmen als „durch den Kriegsgebrauch vorgeschrieben" bezeichnet, so muß betont werden, daß er einen andern Kriegsgebrauch im Auge zu haben scheint, als er z. B. von der deutschen Armee in den letzten Kriegen beobachtet wurde. Es ward noch immer ein strenger Unterschied gemacht zwischen Staats- und

Privateigentum, indem letzteres nach Möglichkeit geschont und geachtet wurde; es ward noch immer der Krieg nicht auf die unbewaffnete Bevölkerung ausgedehnt, sondern lediglich auf die bewaffnete Macht des Gegners; es ward noch immer dafür Sorge getragen, jene nicht verkommen zu lassen und z. B. in jeder eroberten Festung für schleunige Beseitigung der Lebensmittelnot gesorgt, es ward noch immer der gefangene Soldat als achtenswerter Gegner, und nicht als Rebell behandelt. Das Völkerrecht hat noch immer der Bevölkerung eines mit Krieg überzogenen Landes das Recht zuerkannt, sich mit allen ehrlichen Mitteln zu wehren, und noch auf der Haager Friedenskonferenz haben die Engländer ausgesprochen, daß das Recht der Bevölkerung eines vom Feinde besetzten Landes, dem Feinde mit allen erlaubten Mitteln den energischsten patriotischen Widerstand entgegenzusetzen, nicht geschmälert werden dürfe. Dem widersprechen aber die Maßregeln des Sir Roberts: er zwingt die Familien der Buren, Pretoria zu verlassen und zu den im Kampfe stehenden Männern zu flüchten; zu Hunderten hat er die Frauen hinausgetrieben, um ihrer Verpflegung überhoben zu sein und dem Gegner eine hemmende Last aufzubürden; er bedient sich der Geheimagenten, um einen berauschten Burenoffizier zur Anzettelung eines Komplotts zu verführen, läßt diesen aburteilen und erschießen, benutzt aber diesen Vorwand, um die Gefahr einer großen Verschwörung vorzuspiegeln und die Ausländer, die ihm unbequem sind, nächtlicherweile aus den Betten zu reißen und zu hunderten halbbekleidet, aller Mittel beraubt, zum nächsten Hafen zu schleppen und nach Europa transportieren zu lassen; er bezeichnet in seiner Proklamation die ihm äußerst lästigen erfolgreichen Unternehmungen der Buren gegen seine Verbindungslinien als „unverantwortliche Operationen", um damit anzudeuten, daß er sie nicht nur an den Unternehmern, sondern auch an allen dem Thatorte benachbarten Farmen zu rächen berechtigt sei, daß er die Angreifer nicht als Soldaten und ehrliche Feinde, sondern als Rebellen zu behandeln ein Recht habe; er erklärt sogar die Eisenbahnverwaltungen als Kriegführende, um sich unter diesem Vorwande der Eisenbahnen bemächtigen zu können unbekümmert, wessen Eigentum dadurch geschädigt wird. Wenn er diese letztere Maßregel wirklich durchführen sollte, wird er allerdings internationale Rechte verletzen, welche nicht so ohne weiteres möchten aufgegeben werden. Aber den armen Buren kann niemand helfen, und wenn sie über Verletzungen des Völkerrechtes klagen, so ist doch niemand, der die Briten dafür zur Rechenschaft ziehen könnte.

Dabei muß es bei der englischen Armee selbst sehr traurig aussehen. Eine unanfechtbare Stimme, Mrs. Richard Chamberlain, die Schwägerin des Kolonialsekretärs, die in den Spitälern an der Front thätig war, hat nach ihrer Rückkehr die bekannt gewordenen Beschuldigungen der Lazaret-Verwaltungen durchaus bestätigt. Überall Schmutz und Ungeziefer, unter dem die Verwundeten fast

umkommen, die Pflegerinnen ohne Verständnis und Disziplin, die größte Unvorsichtigkeit mit ansteckenden Krankheiten, die Militärärzte unwissend, nachlässig und Trunkenbolde. Was infolge der mangelhaften administrativen Einrichtungen die Armee an Streitern verliert, ist außerordentlich. Der Abgang an Toten und invalid nach Hause Geschickten, welcher Anfang Juni 21056 betrug, ist bis zum 25. August auf 37551 gewachsen, das sind 16495 Köpfe, oder täglich 183. Hierunter sind an vor dem Feinde Gefallenen und ihren Wunden Erlegenen nur 559, der enorme Rest von 10936 Köpfen fällt den an Krankheiten Gestorbenen (1642) und Invaliden, d. h. meist Krankheits halber nach Hause Geschickten zur Last, täglich 177 Köpfe. Für desto sorgfältigere Einrichtung des Lazaret- und Verpflegungswesens müßte aber gerade deshalb gesorgt werden, weil der Dienst durch Gelände- und Klima-Verhältnisse nicht weniger, als durch die Verzettelung der Streitkräfte über ein übermäßig ausgedehntes Kriegstheater und durch die fortwährenden Hin- und Hermärsche zu einem überaus anstrengenden wird. Es ist den kanadischen Freiwilligen (oder vielmehr ihrem auf die Hälfte herabgesunkenen Bestand) nicht zu verdenken, wenn sie keine Verlängerung ihrer Dienstverpflichtung eingehen und im Oktober nach ihrer Heimat zurückbefördert sein wollen. Es läßt dies aber auf die kriegsmüde Stimmung in der ganzen britischen Armee schließen.

Den Vorgängen auf dem Kriegsschauplatz zu folgen, wird um so schwieriger, je mehr die großen Aktionen zurück- und die kleinen Unternehmungen des Guerilla-Krieges in den Vordergrund treten. Die englischen Truppenteile werden, über ungeheure Gebiete verteilt, durch die unerwartet an verschiedensten Punkten auftretenden Burenkommandos gezwungen, ihren Standort fortwährend zu wechseln, und da eine hinreichende Sicherung der Verbindungslinien bei dem übereilten Vormarsch in feindlichem Gebiete gar nicht ausführbar war, ist die Armeeleitung gezwungen, für jeden gefährdeten Punkt die Hilfe dort zu holen, wo sie am schnellsten zu erhalten ist und gegen jeden neu auftretenden Feind zusammenzuraffen, was erreichbar ist. Die Truppen werden hierdurch in einer Weise durcheinander geworfen, daß ihre Wege kaum mehr zu verfolgen und ihre Standorte nicht mehr zu bestimmen sind. Hierzu kommt die einseitige und außerordentlich mangelhafte Berichterstattung, welche jedenfalls vieles verschweigt und verlustreiche sowie nachteilige Gefechte häufig nur aus dem Studium der Verlustlisten erkennen läßt.

Für die auch in der neuesten Zeit gegen Louis Botha gerichteten Hauptoperationen hielt Roberts nach wie vor die Divisionen von French, Pole-Carew und Hamilton nach Möglichkeit zusammen; jedoch war er durch die Bewegungen De Wets gezwungen worden, eine Brigade von Frenchs Kavallerie-Division (Broadwood) südlich des Vaal zu detachieren, und die Vorgänge im Westen hatten dazu genötigt, Hamilton zum Entsatz von Rustenburg zu entsenden. Die verbleibenden Kräfte waren gegen Botha zu schwach; rechtzeitig aber

wurden durch die Waffenstreckung der Buren im Oranje-Staat die Divisionen Bullers verfügbar, und ihnen, die am wenigsten in den letzten Monaten angestrengt worden waren, übertrug nun Roberts die Hauptaufgabe, gegen Bothas Stellung bei Belfast vorzugehen.

Buller traf auf dem Vormarsch von Standerton auf Wonderfontein am 15. August in Twyfelaar, 32 km südlich letzteren Ortes ein. Hier blieb er bis zum 21. wahrscheinlich im Interesse der Zusammenwirkung mit den von Pretoria an der Eisenbahn vorgehenden Truppen, von denen French zuerst eintraf, während Hamilton noch am 17. ein Gefecht bei Olifantsnek (95 km westlich Pretoria und 285 km von Wonderfontein) zu bestehen hatte, also noch nicht zur Stelle sein konnte. Das weitere Vorgehen führte sofort zur Fühlung mit den Buren und zu Scharmützeln. Bald griff aber auch die Division Pole-Carew ein, welche am 24. Belfast erreichte. Die Buren hielten eine starke Stellung östlich dieses Ortes besetzt; Buller griff am 26. ihren linken Flügel an, nach hartnäckigem Kampf gelang es ihm, am 27. Bergendal zu nehmen, während French am anderen Flügel bis an die Straße Belfast-Lydenburg vorging, um den hier geplanten Angriff Pole-Carews vorzubereiten. Am 28. erreichte Buller Machadodorp, während French durch die Besetzung der Höhen von Elandsfontein, nordwestlich jenes Ortes, den Rückzug der Buren bedrohte und diese veranlaßte, ihre Stellung zu räumen und auf Lydenburg zurückzugehen. Buller folgte ihnen und überschritt am 1. September den Krokodilfluß halbweges Lydenburg.

Beim weiteren Vormarsch traf er am 2. September bald auf eine neue feindliche Stellung (Badfontein), welche zu überwältigen ihm nicht gelang. Inzwischen war Hamilton eingetroffen und ihn sandte Roberts auf der Straße Belfast-Lydenburg vor. Am 5. konnte er sich mit Buller, der an der 35 km östlich verlaufenden Straße Machadodorp-Lydenburg kämpfte, telegraphisch in Verbindung setzen und durch die Umgehung ihrer rechten Flanke die Buren zum Rückzug zwingen. Sie waren nicht mehr stark genug, um auf beiden Straßen gleichzeitig hartnäckigen Widerstand zu leisten. Am 6. September erreichten zwei Kavallerie-Brigaden Lydenburg, Dundonald von der Kolonne Bullers und Brackelhurst von der Kolonne Hamiltons. Die Buren hatten sich zum Teil nach Osten, zum Teil in nördlicher Richtung zurückgezogen. Den ersteren folgte Buller und erreichte am 9. den Mauchberg, während die Buren den Spitzkop besetzt hielten; am 10. ging er gegen diesen vor, die Buren stürzten Wagen und Munition den Bergabhang hinab und räumten ihre Stellung, in welcher die Engländer noch ein Geschütz erbeuteten.

Gleichzeitig mit Buller waren Pole-Carew und French in östlicher Richtung vorgedrungen, ersterer an der Eisenbahn entlang auf Nooitgedacht, letzterer von Carolina auf Barberton; hier stieß er aber auf kräftigen Widerstand, so daß ihm Hutton zur Unter-

stützung gesandt werden mußte. Über Verlauf und Ausgang dieses Kampfes ist eine Nachricht noch nicht eingelaufen. Jedoch zeigt sich die Zähigkeit, mit welcher die Buren den Kampf fortsetzen, auch auf diesem Gebiet, denn mitten zwischen den britischen Kolonnen überfielen sie einen unter Kavallerie-Bedeckung entsandten Ingenieurzug, welcher die Telegraphenleitung zwischen Machadodorp und Lydenburg wiederherstellen sollte und verhinderten diese Arbeit.

Mit der Zersprengung der Abteilung, welche Louis Botha noch zusammengehalten hatte — man wird sie kaum höher als einige tausend Mann schätzen dürfen — haben voraussichtlich die Operationen größeren Stils ihren Abschluß erreicht. Krüger ist über die Grenze gegangen, Botha soll erkrankt sein und das Kommando an Viljoen übertragen haben, sowie das Amt der Präsidentschaft auf Schalk Burger übergegangen ist. Die Portugiesen senden Truppen nach der Grenze, um übertretende Buren zu internieren und haben am 12. September eine Verstärkung von 1208 Mann eingeschifft, um den Pflichten der Neutralität in ausreichenderem Maße den Buren gegenüber zu genügen, als sie es für nötig hielten dem Durchmarsch der britischen Truppen auf der Beira-Bahn gegenüber.

Während der ganzen Zeit, über welche zu berichten ist, waren die Buren in Natal, im Oranje- und im Transvaalstaat thätig, um durch kleine Unternehmungen die Verbindungen der britischen Armee zu gefährden, und es verging nach einem Bericht von Roberts kein Tag, an welchem nicht durch irgend eine Verkehrsstörung die Kriegsführung belästigt worden wäre. Mangel an Lebensmitteln ist hierdurch wiederholt veranlaßt, Züge abgefangen und zerstört worden. Selbst in Natal traten die Buren bei Ingogo mit Geschütz angriffsweise auf, zerstörten bei Newcastle die Bahn und in der Nähe von Ladysmith (Clipriver) wiederholt ganze Eisenbahnzüge.

Im Westen der Republik wurde der Widerstand durch De Wet neu belebt, welcher dem ganzen, englischerseits gegen ihn entwickelten Cordon von Truppen zu entschlüpfen verstand und Mitte August sich mit dem in Rustenburg stehenden Delarey vereinigte. In Walmorans sammelte sich ein neues Kommando und ging gegen die Eisenbahn Klerksdorp-Johannesburg vor, andere Kommandos vereinigten sich nördlich und südlich von Mafeking, bedrohten Vryburg und beschäftigten den nach Mafeking zurückgegangenen Carrington durch unausgesetzte Kämpfe, so daß dessen Abteilung völlig lahm gelegt wurde. De Wet selbst scheint zunächst die Absicht gehabt zu haben, sich nach Osten zu wenden und mit Louis Botha zu vereinigen. Er kam hier, als er die Eisenbahn Pretoria-Pietersburg überschritt, mit der englischen Kolonne in Berührung (20. August), welche unter Paget und Baden-Powell einen Vorstoß nach Norden unternahm, aber nachdem sie bis Warmbad ins Buschfeld vorgestoßen, wieder umkehrte und nach Pretoria zurückging.

Nachdem er in nächster Nähe der Hauptstadt sich gezeigt und, wie es scheint, Methuen zu einem neuen Marsch nach Zeerust veranlaßt hatte, wandte sich De Wet aber wieder nach Süden; in der letzten August-Woche zeigte er sich bei Heilbron, und im Oranjestaat bekam der Widerstand neues Leben. Bei Ladybrand, Thabanchu, Klokolan, Senekal und Bethlehem tauchten die Buren wieder auf, zerstörten nördlich und südlich Kroonstad die Eisenbahn, zwangen die Besatzung von Ladybrand, die Stadt aufzugeben und ihnen zum Ausfouragieren zu überlassen. Anfangs September gaben die Engländer das ganze Gebiet von Bethlehem, Fouriesburg und Senekal auf und überließen diese Orte der Besetzung durch Buren, obgleich kurz vorher Methuen einen seiner gewohnten Spaziergänge gemacht, von Zeerust zurückgekehrt und Vrede besetzt hatte. Und währenddem hören die Überfälle und Betriebsstörungen selbst in nächster Nähe von Pretoria und Johannesburg nicht auf und veranlassen die Garnisonen zu unausgesetzter aufreibender Thätigkeit.

In dieser Weise hat sich die kriegerische Thätigkeit fast über das ganze Gebiet zwischen Oranjefluß und Buschfeld verbreitet; der kleine Krieg, in welchem der Bur Meister ist, und von welchem Krüger voraussagte, daß er den Engländern am gefährlichsten werden würde, hat im ganzen Lande Platz gegriffen, und die Armee, welche bis zur portugiesischen Grenze mit ihrer Spitze vorgedrungen ist, hat nicht mehr die Mittel, um ihre übermäßig ausgereckten Verbindungslinien zu sichern, geschweige denn das ungeheure Gebiet zur Unterwerfung zu zwingen. Dieser Zustand kann sich noch lange Monate hinziehen, wenn nicht die Buren, entmutigt durch ihres greisen Präsidenten Rücktritt, die Waffen strecken und sich der Rache der Engländer freiwillig ausliefern. Durch die Maßregeln welche Roberts glaubt ergreifen zu dürfen, gewinnt aber dieser Krieg den Charakter einer grausamen Brutalität, wie er den Kriegen zwischen Kulturvölkern eigentlich nicht mehr eigen ist, und da die Buren hierbei stets und oft in mißverstandener, sie schädigender Weise die Prinzipien der Humanität aufrecht zu halten nicht erlahmen, fällt das ganze Odium dieser Verrohung des Krieges den Engländern zur Last.

Für **Deutsch-Südwestafrika** wird der voraussichtliche Ausgang des Krieges von hervorragender Bedeutung sein. Nicht sowohl deshalb, weil die Engländer ihre Ländergier dann auf den deutschen Besitz richten werden, als zunächst wegen der zu erwartenden Einwanderung der Buren, welche — aus bisherigen Erfahrungen zu schließen — sich dem britischen Regiment nicht fügen, sondern das Land größtenteils verlassen werden. Es bleibt ihnen dann nichts anderes übrig, als das deutsche Gebiet, und für dieses beginnt mit der Masseneinwanderung eine neue Epoche. Während einerseits die Buren außerordentlich viel zur schnellen Entwickelung der Kolonie beitragen werden, steht diese andererseits vor der Gefahr, zu verbuern und dem deutschen Einfluß mehr und

mehr zu entwachsen. Professor Rehbock erörtert diese Frage in der „D. Kol.-Zeitg." und kommt zu dem Schluß, daß der Gefahr durch eine gleichzeitige Besiedelung des Gebietes mit Deutschen vorgebeugt werden könne und müsse, und daß unter der Voraussetzung, eine solche werde mit Thatkraft durchgeführt, in der Einwanderung von Buren nur ein Vorteil für Deutschland und sein Schutzgebiet erkannt werden könne. Eine zweite Gefahr erblickt Rehbock in der Anglisierung des nördlichen Teiles der Kolonie, wie eine solche bei der Ausbeutung der Otavi-Minen und dem hiermit zusammenhängenden Eisenbahnbau Platz greifen werde, da die aus lauter Engländern zusammengesetzte Prüfungs-Expedition auch die Anstellung und Heranziehung weiterer Kräfte englischer Nationalität nach sich ziehen werde. Auch dieser Gefahr glaubt er lediglich durch Zuführung zahlreicher deutscher Ansiedler begegnen zu können.

In welcher Weise bisher die Besiedelung fortgeschritten ist, lehrt ein Blick auf die Anzahl der im Schutzgebiet ansässigen Weißen. Diese betrug in den Jahren

	1898	1899	1900	
	2544	2872	3388	Köpfe
darunter	1242	1557	1658	deutsche Männer.

Da die Anzahl der Beamten und Angehörigen der Schutztruppe ziemlich die gleiche (801 und 799) geblieben ist wie 1898, und die Zahl der Ansiedler sogar von 278 auf 187 heruntergegangen ist, fällt der Zugang von 101 deutschen Männern hauptsächlich auf Handwerker und Arbeiter, welche von 261 auf 497 gestiegen sind. Die Besiedelung durch Deutsche hat also bedauerlicherweise stark ab- anstatt zugenommen. An ihrer Stelle sind die Buren von 742 Köpfen in 1899 auf 850 in 1900 gestiegen. Dieses Verhältnis zeigt, wie nötig die Mahnung ist, die Besiedelung mit Energie in Angriff zu nehmen.

Die im diesjährigen Etat zur Beihilfe für deutsche Ansiedler, insbesondere für ausgediente Angehörige der Schutztruppe, bewilligte Summe von 100000 Mark ist nun für die einzelnen Bezirke verteilt. Die Beihilfen werden in Form von Muttervieh und Baumaterial geleistet, die Anmeldelisten sind am 1. September geschlossen worden.

Im Bezirk Windhoek hatten sich im April an zwei Stellen Erkrankungen an Rinderpest gezeigt; hierbei war aber beobachtet worden, daß nur junges Vieh von der Krankheit befallen wurde, während die nach Kochscher Methode geimpften Tiere verschont blieben. Es wurden die nötigen Schutzmaßregeln ergriffen und vor allem alles seit 1897 geborene Vieh geimpft, jede Einfuhr von ungeimpftem Vieh aus dem Süden aber verboten. Auf diese Weise gelang es, binnen kurzem die Krankheit zu beseitigen, und einem zukünftigen Wiederauftreten vorzubeugen. Zur Veredelung des Pferdematerials der Schutztruppe wurden vier Zuchthengste nach Swakopmund verladen. Hierselbst schreitet der Molenbau rüstig

vor und der bereits fertige Teil hat bei einem heftigen Sturm bereits seine Standhaftigkeit bewährt. Wie wünschenswert seine baldige Fertigstellung ist, zeigt ein Unglücksfall, welcher abermals bei der schwierigen Landung drei Menschenopfer forderte.

In **Kamerun** herrscht wieder vollständige Ruhe. Der Buli-Aufstand im Süden kann als beigelegt erachtet werden, da sich die beiden mächtigsten bei dem Überfall der Station Kribi beteiligt gewesenen Häuptlinge Abesola und Opa gegen Zusicherung ihres Lebens freiwillig gestellt und die Strafe auf sich genommen haben, etwa 500 Strafarbeiter zu stellen, die vielleicht zwei bis drei Jahre von der Regierung zur Arbeit an Farmen abgegeben werden sollen. Der Weg zwischen Kribi und Ebolewoe, wo sich bereits fünf Faktoreien befinden, ist nun dem Verkehr offen. Er ist gut in Stand gesetzt und vorteilhafter als der Weg über Lolodorf, weil kürzer und durchweg in besiedeltem Gebiet.

Hauptmann v. Besser hat nach glücklicher Erledigung seiner Strafexpedition und Sicherung des Weges zu dem Kroß-Fluß in der Nähe der Schnellen eine Station (Nssakpe) errichtet und einen breiten Weg zu dem bis hierher für Dampfpinassen fahrbaren Strome angelegt, so daß die Station auch auf dem Wasserwege durch britisches Gebiet über Alt-Kalabar erreicht werden kann.

Dem Plane, weiter ins Hinterland vorzudringen und sowohl die Straße nach Tibati zu sichern, wie die lange ersehnte Station in Garua anzulegen, würde man nun näher treten können, wenn nicht ein nicht vorherzusehender Umstand hindernd in den Weg träte. Die Offiziere und Unteroffiziere, welche die Verstärkungsformationen der Schutztruppe organisieren sollten, sind ohne Beschäftigung, denn die Engländer haben an der Guineaküste alle Mannschaften ausgehoben, um sie gegen die Aschanti zu verwenden.

Der Oberleutnant Freiherr Stein v. Lausnitz, welcher an Stelle des gefallenen Dr. Plehn zum Verwaltungschef im Sanga-Ngoko-Gebiet ernannt wurde, ist bereits im Juni in Matadi mit 45 farbigen Soldaten und etwa 100 Kruleuten eingetroffen, die für die Süd-Kamerun-Gesellschaft angeworben sind. Sie werden auf der Ngoko-Station bei Pflanzungs-Anlagen und anderen Arbeiten Verwendung finden, da sich angesessene Bevölkerung dort fast gar nicht vorfindet.

Major v. Kamptz ist wieder in Kamerun eingetroffen, der Gouverneur von Puttkammer wird im nächsten Monat auf seinen Posten zurückkehren.

Dagegen befindet sich der Gouverneur von **Togo** Köhler zur Zeit in Deutschland. Für diese Kolonie war die Erbauung einer Eisenbahn geplant, die Bildung der betreffenden Gesellschaft aber hinausgeschoben worden, als der Etatvoranschlag für 1900 eine erste Rate für die bereits 1896 erbetene und als durchaus notwendig anerkannte feste Landungsbrücke nicht enthielt. Ohne solche hat die Eisenbahn keinen Wert, da die Überführung der Waren

zwischen Waggon und Schiff durch eine starke Brandung außerordentlich erschwert wird. Um diese Angelegenheit endlich in Fluß zu bringen, nahm die Hauptversammlung der deutschen Kolonial-Gesellschaft Veranlassung zu einer Erörterung, und nachdem der Vertreter der Regierung die Erklärung abgegeben hatte, in dem nächstjährigen Etat werde eine Baurate eingestellt werden, ward eine diesbezügliche Eingabe an den Reichskanzler gerichtet, in welcher zugleich die Notwendigkeit der Herstellung einer Telegraphenlinie ins Hinterland aus dem Vorhandensein eines weit verzweigten Liniennetzes in den beiden Nachbarkolonien nachgewiesen wird. Eine zweite Eingabe erbittet die Unterstützung der Regierung bezüglich einer ins Togo-Gebiet zu entsendenden Expedition, welche den Zweck hat, die Baumwollkultur in der Kolonie einzuführen.

Über den Entsatz von Kumaßi wird von der **Goldküste** berichtet, daß die Entsatzkolonne, 750 eingeborene Soldaten stark, unter Oberstleutnant Burroughs am 4. August von Bekwaï abmarschierte und nach einem leichten Gefecht am 5. August in Kumaßi eintraf. Am 6. sandte der Führer zwei fliegende Kolonnen von je 300 Mann aus; diese zerstörten zwei in der Nähe erbaute Befestigungen der Aschanti nach sehr lebhaftem Kampf und Bajonetangriff. In der folgenden Nacht führte Burrough einen Angriff auf ein drittes Rebellenlager an der Straße Kumaßi-Kokofu aus und zerstörte dieses. Am 9. kehrte die Kolonne nach Bekwaï zurück. Die Unternehmen hatten 69 Mann und 4 Offiziere gekostet, davon 1 Offizier 6 Mann tot. Damit war eine Ablösung der Besatzung erreicht.

Anfang September traf dann die Meldung ein, daß zwei Führer der Aufständischen sich ergeben hätten, und man knüpfte die Hoffnung daran, die übrigen würden bald ihrem Beispiel folgen. Um so überraschender kam kurz hierauf die Botschaft, daß Kapitän Benson am 29. August mit 3000 Mann Ojesu angegriffen habe, aber zurückgeschlagen worden sei und hierbei selbst den Tod gefunden habe. Es scheint danach, daß die Engländer noch weit davon entfernt sind, der Aschanti Herr zu werden.

Aus dem **französischen Sudan** ist bezüglich des Todes des Rabah nachzutragen, daß die gegen ihn unter Lamys Führung entsandte Kolonne 700 Gewehre, 30 Pferde und 1500 Bagirmi-Leute stark war und 4 Kanonen mit sich führte. Rabah hatte 5000 Mann, hierunter 2000 Gewehre, 600 Pferde und 3 Geschütze. Nach einem heftigen, zweieinhalbe Stunde währenden Feuergefecht ward der Sturm gegen den Hauptstützpunkt, einen aus starken Pallisaden und Erddeckungen bestehenden Posten unternommen. Die Sofas machten einen Gegenstoß, um das Entkommen des Rabah zu maskieren; hierbei fielen die beiden französischen Offiziere, Lamy und Cointet. Rabah ward, bereits verwundet, von einem Schützen enthauptet.

Die Expedition, welche unter Leitung des Bataillonschefs Guyon mit der Ermittelung einer Trace für die in **Dahome** zu erbauende

Eisenbahn betraut war, hat ihre Thätigkeit beendet. Nach ihrem Vorschlage wird die Linie von Kotonu beginnen, wo die Verhältnisse für Landung des Materials günstige sind, sie folgt dann der Küste bis Widah, wendet sich nach der Provinz Alluda und durchschreitet dann nördlich von Taffo die 12—15 km breite wüste Niederung des Lama, um hierauf die Provinz Abome zu betreten. Ohne den Ort Obome zu berühren, erreicht die Linie bei Atcheribe den Su und gelangt nach dessen Überschreitung in die reichen Gebiete von Paniguan und Dessas. Über den Weme wird sie dann zunächst bis Tschaura geführt, soll aber später bis Pasaku und zum Niger verlängert werden (Gesamtlänge etwa 700 km). Die Ausgaben werden auf 65000 Frks. pro Kilometer geschätzt.

In der **Sahara** haben sich die Verhältnisse durch die wahrscheinlich von Marokko aus geleiteten Unternehmungen der Grenzstämme gegen die französische an der Grenze entlang führende Etappenlinie nach Igli wesentlich verschärft. Am 30. Juli wurde ein französischer Transport bei Munghar überfallen, die schwache Bedeckungsmannschaft überwältigt, und nur der schnellen Hilfe eines Tirailleur-Bataillons war es zu danken, daß die Marokkaner mit blutigen Köpfen abgewiesen wurden. Frankreich bekommt hierdurch einen willkommenen Vorwand, von Marokko Rechenschaft zu fordern.

Auf unblutige Weise ist es General Servière gelungen, den letzten, aber nicht unwichtigsten Teil der Oasen von Tidikelt, Adghar, in Besitz zu nehmen. Mit geringer Begleitmannschaft besuchte er In-Salah und kam nach Timmimun, als eine Deputation von Adghar eintraf und ihn unter Freundschaftsversicherungen dorthin einlud. Er wagte es, der Aufforderung zu folgen und nahm Adghar in Besitz.

Der internationale Kongreß über koloniale Soziologie.

In den Tagen vom 6. bis 11. August cr. hat in Paris unter dem Vorsitze des Abgeordneten Le Myre de Vilers ein internationaler Kongreß über koloniale Soziologie stattgefunden. Über die Beschlüsse desselben berichtet die „Deutsche Kolonialzeitung" folgendes:

„Das Hauptthema der Verhandlungen war die Hebung der wirtschaftlichen und sittlichen Lage der Eingeborenen in den Kolonien. Auch unsere deutschen Kolonialpolitiker haben dies Ziel im Auge, und wir glauben mit Genugthuung feststellen zu dürfen, daß unsere Gouverneure in den Kolonien bereits mitten in der thatsächlichen Verwirklichung dieses Zieles stehen, daß sie mit den leider nur beschränkten Mitteln, welche ihnen gerade für diesen Zweck zur Verfügung stehen, schon Hervorragendes geleistet haben.

Der Standpunkt des Kongresses zur Sklavenfrage ist selbstredend der, daß die Sklavenarbeit durchaus zu verwerfen ist. Die Kolonialmächte müssen die Sklavenarbeit unterdrücken und sie durch bezahlte Arbeit von freien Arbeitern ersetzen. Denn die Sklaverei schafft nur Unzuträglichkeiten, mindert die eingeborene Bevölkerung, erweckt Unzufriedenheit und gefährdet dadurch die öffentliche Sicherheit; erfahrungsgemäß sind die Maßregeln gegen die Auswüchse der Sklavenarbeit immer undurchführbar und zwecklos. In jeder Kolonie kann man sich gegen genügende Bezahlung die notwendige Arbeiterschaft heranziehen, und nur wenn der Arbeiter frei ist und genügenden Lohn erhält, taugt seine Arbeit etwas.

Bei den Eingeborenen muß der Sinn für Fürsorge und Sparsamkeit erweckt werden. Ist dies geschehen, so wird eine Anzahl Schwierigkeiten, welche der Kolonisation im Wege stehen, von selbst beseitigt werden. Es müssen daher überall, wo die örtlichen Verhältnisse dies gestatten, Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften der Eingeborenen gebildet werden, und zwar nach dem Vorbilde der algerischen „Sociétés indigènes de prévoyance, de secours et de prêts mutuels", welche im Jahre 1893 gesetzlich begründet wurden. Sie befördern die wirtschaftliche Erziehung der Eingeborenen außerordentlich, mindern die Gefahren des Wuchers gegenüber dem Grundbesitz der Eingeborenen und tragen zur Erhaltung der eingeborenen Bevölkerung bei, indem sie die Folgen der Armut mildern.

Als Mittel zur Hebung des geistigen und sittlichen Niveaus der Eingeborenen empfiehlt der Kongreß vor allem, die Existenzmittel und die Arbeitsorganisation der Eingeborenen zu verbessern; denn dies ist ein mächtiger zivilisatorischer Faktor, und die Entwickelung der produktiven Kräfte ist die Grundlage, auf welcher sich das menschliche Leben in allen seinen Äußerungen fortbildet.

Ganz besonders aber müssen die Kolonialmächte ihre Fürsorge der Erziehung der Eingeborenen widmen. Diese muß den geistigen Fähigkeiten der Eingeborenen, welchen sie zu teil wird, selbstredend angepaßt sein; sie darf nicht nur bezwecken, ihnen gewisse gewerbliche Fähigkeiten und Kenntnisse zu verschaffen, sondern muß sie beständig darauf hinweisen, ihre geistigen Fähigkeiten zu vervollkommnen. Dieses Ziel muß unablässig verfolgt werden durch Schulen und geeignete Institute, welche vom Staate unterstützt und gefördert und allen zivilisatorischen Einflüssen zugänglich gemacht werden müssen unter besonderer Berücksichtigung der Hilfsmittel, welche den Ländern, den Rassen, der Zeit und den Umständen angemessen sind.

Denn die Kolonialmächte sind den Eingeborenen gegenüber zur Erziehung verpflichtet, und das Gedeihen der Kolonie hängt von der Mitarbeit und den Kulturfortschritten der Eingeborenen ab.

Auch die Frauenfrage wurde auf dem Kongresse gestreift. Zur Hebung der sozialen Stellung der Frau bei den Mohammedanern und Indern, zu ihrer geistigen und sittlichen Erweckung schlug der Kongreß vor, daß die Regierungen Gewerbeschulen für Industrien der Eingeborenen gründen sollten, welche der Stellung und der hergebrachten Lage der Frau entsprechend eingerichtet würden. In ihnen müßte der Frau eine sittliche Erziehung und der Unterricht in der Sprache der herrschenden Macht gegeben werden im Anschluß an den Unterricht eines Gewerbes, welches geeignet ist, ihre materielle Lage zu verbessern.

Schließlich sei noch erwähnt, daß der Kongreß periodisch stattfinden wird und daß eine ständige Kommission ernannt wurde, welche Ort und Zeit der nächsten Zusammenkunft bestimmt und die Vorarbeiten dazu trifft."

Vermischtes.

Einige vorläufige Mitteilungen über von ihm aufgefundene **Pygmäen in Central-Afrika** giebt Dr. med. Richard Kandt, der Entdecker der Nilquelle, in dem jüngsten Heft (3) der „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten" (1900, S. 246). Von der Mündung des Mkunga in den Njavarongo aus machte Dr. Kandt einen Abstecher nach Norden hin, zu den vulkanischen Virunga-Bergen. Hier traf er in den Wäldern „des schroffen, zweigipfligen, schneebedeckten, zur Karißimbigruppe gehörigen Kirunga tsha Ssabyin" auf Watwa Pygmäen. Er berichtet darüber: „Im Gegensatz zu ihren seßhaften, meist der Töpferei obliegenden und mit den Wahutu stark vermischten Verwandten, führen sie ein nomadisierendes Jäger- und Räuberleben, leben mit der Bevölkerung ihres jeweiligen Wohnsitzes in ständiger Feindschaft und werden von ihr gleich Unholden gehaßt und gefürchtet. Zahllos sind die Klagen, und nur wenige Gemeinden werden verschont, die sich ihre Ruhe durch freiwillig geleisteten Tribut erkaufen, auch wohl Nahrungsmittel gegen Waffen eintauschen. Dicht an meinem Wege im Pori, an einem Punkte, wo man jeden Wanderer, der die einsame Straße zieht, schon von weitem erblickt, hatten sie ihr Lug-ins-Land, in Gestalt einiger nach allen Seiten offenen Hütten, um jeden männlichen Erwachsenen, der ohne Gesellschaft diesen Weg hergeht, zu töten und zu berauben, Weiber und Kinder aber zu fangen und fortzuschleppen. Und so eifrig sind sie in ihrer Wachsamkeit, daß das Feuer auf dieser Warte nicht erlischt. Es gewährte mir einen tiefen Einblick in die abergläubischen Seelen der unwissenden Eingeborenen, ihre Furcht vor den Zwergen zu beobachten und ihre Erzählungen von den unheimlichen Künsten und Listen ihrer Feinde anzuhören. Da erst vor wenigen Tagen oder

Wochen ein Kind von ihnen geraubt war, und die Möglichkeit, daß es sich noch in dieser Gegend befände, nicht ausgeschlossen war, gab ich den Bitten der Wanjarunda, die Watwa in ihren Wäldern aufzusuchen, nach, und dies um so bereitwilliger, als meine Wißbegierde, diese seltsamen Wesen kennen zu lernen, geweckt war. Ich möchte nicht zu weit schweifen und will daher nur einiges über das Resultat des mühsamen Ganges berichten. Es gelang mir, die Watwa, deren Zwerghaftigkeit übrigens von den Eingeborenen übertrieben geschildert wurde, zu überraschen und den von ihnen geraubten Knaben seinen Eltern zuzuführen. Der greise Chef der Zwerge, der unvermutet bei einer Biegung des schmalen, dunkeln Urwaldpfades auf uns stieß, wurde im selben Augenblick von dem Geschoß einer meiner Leute getroffen, als er mit seinem Speer gegen mich ausholte. Die übrigen entflohen, ihre auf einer Lichtung stehenden, mit gestohlenen Lebensmitteln gefüllten Hütten und den geraubten Knaben im Stich lassend. Die Hoffnung der Eingeborenen, die Watwa würden in heillosem Schreck die Gegend verlassen, sollte sich übrigens nicht erfüllen. Denn als ich im März d. J. (1899) in eiligem Marsch jenes Gebiet durchzog, fand ich zwar den Platz ihres einstigen Lug-ins-Land mit üppiger Vegetation bedeckt, aber nicht weit davon, nur versteckter, hatten sie einen neuen Ausschau errichtet. Und die Reste einer Mahlzeit, sowie die glühende Asche verrieten, daß sie noch ebenso emsig ihrer unsauberen Thätigkeit obliegen, wie vor unserm Erscheinen."

Die Vielweiberei, der Fluch der Frauenwelt Kameruns. Der Vorsteher der Basler Missionsschule in Christiansborg auf der Goldküste hat im Januar einen Besuch in Kamerun gemacht und darüber einen eingehenden Bericht an sein Komite erstattet, der teilweise im 85. Jahresbericht der Basler Missionsgesellschaft mitgeteilt ist. Der Anfang dieses Berichts darf in den an der sittlichen und wirtschaftlichen Hebung der Eingeborenen unserer Schutzgebiete interessierten Kreisen auf Beachtung Anspruch machen. Missionar Graf zieht da einen Vergleich zwischen der weiblichen Bevölkerung der Goldküste und der Kameruns. Er schreibt: „Im Hause, das der Stationspräses (der Station Bonaku), Br. Dietrich bewohnt, befinden sich etwa 30—40 Mädchen; es ist hier ein Heim für sie eingerichtet worden, in dem sie geschult und erzogen werden sollen. Jedes ist für 3 Jahre zum Ausharren in dieser Schule verpflichtet. Die Schülerinnen sind im Alter von 6—15 Jahren. Ein älteres Mädchen ist in Kamerun nicht leicht zu finden; denn sie werden frühzeitig verheiratet. Auch die Schülerinnen sind zum größten Teile schon an einen Mann verkauft, der hierfür eine ordentliche Summe darzubringen hatte. Dieses frühe Sichverheiraten der Mädchen ist ein Krebsschaden unserer Kamerunbevölkerung. Da sieht man, wozu die Vielweiberei ein Volk führt. Wenn man die Weiber in Kamerun mit unseren Gaern (den Bewohnern der Goldküste) vergleicht, so treten die Kameruner weit in den Hintergrund;

man sieht kaum einmal unter ihnen ein Gesicht, das auch nur etwas Anziehendes hätte, oder auf ein bißchen Intelligenz schließen ließe. Ganz abgestumpft sehen sie drein, daß man sich wirklich sagen muß: ist es möglich, kann ein Mensch so weit sinken, kann er so geistig bankerott gemacht werden? Die Weiber an der Goldküste, die viele Lasten tragen müssen, werden auch recht blöd; aber sie stehen noch weit über den Kamerunern. Das zeigt ihre Kleidung, ihre größere Schamhaftigkeit, die Zubereitung des Essens, was die Gaer viel besser verstehen; giebt es doch in Kamerun kaum eine Speise, die auch ein Europäer mit Genuß und gutem Geschmack zu sich nehmen könnte, während die Eingeborenen auf der Goldküste verschiedene Gerichte haben, die wir Missionare den europäischen weit vorziehen. Das Lendentuch der Neger in Kamerun ist viel kleiner, als das der Gaer. Auch haben sie sehr wenig Geschmack in ihrer Tracht, im Binden des Kopftuches und des Lendentuches. Verschmäht dann eine die Landestracht zu tragen, dann zieht sie eine weite, lange, hemdenartige Bluse an, die den Körper vom Hals bis zur Fußsohle einhüllt, was der Trägerin ein recht schwerfälliges, plumpes und überaus geschmackloses Aussehen giebt. Die Mädchen, wie sie in der Anstalt sind, machen im allgemeinen gar nicht den Eindruck, daß sie in wenigen Jahren auch in einem solchen Zustande zu denken wären; im Gegenteil, sie sehen ganz sauber und ordentlich aus. Aber dieses frühzeitige Heiraten ruiniert sie. Da hat ein solches junges Weib nichts mehr zu thun, als nur Sklavin eines herrschsüchtigen, leidenschaftlichen Tyrannen zu sein. Wollte Gott, daß diese Unsitte bald vom Christentum überwunden wäre, denn einen anderen Weg giebt es zur Erlösung von diesem Übel nicht."

Aus demselben Bericht des Missionars Graf dürfte auch von allgemeinerem Interesse sein, was er über die Bemühungen der Basler Mission, **den Gebrauch des baren Geldes** in Kamerun an ihrem Teile einführen zu helfen, mitteilt. „Unten am Flußufer liegt unsere Faktorei. . . . Vorderhand beschränkt man sich auf Einfuhr, da der Einkauf von Produkten noch nicht begonnen werden konnte. Wir halten dafür, daß unsere Handlung in Kamerun eine Aufgabe zu erfüllen hat. Die dortigen Firmen behandeln die Leute nicht immer edel, vielmehr werden die Eingeborenen von ihnen oft recht übervorteilt, was bei dem Tauschhandel dem überlegenen Europäer ein Leichtes ist. An diesem Tauschhandel wird leider immer festgehalten von allen Handlungen; sie bilden unter sich einen Ring dem Eingeborenen gegenüber. Dabei machen sie natürlich doppelten Profit. Daß diese Art den Verkehr sehr hemmt und ihn nie zur rechten Entwickelung kommen läßt, scheint noch nicht anerkannt zu sein bei den Handelshäusern. Bekämen die Leute ihre bare Münze, so würden sie viel mehr Produkte auf den Markt liefern. Dafür suchen die Europäer die Zwischenhändler aus dem Mittel zu thun, und das ist gut. Damit werden die Handel treibenden Dualla genötigt, eher an Arbeit mit der eigenen Hand zu denken. Ihrem

betrügerischen Handel muß ein Ende gemacht werden. Daß kein Geld unter den Leuten ist, erschwert die Missionsarbeit sehr; womit sollen die Leute ihre Kirchensteuer zahlen? Wie soll überhaupt irgend welche erhoben werden? Wer kann von den Schwarzen erwarten, daß sie sich viel mit Arbeit abgeben? Sie hat ja gar keinen Reiz, weil sie bei diesem Tauschhandel gar nicht gewertet und bezahlt wird. Müßiggang ist aber das größte Hindernis für die Mission, er macht gleichgiltig und interesselos. Ein nach Reichtümern trachtender Mensch sucht doch noch etwas, das seine Gedanken anregt und belebt; der Faulenzer aber hat keine. Dieses Übel wird durch den Tauschhandel noch unterstützt. Es ist nun das Ideal unserer Handlung, hier durchgreifend einzuwirken; sobald sie sich mehr entwickelt hat, will sie Produkte kaufen gegen bares Geld. Das meiste bare Geld, das in Kamerun ist, d. h. in den Händen der Eingeborenen, wird ihnen durch unsere Mission übermittelt."

Bücherbesprechungen.

A. Seidel, Suahili Konversations-Grammatik, nebst einer Einführung in die Schrift und den Briefstiel der Suahili. — Methode Gaspey — Otto — Sauer. — Julius Groos' Verlag Heidelberg. 1900. — 5 Mk.

Im Verlage von Julius Groos, Heidelberg, ist nach der Methode Gaspey-Otto-Sauer, die schon manche treffliche Lehrbücher gebracht hat, nun auch eine Suahili-Konversations-Grammatik erschienen. Der Verfasser ist der bekannte Herausgeber der „Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen", A. Seidel. Die vorliegende Arbeit unterscheidet sich von der früheren desselben Verfassers durch größeren Umfang und durch die Berücksichtigung der von vielen Seiten inzwischen gelieferten Einzel-Untersuchungen. Es wird vieles und ausgezeichnetes geboten — im Anfange vielleicht für einen Anfänger sogar zu viel. Es wäre meines Erachtens besser gewesen, die ersten Lektionen zu teilen, da so leicht dem Schüler durch die Überfülle des Stoffes der Mut genommen wird. Wer jedoch das Buch wirklich durcharbeitet, wird auch in die schöne und interessante Sprache unserer schwarzen Landsleute wirklich eingeführt werden. — Einzelheiten sind dem Rezensenten fraglich, namenlich ob alle die angeführten und an sich richtig gebildeten Verbalformen, insbesondere von kuwa, wirklich vorkommen. Rezensent hat manche derselben nie gehört. Umgekehrt sind z. B. die Formen miye, weye ꝛc. S. 94 als selten bezeichnet, während sie thatsächlich häufig gebraucht werden. — Weitere kleine Ausstellungen sind S. 26 f. mpunda Reis, es heißt mpunga; S. 49 mwaka jama, besser mwaka wa jana; S. 54 panga Maus, besser mit Ratte zu übersetzen; S. 58 fehlt in § 96 ein Hinweis darauf, daß das angehängte je betont ist; S. 59 t'awa die Laus, besser (bei Dar-es-Salaam wenigstens) chaua; S. 65 maomvi die Bitte ist mir fraglich, besser maombo; kisbao Jacke kann nicht von dem Kleidungsstücke der Europäer gebraucht werden, dafür koti; S. 100 § 183 ninamwita wewe muß heißen ninakwita wewe; S. 170 punde hat außerdem noch die Bedeutung „folglich"; S. 160 hätte als o) ya kuwa in der Bedeutung „weil" aufgenommen werden müssen; S. 266 Anm. wird amba als ungebräuchlich bezeichnet. Thatsächlich kommt es im Agana la kale in der Bedeutung „murren" vor; S. 301 Isa Masihiya ist jetzt von den meisten Missionen durch Yesu Masiya ersetzt. — Auch eine Anzahl Druckfehler sind leider untergelaufen.

S. 23	Z. 15 v. o.	lies	amenipiga.	S. 127	Z. 16 v. u.	lies	maji.
„ 39	„ 17 v. u.	„	toa.	„ 132	„ 12 v. u.	„	nililo.
„ 47	„ 10 v. u.	„	nimekuwa.	„ 134	„ 23 v. u.	„	mfalme.
„ 50	„ 12 v. u.	„	nini.	„ 161	„ 15 v. o.	„	majamvi.
„ 55	„ 19 v. o.	„	nimeupata.	„ 178	„ 13 v. o.	„	tufuatane.
„ 69	„ 20 v. o.	„	kubali.	„ 250	„ 12 v. o.	„	tazama.
„ 98	„ 11 v. u.	„	kulivuta.	„ 310	„ 20 v. u.	„	hasira.

E. L.

G. Warneck, Dr. theol., Professor der Theologie, **die chinesische Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspresse.** 3. Aufl. Berlin 1900. Verlag von Martin Warneck. 38 S. 25 Pf. 50 Exempl. je 20 Pf.

Wieder einmal hat die evangelische Mission Spießruten laufen müssen. In der unerhörtesten Weise, wie das nirgendswo anders, sondern allein bei uns in Deutschland möglich ist, ist sie angegriffen worden. Und während man England, dem wir heute gewiß alle nicht sonderlich hold gesinnt sind, dies lassen muß, daß es dort kaum ein Blatt giebt, das zu solchen Invektiven seine Spalten öffnet, die nur möglich sind, weil sie von Herren niedergeschrieben werden, welche in bezug auf evangelische Mission eine von keinerlei Sachkenntnis getrübte Vorstellung haben, geben sich bei uns sogar angesehene Blätter dazu her, evangelische Mission in den Staub zu ziehen. Und die „Hamburger Nachrichten“ eröffnen den Reigen! Da ist es dem verehrten Herrn Verfasser von ganzem Herzen zu danken, daß er diese Broschüre geschrieben hat. Wer nun will, der kann sich sachgemäß und zuverlässig orientieren, und wer das thut, der wird sich wundern, wie es nur möglich war, daß unsere Zeitungen sich durch ihre Auslassungen über die chinesische Mission so gründlich blamiert haben. Es ist erfreulicherweise die 3. Auflage, die schon vorliegt. Das deutet auf eine weite Verbreitung hin, die sie gefunden hat. Ob sie aber in den Kreisen der Gegner auch Eingang findet? Ob die Zeitungen, die hier eines besseren belehrt werden, es über sich gewinnen werden, ihren, sagen wir, Mißgriff gut zu machen? Das wird die Zukunft lehren. Sehr hoffnungsfreudig sind wir in diese Beziehungen nicht. Im übrigen haben nicht bloß die Missionsfreunde im engeren Sinne Herrn Dr. Warneck zu danken. Alle christlich gesinnten Kreise insgemein sind ihm nicht weniger verpflichtet. Denn im Grunde ist es nicht die Feindschaft gegen die Mission, die in jenen Angriffen zum Ausdruck gekommen ist, sondern ist es nichts anderes als der Christentumshaß, der einmal losgebrochen ist. Wir unterdrücken weitere Bemerkungen und haben nur den einen Wunsch: möchte in Zukunft jede Verunglimpfung der Mission und jeder Angriff auf das Christentum so sachkundig und schlagend pariert werden! — Inzwischen ist die Broschüre bereits in 6. Auflage erschienen. Der Verfasser hat derselben ein „Nachwort“ hinzugefügt, in welchem er sich eingehend mit einem Artikel des Herrn v. Brandt in der „christlichen Welt“ auseinandersetzt. —er.

Alfred Bertrand, En Afrique avec le missionaire Coillard. A travers l'état libre d'Orange, le pays des Ba-Souto, Boulowayo. Départ de M. Coillard pour le pays des Ba-Rotsi. Mon Retour par la côte orientale: Matébéléland, Mashonaland. Territoire de la Cie. de Mozambique. Beira. — Diégo-Suarez au N.-E. de Madagascar. — Ouvrage illustré de 38 Gravures d'après les photographies de l'auteur et d'une Carte. Genève. Ch. Eggimann et Cie. éditeurs. — 4 fr.

In einem früheren Buche: „Au pays des Ba-Rotsi“ hat der Verfasser über seine Reise berichtet, die er im J. 1894—95 nach dem Sambesi unternommen hatte. In dem vorliegenden beschreibt er seine zweite Reise. Dieselbe hat er im J. 1898—99 zum größten Teile in Gemeinschaft mit Missionar Coillard ausgeführt. Aus seinen Mitteilungen spricht eine herzliche Liebe zur Sambesi-Mission der Pariser Missionsgesellschaft. Er macht aus seiner großen Be-

wunderung, mit der ihn alles, was er gesehen und erlebt hat, erfüllt, kein Hehl. Besonderes Interesse haben vielleicht bei uns seine Notizen über die madagassische Arbeit der Pariser. Den Freunden der so opferwilligen und reich gesegneten Pariser Missionsgesellschaft können wir die Lektüre dieses bei seiner trefflichen Ausstattung billigen Buches, das in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebt hat, (welches die vorliegende ist, ist freilich nicht angegeben) wirklich empfehlen.

—er.

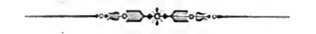
Dr. Hans Wagner. Falsche Propheten. Gouverneur v. Liebert und seine Presse. Eine Kulturbetrachtung aus Deutschlands erster kolonialen Epoche. — Im Selbstverlage des Verfassers. Charlottenburg, Uhlandstraße 181. — 1900. — 44 S. Preis?

In der Tagespresse ist das Erscheinen dieser Broschüre schon seit einiger Zeit angekündigt. Auf ihren Inhalt an dieser Stelle einzugehen, fühle ich mich nicht veranlaßt. Ich möchte zu meinem Teile an der guten Absicht des Verfassers, der kolonialen Sache zu dienen, nicht zweifeln. Daß er seine Absicht erreicht, bezweifele ich indes ganz entschieden. Denn sobald man in seiner Kritik den objektiven Boden der Sachlichkeit verläßt und sich auf das Gebiet des persönlichen Angriffs verirrt, dient man der Sache, die man vertreten will, nicht, sondern schädigt man sie. — Der Verfasser stellt weitere Flugschriften ähnlicher Art, die mit anderen Personen sich beschäftigen sollen, in Aussicht. Ich würde es aus dem angeführten Grunde geradezu beklagen, wenn er die Absicht ausführte. —er.

Chinas Kriege seit 1840 und seine heutigen Streitkräfte. Mit 4 Karten in Steindruck und 4 Skizzen im Text. — Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. Berlin, SW. — 98 S. — Preis 2 Mk.

Der ungenannte Verfasser hat sich mit dieser Arbeit nicht nur um die Soldaten von Fach, sondern auch um alle übrigen, welche unsere Truppen mit ihrem Interesse und ihrer Teilnahme nach China begleiten, verdient gemacht. Er zeigt uns, wie der Chinese seine Kriege bisher geführt hat, und daraus ergeben sich für die jetzigen Wirren und Kämpfe gewisse Folgerungen, die auf der einen Seite vor zu hoch gespannten Erwartungen, auf der andern Seite vor unnötigen Befürchtungen bewahren. 5 chinesische Kriege werden besprochen: 1. der englisch-chinesische Krieg von 1840—1842; 2. der Taiping-Aufstand 1850—1865; 3. die Verwickelungen Chinas mit England und Frankreich 1856—1860; 4. der Tonkin-Feldzug 1882—1885; 5. der japanisch-chinesische Krieg 1894—1895; — Im Abschnitt 6 stellt der Verfasser „Betrachtungen“ an über die Lehren, welche für die augenblicklichen militärischen Aktionen aus diesen Kriegen sich ergeben. Den Schluß macht Abschnitt 7, „die heutige chinesische Armee“, „entnommen aus dem Militär-Wochenblatt Nr. 66“. Die Karten und Skizzen sind wertvolle Zugaben.

—er.



Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Nr. 11. November. 1900



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage

des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller

in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Siebenter Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg**, Berlin W., Rankestraße 23.

Stellvertretender Vorsitzender: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen**, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.

Generalsekretär: Pastor **E. Otto**, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit**, Berlin W., Behren-Straße 48.

Redaktion der „Afrika“: Pastor **Gustav Müller**, Groppendorf bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck**, Coblenz.

Schriftführer: Pfarrer **Keller**, Coblenz.

Schatzmeister: Kaufmann **C. Späler** jun., Coblenz.

Quittungsaufstellung.

Für den evangelischen Afrika-Verein gingen bis zum 27. Oktober ein:

Generalsup. D. Doeblin, Danzig 5 Mk. — G. Krebs, Gotha 4 Mk. — Pfarrer Fr. Kemmler, Hollenbach 3 Mk. — Th. Klunzinger, Stuttgart 5 Mk. — Pastor Schmidt, Ruhland 3 Mk. — Kommerzienrat Herm. Wolff, Braunschweig 100 Mk. — Pastor Diestelkamp, Berlin 3 Mk. — Aus Magdeburg: Kfm. Gerike 3 Mk. — Th. Schwartz sen. 1 Mk. — Pastor Karig 1 Mk. — E. Schmidt jun. 3 Mk. — Dr. Jakoby 3 Mk. — Red. Spiekermann 1 Mk. — Prof. Dr. Maenß 3 Mk. — Lehrer Lederbogen 1 Mk. — Dr. Loewe 1 Mk. — Oberpfr. Riehm, Wernigerode 3 Mk. — Konsistorialrat Rathmann 1,50 Mk.

Berlin W., Behrenstr. 48, 27. Oktober 1900.

Der Schatzmeister.
Veit.

Hauptversammlung

des Evangelischen Afrika-Vereins

Montag, den 15. Oktober 1900, abends 7 1/2 Uhr
im Saale des Christlichen Hospizes, Berlin W., Behrenstraße 29.

Se. Exzellenz Herr General von Strubberg eröffnet die Sitzung.

Zu 1 der Tagesordnung: Der Generalsekretär erstattet den unten folgenden Geschäftsbericht.

Zu 2 der Tagesordnung erstattet Herr Geheimer Kommerzienrat Veit, als Schatzmeister den Kassenbericht für 1899. Derselbe schließt ab mit einer

Einnahme	von	21565	Mk.	61	Pf.
Ausgabe	„	22845	„	76	„ mithin einer
Mehrausgabe	„	1280	„	15	„

Die Rechnung ist ordnungsmäßig geprüft und für richtig befunden. Es wird daher dem Herrn Schatzmeister Entlastung erteilt.

Zu 3 der Tagesordnung: Die Herren Fabrikbesitzer Tornow und Admiral Strauch werden als Rechnungsprüfer wieder gewählt.

Zu 4 der Tagesordnung: Der in der Vorstandssitzung vom 29. Mai cr. angenommene Voranschlag der Einnahmen und Ausgaben für 1900 wird von der Versammlung genehmigt.

Zu 5 der Tagesordnung: Der Generalsekretär weist in einem längeren Vortrage auf die Entstehung des Evangelischen Afrika-Vereins, seine Ziele und Aufgaben hin. Er zeigt sodann, wie weit solche bereits zum Wohle der eingeborenen Bevölkerung in unseren Kolonien zur praktischen Durchführung gekommen sind. Die besonders segensreiche Rettungs- und Erziehungsarbeit auf der Sklavenfreistätte und Waisenanstalt in Deutsch-Ostafrika sowie die fortbildende erziehliche Arbeit durch die Mittelschule des Vereins in Kamerun werden hervorgehoben. Sodann geht der Redner des Nähern auf die neuen Aufgaben ein. Solche gehen aus dem sich immer dringender geltend machenden Bedürfnisse, Maßregeln zur Hebung der gesundheitlichen Verhältnisse in unseren Kolonien zu treffen, hervor. Insbesondere macht, wie ausführlicher dargelegt wird, die weite Verbreitung des Aussatzes den Mangel an sanitären Einrichtungen, vor allen an Ärzten ganz besonders fühlbar. Ärzte ständen nun dem Vereine zur Verfügung. Wo anders die Mittel zu ihrer Aussendung und Bestellung sich finden, eröffnet sich ihnen und damit dem Vereine ein weites und großes Gebiet segensreicher Thätigkeit. Er schließt mit dem Wunsche, daß sich für diese so dringend notwendigen humanitären Arbeiten zum Besten unserer Kolonien und damit unsers Vaterlandes außer den bisherigen noch recht viele neue Freunde finden möchten, die es ebensowohl als einen

Akt der Klugheit wie auch der Barmherzigkeit erachten, hier thatkräftig helfend einzutreten.

Bei der sich hieran anschließenden Besprechung wird der Wunsch ausgesprochen, diese Ausführungen in geeigneter Form in der „Afrika“ zu veröffentlichen, damit auch in weiteren Kreisen das Interesse für diese neuen Aufgaben des Vereins erweckt werde.

Geschäftsbericht des Evangelischen Afrika-Vereins.

Erstattet vom Generalsekretär.

Wenn ich mich anschicke, an dieser Stelle den Geschäftsbericht über die Arbeiten des Evangelischen Afrika-Vereins im Jahre 1899/1900 zu geben, so halte ich es vor allen Dingen für angebracht, noch einmal kurz auf den Grund seiner Entstehung sowie auf seine praktischen Ziele hinzuweisen. Hat doch die Erfahrung gezeigt, daß selbst unter Freunden unserer Sache betreffs dessen Meinungsverschiedenheiten obwalten.

Als aus der interkonfessionellen Antisklavereibewegung von 1888 sich ein „Afrika-Verein deutscher Katholiken“ entwickelte, der es sich zur Aufgabe machte, unsere afrikanischen Schutzgebiete „durch Bekehrung zum Katholizismus“ zu kultivieren, glaubte eine Anzahl evangelischer Männer solche Arbeit, welche die katholische Kirche mit gewaltigen Mitteln durch zahlreiche Ordens- und Laienbrüder verrichtet, derselben nicht ausschließlich überlassen zu dürfen, und begründete daher den „Evangelischen Afrika-Verein“.

Dieser erstrebt in den deutschen Schutzgebieten die **Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur** unter der eingeborenen Bevölkerung, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern, für die **Wahrnehmung ihrer Menschenrechte** einzutreten und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei mitzuwirken und geht damit an die Lösung derjenigen Aufgaben, welche die evangelischen Missionen unbeschadet ihrer vornehmlichen Arbeit, der Verkündigung des Evangeliums, nicht gut übernehmen können.

Das erste größere Werk war demgemäß die Errichtung einer **Freistätte für befreite Negersklaven,** einer Waisen- und Erziehungsanstalt für eltern- und heimatlose Sklavenkinder in Ostafrika. In gesunder Gegend, in den Bergen Süd-Usambaras, wurde in wasser- und waldreicher Gegend ein umfangreiches Gelände von besonderer Fruchtbarkeit erworben, auf welchem die befreiten Sklaven und -Kinder zur Arbeit erzogen und angesiedelt werden.

In der Nähe auf dem Lutindi-Hügel bei Tamota, etwa 1200 m

über dem Meeresspiegel, in 5 bis 7 Stunden von Korogwe, der Station der Usambara-Eisenbahn erreichbar, ist ein **Erholungshaus für Europäer** angelegt, das, in kühlem, fieberfreiem Höhenklima gelegen, auf einen weiten Urwald herniederschaut und seine gastlichen Pforten allen öffnet, welche im Dienste ihrer Berufsarbeit, mag sie der Kolonialverwaltung, einem wirtschaftlichen Unternehmen, der Wissenschaft oder der Mission gelten, in ihrer Gesundheit geschädigt, der Erholung bedürfen.

Er **sendet** behufs dessen mit seiner Unterstützung besonders vorgebildete **Ärzte** in die afrikanischen Schutzgebiete, wo der Mangel an sachverständiger Behandlung der Kranken unter den Eingeborenen und Ansiedlern sich besonders fühlbar macht.

Gegen die übermäßige Einfuhr von Branntwein seitens gewissenloser Händler, welche die eingeborene Bevölkerung, insbesondere Westafrikas, zu vernichten droht, wird ein energischer Kampf geführt.

Auch die **Förderung des Schulwesens** unter den Eingeborenen, wo Missions- und Regierungsschulen nicht vorhanden sind und eine Vorbildung der Eingeborenen für kleinere Beamtendienste, für welche Europäer nicht vorhanden oder geeignet sind, erforderlich ist, läßt er sich angelegen sein. Solche Schulen wurden in Kamerun, in Bonebela und Lobethal unterstützt, eine wird in Bonanjo unterhalten.

Zur Wahrung seiner Interessen giebt der Verein unter Mitwirkung hervorragender Kenner der afrikanischen Verhältnisse **die Monatsschrift „Afrika"** heraus.

Wie ist nun der Verein im vergangenen Geschäftsjahre diesen seinen Aufgaben gerecht geworden?

Wenden wir uns zunächst unserer Haupt-Arbeitsstätte in Deutsch-Ostafrika auf dem Lutindi-Berge zu. Mit Genugthuung sehen wir da auf eine gesunde und gedeihliche Entwickelung der Sklaven-Freistätte, der Waisen- und Erziehungs-Anstalt des Vereins zurück. Ein gut Stück Kultur-Arbeit ist im vergangenen Jahre geleistet worden. Machten auch die anfangs immer noch anhaltende Dürre und infolge dessen der Mangel an Lebensmitteln, sowie dem entsprechend die allgemeine Hungersnot unter den Eingeborenen ganz bedeutende Opfer zur Erhaltung der Anstalt notwendig, so kamen dieselben doch zum großen Teil auch wieder derselben zugute. Monatelang mußte man die Nahrungsmittel von der Küste her beziehen, monatelang kamen die umwohnenden Waschambaa nach Lutindi und suchten dort Rettung vor dem Hungertode, indem sie dafür ihre Arbeitskraft zur Verfügung stellten. So weit es nun ging, wurden sie als Arbeiter eingestellt; sie haben ein gut Teil von den umliegenden Ländereien der Anstalt zur Aufnahme der Saaten und Pflanzungen urbar gemacht. Mancher Kranke und Schwache mußte indessen, wollte man ihn nicht dem Hungertode anheimfallen lassen, auch ohne solche Arbeitsleistung unterstützt werden. Eine ganze Anzahl von Kindern, deren Eltern und An-

gehörige der Mangel an Nahrung und infolge dessen auch Krankheit dahingerafft hatte, wurde nach Lutindi gebracht, darunter 7, die noch im ersten Lebensjahre standen. Zumeist sind sie gerettet worden; verschiedene, welche schon den Keim der Krankheit in sich trugen, fanden trotz der sorgfältigsten Pflege auf Lutindi ein frühes Grab. So wuchs denn die Anzahl der Kinder auf etwa 60. Wurden ihnen in einem kurzen täglichen Schulunterrichte die einfachsten elementaren Kenntnisse beigebracht, so wurden sie doch nach Maßgabe ihrer Kräfte und Fähigkeiten hauptsächlich in praktischen Arbeiten unterwiesen. In jeder Hinsicht aber sind recht erfreuliche Erfolge zu verzeichnen. Der Gesundheitszustand auf Lutindi ist dem Klima entsprechend ein guter gewesen.

Im Dezember 1899 hatten wir leider den Tod der fürsorgenden Hausmutter zu beklagen, welche an den Folgen der Geburt eines Kindes verstarb. Nun mußten die beiden Vorsteher eine Zeit lang auch die Sorge für das Hauswesen übernehmen. Indessen fanden sie eine wesentliche Hilfe an den älteren Mädchen, und es wurde bei dieser Gelegenheit so recht offenbar, welch gute Früchte eine tüchtige Erziehung zu bringen vermag. Der infolge der größeren Anzahl der Kinder vermehrten Arbeit Rechnung tragend, entsandte der Vorstand im März 1900 Frau Krämer, die Witwe des im Dienste der ostafrikanischen Missionsgesellschaft verstorbenen Missionars, Fräulein Liebusch, die Schwester unsers zweiten Vorstehers auf Lutindi, und den Diakon Hoßbach. Der letztere und Frau Krämer, durch ihre frühere Arbeit in Ostafrika bereits mit den Verhältnissen und der Sprache der Eingeborenen vertraut, mußten für die Erziehungsarbeit auf Lutindi besonders geeignet erscheinen.

Haben demnach im vergangenen Jahre die Verhältnisse auf Lutindi einen bedeutend größeren Kostenaufwand verursacht und unsere Kasse aufs äußerste in Anspruch genommen, so hoffen wir um so mehr, daß unsere Freunde, welche uns bisher treu zur Seite gestanden haben, auch ferner ihre Beihilfe nicht versagen werden.

Auch die Mittelschule des Vereins in Belldorf (Bonanjo) in Kamerun hatte sich im vergangenen Jahre eines guten Fortschrittes zu erfreuen. Sie ist insbesondere eine Anstalt, die der wirtschaftlichen Entwickelung unserer Kolonie zugute kommt. Wir bilden in ihr junge Neger aus, damit sie bei der Regierung, bei den Handels- und Plantagen-Unternehmungen kleinere Beamtendienste thun können, für welche Europäer nicht vorhanden sind. Die Erziehung geschieht in evangelisch-deutschem Geiste. Nimmt nun den Anforderungen entsprechend der Fortbildungs-Unterricht mehr Zeit in Anspruch, als der einfache elementare auf Lutindi, so werden doch auch hier die Zöglinge, welche erst aufgenommen werden, wenn sie bereits eine Elementar-Schule mit Erfolg besucht haben, zu regelmäßiger Arbeit in Gärten und Feldern angehalten. Somit verschaffen sie sich das für ihren Lebensunterhalt Notwendige selber. Die Schülerzahl ist in dem vergangenen zweiten Jahre ihres Bestehens auf über 40

gestiegen. Die bisherigen Erfolge berechtigen zu den besten Hoffnungen. Aber auch die Unterhaltung dieser Anstalt erfordert Mittel. Der bisher für sie benutzte Raum, eine kleine Kapelle, erweist sich je länger je mehr als unzureichend, und der Bau eines eigenen Schulhauses muß baldmöglichst in Angriff genommen werden. Es sei uns daher gestattet, an dieser Stelle die Freunde der Schule von neuem um Gaben für die Weiterführung auch dieser so segensreichen Arbeit zu bitten.

Das Erholungshaus auf Lutindi hat im vergangenen Jahre nur wenige Gäste beherbergt, doch wird dasselbe in der kommenden Zeit, sowie nur die Bahnstrecke von Tanga bis Korogwe fertig gestellt ist, auf häufigeren Besuch rechnen dürfen.

Die praktische Förderung der ärztlichen Mission hat, wie zuvor, so auch im vergangenen Jahre sich lediglich auf die Unterstützung eines Arztes, des Dr. med. Kupfernagel, und des cand. med. Prölß zur Vorbereitung auf ihren künftigen afrikanischen Dienst beschränken müssen. Die Aussendung von Ärzten auf unsere Arbeitsfelder macht sich in jeder Beziehung immer mehr als eins der dringendsten Bedürfnisse geltend. Wer spendet hierzu das Erforderliche?

Die Thätigkeit der auf Anregung unsers Vereins gebildeten Kommission zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels ist im verflossenen Jahre zu einem gewissen Abschluß gelangt. Vom 20. April bis 8. Juni v. J. hat die Konferenz der Signatarmächte zur Revision der Brüsseler Generalakte von 1890 stattgefunden, wodurch der Einfuhrzoll auf für Afrika bestimmte Spirituosen auf 6 Jahre hinaus festgelegt worden ist. Sind auch nicht alle unsere Wünsche erfüllt worden, so ist doch anzuerkennen, daß in der Erhöhung des Minimal-Einfuhrzolls von 15 auf 70 Frcs. pro hl. mit 50 Grad Alkoholgehalt ein wesentlicher Fortschritt liegt. Zwar bilden Togo und Dahomey eine Ausnahme, da für diese beiden Kolonien der Minimal-Einfuhrzoll auf nur 60 Frcs. angesetzt ist. Indes auch hier ist der Fortschritt unverkennbar.

Die wichtigste Bestimmung der neuen Konvention ist aber die, daß der Einfuhrzoll für jeden Grad über 50 Grad Alkoholgehalt verhältnismäßig zu erhöhen ist. Danach hat der bisher in großen Mengen eingeführte reine Sprit einen Einfuhrzoll von wenigstens 140 Frcs. zu zahlen, was zur Folge haben wird, daß diese Einfuhr aufhört.

Die Kommission wird einstweilen ihre Aufgabe darin sehen, die Entwickelung des afrikanischen Branntweinhandels auf grund der neuen Bestimmungen zu beobachten und danach zur geeigneten Zeit gegebenen Falles weitere Schritte zu thun.

Außerdem haben wir mit Genugthuung festzustellen, daß endlich für Kamerun eine Verordnung betreffend den Kleinhandel mit geistigen Getränken und deren Ausschank ergangen ist, durch welche dem bisherigen Zustande, daß jeder, der nur wollte, einen Schnaps-Ausschank eröffnete, ein Ende gemacht ist. Für Togo war eine

solche Verordnung bereits 1894 erlassen; an ihre Stelle ist eine neue getreten.

Unser Vereinsorgan, die Monatsschrift „Afrika“ ist, wie bisher, herausgegeben und unsern Mitgliedern zugestellt worden.

Die Geschäfte des Vereins sind im vergangenen Jahre vom Generalsekretär besorgt worden. Indessen hat leider eine schwere Erkrankung desselben in den Wintermonaten eine umfangreichere Agitation für die Arbeiten des Vereins gehindert. Doch geben wir uns der Hoffnung hin, daß uns die Folgezeit für unsere so notwendigen und dringenden Bestrebungen und Arbeiten zum Wohle der Eingeborenen in unseren Schutzgebieten, damit aber nicht zum mindesten auch zum Wohle unsers engeren Vaterlandes, immer neue Freunde zuführen wird. Möchte doch jeder, der ein Verständnis dafür hat, es sich angelegen sein lassen, auch an seinem Teile uns hierbei thatkräftig zu unterstützen!

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen den 15. Oktober 1900.)

Der Monatsbericht über unsere Kolonie **Deutsch-Ostafrika** kann nicht stillschweigend über die Ankunft des Gouverneurs, Generalmajor v. Liebert, in der Heimat und über die hiermit zusammenhängenden Ereignisse hinweggehen. Es ist fraglich, ob er wieder nach Afrika zurückgehen, ob er nicht als Truppenkommandeur in der Armee Verwendung finden wird. Es wäre im Interesse der Kolonie ein solcher Wechsel des seit kaum vier Jahren im Amte befindlichen Gouverneurs nur zu bedauern, da eine größere Stetigkeit der Verwaltung bei dem Mangel an orientierten Gouverneur-Kandidaten dringend zu wünschen ist. Wenn aus anderen — im Interesse der Armee oder des Generals v. Liebert liegenden — Gründen dessen Rücktritt in die Armee wünschenswert oder notwendig erscheint, würde darin nichts Wunderbares liegen, zumal noch keiner der Gouverneure von Ostafrika so lange seinen Posten bekleidet hat, wie v. Liebert. Die aus verständnisvoller Anerkennung seiner Amtsführung erwachsene sympathische Begrüßung des Rückkehrenden fand einen bezeichnenden und würdigen Ausdruck in einem Artikel des Amtsvorgängers, Majors v. Wißmann, in der „D. K.-Z.“ Es möchte niemand kompetenter sein, als gerade dieser, der die Schwierigkeiten kennt, mit welchen sein Nachfolger zu kämpfen hatte, und am besten beurteilen kann, was er in den Jahren seiner Thätigkeit geschaffen und geleistet hat.

Der Anerkennung dieses zum Urteil befugten Mannes gegenüber muß es um so mehr auffallen, daß ein mit den örtlichen Verhältnissen Ostafrikas nur aus Büchern und Berichten bekannter Schriftsteller, der Redakteur der „Kolonialen Zeitschrift“, Dr. Hans

Wagner, nicht nur diese seit einiger Zeit zu heftigen Angriffen gegen General v. Liebert benutzte, sondern ihn mit einer Flugschrift „Falsche Propheten" begrüßte, welche in persönlichen Angriffen das äußerste leistet und sich einer Sprache bedient, wie sie gehässiger und für eine sachliche Erörterung ungeeigneter kaum gedacht werden kann.

Herr Wagner bezichtigt den Gouverneur in erster Linie der Insubordination, ohne zu bedenken, daß eine solche, wenn sie nach Auffassung der vorgesetzten Behörde und des in diesem Falle allein entscheidenden allerhöchsten Kriegsherrn wirklich vorläge, längst gerügt worden wäre, und daß hierfür am wenigsten die auf Zeitungsklatsch und persönliches Verständnis gegründete Ansicht eines Zeitungsredakteurs den Maßstab abgiebt. Die Thatsache, welche dieser ausbeutet, ist in dem Erlaß des Gouverneurs gegeben, mit dem er eine frühere Verfügung zurücknimmt. In wohlmeinender Absicht hatte er, als die Ergebnisse der Hüttensteuer auch im Innern der Kolonie überraschend günstige waren, verfügt, das 50 Prozent davon den Bezirks-Verwaltungen zur Verfügung bleiben sollten. Da aber im Etat eine solche Maßregel nur für die Küstengebiete vorgesehen war, mußte das Kolonialamt Einspruch hiergegen erheben. Also nicht aus Zweckmäßigkeitsgründen, sondern wegen etatsrechtlicher Bedenken war der Gouverneur veranlaßt, diese Verfügung zurückzunehmen, und sprach in dem neuen Erlaß aus, daß er trotz seines Einspruchs hierzu durch Verfügung der Kolonial-Abteilung genötigt sei. Dies ist die einzige, längst bekannte Thatsache, alles Weitere, was Herr Wagner heranzieht, unkontrollierbare Zeitungsnachrichten. Ein zweiter Vorwurf bezieht sich auf das Verhalten des Gouverneurs gegen das Deuß'sche Transportunternehmen, welchem er zunächst sehr entgegenkommend begegnete, dann aber in einem Bericht an das Kolonialamt entgegentrat. Welche Gründe hierzu veranlaßten, entzieht sich nicht nur der allgemeinen, sondern auch der Kenntnis des Herrn Wagner. Daß sie auch von der Firma Deuß als stichhaltig anerkannt sein müssen, ergiebt sich daraus, daß diese dem General ihr Bedauern über die durch Herrn Wagner veranlaßte Veröffentlichung der betreffenden Briefe ausgedrückt und bestimmt erklärt hat, daß sie dessen Angriffen gänzlich fern stünde.

In dritter Linie stellt Herr Wagner die Behauptung auf, daß die Zustände in Deutsch-Ostafrika infolge der Schuld des Gouverneurs sehr trübe seien, daß die Art, wie die Hüttensteuer durchgeführt wurde, die ganze Kolonie dicht vor den Aufruhr gestellt habe, daß jede seiner Maßnahmen unpraktisch und geeignet gewesen sei, die gesunde Entwickelung der Kolonie zu hindern.

Diesem Vorwurf begegnet der General selbst in einem Artikel der „D. K.-Z.": „Vier Jahre Gouverneur von Deutsch-Ostafrika", in welchem er sein Programm entwickelt: „Herstellung absoluten Friedens, Ausbreitung der deutschen Verwaltung über das ganze Land, Einführung der Hütten- und Gewerbesteuer. Aufschließung

des Landes durch Wege und Eisenbahnen und Förderung jeder wirtschaftlichen Unternehmung“, und die Mittel schildert, mit denen er dieses Programm zum größten Teil durchgeführt hat. Da Herr Wagner nur tadelt, aber kein Wort darüber verliert, welche Ziele er für erreichbar und welche Mittel er für anwendbar erachtet, so sind seine Ausführungen gänzlich wertlos und um so bedauerlicher, als sie ein ganz falsches Bild von den Zuständen in der Kolonie entwerfen. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, in welcher Verfassung Liebert die Kolonie übernahm: von dem Küstengebiet nicht über Mpapua hinaus in Verwaltung, der ganze Süden und das Seengebiet in steter Beunruhigung und Bedrohung durch starke unbesiegte Völkerschaften, die Schutztruppe deshalb lediglich für kriegerische Zwecke verfügbar, der Verkehr angewiesen auf schwierige Naturwege und die Gutwilligkeit der Bevölkerung, überall gefährdet durch deren Gelüste und erschwert durch örtliche Hemmnisse, im Hinterlande stets Übergriffe von seiten des Kongo-Staates und der Engländer in Uganda, hierdurch das Land ausgebeutet und in fortwährender Beunruhigung, die Eingeborenen der Arbeit entfremdet und sich auf die Gewinnung der unentbehrlichsten Lebensmittel beschränkend. Und wie ganz anders sieht es heute aus! Bis auf das kleine Gebiet am Meru-Berge sind alle wilden, kriegerischen Völkerschaften in Botmäßigkeit, die Verwaltung bis zur westlichen Grenze ausgedehnt; im Genuß des Friedens und der Ordnung vermehrt sich die Bevölkerung zusehends und nimmt größere Landflächen in Bebauung. Wege durchziehen das Land und Rasthäuser entstehen, um den Verkehr zu erleichtern, Brunnen werden an den Straßen angelegt und Hospitäler in größeren Orten; an der Küste sucht man durch Entwässerungssysteme und Versorgung mit gutem Wasser sowie durch Massivbauten dem ungesunden Klima entgegenzutreten. Einfuhr und Steuerkraft wächst; nur eins ist im Zurückgehen begriffen, der Karawanenhandel und die Ausfuhr. General v. Liebert gesteht dies nicht nur freimütig zu, sondern betont es sogar, weil er es als Folge der Eisenbahnlosigkeit des Landes, das von allen Seiten durch die Nachbarn mit Schienenwegen umspannt wird, vorausgesehen hat, und weil er daraus die unbedingte Notwendigkeit folgert, unversäumt und energisch mit dem seit zehn Jahren geplanten Bau der Centralbahn endlich vorzugehen.

Es ist wohl keine Frage, daß er deshalb gerade zurückgerufen wurde, um die Regierung in der Eisenbahnfrage dem Reichstag gegenüber zu unterstützen. Es ist aber andererseits außerordentlich durchsichtig, was Dr. Wagner mit seinen Angriffen bezweckt. Er ist ein entschiedener Gegner dieser Eisenbahn, er fürchtet, daß das Gewicht des Gouverneurs zu deren Gunsten wirken möchte, und er sucht ihm bei Zeiten den Boden unter den Füßen zu entziehen, er verdächtigt ihn und häuft Anklage auf Anklage, um sein Ansehen zu untergraben. So ist natürlich auch der Rückgang des Karawanen-

handels Lieberts Schuld. Wir stehen aber vor der Gefahr, daß man nun die Eisenbahn für den geringen Handel, dessen Rückgang man mit schlimmsten Farben malen wird, nicht mehr braucht, nachdem man früher ihren Bau so weit hinausschieben wollte, bis der Handel sich hinreichend entwickelt habe. Daß gerade die Eisenbahn das wichtigste Entwickelungsmittel ist und sich als solches in allen afrikanischen Kolonien erweist, daß nur die Eisenbahnen unserer Nachbarn unsern Handel zurückgehen lassen, und daß nur der eigene Eisenbahnbau die Kolonie zu retten und zum Aufblühen bringen kann, das einzusehen wehren sich die Gegner in jeder Weise, und welche Mittel sie anwenden, dessen ist die Flugschrift des Dr. Wagner ein Zeugnis. Allerdings ist sie in ihrer Unsachlichkeit und Taktlosigkeit wenig geeignet, bei anderen als den ausgesprochenen Kolonialgegnern Anklang und Beachtung zu finden.

Über die Eisenbahnanlage selbst und ihre Ausführbarkeit wird nun vor allen Oberstleutnant Gerding sein kompetentes Urteil abgeben, nachdem er aus Afrika zurückgekehrt ist, und daß es durchaus günstig lautet, ergiebt sich aus einem Vortrage, welchen er vor dem Verein für Eisenbahnkunde gehalten und mit dem Ergebnis geschlossen hat, daß mit dem Bau der Centralbahn nicht gezögert werden dürfe, er sei eine Lebensfrage für das Schutzgebiet.

Auf der Usambara-Bahn fuhr bisher nach jeder Richtung täglich, mit Ausnahme der Sonntage, ein Zug, mit dem Personen, Privat- und Dienstgüter befördert wurden. Es zeigte sich im zweiten Vierteljahr eine beträchtliche Verkehrssteigerung gegen das Vorjahr und dem entsprechend (trotz einer zweitägigen Betriebsunterbrechung wegen starker Regenfälle) eine Steigerung der Einnahmen um 30 Prozent. Die Telegraphenleitung ist bis Muhesa fertig, die Neubau-Strecke Muhesa—Korogwe ganz abgesteckt, und die Erdarbeiten, welche auch auf der zweiten Strecke fortschreiten, sollten am 1. September so weit beendigt sein, daß das Geleise verlegt werden konnte. Sehr erfreulich ist die Thatsache, daß auch der Mangel an Arbeitern sich immer mehr mindert.

An die Festlegung der Grenze des Kongo-Staates, welche Arbeit in Jahresfrist beendet sein wird, wird sich voraussichtlich eine solche der englischen Grenze anschließen. Auch beabsichtigt man englischerseits, eine genaue Vermessung des Viktoria-Sees vorzunehmen und hierbei auch dessen südliche, dem deutschen Gebiet angehörende Teile mit aufzunehmen. Es darf wohl vorausgesetzt werden, daß man unserseits deutsche Vermessungsoffiziere an diesem Unternehmen beteiligen wird, um zuverlässiges Material zu erhalten, was von dem englischen nicht unbedingt vorauszusetzen ist.

Die günstigen Verhältnisse des Wahehe-Landes für die Besiedelung, welche vielfach — auch von alten Afrikanern — angezweifelt wurden, werden jetzt durch einen badischen Ansiedler bestätigt, welcher sich außerordentlich befriedigt über den Fortgang seines Unternehmens äußert und unter anderem sagt: „Man muß unsere

Kolonie kennen, dann kann man richtig sagen, es sei ein Land, worinnen Milch und Honig fließt; nur," fügt er hinzu, „sollten wir Bahnen und Verkehrswege haben, was aber auch noch kommen wird."

Im Uluguru-Gebirge findet man einen außerordentlich brauchbaren Glimmer. Eine Expedition ist behufs genauer Untersuchung dorthin abgegangen, um größere Mengen nach Deutschland zur Prüfung zu senden. Auch eine geregelte Ausbeutung der Granatfelder im Süden der Kolonie kann jetzt als gesichert angenommen werden. Beide Unternehmen bedürfen aber der Schienengeleise. So drängt alles zum Bahnbau.

Wegen eines Duells, das zwischen dem Oberrichter Ebermayer und dem Apotheker Wilms in Dar-es-Salaam stattgefunden haben soll, ist amtlicherseits Untersuchung eingeleitet.

Die **Ugandabahn** war am 31. März d. J. bis Kilometer 326, Station Nairobi, für Personen-, bis Kilometer 362 für Güterverkehr freigegeben und erzielte eine Einnahme an Personenfahrgeld von ca. 400000, an Frachten 4869350 Mark, zusammen also über 5 Millionen. Die Gesamtausgaben betrugen ungefähr 61 Millionen und 1 Kilometer hat 57000 Mark Baukosten verursacht. Die Rentabilität liegt auf der Hand. Als Arbeiter wurden namentlich Kulis (im letzten Jahre über 18000) verwendet, von Beschotterung vorläufig abgesehen, nur zwischen Kilometer 280 und 328 war sie wegen Regenunterwaschung notwendig. Die ganze Bahn wird bis Port Florence an der Ugave-Bucht 582 Meilen, d. i. ca. 931 Kilometer, lang werden.

Die für Großbritannien günstige Wendung, welche der Krieg in **Südafrika** seit Roberts Befehlsübernahme genommen hat, die hierdurch veranlaßte Stärkung der herrschenden imperialistischen Strömung in der Nation scheint den Beweggrund abgegeben zu haben zu der am 17. September erfolgten Auflösung des englischen Unterhauses. Die Verhältnisse liegen zur Zeit ganz besonders günstig für Neuwahlen; denn wenn auch das alte Parlament der Regierung keine Schwierigkeiten mehr zu bereiten imstande war, nachdem die Opposition sich bisher zu einem einigen Einspruch gegen die Maßnahmen des Ministeriums nicht hatte aufraffen können, so war doch nicht vorauszusehen, ob man 1901 oder 1902 in der Lage sein würde, auf einen so günstigen Ausfall der Wahlen rechnen zu können, als gerade jetzt. Die Regierung, an deren Spitze binnen kurzem Chamberlain treten wird, wünscht offenbar, den günstigen Augenblick zu benutzen, um die Mitverantwortung für die Vorgänge in Südafrika und ihre etwaigen Folgen einem Parlament aufzuerlegen, das für eine Reihe von Jahren sich hiermit die Hände bindet und keine Schwierigkeiten machen wird, den weit ausschauenden imperialistischen Plänen Chamberlains seine Unterstützung zu leihen. Der Ausfall der Wahlen hat denn auch, so weit er bereits vorliegt, keine Stärkung der Opposition ergeben. Damit (und mit Salis-

burys voraussichtlich baldigem Rücktritt) wird auch der zu Mäßigung hinneigende Teil des Ministeriums ganz zurückgedrängt, der in dem Vorgehen gegen die Burenstaaten hinreichend charakterisierten Politik Chamberlains freier Raum gewährt; die letzten Hoffnungen der Buren auf die Erhaltung einiger Selbständigkeit sind damit vernichtet.

Es spricht sich dies auch in den Verhandlungen des Kap-Parlaments aus, wo von Mr. Sauer ein Adreß-Entwurf eingebracht worden ist, welcher die Königin um Erhaltung der Selbständigkeit beider Republiken bittet. Schreiner bemühte sich durch ein Amendement, dieses Ansinnen den Briten etwas mundgerechter zu machen, aber Sir Gordon Sprigg trat energisch entgegen und scheute sich nicht, Krüger als Kapitalisten und Dieb hinzustellen. Dies ist ein Widerklang all der verleumderischen und unwürdigen Erörterungen, welche die englische Presse an des Präsidenten Rückzug nach Lorenzo-Marques knüpfte. Daß die portugiesische Regierung ihn hier durch Einquartierung im Gouvernementsgebäude jeder Beeinflussung der Unternehmungen und Ereignisse in Transvaal entzog, kann als Maßregel des neutralen Staates nicht gemißbilligt werden, daß aber englische Zeitungen ernstlich darauf dringen, Krügers Reisegepäck einer eingehenden Untersuchung zu unterwerfen, um ihn zu hindern, wichtige Staatspapiere und Geldsummen mit sich zu nehmen, beweist, welche geringe Achtung sie selbst für die Pflichten der Neutralität besitzen. Daß sie Krüger hierbei geradezu des Diebstahls bezichtigen, zeigt nur ihren aller Billigkeit entbehrenden Standpunkt in Fragen des Völkerrechts. Sobald Krüger irgendwie sich auf englisches Gebiet begeben oder der Gefahr einer Durchsuchung durch ein englisches Kriegsschiff aussetzen würde, ist kaum zu bezweifeln, daß man ihm dieses hätte angedeihen lassen; deshalb ist die Darbietung eines holländischen Kriegsschiffes durch die Königin der Niederlande als ein Akt hochzuhalten, der Europa vor dem Schauspiel einer solch wenig würdigen Handlung bewahrt hat. Wie in England diese kühne That aufgenommen wurde, zeigt ein wutschnaubender Artikel des ministeriellen Blattes, des „Standard“, welcher Holland Undankbarkeit gegen empfangene Wohlthaten vorwirft und ihm, als einem Parteigänger des Feindes, die Freundschaft aufkündigt. Dieses überall hervortretende dringende Verlangen, Krüger etwa mitgeführte wichtige Dokumente abzunehmen, deutet auf ein unruhiges Gewissen; wenn sie nichts für England Belastendes enthielten, läge kaum ein Interesse vor, die Staatspapiere des Burenstaates etwa in die britische Verwaltung zu übernehmen. Das Schiff „Gelderland“ ist in Lorenzo-Marques eingetroffen, und die Abreise des Präsidenten steht in diesen Tagen bevor. Gegen die von Roberts aufgestellte Behauptung, er habe mit dem Überschreiten der Grenze formell seine Würde niedergelegt und die Sache der Buren im Stich gelassen, veröffentlichte die Burendeputation in Europa eine Erklärung, daß er mit Ermächtigung des

ausführenden Rates von Transvaal und nach bereits 1899 getroffenen Bestimmungen im Interesse seines Volkes abgereist sei. Ein gleichfalls von dieser Gesandtschaft erlassener Aufruf, den Buren Beistand zu leisten, kann bei der augenblicklichen politischen Lage noch weniger Erfolg haben, als ihre bisherigen Bemühungen.

Portugal ist eifrig bemüht, seinen Neutralitäts-Verpflichtungen, zumal sich diese jetzt gegen die Buren wenden, nachzukommen; es hat — etwas spät — Truppen an der Grenze aufgestellt, diese neuerdings verstärkt und die übertretenden Buren interniert. Zu spät wird es jetzt auch gewahr, daß Großbritannien für die bisher erwiesenen etwas weitgehenden Gefälligkeiten (Abschneidung aller Zufuhr von Lebensmitteln und Kleidung nach Transvaal und andererseits Durchzug-Gestattung in Beira) ihm durchaus keinen Dank zollt und wird ernstlich besorgt wegen der Zukunft seiner Kolonie, welche, nunmehr eingeklemmt zwischen englisches Gebiet, eine viel zu wünschenswerte Ergänzung zu diesem bildet, als daß sie nicht die längst erregte Begierde aufs neue anstacheln sollte. Lorenzo-Marques ist für die englischen Häfen in Südafrika ein äußerst gefährlicher Konkurrent. Die Engländer haben aber nun den größten Teil der Binnenland-Verbindung in Händen. Zufolge Eroberungsrechts wird, wie die „Morning-Post" auseinandersetzt, die britische Regierung Besitzerin sämtlicher bisher im Besitz der Transvaal-Regierung gewesenen Aktien der „Niederländischen Eisenbahngesellschaft". Sie wird nicht zögern diese zu expropriieren, was über neun Millionen Pfund Sterling kosten wird, wovon aber ein großer Teil in den eigenen Säckel zurückfließt. Als Eigentümer dieses Hauptteils der Bahn kann aber England einen solchen Druck auf Portugal durch alle möglichen Beförderungs- und Grenz-Schwierigkeiten ausüben, daß dieses seinen Besitz am Rest der Bahn — den es soeben erst teuer erkauft hat — fahren läßt; es sei denn, daß schon vorher der ganzen Portugiesen-Herrschaft in Süd-Afrika ein Ende gemacht ist. Und davor ist man nach dem jetzigen brüsken Auftreten der englischen Zeitungen mit vollstem Recht ernstlich bange.

Für die zukünftige Verwaltung und militärische Besetzung der Republiken werden nun die Bestimmungen getroffen. Es ist entschieden, daß sowohl Roberts, der am 30. September zum Oberbefehlshaber der britischen Armee ernannt ist, als auch Buller nach England zurückkehren und daß Lord Kitchener mit einer Besatzungsarmee von 60000 Mann die Oberleitung erhalten soll. In Pretoria, Johannesburg und Bloemfontein sollen Besatzungen von je 10000 Mann gelegt, der Rest in kleinen Garnisonen verteilt werden. Außerdem soll Baden-Powell an der Spitze einer Polizeitruppe von 20000 Mann berittener Infanterie stehen. Man hat auch bereits begonnen, einige Truppenteile vom Kriegsschauplatz zurückzuziehen, zunächst die Kanadier — wohl gezwungen durch ihre Weigerung, länger zu dienen —, welche man, nur noch 16 Offiziere, 319 Mann stark, am 26. September in Kapstadt einschiffte, dann das Bataillon

und die Batterie Londoner Freiwilliger, die am 5. November in der Heimat eintreffen sollen. Ferner ward aber am 1. Oktober eine ganze Garde-Brigade von Komati-Poort aus zurückgesandt. Weiter scheinen aber die Schwächungen der Armee noch nicht vorgeschritten zu sein, und auch zu der von der Königin von England für Ende November befohlenen Vorführung der kolonialen Regimenter werden nur Deputationen entsandt, denn immer noch machen die Buren den Engländern das Leben recht sauer.

Die letzten Reste der größeren Abteilung, welche unter Ludwig Botha an der Delagoa-Bahn so lange und hartnäckig Widerstand geleistet hatte, wurden durch die Kämpfe in der ersten Hälfte des September zwar zertrümmert, aber nicht vernichtet. Pole-Carew erreichte am 14. September Kaapschehoop, French nach hartem Gefecht Barberton, wo er namhafte Beute machte. Unter fortwährenden Kämpfen kam Pole-Carew am 18. nach Kaapmuiden, während die Brigade Stephenson am 17. Nelspruit, alles an der Bahnlinie, besetzte. Erst am 24. gelang es, bis Komati-Poort vorzudringen, wo sich nun Hamilton, Pole-Carew und binnen kurzem Kitchener vereinigten. Bis zuletzt machten sich die Buren hierbei bemerklich durch Zerstörungen der Eisenbahn auch im Rücken der englischen Truppen. Dann wandten sie sich nach Norden.

An Stelle des erkrankten Botha übernahm zunächst Viljoen das Kommando über den Rest von Mannschaften und zog sich damit nach den Zoutpansbergen zurück. In Pietersburg sollte eine Vereinigung aller noch unter Delarey, Erasmus, Grobler und anderen zusammengehaltenen Abteilungen stattfinden, und auch Botha kehrte, bald wiederhergestellt, zu den Truppen zurück. Roberts fand es notwendig, diesen neu organisierten Widerstand zu brechen und beauftragte Buller, dessen Truppen vom Spitzkop aus vergebens versucht hatten, den Abmarsch der Buren zu stören, ihnen nach Norden in die unwirtlichen und ungesunden Gebiete der Zoutpans- und Drakens-Berge zu folgen. Er setzte sich vom 26. bis 29. September in Bewegung nach Pilgrims-Rest (30 km nordöstlich Lydenburg) und besetzte am 1. Oktober Krügerspost, das 21 km nördlich Lydenburg liegt. Hier erreichten ihn Verstärkungen, während andererseits die Buren sich bemerklich machten, indem sie auf große Entfernung mit Geschütz (das sie also doch noch besitzen) das englische Lager beschossen. Vor einer ausrückenden Kavallerie-Abteilung zogen sie sich samt Geschützen zurück. Noch eine Etappe rückte Buller vor, nach Öhrigstad (45 km von Lydenburg), weiter scheint er aber mit seinen überanstrengten Truppen nicht gekommen zu sein. Kurze Zeit darauf ward sein Rückmarsch gemeldet.

Inzwischen hatten die bis an die portugiesische Grenze vorgedrungenen englischen Brigaden die noch zerstreut dort kämpfenden Buren-Abteilungen über die Grenze gedrängt, wo am 23. und 24. September ungefähr 3000 Mann von den Portugiesen interniert wurden. Hier glaubte man endlich mit dem Gegner fertig und un-

bestrittener Herr der Delagoa-Bahn zu sein. Man ging ans Werk, die zerstörten Brücken bei Kaapmuiden und Krokodilpoort notdürftig wieder herzustellen. Aber man täuschte sich. Am 1. Oktober erfolgte plötzlich bei der Station Pan, ungefähr 16 km östlich des stark besetzten Middelburg ein Angriff auf einen Eisenbahnzug, der den Engländern schwere Verluste zuzog; und am 9. Oktober brachten die Buren bei Kaapmuiden einen Eisenbahnzug zum Umstürzen, ein Unfall, der wesentlich vergrößert wurde durch die Verluste, welche auch die in unvorsichtiger Weise der Unglücksstelle sich nähernden Hilfsmannschaften durch die Kugeln der Feinde erlitten.

Zweifellos sind es nur vereinzelte von den zahlreichen Unternehmungen der Buren, welche wir erfahren. Aber auch aus den spärlichen Nachrichten ergiebt sich mit Bestimmtheit, daß kein Teil der Burenstaaten sich im ruhigen Besitz der Briten befindet. So wird aus Natal die Wegnahme eines ganzen Wagenzuges durch die von Vryheid vorgehenden Buren (Jagers-Drift 1. Oktober) gemeldet; so wurde im September am äußersten westlichen Ende von Transvaal Schweizer Renneke längere Zeit von ihnen eingeschlossen, bis eine Hilfskolonne Entsatz brachte. So lag Hart über einen Monat in der Gegend von Krügersdorp mit den Buren in täglichem Kampfe. Der schlimmste Führer im kleinen Kriege bleibt aber De Wet. Er nötigte die Engländer, fast den ganzen Südosten des Oranje-Staates von Rouxville bis Dewetsdorp und Ficksburg zu räumen. Eine Kolonne ward unter Oberst Lisle aus auserlesenen Offizieren und Mannschaften gebildet, um seiner endlich habhaft zu werden, Rundle und Brabant wurden an der Jagd beteiligt; aber es kam wohl zu Kämpfen, jedoch zu keinem endgiltigen Erfolg. Es bleibt im Oranje-Staat beim alten, so daß jetzt ein neues Kesseltreiben, von Norden nach Süden gerichtet, ins Auge gefaßt sein soll, da die Eisenbahn- und Telegrahen-Zerstörungen kein Ende nehmen und die Verbindungslinien, immer notdürftig geflickt, in einem jammervollen Zustande sind.

Man kann aus den Vorgängen schließen, daß Ludwig Botha und mit ihm Schalk-Burger und Steijn auf dem Wege nach Pietersburg sind, um sich hier mit Erasmus zu treffen, Delarey, der zuletzt in Rustenburg war, ist gänzlich unsichtbar geworden, Christian Botha ist in Vryheid und De Wet im südlichen Oranje-Staat. An ein Ende des Krieges ist noch nicht zu denken. Trotzdem will Roberts noch im Oktober abreisen und Kitchener den — nicht gerade dankbarsten — Rest der Arbeit überlassen. Wenn dieser richtig beurteilt wird, beginnt damit eine Periode der Brutalität, wie sie bisher bei zivilisierten Nationen unbekannt war.

Über die Eisenbahn in **Deutsch-Südwestafrika** hat Oberstleutnant Gerding berichtet, daß der Verkehr, wie geplant, am 1. Juli bis Karibib (194 km) eröffnet und hiermit die Durchquerung des wasserlosen, gebirgigen Küstenstreifens, welche bisher in tagelanger Mühsal so viele Tiere kostete, in wenigen Stunden ermöglicht ist.

Der für diese Strecke vom Gouverneur festgestellte Tarif beträgt I. Klasse pro Kilometer 10 Pf., II. Klasse für Weiße 6, für Eingeborene 4 Pf.; Hin- und Rückfahrt I. Klasse 15, II. Klasse (nur für Weiße) 9 Pf. Stückgut zahlt nach dem Normaltarif pro 100 kg und 1 km 4 Pf., im Ausnahmetarif 2 Pf.

Die Inangriffnahme der Arbeiten an der Mole von Swakopmund ist auch dem Hafen in der Lüderitzbucht zu gute gekommen, da das Hafenbauamt die dort notwendigsten Arbeiten hat ausführen lassen. Der allein nutzbare nördlich des hölzernen Piers gelegene Teil der Bucht enthält eine Anzahl gewachsener Felsen, die bis 0,4 und 0,5 m unter Niedrigwasser emporragen; der Verkehr der dort befindlichen Dampfbarkasse, welche 0,8 m Tiefgang hat, war also auf höhere Wasserstände beschränkt. Das Hafenbauamt in Swakopmund hat nun nach Beschaffung eines Taucherapparates am 4. Juli den Werkmeister Franke mit drei Arbeitern nach Lüderitzbucht geschickt, um innerhalb eines Monats die Felsköpfe nach Möglichkeit wegzusprengen. Es ist dadurch eine durchgängige Fahrtiefe von 1,5 m erreicht werden, welche sich durch Wegräumen der Felstrümmer auf 2,0 m mit Leichtigkeit steigern läßt, sobald einmal Arbeitskräfte hierfür verfügbar werden.

Professor Rehbock hat seinen im vorigen Bericht erwähnten Aufsatz „Deutschlands Aufgabe in Südwestafrika", in welchem er die Notwendigkeit einer beschleunigten Besiedelung mit deutschen Kolonisten nachwies, durch einen weiteren längeren Aufsatz „Die Besiedelung Deutsch-Südwestafrikas" in der „D. K.-Z." ergänzt. Er kommt hier zu dem Ergebnis, daß eine Besiedelung mit Kleinbauern, wie sie allein zum Ziele führen kann (da sich wohlhabende Leute für den Großbetrieb der Tierzucht kaum in großer Anzahl finden werden), die Ausführung von großen Stauanlagen zur Vorbedingung hat, damit der Ackerbau in geeigneten Gegenden überhaupt sich ermöglichen läßt, daß aber die Kosten dieser Anlagen binnen kürzester Frist durch die gewonnenen Vorteile aufgewogen werden. Die angestellten Untersuchungen lassen nämlich erkennen, „daß die Versorgung Deutsch-Südwestafrikas mit einheimischen pflanzlichen Nährstoffen nicht nur möglich, sondern sogar in hohem Grade gewinnbringend sein wird, daß sie ein Mittel bietet, große Beträge, die heute ins Ausland abfließen, zum Vorteile seiner kulturellen Erschließung dem Lande zu erhalten, daß sie das Schutzgebiet von der Verpflegung über See unabhängig machen und dadurch gegen den Erfolg einer feindlichen Blockade schützen kann, daß sie vor allem aber ein Mittel bietet, das Schutzgebiet mit deutschen Bauern zu besiedeln und dadurch nicht nur wirtschaftlich stark, sondern auch zu einem wichtigen politischen Machtfaktor Deutschlands in Südafrika zu machen."

Es würde natürlich nicht die eine bei Hatsamas geplante und seit Jahren hin und her überlegte Stauanlage genügen, sondern eine Mehrzahl (5) solcher, über das ganze Gebiet der Kolonie in

Abständen von mindestens 200 km verteilt, erforderlich sein. Freilich muß mit einer endlich einmal der Anfang gemacht werden, und deshalb schließt Rehbock ganz richtig mit den Worten: „Möge es genug sein der Worte, mögen nun Thaten folgen!"

Es muß bei dieser Gelegenheit ein kleiner Irrtum des vorigen Berichtes berichtigt werden: Nicht die Zahl der Deutschen, sondern sämtlicher Ansiedler belief sich 1898 auf 278, die der Deutschen auf 112, und sie ist in 1900 auf 147 (Druckfehler 187) gestiegen.

Nicht ohne Bedeutung für die Besiedelungsfrage ist ein Beschluß des kolonial-wirtschaftlichen Komitees vom 11. September, eine Bohrkolonne zwecks Beschaffung von Trinkstätten zur Hebung der Viehzucht in Deutsch-Südwestafrika zu entsenden. Vorbedingung ist die Beteiligung der Farmer an dem Unternehmen, indem sie sich verpflichten, das für den Transport der Kolonne von Farm zu Farm erforderliche Zugvieh, sowie Material und Arbeitskräfte für die Vorarbeiten und sonstigen Hilfsleistungen zu stellen, die gebohrten Brunnen längstens binnen Jahresfrist nutzbar zu machen und die Bohrkerne behufs wissenschaftlicher Verwertung dem Komitee zu überweisen. Jeder Farmer kann sich zunächst zu zwei Bohrstellen anmelden und hat dies bis spätestens 1. Februar 1901 auszuführen.

Der seit 1896 über den Bezirk Gobabis verhängte Kriegszustand ist nunmehr durch Verfügung des Gouverneurs aufgehoben, da der Bezirk als völlig beruhigt angesehen werden kann. Die kostenfreie Hinaussendung von weiblichen Personen durch die Deutsche Kolonial-Gesellschaft hat sich bisher durchaus bewährt. Es sind 60 Personen, teils Dienstmädchen, teils Bräute, Ehefrauen und sonstige Angehörige befördert worden, und die übergesiedelten Mädchen sind mit wenigen Ausnahmen alle bereits verheiratet oder verlobt.

Die Süd-**Kamerun**-Gesellschaft ist im Sanga-Gebiet auf größere Schwierigkeiten gestoßen, als man angenommen hatte. Die Gegend am Ngoko ist äußerst menschenarm, so daß die Gewinnung von Arbeitskräften außerordentlich erschwert war. Im Norden hingegen steht eine zahlreiche Bevölkerung ganz unter dem Einfluß der Haussa. Sie treibt Sklavenraub und hinderte in jeder Weise den Handel der Gesellschaft, welcher den Haußa natürlich unbequem war. Das veranlaßte Kämpfe mit dem Stamm der Nzymu, welche wahrscheinlich zur Aufstellung einer Schutztruppe auch für dieses Gebiet nötigen werden. Um sich Arbeiter zu verschaffen, ist man neuerdings gewillt, mit dem Häuptling in Bertua, welcher sich bereits Dr. Plehn hilfreich erwies, in Verbindung zu treten, um einige hundert Mann zu erhalten, mit denen man in die ausgedehnten Waldungen eindringen und in rationeller Weise Gummi gewinnen kann.

Auch die Südwest-Kamerun-Gesellschaft will nunmehr ihre Thätigkeit beginnen, indem sie mit anderen Kamerun-Interessenten

zusammen ein bestehendes und eingeführtes Geschäft übernommen hat. Sie will im Innern ein Produktengeschäft, an der Küste vornehmlich Kassa-Geschäfte anfangen und hat einen tüchtigen Leiter dazu engagiert.

Die französischen Mitglieder der gemischten Grenz-Kommission, die Kolonialbeamten Cureau und Laurent reisen am 15. November von Bordeaux ab und begeben sich zunächst nach Libreville. Der deutschen Abteilung, welche Hauptmann Engelhardt führt, wird 1 Offizier der Schutztruppe mit 25 Mann, ebenso viel wie Mannschaften der französischen Truppe beteiligt sind, beigegeben. Auch einige spanische Bevollmächtigte werden sich anschließen. Man schätzt die Arbeiten auf ein Jahr.

Ganz überraschend kam die Nachricht, daß Hauptmann v. Besser plötzlich von seiner Station abberufen sei. Über die hierfür vorliegenden Gründe liegen amtliche Nachrichten noch nicht vor.

Aus dem **französischen Sudan** sind weitere Nachrichten über die Kämpfe mit den Streitkräften des Rabah eingegangen. Infolge des Sieges über diesen am 22. April konnte die französische Kolonne gegen Dikoa marschieren, wo seine Söhne Fadifallah und Niebe ihre Truppen nochmals sammelten: 5000 Gewehre, darunter 2000 Schnellfeuergewehre und zahlreiche Reiterei, während die Franzosen nur 700 Gewehre, 100 Bagirmi-Reiter und 30 Spahis, sowie 3 Kanonen ins Gefecht bringen konnten. Am 1. Mai konnten sie aber, ohne einen Schuß zu thun, in Dikoa einziehen, da es der Feind in der Nacht vorher verlassen und zum Teil eingeäschert hatte. Das Gros blieb nun unter Robillot in der Stadt, ein Detachement von 160 Mann und 1 Geschütz ging unter Reibelle zur Verfolgung vor, überfiel am 2. Mai das Lager des Fadifallah und nahm es nach hartem Kampfe in Besitz. Die feindlichen Führer waren aber entkommen. Am 7. Mai gelang ein abermaliger Überfall des neuen Lagers; hierbei kam Niebe um, aber sein Bruder ist wiederum entkommen. Am 14. Mai kehrte Reibelle nach Dikoa zurück, tags darauf erfolgte der Rückmarsch der ganzen Kolonne und am 23. Mai traf sie am Schari wieder ein. Nur ein europäischer Unteroffizier wurde verloren.

Nachdem das Gebiet des Tschad-Sees nun gesichert ist, wurde es als besonderer Administrations-Bezirk in die französischen Kolonien eingereiht. Unter einem commissaire du gouvernement, der direkt dem Generalkommissar des französischen Kongo unterstellt wurde, umfaßt das Gebiet das Becken des Remo, des Schari, Bagirmi, Wadaï und Kanem. Gouverneur wurde Gentil. Unter dem Truppen-Kommandeur (Destenave) bildet 1 Bataillon Senegal-Schützen mit 4 Kompanien zu 150 Mann, 1 Schwadron Eingeborenen-Kavallerie (100 Mann), 1 Batterie ꝛc. die Schutztruppe.

Die englischen Kräfte an der **Goldküste** zählen jetzt 3000 Mann in 2 Bataillonen (zu 8 Kompanien mit 150 Mann), 3 Batterien, 1 Genie-Kompanie und 1 Telegraphen-Sektion, lauter

Haußa- und Yoruba-Leute. Oberst Willcocks hat Kumaßi am 31. August abermals erreicht und das letzte von den Rebellen (?) bisher innegehabte Lager südlich der Stadt verlassen gefunden. Eine fliegende Kolonne unter Oberstleutnant Brake (840 Mann, 2 Kanonen) griff am 31. August den Häuptling Aschantuah in Ojesu an und stürmte die starke Befestigung. Die Stadt wurde zerstört, die Feinde flohen nach Norden. Nun unternahmen die britischen Truppen täglich Ausfälle aus Kumaßi, um aufzuklären und feindliche Befestigungen zu zerstören.

Die Asante sind aber noch nicht entmutigt. Sie griffen am 26. September eine englische Kolonne etwa 40 km von Kumaßi an, sollen aber mit großem Verlust zurückgeworfen sein.

In der **Sahara** haben die Franzosen unausgesetzt Kämpfe teils mit marokkanischen Grenzstämmen, teils mit Nomadenstämmen zu bestehen. Erstere sollen in der Nacht zum 30. September sogar die geplante Eisenbahnstation Duveyrier angegriffen haben, und es wurde deshalb eine starke Araber-Abteilung abgesandt, um in guter Stellung weitere Angriffe abzuwehren. Aber auch in Tuat kam es zum Kampfe mit einem Stamm der Beraber (sollte das nicht Berber heißen?) in Sehela-Metarfa (der Name ist in dem französischen Bericht dreimal wiederholt und jedesmals anders geschrieben), wo der Kapitän Falcontti deshalb den Kapitän Jacques zu Hilfe rief. Als dieser am 30. August anlangte, waren die Kräfte doch zu schwach; sie gingen nach Deddul zurück, um Verstärkungen und ein Geschütz von Timmimun zu erwarten. Nochmals kam es am 5. September bei Sehela-Metarfu zum Gefecht, das aber wieder kein günstiges Ergebnis hatte, denn nun erfolgte der Rückzug nach Timmimun, wo man ein Bataillon Verstärkung aus El-Golea erwartet.

Die Verbreitung des Aussatzes und die Maßregeln zu seiner Eindämmung und Unterdrückung mit besonderem Hinweis auf die Notwendigkeit und Art seiner Bekämpfung in unsern afrikanischen Kolonien.

Vom Generalsekretär, Pastor Otto.

So weit Urkunden in die Vergangenheit zurückreichen, berichten sie uns von der Jahrtausende alten Geißel des Menschengeschlechts, dem Aussatze. Zu den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten im gesamten Umkreise der Erde auftretend, hat sich derselbe allenthalben, weil unheilbar, als die schwerste Plage der Menschheit fühlbar gemacht. Fand sich nun in den letzten Jahrzehnten in weiten Kreisen die Ansicht mehr und mehr verbreitet, daß in unserer

Zeit die Krankheit, wenn auch nicht verschwunden, so doch auf vereinzelte Fälle und auf kleine Seuchenherde beschränkt sei, so haben doch die fortschreitenden Forschungen der geographischen Medizin diese Meinung auf das gründlichste widerlegt. Die Verhandlungen der internationalen Lepra-Konferenz zu Berlin im Jahre 1897 haben von neuem unsere Aufmerksamkeit auf diese über die ganze Erde noch heute verbreitete Krankheit hingelenkt. Und in demselben Jahre hat Dr. Adolf von Bergmann, der Direktor des Aussätzigen-Asyls bei Riga, in einer in der „Chirurgie" veröffentlichen Abhandlung gleichfalls schätzenswerte Aufschlüsse über die geographische Verbreitung des Aussatzes und seine Geschichte bis in unsere Tage gegeben. Diese und die gedruckten Verhandlungen der erwähnten Konferenz bieten uns ein beachtenswertes Material dar, aus dem wir zugleich mit den neuesten Zahlen-Nachweisungen einen Überblick über die Verbreitung und Maßregeln zur Bekämpfung des Aussatzes zu gewinnen suchen.

Gehen wir von Europa aus und lassen den Erdteil, auf den ich die Aufmerksamkeit ganz besonders hinlenken möchte, als den letzten folgen.

Die älteste Nachricht über den Aussatz in Europa verdanken wir keinem geringeren als Aristoteles. Der Sage nach war in Griechenland der Ort Lepreon in der elischen Landschaft Triphylia von aussätzigen Ansiedlern gegründet worden. Seit 345 v. Chr. ist der Aussatz notorisch in Griechenland verbreitet, wie solches von Aristoteles bezeugt und beschrieben wird.

Im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hatte der Aussatz Italien erreicht und ist von hier aus durch die römischen Heere an die Grenzen des Reiches und über diese hinaus verschleppt worden. Die Reihenfolge der nun ergriffenen Gebiete Europas läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Etwa zwei Jahrhunderte n. Chr. ist die Krankheit bereits in der Lombardei, Spanien, Frankreich und Deutschland bekannt. Ist es ein Irrtum, wenn den vom ersten Kreuzzuge heimkehrenden Pilgern und Streitern die Einschleppung des Aussatzes zugeschrieben wird, so ist doch mit den Kreuzzügen die Aussätzigenfrage für die Menschen des Mittelalters in den Vordergrund des Interesses getreten, da offenbar die Verbreitung der Seuche durch die Scharen von Pilgern und Kreuzfahrern, durch die Strömungen, welche die verschiedenen Gesellschaftsschichten durch einander mengten, eine wesentliche Zunahme erfahren hatte.

Bereits 560 geschieht der ersten, unter Gregor von Tours errichteten Aussätzigen-Häuser Erwähnung.

636 erhalten unter der Regierung König Dagoberts Aussätzige zu Verdun, Metz und Maastricht Dörfer geschenkt, was darauf hinweist, daß dieselben in korporativer Gemeinschaft gelebt haben müssen.

Hundert Jahre später sammelt der heilige Othmar die Aus-

sätzigen auf den Feldern von St. Gallen und vereinigt sie in einem Siechenhause.

So früh sehen wir die Bestrebungen sich regen, durch feste wohlversorgte Anstalten die Aussätzigen von der übrigen Welt zu trennen, doch auch das Los der Absonderung zu einem erträglichen zu gestalten gegenüber dem wahrhaft entsetzlichen Lose jener Ärmsten, die einfach aus der Gemeinschaft mit den Gesunden, aus ihrer Stadt oder Gemeinde herausgestoßen, als „Feld- oder Sondersieche" ein trauriges Dasein führten. Noch über das Jahr 1300 hinaus, welches als der Höhepunkt der Aussatzverbreitung in Europa angesehen wird, finden wir die Feldsiechen und erst mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts wird ihrer nicht mehr Erwähnung gethan.

992 wird von Siegfried, Grafen von Lützelburg, das von Irmina, der Tochter Dagoberts, gestiftete und von Willibrod erbaute Kloster Echternach mit einem Heim für die Aussätzigen verbunden.

Es folgen andere Klöster mit der Gründung kleiner Aussatzhäuser. Der wachsenden Not suchen die Städte durch Gründung größerer Siechenhäuser gerecht zu werden. Würzburg und Bremen sind allen andern darin vorausgegangen und in rascher Aufeinanderfolge sind ihnen die übrigen gefolgt. Die Aussätzigen-Häuser befanden sich stets außerhalb der Stadt. Im Norden und Osten Deutschlands sehen wir die Georgs-Spitäler diesem Zwecke dienen, dann werden neben den Georgs- auch ein Lazarus- und ein Johannes-Spital genannt und alle drei beherbergen Aussätzige. Einzelne Städte im Süden und Westen Deutschlands verwandten dazu auch die Heiligen-Geist-Spitäler, die nun ebenfalls außerhalb der Stadtmauer liegen mußten.

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts, als noch die Zahl der Aussätzigen stetig im Wachsen war, zählte man in allen christlichen Ländern zusammen etwa 19000 solcher Häuser, davon in Frankreich allein unter Ludwig VIII. 2000.

Das 17. Jahrhundert bringt überall eine reißende Abnahme der Seuche. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts ist dieselbe auf dem europäischen Festlande bis auf einige kleine, zerstreute Herde erloschen.

Die Völker Europas haben die gefährliche Zeit, wo der Aussatz überhand zu nehmen drohte, im Mittelalter, hinter sich. Die gründlichen, oft sogar grausamen Absperrungsmaßregeln, mit welchen man damals die Krankheit bekämpfte, haben im wesentlichen Europa von dieser Plage befreit, jedoch nicht alle Länder in gleichem Maße. Als aussatzfrei sind nur Deutschland — ein kleiner Rest findet sich allerdings in den im staatlichen Aussätzigen-Asyle bei Memel untergebrachten etwa 22 Kranken —, Österreich, England, die Niederlande, Belgien und Dänemark anzusehen. In diesen Ländern giebt es nur einzelne Kranke, welche sich ihr Leiden in der Fremde zugezogen haben. In Ungarn und den angrenzenden Gebieten kommt die Krankheit vereinzelt vor. In Italien giebt es nur kleine

Krankheitsherde, häufiger ist der Aussatz in Spanien und Portugal, in ersterem zählt man 1200, in letzterem 300 Aussätzige. In Schweden und Norwegen ist die Krankheit dank der entschiedenen Absperrungsmaßregeln erheblich zurückgegangen. Ersteres zählte 70, letzteres 321, Island 156 Aussätzige, für welche ausreichende Asyle vorhanden sind.

Es würde zu weit führen, wollten wir in gleicher Weise den Spuren des Aussatzes in den übrigen Erdteilen bis auf die frühesten Zeiten nachgehen. Teilweise würde dies auch aus Mangel an Nachrichten darüber unmöglich sein. Gehen wir daher in bezug auf die folgenden Erdteile nur kurz auf die gegenwärtige Verbreitung des Aussatzes ein.

In Asien*) ist der Norden Sibiriens in gewisser Hinsicht frei vom Aussatze. In Kleinasien dagegen, in Syrien, in Indien, Südchina und Japan bestehen die größten Krankheitsherde der Welt, von denen aus sich der Aussatz fast über alle Gebiete der Erde ausgebreitet hat und zum Teil noch ausbreitet. Zu seiner Einschränkung geschieht in den weiten Gebieten der asiatischen Türkei trotz der zum Teil recht beträchtlichen Zahl der Aussätzigen nichts. Auch die 500 bis 600 Bettler, die von Kleinasien nach Konstantinopel herübergewandert sind, dürfen ungehindert in den Straßen das Mitleid Vorübergehender erregen und sich durch Almosen nähren.

Britisch-Indien ist wohl dasjenige Land, welches die größte Zahl der Aussätzigen aufweist. Die Zählung von 1890 weist 114239 Aussätzige nach, wozu 2000 auf Ceylon kommen. Indessen dürfte die wirkliche Anzahl der Aussätzigen eine viel größere sein, zumal die Hindu aus Furcht vor den Folgen, der Ausstoßung aus der Kaste u. s. w. das größte Interesse haben, die Krankheit so lange irgend möglich zu verbergen. Maßregeln gegen die Verbreitung der Seuche hat man erst in allerneuester Zeit ergriffen.

Ein Staatsgesetz (die für ganz Indien maßgebende „Lepra-Akte") unterscheidet die erwerbsfähigen Aussätzigen von den gewohnheitsmäßigen Bettlern. Letztere sollen in Asylen, die in allen Bezirken eingerichtet werden sollen, von staatswegen untergebracht werden, zumal, wenn sie dabei betroffen sind, daß sie ihre Wunden zur Erregung von Mitleid öffentlich bloßstellen. Den erwerbsfähigen Aussätzigen soll der Eintritt in diese Asyle freistehen. Jedoch sind sie, wenn sie es vorziehen, fern zu bleiben, gewissen Beschränkungen in Handel und Wandel unterworfen. Sie dürfen keine öffentliche Fahrgelegenheit (Eisenbahn, Dampfschiff, Straßenbahn u. s. w.) benutzen, dürfen aus den öffentlichen Brunnen und Teichen kein Wasser entnehmen, auch sich nicht darin waschen oder baden, sie dürfen keinen Handel mit Lebensmitteln oder Kleidungsstücken treiben u. a. Haben sie diese Bestimmungen wiederholt übertreten, so wird ihnen nur die Wahl gelassen, entweder aus den Bezirken,

*) Vgl. Warnecks Allgem. Missions-Zeitschrift 1899, S. 49 ff.

in denen sie leben, auszuwandern, oder in das nächste Staatsasyl einzutreten. Wie sich dieses Gesetz bewähren wird, ist noch eine Frage der Zeit.

Auch in Hinterindien, in Anam und Tonkin ist der Aussatz weit verbreitet, ebenso im ganzen Süden von China. Zuverlässige Zahlenangaben fehlen indessen. In allen diesen Ländern ist eine ganz praktische Art des Verfahrens mit den Aussätzen üblich. Sie werden nämlich in eigenen Dörfern, den „Aussätzigen-Dörfern" angesiedelt. Auch die großen Städte wie Kanton haben ihre besonderen Aussätzigen-Quartiere, von denen aus die Kranken täglich ihre Bettelzüge in die wohlhabenden Stadtteile unternehmen. Allenthalben aber werden die Aussätzigen als eine schwere Last empfunden, der man sich manchmal auf die grausamste Weise zu entledigen sucht. So erzählt man z. B. von einem Mandarinen, daß er die Aussätzigen seines Bezirkes lebendig begrub, von einem andern, daß er sie zu einem Festmahle versammelte und sie dann mitsamt der Festhalle verbrannte. Vom südlichen China aus wird die Gefahr in alle Gebiete der chinesischen Auswanderung übertragen. Die Zahl der Aussätzigen nimmt fast überall in Hinterasien in dem Maße zu, als sich chinesische Kulis dort aufhalten. Die Engländer planen deshalb in ihren dortigen Besitzungen eine besondere Aussätzigen-Kolonie. Eine Insel soll ganz den Aussätzigen überlassen werden; sie dürfen dort bauen, ackern, handeln und sich verheiraten, wie es ihnen beliebt, nur dürfen sie die Insel nicht verlassen und ihre gesunden Kinder werden möglichst bald von ihnen getrennt.

Auch in Niederländisch-Indien sind zahlreiche Krankheitsherde des Aussatzes vorhanden, so daß man sich genötigt gesehen hat, die Aussätzigen in Asylen auf Java, Borneo und Sumatra zu sammeln. In Japan wird die Zahl der Aussätzigen auf 19898 amtlich angegeben. Von seiten der Regierung scheint indessen nichts für sie zu geschehen.

Gehen wir weiter nach Australien. Hier ist der Aussatz auf dem Festlande selten; die drei Asyle in Little Bay bei Sidney, auf der Freitags- und Stradbroke-Insel haben nur 67 Insassen. Schon auf Neu-Guinea aber ist der Aussatz nichts Ungewöhnliches mehr, und je weiter man in die melanesisch-polynesische Inselwelt hineinkommt, um so häufiger wird er. Die Krankheit scheint auch dorthin vorwiegend durch die zahlreichen chinesischen Kulis eingeschleppt zu sein. Auf den Witi-Inseln soll 1% der Einwohner aussätzig sein, auf den Marschall-Inseln von 4000 Einwohnern 250, also 6%! Auch in Neu-Kaledonien greift der Aussatz schrecklich um sich, von 43000 Einwohnern sollen nach Angabe der amtlichen Berichte 4000 aussätzig sein, also fast 10%! Die französische Regierung hat für sie drei Asyle eingerichtet. Von Tahiti, wo der Aussatz gleichfalls große Verheerungen anrichtet, werden die Kranken in das große Staatsasyl auf den Markesas-Inseln gebracht, wo an 400 untergebracht sind.

Eine große Ausdehnung hat die Krankheit in den letzten Jahrzehnten auf den Hawai-Inseln angenommen. Man schätzt die Zahl der Erkrankten auf 3 % der Eingeborenen. Doch ist die christliche Regierung dieser Inselgruppe die einzige von den in unserm Jahrhunderte christianisierten Staaten, welche für die Aussätzigen in ebenso umfassender wie wirksamer Weise gesorgt hat. Das von ihr auf der Insel Molokai gegründete Asyl ist das größte Aussätzigen-Asyl der Welt. Schon um die Mitte unseres Jahrhunderts war hier der Aussatz derart verbreitet, daß Regierung und Parlament energische Maßregeln dagegen ergriffen. Es wurde ein Gesetz erlassen, welches zwangsweise Einschließung aller Aussätzigen in dem vom Staate errichteten und unterhaltenen Asyle auf der Insel Molokai anordnete. Das Gesetz trat im Jahre 1865 in Kraft und im folgenden Jahre wurden die ersten 141 Aussätzigen dorthin übergeführt. Das Gesetz war hart, denn es zerriß alle Familienbande und trennte Mann und Weib, Eltern und Kinder von einander. Allein gleich harte Gesetze waren im christlichen Europa im Mittelalter in Kraft gewesen und ihrer rücksichtslosen Durchführung ist es zu danken, daß die entsetzliche Krankheit hier so weit erloschen ist. Die Durchführung des genannten Gesetzes stieß allerdings auf Hawai auf die größten Schwierigkeiten. Als die Kanaken zwangsweise von den Ihrigen getrennt werden sollten, widersetzten sie sich dem oft mit Gewalt, noch öfter entzogen sie sich durch die Flucht, und bei dem wild zerissenen vulkanischen Charakter der Insel Hawai und der Mangelhaftigkeit des Schiffsverkehres zwischen den Inseln ließ sich mit Gewalt nichts machen. Dies waren die Anfangsschwierigkeiten. Es dauerte aber gar nicht sehr lange, so erfolgte in der öffentlichen Meinung ein völliger Umschlag. Es wurde bekannt, wie vortrefflich die Kranken auf Molokai verpflegt, gekleidet und mit Tabak versorgt wurden, ohne daß sie im geringsten zu arbeiten brauchten, und bald erschien manchem das Aussätzigen-Asyl als ein wahres Eldorado, in dem aufgenommen zu werden für faule Elemente das Ziel der Sehnsucht war. Mancher that daher alles, um auch mit dieser schrecklichen Krankheit behaftet zu werden. Es war Freunden und Anverwandten erlaubt, ihre Angehörigen zu besuchen. Von dieser Erlaubnis wurde ergiebigster Gebrauch gemacht, man aß mit den Kranken aus einem Topf, schlief mit ihnen auf einer Matte, nur um auch aussätzig zu werden und dann bis an sein Lebensende ein seiner Meinung nach angenehmes und bequemes Leben zu führen. Deshalb sah man sich genötigt, die Absperrungsmaßregeln zu verschärfen und untersuchte und beobachtete jeden des Aussatzes Verdächtigen vor der Aufnahme auf Molokai eine Zeit lang in der sogenannten Untersuchungsstation.

Werfen wir noch kurz einen Blick auf die Aussätzigenkolonie selbst. Auf der Nordseite der Insel Molokai, welche von einem 3000 Fuß hohem Gebirge durchzogen wird, springt am Fuße des schwindelnd steilen Felsabfalles ein Vorgebirge in die See

und bildet eine Halbinsel von der Größe einer Quadratmeile. Hier wurden 6000 Acker anbaufähiges Land gekauft und darauf zweckentsprechende Behausungen für die Kranken errichtet. Die Sterblichkeit beträgt hier jährlich 12 bis 15% der Insassen. Da sie indessen noch immer neuen und größeren Zuzug erhält, so ist die Bevölkerung der Kolonie in langsamen, aber stetigem Steigen begriffen.

In Amerika ist der Aussatz überall verbreitet, soweit die Einwanderung der Neger, Hindu und Chinesen reicht, also vorwiegend in Mittelamerika, Guyana und den Südstaaten der Union. Aber auch unter der weißen Bevölkerung findet sich der Aussatz. Im britischen Nordamerika sollen nur etwa 50 bis 60 Aussätzige und diese vorwiegend in den Küstengebieten des Atlantischen Oceans vorhanden sein. Recht verbreitet ist der Aussatz auf den Antillen. Auf diesen Inseln ist aber auch die Staatshilfe umfassend. Für die 278 Aussätzigen der Insel Barbados besteht ein Asyl mit 122 Insassen, für die Aussätzigen der Insel Trinidad ein großes in Cocorite. Für die Inseln St. Vincent, St. Lucia und Grenada mit zusammen 115 Aussätzigen eins auf St. Vincent. Auch die beiden französischen Inseln, Gouadeloupe und Martinique, haben ein ziemlich großes Asyl mit etwa 100 Insassen. In Mexico giebt es 4 bis 5 Krankheitsherde, besonders in den westlichen und nördlichen Staaten. Trostlos sieht es in den weiten Küstengebieten Südamerikas aus. Im Staate Columbia allein sollen 18000 nach anderer Zählung sogar 30000 Aussätzige vorhanden sein, an der Küste Brasiliens etwa 10000. Auch alle drei Guyanas sind durchseucht, doch werden auch hier durch Asyle die nötigen Vorkehrungsmaßregeln getroffen.

Wir kommen endlich nach Afrika, welches wegen unsers dortigen Kolonialbesitzes von ganz besonderem Interesse für uns ist. Fehlen auch hier genauere amtliche Zahlenangaben, so ist es doch eine bekannte und verbürgte Thatsache, daß hier kein einziges Land frei vom Aussatze ist. Die Kap-Regierung begann schon am Anfang des Jahrhunderts den Kampf gegen diese Krankheit. Und doch hat der Aussatz in Südafrika seit einem halben Jahrhundert erheblich zugenommen. Im britischen Südafrika zählt man zur Zeit 1920, in den beiden Burenrepubliken 255 Kranke. Ersteren steht ein Asyl auf der Robbeninsel bei Kapstadt zur Verfügung, in dem zur Zeit 659 Insassen sich befinden. Nächst der Insel Molokai ist dies das größte Aussätzigen-Asyl der Welt. Seine Unterhaltung kostet jährlich 640000 Mark. Trotz dieser erheblichen Aufwendung erweist sich das Asyl als kein ausreichendes Mittel, die weitere Ausbreitung der Krankheit zu verhüten. Bei den weiten Entfernungen in Südafrika und der dünnen Bevölkerung daselbst läßt sich die zwangsweise Unterbringung aller Aussätzigen nicht durchführen, die Kranken entziehen sich derselben nur zu gern durch die Flucht. Deshalb hat man 1892 mit der Begründung weiterer kleinerer Asyle be-

gonnen. Unter anderm eins in Emdjanjana in Transkei, welches 6000 Acker meist anbaufähiges Land umfaßt und für 350 Personen berechnet ist. Seine jährlichen Kosten sind mit 120000 Mark veranschlagt. Auch die beiden Burenrepubliken haben sich in Bloemfontein (34 Insassen) und Prätoria (150) eigene Asyle eingerichtet. Von den weiten Gebieten Mittel- und West-Afrikas, wo überall der Aussatz bald häufiger, bald seltener auftritt, fehlen sowohl zuverlässige Angaben wie auch jegliche geordnete Fürsorge. Den ältesten Seuchenherd aber finden wir in Ägypten, wo der Aussatz im Nil-Delta und am oberen Nil ganz besonders stark verbreitet ist. Die letzten amtlichen Berichte stellen in Ägypten 2204 Aussätzige fest. In Wirklichkeit ist aber die Zahl bedeutend größer. Das türkische Regiment hat nichts zur Linderung ihrer Not gethan. Auf dem englischen Mauritius werden von den etwa 600 Aussätzigen in Port Louis ungefähr ein Drittel von der Armenverwaltung unterhalten.

Auch in unsern deutsch-afrikanischen Schutzgebieten und Kolonien sind, wie schon aus den bisherigen Ausführungen deutlich hervorgeht, die Aussätzigen in großer Zahl vorhanden und ihre Zahl mehrt sich in erschreckender Weise, so daß es ganz besonders nötig erscheint, einmal die Aufmerksamkeit aller der Kreise, welche für die Entwickelung unserer Kolonien ein Interesse haben, darauf hinzulenken. Denn, geschehen ist hier zur Eindämmung dieser Seuche und zur Linderung des traurigen Loses dieser Kranken bisher noch nichts. Müssen wir es auch in erster Linie als eine Pflicht des Staates erachten, hier die nötigen Schutzmaßregeln zu treffen, so können wir doch auch andererseits nicht immer und alles vom Staate erwarten, zumal in unseren Tagen, wo von den verschiedensten Seiten nach Staatshilfe gerufen wird. Da ist es nötig, daß die private Wohlthätigkeit einsetzt, und zwar in der Erkenntnis, daß es ebensowohl ein Akt der Klugheit ist, auf der einen Seite eine immer weitere Verbreitung des Aussatzes zu verhindern, wie ein Akt der Barmherzigkeit auf der andern, das Los dieser Elendesten unter den Elenden zu lindern. Dieses Los gestaltet sich allerdings, je nachdem das Volksbewußtsein zu dieser Krankheit Stellung genommen hat, verschieden. Es giebt Naturvölker, die vor dem Aussatze weder Schrecken noch Abscheu zu empfinden scheinen. Sie erlauben ihren kranken Angehörigen unbedenklich in ihren gewöhnlichen Lebensverhältnissen zu bleiben, ja sehen einen Versuch der Obrigkeit, die Aussätzigen abzuschließen, als einen Eingriff in ihre Hausrechte an, dem sie sich mit allen Mitteln der List und Verschlagenheit entziehen. Allein das sind nur Ausnahmen. Bei weitem die meisten Natur- wie Kulturvölker haben vor dieser Krankheit große Angst und suchen sich der Erkrankten auf mehr oder weniger gewaltsame Weise zu entledigen. Meist werden sie aus der Gemeinschaft ausgestoßen und damit bitterer Armut und der trostlosesten Verwahrlosung preisgegeben. Daß aber hier geholfen werden kann und geholfen werden muß, zeigt uns die Geschichte aller Völker. Das Mittelalter stand

voll und ganz unter dem Eindruck einer Seuche, welche durch den Verkehr übermittelt wird, ihr Opfer nicht mehr genesen läßt, welche einen jahrelangen Verlauf hat, und gegen die sich als das beste Mittel die Trennung der Kranken bewährt hat. Und das ist der heutige Standpunkt der medizinischen Wissenschaft auch! Daß das Mittelalter in Europa thatsächlich mit der Seuche fertig geworden, und zwar dank der gegen dieselbe ergriffenen Maßregeln, kann nicht bestritten werden. Sollte nicht ein Gleiches auch in unsern Tagen in unsern Kolonien möglich sein? Gewiß! Ein allgemein menschliches Interesse drängt uns dazu, und zwar ein Interesse, das nicht nur die ärztliche Welt, sondern alle gebildeten Kreise unseres Volkes zu erregen bestimmt ist; denn es handelt sich dabei keineswegs bloß um Fragen von theoretischer Bedeutung, sondern es greift an Saiten, deren Grundton das eigenste Wohl der Allgemeinheit wie auch des Einzelnen bedeutet. Wird nicht der Verkehr von und nach unsern Kolonien herüber und hinüber von Tag zu Tag immer reger und mehrt sich damit nicht auch die Gefahr der Einschleppung dieser Seuche für unser engeres Vaterland? Doch unser Volk ist einsichtig und verständig genug, solcher Gefahr bei Zeiten zu begegnen. Wahre Humanität wird es verstehen, das, was hierzu an Opfern von Kranken für das Wohl der Allgemeinheit gefordert wird, ihnen tragen zu helfen und ihr Los so zu gestalten, daß es ihnen leicht gemacht wird, die Isolierung und damit verbundene Pflege dem Elende am heimischen Herde vorzuziehen. Sind wir nun von der Erkenntnis durchdrungen, daß hier Hand angelegt werden muß, sind wir bereit, solches Werk als eine Pflicht wahrer Humanität anzuerkennen und dafür Opfer zu bringen, so entsteht die Frage: „wer soll diese Arbeit an den Aussätzigen in Angriff nehmen.“ Verschiedentlich haben sich die Missionen dieses Elendes angenommen. Indessen kann solche Liebesarbeit doch immer nur als eine Nebenaufgabe der Missionsarbeit angesehen werden, deren Hauptaufgabe immer die Verbreitung christlicher Lehre und Gesittung bleibt. Als einer Nebenaufgabe aber können sich die christlichen Missionsgesellschaften dieser Arbeit niemals in der Weise widmen, wie nach ihrer Art und Größe nötig und wünschenswert ist. Da müssen also andere Kräfte in Anspruch genommen werden. Die Engländer sahen dies zuerst ein und begründeten daher im Jahre 1878 eine besondere Gesellschaft zum Zwecke der Arbeit an den Aussätzigen, welche ihren eigentlichen Sitz in Dublin hat, aber wegen der günstigeren Lage von Edinburg aus für dieses Werk wirkt. Es gehen ihr jährlich Gaben von 160000 bis 200000 Mark zu. Man hat eben ein richtiges Verständnis für die Not und Gefahr und sucht ihr thatkräftig zu begegnen. Sollte in Deutschland weniger Einsicht vorhanden sein? Gewiß nicht!

In Deutschland braucht nun für denselben Zweck nicht einmal eine Neugründung vorgenommen werden, denn hier haben wir bereits den Evangelischen Afrika-Verein, der solche allgemeinen humani-

tären Arbeiten sich zur Aufgabe gemacht hat, unter anderem die Aussendung und Bestellung von Ärzten zum Wohle der Eingeborenen und Ansiedler in unsern Kolonien. Wie er sich der armen, ihrer Menschenrechte beraubten und verlassenen Sklaven, sowie der dem Elende und der Verwahrlosung, ja oftmals dem Hungertode preisgegebenen Sklaven- und Waisenkinder angenommen und sie auf den von ihm erworbenen Ländereien und in der Anstalt auf dem Lutindi-Berge in Westusambara (Deutsch-Ostafrika) angesiedelt hat und sie dort zur Arbeit und christlicher Gesittung erzieht, so will er auch dem Elende der Aussätzigen und der durch dieselben verbreiteten Gefahr steuern. Behufs dessen wäre zunächst in Deutsch-Ostafrika ein geeignetes Stück Land zu erwerben und auf demselben eine Kolonie für Aussätzige anzulegen. In welcher Weise dies am zweckmäßigsten zu geschehen hat, haben uns die Erfahrungen anderer Völker gelehrt. Daß es zur Heilung dieser Krankheit zwar kein Mittel giebt, daß aber das Leiden durch ärztliche Fürsorge gelindert und seine Verbreitung durch Absonderung der Kranken gehindert werden kann, bis die Krankheit schließlich ganz erlischt, ist wie bereits oben erwähnt worden, ein Resultat, wie es einmal die Geschichte, dann aber die wissenschaftliche Forschung auch unserer Tage festgestellt hat. Ein Arzt, der an die Spitze dieser Kolonie zu treten hat, steht uns zur Verfügung, das nötige Wärterpersonal gleichfalls, wo anders nur die Mittel zu diesem Zwecke gewonnen werden. Auf dieser Kolonie wären die Aussätzigen ohne Unterschied der Konfession zu sammeln. Ihren heimischen Lebensgewohnheiten entsprechend sollen sie in kleinen Häuschen oder Hütten untergebracht, ihren Kräften und Fähigkeiten entsprechend beschäftigt werden. Neben ärztlicher Pflege wird erfahrungsmäßig Arbeit bezw. Beschäftigung nicht zum wenigsten dazu beitragen, den Kranken ihr Elend tragen zu helfen. Auf den Feldern und in den Gärten würden sie solche finden und damit zugleich zu ihrem Lebensunterhalte beitragen. Arbeit und Beschäftigung sind unter anderm auch darum angebracht, damit uns solche Erfahrungen, wie man sie auf Molokai in bezug auf so manche arbeitsscheuen Leute gemacht hat, erspart bleiben. Der Arzt hätte in jedem Falle festzustellen, wie weit und zu welcher Beschäftigung der Einzelne heranzuziehen ist. Es braucht in keiner Weise mit Härte gegen die Aussätzigen verfahren werden. Es ist nicht nötig, daß die natürlichsten Banden des Blutes zerrissen werden, Wo es ausdrücklicher Wille und Wunsch ist, können die Familien bei der Aufnahme bei einander bleiben, müssen dann allerdings zusammen von der Außenwelt abgeschlossen werden. Die Gesunden können sehr gut sowohl bei der Pflege der Kranken als auch bei der Arbeit nützliche Gehilfen sein. Auch die Ehe unter den Aussätzigen kann gestattet werden. Die ärztliche Wissenschaft hat bewiesen, daß die Kinder der Aussätzigen durchaus nicht von vornherein mit derselben Krankheit behaftet sind. Solche allerdings nach ärztlicher Untersuchung als ganz gesund befundene Kinder müßten abseits von der

Kolonie getrennt erzogen werden. Diese eine Maßregel muß freilich die Grundbedingung für die Zulassung der Ehe abgeben. Mag man auch bei der Aufnahme den Eltern jedes bereits vorhandene Kind lassen, in der Kolonie geborene Gesunde müssen notwendigerweise getrennt aufwachsen. Ist solches wohl auch für die Eltern schwer, so ist es doch die Trennung von dem Kinde unmittelbar nach oder bald nach der Geburt sicherlich nicht in dem Maße, als die Trennung von den Kindern, deren sie sich schon längere Zeit gefreut haben, zumal sie zum Heile und zum Wohle des Kindes geschieht.

Kann der Aufenthalt in der Kolonie, bezw. die Aufnahme auf derselben, wenn auch ein dauernder, so doch zunächst freiwilliger sein, so muß doch im Laufe der Zeit mehr und mehr dahin gestrebt werden, daß alle Aussätzigen, soweit es möglich, zwangsweise in einer Kolonie untergebracht werden, da nur so der Ansteckungsgefahr und damit der weiteren Verbreitung des Übels wirksam entgegengetreten werden kann.

Zur Begründung einer solchen Aussätzigen-Kolonie sind allerdings anfangs größere Mittel nötig, doch verringern sich die Kosten in dem Maße, als das Land derselben urbar gemacht und zweckmäßig bebaut wird. Es muß mehr und mehr dahin gestrebt werden, daß sich eine solche Kolonie von dem Lande selber nährt. Daß die Staatsbehörden solcher Arbeit Wohlwollen entgegenbringen und sie auch ihrerseits später entsprechend unterstützen werden, erscheint uns nicht zweifelhaft. Doch, wie dem auch immer sei, zunächst gilt es private Kreise dafür zu gewinnen, und es wird sicherlich nicht an solchen fehlen, die für solche Liebesarbeit ein offenes Herz und eine offene Hand haben. Gilt es doch auch unsere eigenen Landeskinder, welche in die Kolonien übergesiedelt sind, vor dieser grausamen und schlimmsten aller Krankheiten zu bewahren! Stellt doch solches Werk der Barmherzigkeit und Klugheit damit auch eine echt vaterländische Pflicht dar! Wird doch darum jeder wahrhaft deutsch gesinnte Bürger unseres Vaterlandes, der die Fähigkeit hat, seine Blicke über die Grenzen des eigenen Gemeinwesens hinausschweifen zu lassen und zu verstehen, was im weiteren Vaterlande vor sich geht, nicht umhin können, hier mit Hand anzulegen und durch Darreichung von Mitteln solche Arbeit möglich zu machen! Mag man den Nutzen anderer Liebesarbeiten nicht verstehen oder verstehen wollen, mag man an der Zweckmäßigkeit und dem Erfolge anderer Arbeiten zweifeln, hier giebt es keinen Zweifel an Erfolg oder Nutzen mehr, hier hat die Geschichte beides klar gezeigt. Darum auf zur Hilfe, auf zur Arbeit! Es gilt das Wohl unserer Kolonien, es gilt das Beste unsers Vaterlandes!

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.



Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor Gustav Müller

in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Siebenter Jahrgang.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins:

Berlin NO., Kaiserstraße 19/20.

Vorsitzender: General der Infanterie z. D. **v. Strubberg, Berlin W., Rankestraße 23.**

Stellvertretender Vorsitzender: Geheimer Ober-Regierungs-Rat **Steinhausen, Berlin W., Potsdamer-Straße 73.**

Generalsekretär: Pastor **E. Otto, Berlin NO., Kaiser-Straße 19/20.**

Schatzmeister: Geheimer Kommerzien-Rat **Veit, Berlin W., Behren-Straße 48.**

Redaktion der „Afrika": Pastor **Gustav Müller, Groppendorf** bei Hakenstedt. Bez. Magdeburg.

Adressen des Rheinischen Verbandes:

Vorsitzender: Generalsuperintendent **Umbeck, Coblenz.**

Schriftführer: Pfarrer **Keller, Coblenz.**

Schatzmeister: Kaufmann **C. Später** jun., **Coblenz.**

Geschäftsführer: Pfarrer lic. theol. **Jüngst, St. Johannesberg** bei **Kirn.**

Für die dem Rheinischen Verbande angehörigen Mitglieder des Evangelischen Afrika-Vereins wird ausdrücklich bemerkt, daß die dem Oktoberhefte beigefügte Aufforderung zu gefälliger Einsendung der Mitgliedsbeiträge sich natürlich nur auf die noch nicht zu Vereinen und zu Verbänden zusammengeschlossenen Mitglieder bezieht.

Groppendorf, den 14. November 1900.

Die Redaktion.

Vereinsnachrichten.

Die letzten Nachrichten aus Lutindi stammen von Ende September. Sie bringen uns die willkommene Botschaft, daß der Gesundheitszustand unserer Diakonen Liebusch und Hoßbach, sowie der Frau Krämer und des Fräulein Liebusch nichts zu wünschen übrig gelassen hat. Dagegen war das Befinden unserer Pflegebefohlenen nicht ganz zufrieden stellend. Der September hat einen Temperaturwechsel gebracht. Es ist kühler geworden, und zugleich haben sich einige Regenschauer eingestellt. Infolge davon zeigten sich bei den Kindern Erkältungserscheinungen, welche jedoch in keinem Falle einen ernsteren Charakter angenommen haben. Es ist bei niemand über ein kleines Unwohlsein hinausgegangen.

So hat das Leben und Treiben in und auf Lutindi keine Störung erlitten. Vor allem konnte die Herrichtung der Feldgärten für die bevorstehende Regenzeit, d. h. für die Aussaat vorgenommen werden. Wenn es sich ermöglichen läßt, soll in der bevorstehenden kleinen Regenzeit auch die Kaffeeplantage etwas erweitert werden. Die dazu nötigen Pflänzlinge sind von dem freundlichen Nachbar unserer Station, dem Leiter der Plantage Ambangulu angeboten worden. Es wird ja noch eine Weile dauern, bis die ausgepflanzten Kaffeebäumchen einen wirklichen Ertrag geben und einen, wenn auch nur geringen, Nutzen für unsere Erziehungsstätte abwerfen. Immerhin ist eine kleine Probe der erstgeernteten Bohnen bereits hierher eingesandt worden.

So entwickelt sich die Station allmählich immer weiter. Dasselbe gilt auch von dem persönlichen Leben der Kinder, wenngleich es da, wie jedem Kundigen selbstverständlich ist, nicht ohne kleinere und größere Nöte abgehen kann. Von solchen Nöten wird in den letzten Nachrichten einiges mitgeteilt. Die Hauptveranlassung dazu scheint, wiewohl auch andere Umstände noch mitgewirkt haben mögen, von außen gekommen zu sein. Für die umwohnenden Waschambaa sind nämlich die letzten Monate eine Zeit besonderer Feiern und Feste gewesen. Nach der langen Hungersnot, welche so manches Opfer unter ihnen gefordert hat, haben sie endlich eine reichliche Ernte gehabt. So können sie nun endlich wieder ihre in der Hungerzeit so schmerzlich vermißten Feste mit Pombetrinken und mit ihren nächtlichen Tänzen nach dem dumpfen Klang der Ngoma (Trommel) feiern. Das thun sie denn auch sehr ausgiebig. So dringt in den Nächten der Schall dieser Feiern bis zu unserer Station hinauf. Es müßten ja unsere Kinder nicht Negerkinder sein, wenn in ihnen sich nicht das Verlangen regen sollte, an solchen Festen teilnehmen zu können! In der That hat denn auch namentlich in einigen Mädchen dies Verlangen überhand genommen, dergestalt daß sie unzufrieden, finster, mürrisch, trotzig und ungehorsam wurden. Eins von ihnen hat

auch heimlich unsere Station verlassen; es war beim Abgang der Post noch nicht wieder zurückgekehrt. Das ist nun aber mehr für das Kind als für die Station ein Schaden, da es unter der übrigen Schar kein gutes Element war und einen ungünstigen Einfluß ausübte. Die übrigen sind durch Milde und Strenge, je nach dem es angezeigt war, wieder zurecht gekommen, was besonders von zweien gilt, welche auch noch den Versuch gemacht hatten, sich zu entfernen, aber von eingeborenen Nachbarn zurückgebracht worden sind.

Es ist für uns eine rechte Freude, daß solche Erscheinungen nur vorübergehend sind, daß die Unzufriedenheit auch nur einen so kleinen Teil der ganzen, mehr als 60 zählenden Schar ergriffen hat und unter allen Knaben, bei denen aber wieder Nöte anderer Art auftreten, gar keinen Boden gefunden hat. Wir sind deshalb auch für die Zukunft voll guter Hoffnung in bezug auf die Entwickelung unserer Pfleglinge. -er.

Die Konde-Mission der Brüdergemeine in Deutsch-Ostafrika.

Von H. G. Schneider, Herrnhut.

„Daß diese Mission nicht vergeblich in der Arbeit stehe, sondern schon jetzt ein Angeld auf gute Früchte erhalten habe", — mit diesem Urteile schloß der Artikel, welcher im Februarheft der „Afrika" von 1897 zum letztenmale über sie berichtete. Jenes Urteil hat in der Entwickelung der Folgezeit durchaus seine Bestätigung gefunden, wie schon aus den kurzen statistischen Angaben erhellt, daß zur Zeit auf **6 Stationen 340** teils getaufte, teils im Taufunterricht befindliche **Eingeborene in der Pflege von 12 Missionsarbeitern stehen.**

Zu den früheren 4 Niederlassungen sind nämlich 2 neue getreten, Mbosi (Juni 1899) im Njika-Gebiete an der Nkana, 30 bis 40 km nordwestlich von Tschitete, und Isoko (Nov. 1899) im Bundali-Gebiete, etwa 20—25 km nördlich vom Songwe, dem Grenzfluß zwischen dem deutschen und englischen Gebiete. Konnte Missionar Häfner am letzteren Orte sich sogleich durch die Kondesprache verständlich machen, die den Einwohnern neben ihrem Kindale ganz geläufig ist, so mußte Missionar Bachmann dagegen sich erst in den bedeutend abweichenden Njika-Dialekt hineinarbeiten, um in Mbosi sprachlich Wurzel zu fassen. Wiederholte Reisen Missionar Th. Meyers, des Leiters unserer Njaßa-Mission, gingen diesen Neugründungen voran. Die von ihm darüber angefertigte Karte mit ihren Höhenmessungen hat das Juliheft 1899 der „Petermannschen Mitteilungen" im Verlage von Justus Perthes ver-

öffentlicht.*) Eine politische Maßregel, die Verpflanzung des Merere von Utengule mit seinen Sango nach Iringa, hat auch für unsere Missionsarbeit in Utengule eine sprachliche Umwälzung im Gefolge gehabt. Man war genötigt, unter den verschiedenen Dialekten, die an diesem Orte zur Geltung kommen, einem die Vorherrschaft zu sichern, und hat sich nach sorgfältiger Prüfung für die Njika-Sprache entschieden, die auch von den zahlreich dort wohnenden Safua meist recht gut verstanden wird.

Daß auch in den letztverflossenen 3 Jahren die Mission die ihr naturgemäß zufallende Mittlerrolle zwischen der Regierung und den Eingeborenen im Interesse beider nach besten Kräften weiter geführt hat, ist eigentlich selbstverständlich. Es gilt einerseits, die umwohnenden Häuptlinge mit Verordnungen der Regierung bekannt zu machen, sie damit auszusöhnen, ja, wenn eine Inongua (eigentlich: Schuld), eine Rechtskränkung vorgefallen ist, sie zu bestimmen, sich gutwillig der Bestrafung dafür zu unterwerfen, welche meist in Auslieferung des Missethäters oder einer gewissen Anzahl von Rindern besteht. Andererseits dienen die Missionare den Beamten mit ihrer Kenntnis der Sprache, der Sitten, der lokalen Verhältnisse und des Charakters der Eingeborenen; sie führen im Interesse der letzteren wohl auch einmal höheren Ortes Klage über die Askari, die farbigen Regierungstruppen, welche gelegentlich sich allerhand Gewaltthätigkeiten und Unregelmäßigkeiten gegen jene erlauben. So hilft die Mission redlich mit, um das neue Gebäude aufzuführen, in welchem diese ungesitteten afrikanischen Völkerschaften ihr irdisches Vaterhaus zu sehen sich gewöhnen sollen. Leicht ist diese Mittlerrolle nicht immer. Oft sind die Eingeborenen unlenksam aus angeborener Ängstlichkeit wie aus einem Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang, der sie die Hilfsmittel eines stramm organisierten, modernen Staates völlig unterschätzen läßt. Vergeblich hatten z. B. unsere Missionare den ihnen befreundeten Häuptling Kirota am Unterlauf der Kibira vor Auflehnung gegen die Regierung gewarnt. Er rottete sich trotzdem mit einigen anderen Häuptlingen zusammen. Dem Bezirkshauptmann v. Elpons blieb gar nichts anderes übrig, als dieser Bewegung die Spitze zu bieten. Am 2. Dezember 1897 fiel der Häuptling unweit der Mündung der Mbaka mit etwa 50 seiner Getreuen im offenen Kampfe gegen den „Ndaki“ (den Deutschen), ein Verteidiger politischer Unabhängigkeit und auch zugleich des vom Christentum bedrohten, altväterischen Heidentums. Aufgabe der Missionare war es nun, die Überlebenden wenigstens zu einer nüchternen und besonnenen Auffassung des Geschehenen zu bringen und weiterem Unheil vorzubeugen, was ihnen schließlich gelang. Wie in diesem Falle konnten sie auch in anderen die Ein-

*) Diese Karte ward ebenfalls dem Oktoberhefte des „Missionsblattes der Brüdergemeine“, Jahrgang 1899, beigegeben und kann auch einzeln zum Preise von 15 Pfg. bei der Missionsbuchhandlung in Herrnhut bezogen werden.

führung geordneter, straffer Rechtsverhältnisse im Interesse der Allgemeinheit nur mit Freuden begrüßen. Denn die traditionelle Rechtspflege der Häuptlinge flackert nur unsicher zwischen den beiden Extremen der Willkür und der Ohnmacht hin und her. Ein



Ratsversammlung bei Muampuru im Beisein eines Missionars.

Häuptling gewährt aus Eigennutz 3 offenkundigen Mördern seinen Schutz, ein anderer läßt dagegen 2 seiner Weiber und einen Mann unter dem Verdacht des Ehebruchs ohne viel Umstände töten, ein dritter läßt einen seiner Unterthanen, der nichts verbrochen, meuchlings auf die Seite schaffen, um sich in den Besitz der besonders

reichen Herden desselben setzen zu können. Solchen Zuständen gegenüber bedeutet die Einführung geordneter Rechtsverhältnisse eine Wohlthat.

Im Zusammenhang mit dem letzten der eben genannten 3 Fälle sei sodann einer Unsitte Erwähnung gethan, gegen welche die Mission mit aller Kraft und im Kreise der Christen schon mit schönem Erfolge den Kampf aufgenommen hat. Wir können diese Unsitte, nicht im tropisch parlamentarischen, sondern im buchstäblichen Sinne des Begriffs, als „Kuhhandel" bezeichnen. Er beherrscht das bürgerliche, ja, wenn man so will, das politische Leben der Eingeborenen in der weitestgehenden, ja in für uns fast unvorstellbarer Weise, und dient als unversiegbare Quelle für chronisch von Generation zu Generation sich hinschleppende Feindseligkeiten und für akute Akte des Blutvergießens, der Rache einzelner wie beständiger Fehden ganzer Stämme. Dieser Kuhhandel spielt einmal bei dem landesüblichen Frauenkauf eine entscheidende Rolle. An sich unwürdig wird derselbe zum Anlaß beständiger Verwickelungen, weil eheliche Verbindungen mit Leichtigkeit geschlossen, aber auch gelöst werden, wie überall, wo die Vielweiberei herrscht. Bei einer solchen Lösung soll nun aber stets der in Rindern bestehende Kaufpreis an den getäuschten Käufer, bez. seine Angehörigen zurückgehen. Dieser Kuhhandel kommt dann aber auch in dem merkwürdigen Brauche zum Ausdruck, eigenes Vieh bei Verwandten oder Bekannten auf so lange Zeit einzustellen, bis die Besitzrechte verdunkelt oder verwischt sind, und die Rückgabe unter den verschiedensten Vorwänden verweigert wird. Daß die Mission in dieser Beziehung Wandel schafft, dient dem bürgerlichen Frieden und hebt die Stellung des Weibes wie ihrer Kinder, welche dann, dem Vorgang der Mutter folgend, es auch verschmähen, die Eheschließung mit einem Viehhandel zu identifizieren. Aber naturgemäß handelt es sich bei Ausrottung solcher Unsitten um eine Aufgabe, deren vollständige Lösung erst in Jahrzehnten zu erwarten ist.*)

In mehreren Berichten Missionar Th. Meyers ertönt ein wahrer Hymnus auf die segensreiche Wirkung der äußern Arbeit, welche die Missionare gemeinsam mit den Eingeborenen verrichten. Und er hat recht. Ein Band gegenseitiger Anhänglichkeit entsteht ungesucht. Auf einer mehrwöchigen Forschungsreise nach Westen in die Gebiete von Njika und Bundali begegnen Meyer

*) Zwei Belege, die das Unwesen des Frauenkaufs schlagend kennzeichnen! Da hat z. B. ein heidnischer Häuptling, der bereits erwachsene Kinder besitzt, dem Vater eines vierjährigen Mädchens 2 Kühe dafür gegeben, daß das Kind, in heiratsfähiges Alter gelangt, an ihn abgetreten werde. Wird das Mädchen, herangewachsen, diese Abmachung anerkennen? Ein Verwandter dieses Häuptlings, ein weißhaariger Mann, der schon längst Großvater ist, nimmt zu seinen 5 oder 6 Frauen noch ein 11jähriges Mädchen dazu. Eine Altersgenossin von ihr, seine eigene jüngste Tochter, tritt er für die üblichen Rinder an einen Greis ab, der noch älter als er selbst ist, und die sich heftig sträubende wird mit Gewalt an ihren neuen Bestimmungsort transportiert.

immer wieder Leute, die erfreut und herzlich auf ihn zueilen. Als er sie näher betrachtet, findet er, daß er Männer vor sich hat, die zum Teile vor Jahr und Tag auf einer der Stationen unter ihm gearbeitet haben. Über der Arbeit geben die Eingeborenen sich am unbefangensten. Der Missionar hat da die beste Gelegenheit, ihre Sprache, Sitten und Eigenart kennen zu lernen, aber auch täglich einen nicht zu unterschätzenden erzieherischen Einfluß auf sie auszuüben. Ja, es beruht auf keinem Zufall, daß eine große Anzahl der neu gewonnenen Christen ehemalige Arbeiter der Mission sind, die, vom Äußern zum Innern weiter geführt, nun auch den Glauben ihrer Brot- und Lehrherrn kennen, schätzen und annehmen gelernt haben. Und worin besteht nun die gemeinsame äußere Arbeit? Nicht bloß ein Stallbrand in Rungue, der Mutterstation, sondern die alles Holzwerk und die Grasbedachung unerbittlich zerstörenden Teremiten haben den Ersatz der anfänglichen Lehmgebäude durch Bauten aus gebrannten Ziegeln zur unabweisbaren Notwendigkeit gemacht. Auf den älteren Stationen sind diese Ersatzbauten größtenteils schon vollendet oder in der Vollendung begriffen, ja einzelne dort angesiedelte Eingeborene haben sich auch bereits Hütten aus diesem dauerhaften Material errichtet. Weiter sind auf einigen Stationen Wasserleitungen, Fischteiche und statt der von den Eingeborenen als Wege bezeichneten, ungangbaren schmalen Rinnen wirkliche breite Wege zum Teil von ansehnlicher Länge angelegt worden. Ferner hat die Garten- und Feldwirtschaft auf den älteren Stationen eine solche Ausdehnung und Blüte erlangt, daß die Missionsfamilien hinlänglich mit europäischen Gemüsen, Kartoffeln und Weizenmehl versorgt sind, ja auch die tiefer gelegenen und darum heißeren Stationen Utengule und Jpiana damit versorgen können. Letztere senden als Gegenleistung Honig und Ananas. Auch Kaffeepflanzungen sind außer den landesüblichen Bananen auf einigen Stationen angelegt. Das Vorbild der Mission wirkt natürlich auch in dieser Beziehung weckend und fördernd auf die umwohnenden Eingeborenen, die ja ganz eigentlich Ackerbauer und Viehzüchter sind, was aber nicht ausschließt, daß Missionar Koots in Utengule eine Schuhmacherei mit 3 Eingeborenen betreibt, in der nicht bloß Schuhwerk für unsere und die Berliner Mission, sondern auch für die Soldaten in Langenburg neu entsteht oder ausgebessert wird. Leider wird die Ernte gelegentlich durch Heuschrecken und andere schädliche Insekten wie auch durch Hagelschlag in Frage gestellt. Vieh- und Hühnerzucht decken ebensfalls den vorhandenen Bedarf. Indes auch im Interesse der Haustiere wie zur Sicherung des Lebens der Menschen muß fort und fort gekämpft werden. In Utengule erwürgte im September 1899 während einer Nacht ein Leopard 10 Schafe und 3 Kuhkälber im Stalle der Station; 2 Monate darauf kam er in einer Selbstschußfalle ums Leben, aber ein Kamerad von ihm richtete bald darauf ein allgemeines Blutbad im Entenstalle an. Durch eine ganze Reihe von Unglücksfällen geweckt, hat ferner

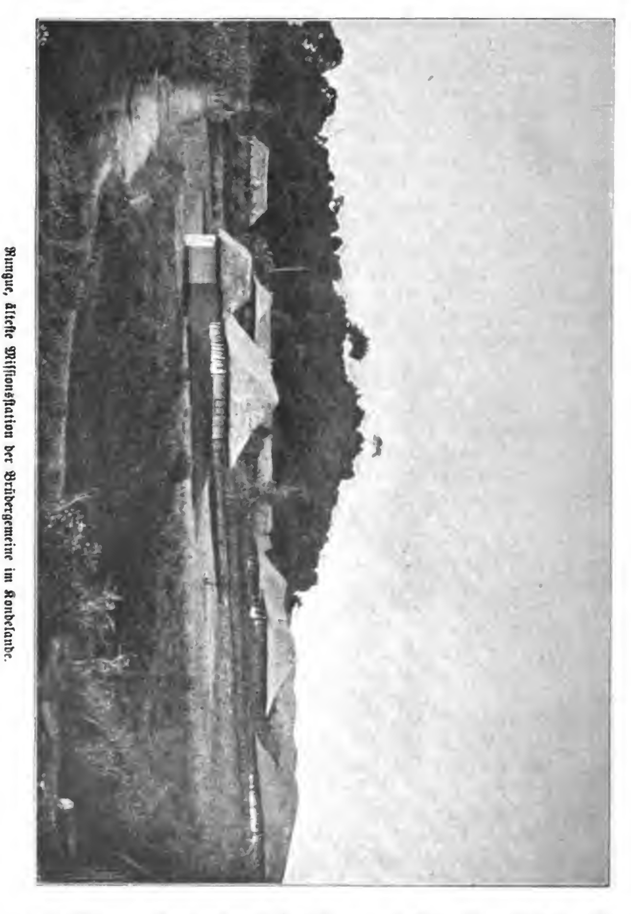
Missionar Richard in Ipiana, zwei Stunden vom Njassa in feuchter Niederung gelegen, einen Kreuzzug gegen die Krokodile eröffnet und zwar, indem er die Eier derselben zu vernichten sucht, auch eine Prämie an Leute austeilt, welche ihm solche abliefern. Bis Ende des Jahres 1899 hatte er bereits 2000 Krokodileier unschädlich gemacht.*)

In diesem Zusammenhange sei auch berichtet, daß die Missionare mit ihren ärztlichen Kenntnissen, so gut sie es vermögen, nach wie vor der braunen Bevölkerung recht wertvolle Dienste leisten. Heilung von Malariafiebern, vom Biß giftiger Schlangen, sehr häufige Heilung von vernachlässigten, durch die Einnistung von Sandflöhen unter der Haut verursachten Fußwunden, Linderung der Schmerzen des Aussatzes werden erwähnt, ebenso, daß Missionar Meyer einmal auf einer dreitägigen Tour 25 hohle Zähne auszieht. Sehr schätzbar und wirkungsvoll war auch ihr Eingreifen und ihr Einfluß auf die sich sträubenden Eingeborenen, als im Jahre 1899 die Pocken ausbrachen und die Regierung eine schleunige allgemeine Impfung anordnete, die noch so rechtzeitig erfolgte, daß einer weiteren Verbreitung der Seuche vorgebeugt werden konnte.

Knüpfen wir an diese Einzelheiten noch einige allgemeine Bemerkungen über den Charakter des Kondevolkes! Reisende, die das Land nur flüchtig berührten, sind durch die Gutmütigkeit seiner Bewohner und eine gewisse freundliche Liebenswürdigkeit schier geblendet, ja von hohen Erwartungen bezüglich derselben erfüllt worden. Indes diese Eigenschaften dienen doch mehr nur als eine vor Fremden zur Schau getragene Maske. Sie hindern jedenfalls nicht, daß eine stark entwickelte Selbstsucht und Habsucht das Thun und Lassen des Einzelnen bestimmt, daß Lug, Trug und Diebstahl an der Tagesordnung sind und grauenhafte geschlechtliche Ausschweifungen ohne Scheu bereits von der Jugend verübt werden. Was die Konde bewegt, diese negativen Eigenschaften vor den Weißen möglichst zu verbergen, ist eine weitgehende, abergläubische Furcht. Diese beruht einmal auf der geistigen Überlegenheit des Weißen und der Fülle von Kulturmitteln, mit denen ausgerüstet er auftritt, sodann aber auch auf dem Einfluß, den die Bagogo (Wahrsager) und Baganga (Zauberdoktoren), oft angesehene alte Frauen, auf das ganze Volk ausüben. Diese dunklen Existenzen haben den Leuten die Vorstellung beigebracht, daß die Weißen Wesen höherer Art, eine Art von Halbgöttern, seien. Auch auf unsere Missionare, obwohl sie anfänglich keine Ahnung davon hatten, sind diese Vorstellungen über-

*) Wie nötig das Beispiel und die Führung des weißen Mannes im Kampfe mit solchen Ungetümen ist, erhellt am besten aus der Äußerung eines Eingeborenen, der im Blick auf die Vernichtung der Krokodileier (ein Weibchen legt bis an 60 Stück auf einmal) sich dahin aussprach: „Ich habe oft Krokodileier gesehen, aber warum soll ich sie zerschlagen? So lange ich lebe, sind die Tiere, die aus diesen Eiern gekrochen sind, doch nicht groß genug, um mich zu fressen.“

tragen worden: ja es existierte sogar eine alte Prophezeiung, die in ihrem Erscheinen ihre Erfüllung gefunden haben sollte. Selbstverständlich thun unsere Sendboten alles, um diesen Aberglauben



Rungue, älteste Missionsstation der Brüdergemeine im Kondelande.

zu zerstören. Denn einmal beruht er auf einer Unwahrheit. Sodann aber entzieht er ihnen an Achtung und Vertrauen das, was er ihnen etwa an persönlicher Sicherheit und an einem gewissen

Nimbus gewährt. Der Eingeborene mißtraut dem Weißen und fürchtet ihn. Auch in anderer Beziehung wird er von jenen Zauberdoktoren in beständiger Furcht erhalten. Sie lehren dem Volke, daß selten oder nie jemand eines natürlichen Todes stirbt, sondern die Barosi, d. h. im geheimen Böses zufügende Menschen sind die Ursache alles Unheils, das den Gesunden selber zustößt, oder ihr Hab und Gut schädigt. Die Barosi zu entlarven und ihren Einfluß unschädlich zu machen, ist wieder die Aufgabe der Zauberdoktoren, — eine nie versiegende Quelle von Verdächtigungen Unschuldiger und von fetten Einnahmen für die Zauberdoktoren selber, deren Hände auch nicht rein von allerhand Giftmischereien sind.

Von dem traurigen, düstern Bilde, welches also die Völkermassen in jenen Landstrichen bei näherer Betrachtung zur Zeit noch gewähren, stechen aber beinahe blendend grell die Lichtstätten ab, welche die Mission unter Gottes Segen dort hat errichten dürfen. Da besitzt die Freiheit von Furcht und Aberglauben eine Burg, da herrscht Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Treue, Liebe, Mildthätigkeit und eine sich immer kräftiger entfaltende christliche Selbständigkeit unter den für Christus gewonnenen Eingeborenen. Gebe Gott, daß diese Fanale immer weiter leuchten und allgemach das ganze Land erhellen! Afrika braucht beides, das Gesetz und das Evangelium. Das Gesetz nötigt ihm die moderne Kolonialmacht auf, um der sich selbst verzehrenden afrikanischen Lotter-Wirtschaft ein Ende zu bereiten. Das Evangelium bietet ihm die schon bewährte christliche Mission an, um die Finsternis des Aberglaubens und der Sünde zu verscheuchen, welche die braunen und schwarzen Horden umnachtet hält.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen den 15. November 1900.)

Die Kämpfe des Negus von **Abessinien** mit den Somali-Mahdisten scheinen durchaus noch nicht beendet zu sein und den Franzosen in Djibuti noch manche Schwierigkeit zu bereiten. Der vom Negus mit der Unterdrückung beauftragte Gratzmatsch Benti ist am 16. Oktober nach Harrar zurückgekehrt, ohne den Scheik Mohammed ben Abdallah hindern zu können, im Hinterlande des britischen Protektorats seine Plünderungszüge fortzusetzen. Vor Meneliks Truppen zogen sich die Mahdisten über Berberah zurück und verhinderten eine Verfolgung, indem sie die Brunnen verschütteten. Nun soll eine neue Expedition über die oberen Zuflüsse des Juba unternommen werden, um die Mahdisten im Rücken zu fassen.

Die Franzosen sollen starke Verluste am See Assal (in dem ihnen von Menelik abgetretenen Gebiet) erlitten haben, indem eine Kolonne von 200 Mann, welche die Salzzölle eintreiben sollte, ebenso

wie eine zweite Hilfsexpedition von den Eingeborenen überlistet und niedergemacht wurde.

Im Vordergrunde des Interesses steht bezüglich unserer Kolonie **Deutsch-Ostafrika** noch immer die Frage der Zentralbahn und der weiteren Amtsführung des Gouverneurs, Generalmajor v. Liebert. Letztere scheint bereits gesichert zu sein, und für die Eisenbahn wird das mit Sicherheit zu erwartende energische Eintreten der Regierung im Reichstage hoffentlich von Ausschlag gebender Bedeutung. Die hierfür notwendigen Grundlagen sind in ausführlichen Berichten über die Entwickelung der Kolonie und über die technischen Fragen des Eisenbahnbaues nunmehr gegeben. Auch hat sich bei den Beratungen des Kolonialrats (8.—10. November) eine Gelegenheit gefunden, um zu den gegen Generalmajor v. Liebert erhobenen Anklagen Stellung zu nehmen; Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg erklärte, aus der vorliegenden amtlichen Übersicht der Entwickelung des Schutzgebietes im vergangenen Jahre ergebe sich die Grundlosigkeit jener Angriffe, und der Direktor der Kolonialabteilung, Dr. Stübel, stellte sich in der dieser ganzen Angelegenheit zu Grunde liegenden Frage der Eisenbahn unumwunden auf des Gouverneurs Seite, indem er seiner Überzeugung Ausdruck gab, daß nur ein Ausbau der Eisenbahnen die wünschenswerte Entwickelung des Schutzgebietes gewährleisten könne.

Die Anfeindungen der Eisenbahn, des Gouverneurs und der Kolonialpolitik der Regierung haben aber mit den wegen ihres gehässigen, persönlichen Charakters allgemein getadelten Angriffen der „Kolonialen Zeitschrift“ und des Herrn Hans Wagner ihr Ende nicht erreicht. Zwei Broschüren des Herrn Gustav Meinecke „Wirtschaftliche Kolonialpolitik“ nehmen Veranlassung, in schärfster Weise und in einem weder durchweg sachlichen noch vornehmen Ton eigentlich alles zu tadeln, was bisher seitens der Regierung oder anderer Kolonialfreunde für richtig gehalten, angeraten und ausgeführt ist. Ohne alle Rücksichtnahme auf die von anderen Nationen getriebene Kolonialpolitik, welcher die deutschen Entschließungen doch nirgends zuvorgekommen sind, sondern kaum im stande waren, einige für die deutschen Kolonien das Nötigste gewährende Verträge abzugewinnen, ohne einen Blick auf die unsere Kolonien umschließenden Verkehrslinien, welche unser Hinterland überall auszubeuten sich anschicken und in ihren Wirkungen sich gerade in Ostafrika bereits empfindlich bemerkbar machen, erklärt Herr Meinecke alles für falsch, was bisher, oft im Drang der Umstände, im Wettbewerb geschehen ist, und stellt dafür das alte Programm wieder in den Vordergrund: „Die Regierung nehme nur die Küste in Verwaltung und überlasse das Hinterland solch kühnen Unternehmern, welche ihr Geld daransetzen, dort nach den Schätzen des Inka zu suchen, in liberalster Weise und möglichst bedingungslos.“ Daß dieses System — auf deutsche Verhältnisse angewandt — falsch war, ist bereits durch die geschichtlichen Vorgänge erwiesen. Es ist lange

genug — namentlich an der Westküste — befolgt worden und hat uns dort unendlichen Schaden gethan; in Deutschland finden sich keine Kapitalisten, welche auf eigene Gefahr in ein unbekanntes Hinterland eindringen, sich selbst ihre Eisenbahnen dorthin bauen und sich selbst den nötigen Schutz durch Waffengewalt verschaffen. Und die Besitzergreifung ist nun einmal durch die Kongoakte nicht mit einer Flaggenhissung erledigt, sondern durch die Übernahme der Pflichten einer geordneten Verwaltung zu begründen. Alle anderen Nationen haben diesen Gesichtspunkt in ihren Kolonien durchgeführt, und ein Beweis ist das Telegraphen- und Schienennetz, das sich — ersteres bereits in vielen fertigen Linien, letzteres im Ausbau begriffen — über die außerdeutschen Kolonien auszubreiten beginnt und, was man doch nicht übersehe, diesen auch einen ganz deutlich wahrnehmbaren Aufschwung verschafft hat. Deutschland ist durchaus nicht in der Lage, nach einer bestimmten Doktrin langsam und bedächtig von der Küste aus seinen Kolonialbesitz in Betrieb zu bringen, sondern abhängig von dem Wettbewerb auf diesem, wie auf jedem anderen Gebiete; es wird richtig thun, immer den Vergleich zu ziehen zwischen seinen eigenen und den Maßnahmen anderer Mächte, und die Ergebnisse zu verfolgen, welche jene und welche wir selbst erreichen. Sind die unsrigen schlechter, so werden wir das Versäumte schleunigst nachholen müssen, denn was wir heute einbüßen, das werden wir auch mit der herrlichsten Doktrin nicht wieder einholen. Wenn wir nach Jahrzehnten so weit kommen, wie die Nachbarn heute sind, werden sie uns nichts mehr auszubeuten und zu entwickeln übrig gelassen haben. Deshalb gilt es, sich durchaus auf den praktischen Standpunkt zu stellen und den Fragen des Tages gerecht zu werden. Alle Zweifel an der Richtigkeit der Zentralbahn werden aber dadurch niedergeschlagen, daß unsere Nachbarn uns mit solchen umgeben und daß *diese Eisenbahnen sich bezahlt machen, also als richtig erweisen.*

Sehr bedauerlich ist es, daß Herr Meinecke die Doktorfrage, wie wir unsere Kolonialpolitik zu einer wirtschaftlich gedeihlichen umformen müssen, in seinem zweiten Heft: „Die Undurchführbarkeit des Programms des Herrn v. Liebert und ein neues Kolonialprogramm" zu persönlichen Angriffen gegen den Gouverneur von Deutsch-Ostafrika zuspitzt und mit Herrn Wagner in einen Kerb haut. Er behandelt die von General v. Liebert in seinem Artikel: „Vier Jahre Gouverneur von Deutsch-Ostafrika" nachgewiesenen, programmgemäß erreichten Ergebnisse durchaus skeptisch, und hilft sich dort, wo sie nicht zu leugnen sind, mit dem Zweifel, daß man der Zukunft nicht sicher sei, hat aber kein Wort der Anerkennung für die Jahre lange Arbeit eines Mannes, der in seinen Maßnahmen seinen eigenen persönlichen Ansichten nicht entsprach. Er bekämpft eben dessen Programm und zwar mit den verbundenen Augen eines Gegners, der aus Prinzip nichts Anerkennenswertes entdecken kann; er leugnet seine Erfolge um seines eigenen Programms

willen, das deren noch keine nachweisen kann. Natürlich gipfelt dies in dem Aufgeben der Verwaltung und der Stationen im Innern, im Verzicht auf die Eisenbahn und in dem Ausbau von Fahrstraßen, obgleich dieser kostspieliger und zeitraubender sein würde. Es darf wohl angenommen werden, daß die vom Herrn Kolonialdirektor in Aussicht gestellte Veröffentlichung der amtlichen Übersicht der Entwickelung des Schutzgebietes im vergangenen Jahre die Grundlosigkeit der Anklagen und Zweifel an den Ergebnissen der Verwaltung in klares Licht stellen und den so plötzlich aufgetretenen Angriffen ein Ende machen wird. Es wäre gewiß angezeigt gewesen, daß von amtlicher Seite schon früher eine Zurückweisung erfolgt und nicht der Gouverneur gezwungen worden wäre, persönlich Stellung zu nehmen und seine Thätigkeit zu rechtfertigen, wie am 16. Oktober in der Deutschen Kolonialgesellschaft, Abteilung Stuttgart, geschehen ist.

Für den schleunigen Beginn des Eisenbahnbaues spricht neben den alten längst bekannten Gründen ein neuer: Die „Companhia do Njaßa", unsere südliche Grenznachbarin, geht energisch an die Erfüllung ihrer kontraktlichen Verpflichtung, den Njaßa-See mit der Küste durch eine Eisenbahn zu verbinden. Eine am 14. August von Ibo aufgebrochene Expedition ist glücklich am See angelangt und hat die Endpunkte und allgemeine Lage der Linie, erstere die Semba-Bucht und Fort Johnston, letztere also dicht an der deutschen Grenze, festgelegt; eine zweite Expedition ist ihr gefolgt, um an der Linie entlang Militärstationen anzulegen. Diese Eisenbahn wird in derselben Weise im Süden den Handel an sich ziehen, wie die Uganda-Bahn es im Norden bereits gethan hat. Eine weitere Bahnlinie wird aber voraussichtlich bald zwischen dem Njaßa, Blantyre und Chiromo gebaut, denn für die Entwickelung des britischen zentralafrikanischen Gebietes wird sie mehr und mehr als unentbehrlich erkannt.

Die große Nord-Süd-Telegraphenlinie ist nach Herstellung einer Abzweigung vom Njaßa nach St. Jameson bereits am Ostufer des Tanganika im Bau begriffen; Nachrichten aus unserem Hinterlande erhalten wir also jetzt auf diesem Wege beschämenderweise recht schnell. So traf die Meldung von dem am 4. Oktober glücklich erfolgten Stapellauf der „Hedwig von Wißmann" am 19. Oktober hier ein, da sie am 15. in Abercorn dem Telegraphen übergeben werden konnte. Eine eigene Drahtverbindung haben wir aber noch nicht. Möchte der kleine Dampfer auf dem Tanganika sich ebenso bewähren, wie der „Hermann von Wißmann" auf dem Njaßa-See, von dem die „D. Kol.-Zeitung." berichtet, daß er allen anfänglichen Zweifeln zum Trotz nach achtjähriger Dienstleistung seinen Dienst in jeder Weise thut und die Konkurrenz mit 7 britischen Dampfern aufzunehmen im stande ist. Es sollte das wohl bei anderen Unternehmen ermutigen, daß dieser Dampfer — worauf niemand gerechnet hatte — eine ganz stattliche Einnahme (1898:

49426, 1899: 70203 Rupien) erzielt, wenn wir nicht zu geneigt wären, gute Ergebnisse immer nachträglich als selbstverständlich hinzunehmen, die Widerstände und Zweifel zu vergessen, die, um das Werk zu schaffen, zu überwinden gewesen sind und jedem neuen Unternehmen mit demselben Skepticismus zu begegnen. Die „Hedwig von Wißmann" wird nun der Grenzregulierungs-Kommission wesentliche Dienste leisten, welche hofft, Mitte Dezember mit den Arbeiten beginnen zu können. Zunächst handelt es sich um astronomische Festlegung der Nordspitze des Tanganika-Sees und der Linie bis zum Schnittpunkt des 30° östlicher Länge (Greenw.) mit dem 1° 20′ südlicher Breite. Endpunkte und Linie sollen durch Steinpyramiden kenntlich gemacht werden. Nach Festlegung des Kivu-Sees wird die deutsche mit einer britischen Expedition zusammen auch die britische Grenze festlegen, da auch hier infolge der ungenügenden Bestimmung Grenzstreitigkeiten und Reibereien vorgekommen sind. Vor Anfang des Jahres 1902 werden diese Arbeiten nicht zu erledigen sein.

Wie früher berichtet wurde, sah sich Hauptmann Johannes im Juli veranlaßt, gegen die von fortwährenden Räubereien nicht abzuschreckenden Stämme am Meru-Berge eine neue Expedition zu unternehmen. Hierbei gelang es ihm, ein Kriegerlager überraschend aufzuheben und zahlreiche Gefangene zu machen, jedoch erscheint es geboten, um zukünftigen Ruhestörungen vorzubeugen, eine Militärstation am Meru-Berge anzulegen, zu welchem Zweck Johannes eine Verstärkung von 1 Offizier und 40 Askaris überwiesen wurde.

Der gegen zwei Europäer gerichtete Mordversuch eines Häuptlings Senekambi ist rechtzeitig entdeckt und verhindert worden. Leutnant Styx, Leiter der Station Kiraki, hatte mehrere zum Teil gegen den Plantagendirektor Moritz gerichtete Vergehen des Häuptlings aufgedeckt und, wie wohl anzunehmen ist, bestraft. Dieser bestach durch Vermittelung seines Schwiegersohnes, eines schwarzen Unteroffiziers, den Hausboy des Offiziers, diesem und Moritz Gift in das Sodawasser zu thun, das beide zu trinken gewohnt waren. Die trübe Farbe ließ diese aber Verdacht schöpfen; der Boy bekannte, und die drei Verbrecher wurden verhaftet.

Die vom Gouverneur vor seiner Reise nach Europa ins Leben gerufenen Versammlungen der kaufmännischen Firmen fanden ihre Fortsetzung durch eine am 10. September unter Vorsitz des Reg.-Rat Stuhlmann erfolgte Zusammenkunft. Es ist von Interesse, daß die Zahl der Handelsfirmen und Erwerbsgesellschaften nach einem Verzeichnis des „Deutschen Kolonialblattes" bereits auf 177 heraufgegangen ist, und daß hierbei gegen 200 Europäer, 160 Inder und Araber, gegen 50 Chinesen und Japaner und rund 5300 Eingeborene beschäftigt sind. Der Hauptanteil kommt naturgemäß auf die Küste, doch sind auch im Binnenlande und dem Seegebiet ziemlich zahlreiche und nicht unbedeutende Handelsbetriebe verzeichnet.

Die Glimmer-Expeditionen sind mit sehr günstigen Erfolgen zurückgekehrt und haben zwei größere Schürffelder belegt; ferner

sind Versuche mit Indigo-Anbau in der Versuchspflanzung Mohorro Erfolg versprechend verlaufen und sprechen für die Einführung dieses lohnenden Anbaues; auch wird die Frage der Viehausfuhr angeregt, wozu sich aber bis jetzt die verkehrenden Dampfer nicht verstehen wollen. Zwischen der Regierung und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ist ein Vertrag bezüglich der von letzterer abgetretenen Berggerechtsame abgeschlossen worden.

Aus **Uganda** wird ohne eine Andeutung über Umfang und Verlauf der neuen Unruhen, sowie die zur Unterdrückung angewandten Mittel kurz gemeldet, daß sie beendet seien.

Es war am 11. Oktober ein Jahr, daß in **Süd-Afrika** mit dem Überschreiten der Grenze seitens der Buren der Krieg eröffnet wurde, welcher jetzt noch immer wütet, ohne daß man ein Ende absehen könnte. Es ist zwar dem großen Weltreich gelungen, mit dem Aufgebot einer fünffachen Übermacht die bewaffneten Bürgerabteilungen, soweit sie in der Hand der Führer zu größeren Massen sich vereinigten, zu zersprengen, Tausende in Gefangenschaft zu führen und den „großen Krieg“ zu beendigen, aber die englischen Truppen haben dies weit weniger ihrer Kriegstüchtigkeit und dem Geschick ihrer Führer, als vielmehr der mangelhaften militärischen Organisation ihrer Gegner zu danken, welche mangels straffer Disziplin, taktischer Ausbildung und eines vorgebildeten Offizierkorps von vornherein auf die taktische Defensive angewiesen waren, keinen ihrer zahlreichen und wichtigen Erfolge auszubeuten und nirgends den Engländern mit einem Offensivstoß entgegen zu treten imstande waren. Ohne Offensive ist ein Sieg aber niemals zu erringen, der alte Satz sollte sich an den Buren wieder bewahrheiten, die bei allem anerkennungswerten offensiven Drang an der Forderung des taktischen Angriffs immer scheiterten, weil sie den niemals gelernt hatten. Zu spät sollen sie jetzt, wo sie auf den kleinen Krieg angewiesen sind, wo sie in kleinen Abteilungen über den ganzen weiten Kriegsschauplatz verteilt, sich nur noch hie und da zu gemeinsamem Handeln zusammenschließen, eine andere Organisation anstreben und sogar eine — Angriffstaktik zu erlernen sich bemühen. Soll doch am 5. November eine richtige Attacke von 200 Reitern zur Ausführung gekommen sein. Nicht mehr durch Wahl der Untergebenen, sondern durch Befehl des Obergenerals werden jetzt die Offiziere bestimmt, nicht mehr dem freien Willen des einzelnen ist es überlassen, ob er kämpfen oder seine Farm besuchen will (weshalb nie ein Führer wußte, über welche Stärke er verfügen könne), sondern zu festem Ausharren bei der Abteilung, der er zugeteilt ist, verpflichtet ihn nicht weniger das strenge Gebot der Generale Botha und Dewet, als auch die drohende Gefangenschaft, wenn er seiner Farm sich nähert. Die Not zwingt den Buren zur Pflicht und lehrt ihn das, was ihn hätte siegen lassen, wenn er sich bei Zeiten entschlossen hätte, es zu lernen.

Von den kriegerischen Ereignissen auch nur annähernd sich ein

richtiges Bild zu machen, erscheint unmöglich angesichts der Thatsache, daß die Buren ihre kleinen Unternehmen, offenbar jeder Trupp auf seine heimischen Hilfsquellen gestützt, nicht auf wenige Punkte vereinigen, sondern überall, wo sich Gelegenheit bietet, den Engländern zu schaden, zur Ausführung bringen, und daß andererseits auch die britischen Truppen, gänzlich planlos, nur bestrebt sind, die zahllosen Nadelstiche der Gegner abzuwehren und zu dem Zweck ganz ergebnislos hin und her marschieren. Denn obgleich bisweilen klar zu erkennen ist, daß die englischen Berichte über vieles und oft recht Unangenehmes so lange schweigen, bis Verlustlisten und „Wiedereroberung“ von Orten, deren Verlust gar nicht gemeldet war, den Schleier lüften, wenn man also auch annehmen kann, daß die Buren viel mehr Erfolge erzielen, als bekannt wird, so genügt doch auch das Zugestandene, um die völlige Zerfahrenheit der englischen Truppenführung erkennen zu lassen.

Es sei daher nur angeführt, daß im äußersten Westen Koffy Fontein und Jakobsdal von den Buren genommen, ein Transport zwischen Kimberley und Boshof und ein solcher bei Warrenton abgefangen, Vryburg bedroht und bei Zeerüst mehrfach mit wechselndem Glück gekämpft wurde, daß im äußersten Süden bis über den Orangefluß hinweg das Gebiet vielfach von den Buren beherrscht wird, daß der ganze Osten des Orangestaates von Wepener über Ladybrand, Ficksburg, Bethlehem, Vrede ziemlich dauernd in ihrem Besitz ist, daß sie aber von hier bis an die Eisenbahnen Pretoria-Bloemfontein und Johannesburg-Durban heran bald hier bald da einen Ort besetzen, die Schienenbahnen und neuerdings — wunderbar, daß sie das bisher meist unterließen — auch die Telegraphenleitungen zerstören, Züge zum Entgleisen bringen und den Engländern nirgends Ruhe lassen. Aber auch im Osten von Transvaal sehen wir sie Mitte Oktober dem Marsch des General French von Machadodorp über Carolina auf Heidelberg (2 Kavallerie-Brigaden) ernsten Widerstand entgegenstellen, bei Wakkerstrom sich in größeren Massen sammeln und bei Belfast am 6. und 7. November General Smith-Dorien durch ihre Angriffe hart zusetzen (hierbei sollen Prinsloo und Fourie gefallen sein), während sie fast gleichzeitig östlich Mafeking mit Methuen kämpften und bei Middelburg mit Lord Kitcheners Bruder handgemein waren. Nirgend können die Engländer zu einem endgültigen Ergebnis kommen, denn die „zersprengten“ Burenabteilungen sammeln sich immer wieder in kürzester Frist und machen sich auf das unangenehmste fühlbar. Lebensmittel und Munition erhalten sie im Überfluß durch Wegnahme der englischen Transporte, und am 10. Oktober haben sie sogar auf der Linie Durban-Johannesburg einen Zug zum Stehen gebracht, der ihnen eine Beute von 3 Millionen Mark an englischen Regierungsgeldern einbrachte.

Über die Vorgänge im Norden hörte man lange Zeit nichts, als den Rückmarsch Lyttletons von Lydenburg nach Middelburg.

Buller war ja bereits vorher zurückgerufen, um nach England zurückzukehren, an seine Stelle scheint aber nun Lord Kitchener getreten zu sein, der Ende Oktober aus Lydenburg meldete, er habe bei Krügersport ein Burenlager genommen, ein nach der Zahl von 4 verwundeten und 4 gefangenen (vielleicht 4 gefangenen verwundeten) Buren nur nebensächliches Ereignis. Weiter scheint er nicht vorgegangen zu sein, um festzustellen, was aus der im Norden versammelten Burenabteilung geworden ist. Aber auch diese läßt nichts von sich hören, so daß man beinahe annehmen möchte, sie habe Wege gefunden, um aus dem ungesunden Buschfeld wieder nach Süden zu gelangen. Da die Engländer nirgend mit ihren Gegnern Fühlung zu halten im stande sind, ist es diesen wohl möglich, zwischen ihnen selbst mit Transporten hindurch zu schlüpfen.

Die Engländer befinden sich offenbar in Verlegenheit, wie sie diesem aufreibenden Kriege ein Ende machen sollen. Er kostet selbst an Kampfverlusten mehr, als man aus den spärlichen Meldungen entnehmen sollte. Sind doch im Monat Oktober in diesen Guerilla-Scharmützeln 283 Mann gefallen, 367 im Lazarett gestorben, 32 verunglückt; der Gefangenen, 91 Mann, sind wenige, denn die Buren können keine Gefangenen brauchen und müssen sie immer wieder laufen lassen. Dazu kommt aber die große Zahl von 2702 als invalide nach Hause Geschickten. Es sind erstaunliche Verluste, welche sich da zusammenzählen lassen, bis Ende Oktober im ganzen über 46000 Mann an Toten, Vermißten und Invaliden, weder Verwundete noch Kranke einbegriffen. Es muß bei diesen Opfern, welche jeder Tag verlangt, den Engländern daran liegen, diesem Kriege ein Ende zu machen. Sie haben es versucht durch Fortschleppen der Frauen (aus Jagersfontein) durch Einäschern der Farmen auf ganze Strecken (z. B. zwischen Dundee und Vryheid steht kein Haus mehr, die Burenfamilien kampieren in den Postenbuden der Engländer), durch Proklamationen und Gewaltmaßregeln; die Buren haben ihnen geantwortet durch Bedrohung jedes Burghers, der sich weigere, Waffen zu tragen, mit Kriegsgefangenschaft, die Frauen, anstatt ihre Männer zurück zu halten, folgen ihnen und helfen ihnen in jeder Weise. Jetzt hat Baden-Powell, der Chef der neu zu schaffenden Polizeitruppe, vorgeschlagen, Zwingburgen in Gestalt von festen Forts mit Geschützen anzulegen. Das würde höchstens die Besatzungen gegen Angriffe schützen, die Buren in ihren Unternehmungen nicht hindern. Es zeigt sich, was vorauszusehen war, daß die Buren sich das Joch nicht gefallen lassen und lieber zu Grunde gehen. Was den Engländern nicht auszurotten gelingt, wird auswandern, und jenen ein entvölkertes und verwüstetes Land bleiben, in dem nicht einmal die inzwischen ersoffenen Goldminen sobald eine Ausbeute versprechen.

Bemerkenswert ist, daß ein russisches Blatt, die „Nowoje Wremja", den Jahrestag des Kriegsbeginns mit dem unverhüllten Vorwurf begleitet, daß die Teilnehmer der Friedenskonferenz nicht

ihre Pflicht darin erkannt haben, getreu der dort angeregten und vertretenen Ideen einzuschreiten und ein Volk vom Untergang zu retten. Was jetzt noch an Anregungen zu Interventionen zu Tage tritt, wie eine Petition des „Vorstandes des französischen Weltfriedens- und internationalen Schiedsgerichtsvereins“ an den Präsidenten der Republik, hat so wenig Erfolg, wie ein derartiges Ansinnen haben würde, das man der Reise des Präsidenten Krüger als Motiv unterlegt. Wichtiger ist und vielleicht von mehr Gewicht für die Entschließungen Chamberlains die Bewegung, welche in der Kapkolonie wieder lebhafter wird und in lauten Protesten gegen die englische Vergewaltigung zu Tage tritt. Hierbei ist eine Frauenversammlung am 19. November bemerkenswert, bei welcher 800 „Mütter der zukünftigen südafrikanischen Nation“ ihren Protest erhoben haben gegen die Kriegführung der Engländer. Das steht in einem auffallenden Gegensatz zu der Rede Chamberlains am 24. Oktober, worin er die „Mission der Gerechtigkeit, der Zivilisation und des Friedens“ für das britische Weltreich in Anspruch nahm.

Am gleichen Tage (20. Oktober) sind Präsident Krüger aus Lourenço Marques und Buller aus Durban abgereist, ersterer von portugiesischen Beamten begleitet, welche seine 24 Koffer vergeblich im englischen Interesse nach Kontrebande durchsuchten, letzterer mit einem Ehrensäbel geschmückt und mit lauten Festreden begleitet. Schneller als Krüger hat er auch den Boden Europas schon betreten, als Sieger empfangen und gefeiert, in seiner anerkennenswerten Ehrlichkeit aber mehr bemüht, Entschuldigungen für seine Mißerfolge zu finden, als sich durch den beschämenden Weihrauch betäuben zu lassen. Dagegen ist es wiederum für Belgien und Frankreich beschämend, daß sie alles aufbieten, Krüger zu veranlassen, Ovationen und Kundgebungen aus dem Wege zu gehen, die ihm von der mit den Buren sympathisierenden Bevölkerung entgegengebracht werden könnten; mutiger zeigte sich die junge Königin der Niederlande, als das starke Frankreich. Die in Aussicht genommene Rückkehr zahlreicher britischer Truppen hat aufgeschoben werden müssen angesichts der Kriegslage, und es sind sogar am 17. Oktober noch 62 Offiziere und 2168 Mann Ersatzmannschaften abgeschickt worden. Nur die City-Freiwilligen sind bisher nach London zurückgekehrt, was bei der Empfangsfeier am 30. Oktober zu den brutalsten Vorkommnissen in der Hauptstadt Veranlassung gegeben haben soll. Demnach scheint Roberts nicht ganz Unrecht gehabt zu haben, wenn er in einer dieserhalb an das englische Volk gerichteten Proklamation vor dem Angebot geistiger Getränke warnte. Es scheint bei solcher Gelegenheit die Trunkenheit in London außerordentlich zu sein. Wenn er aber hinzufügt, daß sich die britischen Soldaten wie Gentlemen betragen hätten, und daß während des ganzen Feldzuges nicht ein einziges ernstes Verbrechen begangen sei, so scheint er die hinreichend bekannten gegen die Buren verübten Scheußlichkeiten wohl nicht mit zu rechnen, wie die englischen Generale gewöhnt

sind, den Naturvölkern gegenüber die größten Brutalitäten als etwas Selbstverständliches anzusehen.

Während die englischen Truppen in Südafrika ausharren müssen und auch Roberts seine Rückkehr immer wieder aufschiebt, glauben die Portugiesen jetzt ihre Truppen entbehrlich und senden sie nach der Heimat zurück. Es verlautet, daß die in Lourenço Marques befindlichen Buren sich der Überwachung auch zu entziehen wüßten und zu den Kommandos über die Grenze zurückkehren.

Die Untersuchungen in Pretoria über die Teilnahme der burischen Eisenbahn- und sonstiger Unternehmen am Kriege, welche den Zweck zu verfolgen scheinen, einer Vergewaltigung und Annektierung der Konzessionen die Wege zu bahnen, sind noch zu keinem Abschluß gelangt. Was darüber berichtet wird, sind offenbar nur die belastenden Momente.

Die Folgen des Krieges für **Deutsch-Südwestafrika** machen sich bereits geltend und zwar zunächst in drohenden Äußerungen britischer Männer von besonderer Bedeutung. Sir Gordon Sprigg soll am 26. Oktober im Kapparlament gesagt haben: „Wir müssen Walfischbai halten, da die Zeit wahrscheinlich nahe ist, wo das Hinterland (d. i. die deutsche Kolonie) wieder erworben werden wird.“ Hierin liegt, was auch früher bereits hervorgetreten ist, daß man englischerseits die deutsche Herrschaft nur als etwas Vorübergehendes betrachtet und ein Recht zu haben glaubt, das allerdings noch niemals Besessene „wieder zu erwerben“. Eine zweite Äußerung wird Cecil Rhodes zugeschrieben, „er und seine Korporation (die South West Africa Comp.) würden sich energisch gegen die Niederlassung von Buren in Damaraland sträuben“. Das beweist die Gefahren des englischen Kapitals für unsere Kolonie, auf welche Dr. Passarge aufmerksam machte, und die unglaubliche Prätension der englischen Geldaristokratie gegenüber der deutschen Regierung, eine Anmaßung, der gar nicht scharf genug entgegen getreten werden kann. Es ist deshalb dankbar anzuerkennen, daß sich der Kolonialdirektor mit der im Namen der sieben deutschen Mitglieder des Direktoriums genannter Gesellschaft abgegebenen Erklärung, dieses werde sich einer Bureneinwanderung nicht widersetzen, nicht zufrieden gab, sondern es als sehr wünschenswert bezeichnete, das die South West Africa Comp. selbst baldigst eine im gleichen Sinne gehaltene Erklärung veröffentliche. Die Regierung hat übrigens kein Bedenken getragen, der Bureneinwanderung, die sich auf 15 000 Personen belaufen soll, mit wohlwollender Zusage zu begegnen. Ein von dieser (aus Transvaal durch die Kalahari-Wüste beabsichtigten) Einwanderung ganz verschiedener ist der Zuzug von mehreren hundert Burenfamilien, die aus der Kapkolonie bereits zugezogen sind und sich in den den South African Territories gehörenden Ländereien gegen Pachtzahlung niedergelassen haben. Bei dieser Gelegenheit hat sich herausgestellt, daß diese Gesellschaft nicht, wie angenommen werden mußte, ganz in der South West Africa Comp.

aufgegangen ist, sondern sich neuerdings wieder selbständig konstituiert, neue Mittel gewonnen und einen eigenen Vertreter in Berlin beauftragt hat.

Der Augenblick rückt nun immer näher, wo sich letztgenannte Gesellschaft entscheiden muß, ob sie den Eisenbahnbau, dessen Beginn ihr ihre Gerechtsame erst in ganzem Umfang sichert, in Angriff nehmen will. Auch wird der für die Otavi-Minen geplanten Eisenbahn nähergetreten werden müssen, sobald die am 13. August in Tsumeb eingetroffene Minenexpedition zu günstigen Ergebnissen gekommen sein wird; dann wird die Frage, ob diese Bahn thatsächlich in einen außerdeutschen Hafen geleitet werden soll, noch ernstlich erwogen werden müssen. Betreffs der aus lauter Engländern bestehenden Minenexpedition hat sich jetzt Oberbergrat Schmeißer geäußert und die Angabe des Dr. Scharlach, diese seien billiger als deutsche Ingenieure, gründlich widerlegt, indem er auf den wesentlichen Unterschied hinweist, der zwischen dem deutschen vollwertigen „Bergingenieur" und dem in England auch so genannten Bergtechniker ganz einseitiger und ungenügender Ausbildung besteht. Daß man einen deutschen Bergingenieur höher bezahlen muß als einen englischen auf der Stufe des „Steigers" stehenden Bergmann, ist selbstverständlich.

Der Betrieb der Eisenbahn hat eine erhebliche Störung wegen Kohlenmangels erfahren. Sie lebt noch immer von der Hand in den Mund, und als im August heftige Stürme das Löschen der eingetroffenen Kohlenschiffe verhinderten, konnte die Eisenbahn nicht fahren. Dem müßte doch aber durch Anlage eines großen Kohlendepots vorgebeugt werden. Auch haben sich bei der Weiterführung der Bahn Schwierigkeiten auf dem Hochlande zwischen Karibib und Okahandja ergeben, welche zahlreiche Durchlässe und Brücken (der Termiten wegen in Stein und Eisen) nötig erscheinen lassen. Jedoch glaubt man mit der monatlichen Förderung von 10 Kilometer Geleise Okahandja im August 1901 zu erreichen, nachdem am 1. August dieses Jahres die Weiterarbeit von Karibib begonnen worden ist.

Der Anlage von Staudämmen steht die Regierung günstig gegenüber, so daß auf eine Förderung solcher Arbeiten zu rechnen sein wird. Neue Versuchspflanzungen haben aber auch in unbewässerten Gebieten bei Windhoek gute Erfolge mit Mais und Kartoffeln erzielt. Als außerordentlich wichtig ist die Gründung einer „Gesellschaft für die Zucht von Wollschafen und Angoraziegen" zu begrüßen, da sich für diese, im Kaplande bekanntlich in großem Maßstabe betriebene, Zucht günstige, dem Karrugebiete durchaus entsprechende Bodenverhältnisse mehrfach in dem Schutzgebiet finden, und sich aus ihrer Einführung wahrscheinlich große wirtschaftliche Vorteile ergeben werden. Es ist die Verteilung der zu beschaffenden Stammherde auf die verschiedenen geeigneten Plätze und die leihweise Überlassung an tüchtige Farmer und

Eingeborene ins Auge gefaßt. Die Unterstützung durch die Wohlfahrtslotterie der Deutschen Kolonialgesellschaft (300000 Mk.) scheint bereits gesichert zu sein.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist die Nachricht, daß es Dr. Kuhn in Großfontein gelungen ist, in der Körperflüssigkeit von an der „Sterbe" erkrankten Pferden ein Serum gegen die Malaria nachzuweisen und bereits in zahlreichen Fällen von Malariaerkrankungen den Krankheitsprozeß zur Erreichung von Immunität auszunutzen. Die Malaria würde dann ihre Schrecken für die in den Tropen thätigen Europäer verlieren, wenn es gelingt, dem Serum seine Wirkungskraft auch bei längerer Aufbewahrung zu erhalten.

Prinz Prosper v. Arenberg ist wegen seines im Schutzgebiet verübten Verbrechens mit 15 Jahren Gefängnis bestraft und hat am 8. November in Hannover seine Strafe angetreten. Die Sambesiexpedition, welcher sich der deutsche Botaniker Baum angeschlossen hatte, ist nach zehnmonatlicher Arbeit nach Mossamedes zurückgekehrt und hat auch von einem der zwei dort verschollenen Ausländer, Flurschütz, die Überreste gefunden, während sie Veranlassung zu haben glaubt, dem zweiten, Eckstein, die Schuld, seinen Gefährten ermordet zu haben, beimessen zu müssen.

Der im **Kongo**gebiet geführte Prozeß gegen Angestellte der Antwerpener Handelsgesellschaft wegen unmenschlicher Behandlung der Eingeborenen hat seinen Abschluß mit deren Verurteilung zu 10- bezw. 6jähriger Zwangsarbeit in Boma gefunden. Der Hauptschuldige, der als Direktor angestellte ehemalige Hauptmann Lothaire, welcher zur Steigerung der Kautschukeinnahmen seine Untergebenen zu Anwendung brutalster Zwangsmittel angeleitet hat, ist straflos ausgegangen. Nachdem der Ausbruch des Budjaaufstandes im Mongallagebiet das Einschreiten der Kongotruppen nötig gemacht und das ganze Treiben bekannt gemacht hatte, hielt es Lothaire für angezeigt, seinen Beamten die Schuld beizumessen und schlennigst auf Reisen zu gehen. Den Aufstand niederzuschlagen, gelang erst am 15. August Hauptmann Verdussen, indem er mit 400 Kongosoldaten einen von etwa 4000 Budja besetzten Wald einnahm und hierbei über 300 tötete.

Die Vervollständigung des Telegraphennetzes im Kongogebiet, woran Belgier und Franzosen gemeinsam arbeiten, macht wesentliche Fortschritte; die Linie Stanley-Pool-Brazzaville ist fertig, die Linien Libreville-Loango und von hier nach Brazzaville gehen ihrer Vollendung entgegen.

Für **Kamerun** ist es noch nicht gelungen, die zur Verstärkung der Schutztruppe nötigen Mannschaften anzuwerben, und es erscheint fraglich, ob aus dem Kongostaat oder aus Togo Leute zu bekommen sind. Davon hängt aber das Schicksal der Garuaexpedition ab, welche mit ungenügenden Kräften nicht unternommen werden darf. Über die Vorgänge, welche die Abberufung

des Hauptmann v. Besser veranlaßten, soll ein Bericht des Majors v. Kamptz eingetroffen sein, jedoch steht eine Veröffentlichung noch aus.

Wie verlautet, ist eine neue „Deutsche Handelsgesellschaft Kamerun“, Sitz in Berlin, Kamerun und Yabassi, gebildet worden, welche ihre Thätigkeit im Januar beginnen und einen Herrn F. Probst mit mehreren Begleitern hinaussenden will.

Für die geplante Baumwollexpedition nach **Togo** sind, wie die „D. Kol.-Zeitg.“ mitteilt, der amerikanische Sachverständige Mr. James Calloway, zwei amerikanische Farmer und ein Mechaniker in Aussicht genommen, denen sich in Lome 100 bis 150 Träger und Arbeiter anschließen werden. Der Aufbruch nach dem Innern soll der Trockenheit wegen Mitte Dezember erfolgen. Von kolonialen Körperschaften und Interessenten sind für Zwecke der Expedition über 63000 Mk. gezeichnet worden.

Die Grenzregulierung zwischen **Dahome** und **Nigeria** ist am 15. Juni beendet, und die am 21. Februar von Kotonu aufgebrochene französische Expedition (Kommandant Toutée) wieder zurückgekehrt, nachdem sie gemeinsam mit der englischen (Kapitän Lang) innerhalb etwa zwei Monaten eine Grenzlinie von 450 Kilometer aufgenommen und festgelegt und auch die zwei an Frankreich abgetretenen Enklaven am Niger und Forcadosfluß, je 50 ha groß, mit Oberst Lugard zusammen abgesteckt hat.

Den Weg durch die **Sahara,** welchen die Expedition Foureau-Lamy beschritten hat, wird Frankreich zunächst noch nicht, wie es die Absicht gewesen zu sein scheint, mit Militärstationen besetzen und sich sichern können, da die damit verbundenen Kosten in keinem Verhältnis zu den gewonnenen Vorteilen ständen; aber in Zinder, welche Stadt Foureau für einen wichtigen politischen und Handelsmittelpunkt hält, ist eine Abteilung von 150 Mann geblieben, und wird wohl eine stärkere Garnison aufgestellt werden. In der westlichen Sahara wird eine starke Expedition gegen die räuberischen Grenzmarokkaner von Aïn Sefra aus für Mitte Dezember vorbereitet. Drei Kolonnen sollen entsandt werden, um jene einzukreisen. Zu dem Zweck werden in D'jenien-bou-Rezg große Vorräte aufgehäuft und mit aller Macht an der Eisenbahn gearbeitet, welche bereits bis nahe vor Zoubia fertig gestellt ist und bis Duveyrier verlängert werden soll. Daß diese Pläne irgendwie mit einem gegen Marokko gerichteten Unternehmen zusammenhängen, ist kaum wahrscheinlich.

Marokko thut allerdings nichts, um sich die Gunst anderer Mächte zu sichern; es rechnet wohl mit deren Eifersucht. Alle ziemlich häufig notwendig werdenden Reklamationen werden verschleppt, oder wie kürzlich die Beanspruchung einer Entschädigung für Ermordung eines naturalisierten Amerikaners durch die Vereinigten Staaten, glatt abgelehnt. Der deutsche Gesandte, Frhr. v. Mentzingen, hat sich Anfang November auf die Reise nach der Hauptstadt begeben, um die Erledigung der deutschen Reklamationen energischer zu betreiben.

Geographische Nachrichten.

Lemaire ist mit seinen Begleitern nach Lösung seiner Aufgabe zurückgekehrt. Seine Route führte ihn vom Nyassa nach Bazembo (am Lu-Alaba, wie er jetzt schreibt) zu den Kupferminen von Mawe-Kunono, zu den Fällen des Lu-Alaba (deren Lage bedeutend weiter stromab ist als man bisher annahm), Lu-Bendi, Kassai, hier hinauf zum Dilolo-See (welcher ohne Verbindung sowohl mit Kassai als Zambesi ist), hierauf an der Grenze entlang bis zu den Quellen des Lu-Alaba. Das wichtigste Ergebnis ist die Auffindung eines mächtigen Armes bezw. Zuflusses des Kongo, des Ku-Lechi, welchen Lemaire für den Oberlauf des Stromes erklärt und damit die Frage nach der Quelle des Kongo entweder löst oder — durch einen neuen Konkurrenten noch erweitert.

Dhanis ist am 19. September von Boma abgefahren und am 10. Oktober nach 5 Jahren Thätigkeit im Kongo-Gebiet in Antwerpen eingetroffen.

Foureau ist zurückgekehrt, die Sahara-Expedition am 23. Juli in Gribingui, um im Oktober sich in Brazzaville einzuschiffen.

Gibbons erwartet in Dufilé am Nil einen Dampfer, um seine Reise nach Kairo fortzusetzen; er hat sein Programm gelöst.

Bulett Weatherley berichtet über den Bangweolo-See, der auch eine veränderte Lage zu erhalten scheint, ebenso wie der Kivu- und Tanganika-See nach Fergussons Messungen.

Dr. Fülleborn hat über seine Untersuchungen im Nyassa-See und der Seen im nördlichen Njaßa-Land einen Bericht bereits in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin veröffentlicht; er hat eine Reihe kleiner Seen besucht, unter ihnen den Rukwa-See.

Die französische Expedition Blanchet, Dereims und Juinot-Gambetta ist am 16. Oktober, allerdings ohne den erstgenannten, in Marseille wieder eingetroffen. Beauftragt, das Bergland Adrar (halbwegs zwischen Marokko und Senegal) wegen Durchführung der Saharabahn zu erkunden, wurden sie vom Emir Mokhtar-Ould-Aïda am 5. Juni angegriffen und am 8. gefangen, nach 67 Tagen durch Vermittelung des Scheik Saad-Bou befreit, Blanchet starb, Juinot erkrankte, wurde aber in Dakar wieder reisefähig hergestellt.

Reibell ist mit 2 Offizieren und 140 Algeriern am 13. September in Brazzaville angelangt.

Antisklaverei-Kongresse.

Gelegentlich der Weltausstellung hatte die Französische Antisklaverei-Gesellschaft einen internationalen Antisklaverei-Kongreß nach Paris einberufen. Er hat in den Tagen vom 6. bis 8. August

stattgefunden und ist, wie es scheint, von einer ganzen Anzahl Deputierter aus den verschiedensten Ländern besucht gewesen. Freilich hat der Kongreß ein durchaus katholisches Gepräge getragen. Außer den Vertretern der ältesten Antisklaverei-Gesellschaft, der „British and foreign Anti-Slavery Society“, und dem Sekretär der Londoner „Aborigines' Protection Society“ scheinen protestantische Mitglieder nur in verschwindend kleiner Zahl anwesend gewesen zu sein. Das ist ein großer Mangel dieses Kongresses, der indes seine geschichtliche Erklärung findet. Die französische Antisklaverei-Gesellschaft ist vom Kardinal Lavigerie gegründet und setzt sich gleich den Gesellschaften, welche derselbe Kardinal auch in anderen Ländern, z. B. bei uns in Deutschland, in Österreich, Italien, ins Leben gerufen hat, fast ausschließlich aus Katholiken zusammen. Außerdem aber sollte gemäß der Absicht der einladenden Gesellschaft der jetzige Kongreß der Nachfolger des vor 10 Jahren gleichfalls in Paris abgehaltenen sein, den Lavigerie zusammengerufen hatte. So erklärt sich die Zusammensetzung des diesjährigen Kongresses vollauf; so ist es auch durchaus nicht auffallend, daß in den Verhandlungen desselben das Loblied des kriegerischen Kardinals in den verschiedensten Tonarten, aber immer forte-fortissimo gesungen wurde. Leider haben auch die Vertreter der Britischen Antisklaverei-Gesellschaft, wie der Bericht des „Anti-Slavery Reporter“ schließen läßt, sich davon nicht frei gehalten.

Auf die Verhandlungen selbst einzugehen, ist mir zur Zeit nicht möglich, weil die Referate mir noch nicht sämtlich vorliegen. Im „Anti-Slavery Reporter“ sind nur zwei im vollen Wortlaut und eins im Auszug mitgeteilt. Ich werde daher später darauf zurückkommen. Nur so viel sei für jetzt angezeigt, daß die Sklaverei in Ägypten, der Sklavenhandel in Marokko, der jetzige Stand der Sklaverei in Englisch-Ostafrika und Sansibar, der Kampf gegen die Sklavenhändler am Tanganika-See, der Kampf gegen die Sklaverei in Brasilien, die Frage nach der Ansiedelung von befreiten Sklaven u. a. zur Verhandlung gekommen sind.

Schon diese Themenaufstellung ruft die Kritik hervor. Sie genügt, um es verständlich zu machen, daß der Berichterstatter im „Anti-Slavery Reporter“ vom Verlauf des Kongresses nicht befriedigt ist und dessen Bedeutung und Nutzen nicht sowohl in den Verhandlungen als vielmehr in der persönlichen Berührung mit den Gesinnungsgenossen aller Länder sieht. Indes kann ein zutreffendes Urteil auch erst gefällt werden, wenn die Verhandlungen des Kongresses vorliegen.

Auf den „ersten österreichischen Antisklaverei-Kongreß“, der in höchsten Kreisen Österreichs Unterstützung und Teilnahme findet und vom 20. bis 22. November tagen soll, aber auch ein rein katholischer zu werden verspricht, kann diesmal nur hingewiesen werden. -er.

Bücherbesprechungen.

Joh. Fr. Gottlob **Közle, Neuer Wegzeiger für die deutschen Schutzgebiete in Afrika, der Südsee und Ostasien.** Nach den neuesten Quellen dargestellt. Mit einer Übersichtskarte der Schutzgebiete. — Stuttgart, Verlag von Max Kielmann. 1900.

Der Verfasser giebt eine summarische und zuverlässige Zusammenstellung alles dessen, was an Kenntnis unserer Schutzgebiete Allgemeingut unseres Volkes sein sollte. Er behandelt im ersten Abschnitt die afrikanischen Kolonien in 4 Kapiteln (Togo, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika); im zweiten die Südsee-Inseln in 6 Kapiteln, von denen das zweite und dritte in eins zusammengefaßt sind (das Kaiser-Wilhelmsland, der Bismarck-Archipel und die Salomons-Inseln, die Marshall-Inseln, die Karolinen- 2c. Inseln, die Samoa-Inseln): im dritten die ostasiatische Kolonie Kiautschou in China. Mit geringen Abweichungen wird in jedem Kapitel die gleiche Einteilung durchgeführt, wodurch die Arbeit einen etwas starken schematischen Charakter erhalten hat: 1) Geschichtliches, 2) Politisches, 3) Bodengestalt, 4) Bevölkerung, 5) Religion, Mission und Schule, 6) Ortschaften, 7) Erzeugnisse, 8) Handel, Schiffahrt und Verkehrswesen, 9) Verwaltung. — Beigegeben ist dem ansprechend ausgestatteten Buche die Karte des „Kolonial-Handels-Adreßbuches" aus H. Kieperts „Kleinem Schulatlas". — Zu bemerken ist, daß der auf S. 49 erwähnte Vorsteher von Lutindi nicht Pastor, sondern Diakon Bokermann ist. Er gehört zur westfälischen Diakonen-Anstalt „Nazareth" bei Bielefeld. Außerdem sind wir gewöhnt, die Rheinische Mission als „Barmer", nicht als „Barmener" (S. 32) zu bezeichnen.

Ernst **Hermann,** Ansiedler in Nomtsas, früher in Kubub. **Viehzucht und Bodenkultur in Südwestafrika.** Zugleich Ratgeber für Auswanderer. Berlin, W. 10. Deutscher Kolonial-Verlag. (G. Meinecke). 1900.

Die Arbeit beruht auf 11jähriger, zum Teil in schwerer Zeit gesammelter Erfahrung. Sie hat als eine Art Leitfaden für die Praxis Anspruch auf Beachtung gerade in diesen Tagen, da die Frage der Besiedelung Deutsch-Südwestafrikas so eingehend behandelt wird und scheinbar zu einem wirklichen Ergebnis geführt werden soll. Für uns ist besonders das Kapitel: „Die Eingeborenen und ihre Behandlung" von Interesse. Und es ist uns eine große Freude, im Verfasser auch hier wieder einen Mann zu finden, der sowohl aus philanthropischen als auch aus rein kolonial-wirtschaftlichen Gründen für eine gerechte und wohlwollende Behandlung der Eingeborenen eintritt. Daß er dabei von der „fluchwürdigen Einführung von Spiritnosen" auf S. 82 sagt: „Das . . ist das Schändlichste, was der Europäer thun konnte," ist ein Zeugnis, von dem wir nur hoffen können, daß es, weil aus seinem, nicht aus dem Munde eines Missionars stammend, die gebührende Beachtung findet. Im übrigen giebt dies Kapitel (S. 82—88) manchen Beitrag zur Charakterisierung der Nama, Herere und Damara.

Oberstabsarzt **Matthäi** in Danzig. **Der Alkohol als Störenfried in den Kolonien und daheim.** Nr. 26 der „Tages- und Lebensfragen. Eine Schriften-Sammlung herausgegeben von Chr. G. Tienken." Verlag von Chr. G. Tienken. Leipzig 1900. Preis 25 Pf.

Ein Vortrag, der, so weit er sich auf die Kolonien bezieht, besonders auf dem in der „Afrika" beigebrachten Material beruht. Es ist ein Oberstabsarzt, der hier spricht. Hoffentlich findet seine Stimme Gehör! Denn wir sind mit unserem Kampfe gegen den ärgsten „Störenfried" in unseren Kolonien noch nicht am Ende.

Aus dem Verlage der Basler Missionsbuchhandlung liegen vor:

A. Gsell. Streiflichter aus dem westafrikanischen Missionsleben. — 10 Pfennig.

J. Flad. China in Wort und Bild. Mit vielen Bildern. — 1,20 Mk.

P. Steiner. Schreckenstage in Kumase. Nach dem Tagebuche von Missionar Ramseyer dargestellt. — 50 Pf.

Die Ereignisse in China haben aller Augen nach dem fernen Osten gelenket. Flad giebt in seiner angezeigten Schrift manche Einzelheiten zur näheren Kenntnis der chinesischen Eigenart. Sie wird daher vielen willkommen sein. Ich möchte indes die Aufmerksamkeit besonders auf die dritte der genannten Schriften lenken. Hier bringt Steiners gewandte Feder eine authentische Darstellung dessen, was die Basler Missionare, unter ihnen der nun zwiefache Märtyrer von Kumase, Ramseyer mit seiner Frau, im eben beendeten Asante-Kriege erlebt und erlitten haben. —er.

Koloniale Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hans Wagner. Leipzig und Wien. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1900. 26 Nummern jährlich in vierzehntägigen Zeiträumen. Durch den Buchhandel oder die Post bezogen vierteljährlich 2,50 Mk.

Es liegen bereits 24 Hefte vor, so daß wenigstens über den ersten Jahrgang sein Urteil abgegeben werden kann. Da muß denn sicherlich zugegeben werden, daß im allgemeinen die Gedanken, die der dem ersten Hefte vorausgesandte Prospekt zum Ausdruck gebracht hat, zur Durchführung gekommen sind. Die „Koloniale Zeitschrift" hat bisher eine Reihe wirklich anerkennenswerter Aufsätze geboten. Anerkannt muß auch werden, daß sie freimütig genug gewesen ist, als die Zeitungspresse über die chinesische Mission glaubte zu Gericht sitzen zu dürfen, mit nur wenigen Partnern gegen den Strom zu schwimmen. Gebührend bemerkt zu werden verdient schließlich, daß die Ausstattung der Zeitschrift vornehm und anziehend ist, wenngleich freilich auch gesagt werden muß, daß ein gut Teil der an sich tadellosen Illustrationen in einem zu losen Zusammenhange zum Texte steht, als daß viele nicht hätten fehlen können; eine „Koloniale Zeitschrift" ist doch kein Bilderbuch! Aber gegenüber diesen offenbaren Vorzügen müssen doch auch wenigstens die hervorstechendsten Mängel — auf Einzelheiten soll auch in dieser Beziehung nicht eingegangen werden — genannt werden. Es ist ein Schade des ersten Jahrgangs, daß bei der praktischen Tendenz, welche die Zeitschrift verfolgt, die Eingebornen-Politik nicht zu ihrem Rechte gekommen ist. Denn es ist schlechterdings unmöglich, wirtschaftliche Kolonial-Politik zu treiben, ohne ständige Rücksicht auf die Eingebornen-Frage zu nehmen. Ich verkenne indes nicht, daß mannigfache Ansätze darauf hindeuten, daß in Zukunft, wenn die „Koloniale Zeitschrift" fortgeführt werden sollte, diesem Mangel abgeholfen werden dürfte. Vor allen Dingen aber verdient es die schärfste Mißbilligung, daß der Herausgeber denselben Ton persönlichster Kritik, den er in seiner Broschüre „Falsche Propheten" anzuschlagen beliebte, auch in seiner Zeitschrift in denkbar stärkster Weise erklingen läßt. Daß namentlich aus diesem Grunde die „Koloniale Zeitschrift" eine abfällige Kritik erfährt, darf niemand wunder nehmen. —er.

Inhalt.

I. Den Evangelischen Afrika-Verein Betreffendes.

II. Gegen Sklaverei und Branntweinhandel.

III. Koloniales.

IV. Mission.

V. Afrikanische Nachrichten.

VI. Verschiedenes.

VII. Bücherbesprechungen.

Quittungsaufstellung.

Für den evangelischen Afrika-Verein gingen ein:

Mitglieder-Beiträge und einmalige Gaben aus Potsdam: Sanitätsrat Dr. Adloff 2 Mk.; Frl Albrecht 1 Mk; Geh.-R. Kalkular Albrecht 1 Mk.; Arendt 1 Mk.; Polizei-Präsident v. Balan 2 Mk.; Medicinalrat Prof. v. Bergmann 3 Mk.; Rentner Biermann 1 Mk.; Lehrer Blankenburg 1 Mk.; Kaufmann Blankenstein 3 Mk.; Bankvorsteher Bünger 1 Mk.; Frau Bürger geb. Riehm 1 Mk.; Graf v. Bylandt-Rheydt 2 Mk.; Postdirektor Engelbrecht 2 Mk.; Rektor Erfurth 1 Mk.; Pastor Falk 1 Mk.; Pfarrer Flaschar 1 Mk.; Geh. Rechnungsrat Fuchs 1 Mk.; Frl. Golz 1 Mk.; Geh. Rechnungsrat Görmar 50 Pf.; Oberlehrer Grell 1 Mk.; Oberpostdirektor Gürtler 3 Mk.; Leutnant v. Hartlieb 2 Mk.; Rentner Helmholz 1 Mk.; Bankvorsteher Heyde 1 Mk; Prediger Hickel 1 Mk. 50 Pfg.; Stadtrat O. Hoffmann 2 Mk.; Geh. Rechnungsrevisor Hoke 1 Mk.; Oberbügermstr. Saehne 1 Mk.; Prof. Dr. Kempf 1 Mk.; Wagenfabrikant Keßlau 1 Mk.; Hofprediger Keßler 2 Mk.; Pastor em. Kleßen 1 Mk.; Frl. Krieger 1 Mk. Pastor Kritzinger 1 Mk.; Realschullehrer Lange 1 Mk.; Frau Regierungsrat Langerbeck 2 Mk.; Sanitätsrat Dr. La Pierre 2 Mk.; Rentner Leisegang 1 Mk.; Chef-Präsident Magdeburg 3 Mk.; Ober-Präsidialrat v. Meusel 3 Mk.; Pastor Müller 3 Mk.; Frau Rechnungsrat Nagel 50 Pfg.; Fabrikant Naruhn 1 Mk.; Kfm. u. Gastwirt Niedt 1 Mk.; Regierungs-Sekretär Osterwaldt 1 Mk.; Kupferschmiedemstr. Ostwaldt 1 Mk.; Pfarrer Persius 1 Mk.; Superintendent Petzholtz 3 Mk.; Pfarrer Dr. em. Pietschker 10 Mk.; Oberst Freiherr v Plettenberg 1 Mk.; Lehrer Dr Rieß 1 Mk.; Oberstabsarzt Dr. Salzmann 1 Mk.; Bankdirektor Sanden 10 Mk.; Frau v. Schaper 1 Mk.; Oberst v. Schmidt-Pauli 1 Mk.; Kfm. Schulze 3 Mk.; Geh Rechnungsrat Schulze 1 Mk.; Eisenbahn-Direktor Schumacher 1 Mk.; Pastor em. Schwengberg 1 Mk.; Frau Seeger geb. Knuth 1 Mk.; Geh. Rechnungsrevisor Spieth 1 Mk.; Geh. Regierungsrat Trinius 3 Mk.; Buchhändler Voß 1 Mk.; Geh. Justizrat Wilke 3 Mk.; v. Willich 1 Mk.; Generalleutnant v. Winterfeldt 2 Mk.; Frau v. Winterfeldt geb. Perbandt 2 Mk.; Frau v Winterfeldt geb. v Korn 1 Mk.; zwei ungenannte Damen 6 Mk.; von Schwester Martha im Frauenabend ges. 3 Mk.;

Mitgliederbeiträge des Zweigvereins Bleicherode: Für 1900 je 3 Mk.: Die Pastoren: Superintendent Gaudig, Bleicherode. Bauermeister, Bleicherode. Meyer, Niedergebra. Holländer, Elende. Uhle-Wettler, Obergebra. Haberland, Sollstädt. Schinkel, Wulfingerode. Beyer, Rehungen. Biebeler, Buhla. Haun, Craja. Burghardt, Lipprechterode. Rüter, Mitteldorf. Zimmermann, Hainrode. Rübesame, Wolkrannshausen. Pape, Kleinfurra. Vollmer, Kleinberndten. Born, Großberndten. Girschner, Großwerther. Weinrich, Rehmstedt. Blau, Großbodungen. Brandt, Werningerode. Kessel, Epschenrode. Meßmacher, Trebra. Mackenrodt, Haserungen. Kohlhase in Mackenrode. Steinecke, Hesserode. Lehrer: Ziske, Ascherode. Seidenstücker II., Bleicherode. Schröter, Pußleben. Mütze, Großwerther. Ahl, Großwerther Gutspächter: Kleemann, Ascherode. Schulze: Schütze, Obergebra (Beiträge von Amtsrichter Busse und H. Röder bereits früher quittiert.)

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.



